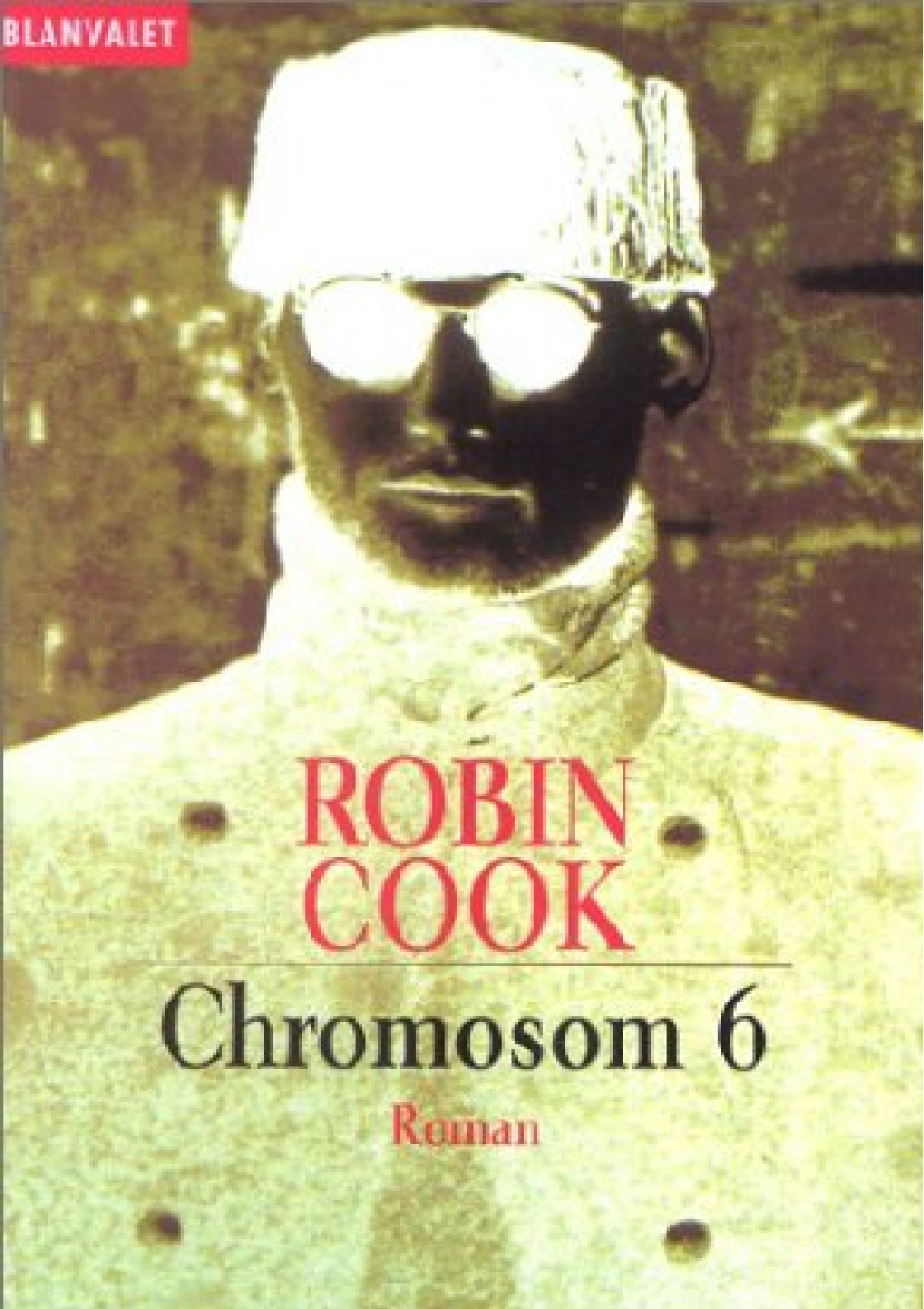
BLANVALET
ROBIN
COOK
Chromosom 6
Roman

Robin Cook

Chromosom 6

Roman

Aus dem Amerikanischen von Bärbel Arnold

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Chromosome 6« bei G. P. Putnam's Sons, New York
Copyright © der Originalausgabe 1997 by Robin Cook All rights reserved including the rights of reproduction in whole or in part in any form.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998 by Wilhelm Goldmann Verlag, München Umschlag- und Einbandgestaltung: Manfred Waller, Reinbek
Satz: Alinea GmbH, München
Druck und Bindung: Graphischer Großbetrieb Pößneck GmbH
Buch-Nr. 04185 5

Das Buch

Als der berüchtigte Mafia-Boss Carlo Franconi niedergeschossen wird, gerät der mit ihm rivalisierende Teil der »ehrenwerten Gesellschaft« unter Verdacht. Erst recht, als Franconis Leiche vor der angesetzten Autopsie aus dem städtischen Leichenschauhaus verschwindet… Da der Mord vor einer laufenden Kamera geschah und die Öffentlichkeit fast zwangsläufig großes Interesse daran zeigt, sind der Bürgermeister und die zuständige Gerichtsmedizinerin Dr. Laurie Montgomery über diese peinliche Panne sehr erbost.

Einige Tage später landet der verstümmelte, unidentifizierbare Körper einer Wasserleiche auf dem Autopsietisch des Pathologen Jack Stapleton und bringt diesen in arge Bedrängnis. Der Fall ist alles andere als Routine, weil der Leiche Kopf, Hände und Füße fehlen und weil ihr die Leber gezielt zerschossen wurde. Unterstützt durch seine Kollegin Dr. Laurie Montgomery, gelingt es Jack schließlich, den Toten als Franconi zu identifizieren. Doch damit ist das Rätsel noch lange nicht gelöst. Wer ist Carlo Franconis Mörder? Und ist der Schütze auch verantwortlich für die Beseitigung und Verstümmelung von Franconis Leiche? Die Suche nach der Wahrheit führt Jack und Laurie in den undurchdringlichen Dschungel von Äquatorial-Afrika, wo sie einer kriminellen Organisation auf die Spur kommen, zu deren Machenschaften chirurgische Eingriffe gehören. Beunruhigend nicht nur das Knowhow, das hinter den Operationen steckt und weit über die modernste Technologie hinausweist, sondern geradezu erschreckend, wie man sich auf ungeheuerliche Weise über die herrschende medizinische Ethik hinwegsetzt.

Mit der für Robin Cook typischen messerscharfen Handschrift verbindet *Chromosom 6* die Action eines nervenaufreibenden Thrillers mit den medizinischen Möglichkeiten in einer allzu nah erscheinenden Zukunft.

Für Andrey und Barbara In Dankbarkeit den wunderbaren Müttern

Mein Dank gilt:

Matthew J. Bankowski, Ph. D.
Leiter der klinischen Virologie,
Molekularmedizin und Forschungs- und Entwicklungsabteilung,
DSI-Laboratorien

Joe Cox, J. D. L. L. M.
Steuer- und Unternehmensrecht

John Gilatto, V. M. D. Ph. D.
außerordentlicher Professor für Veterinärpathologie,
Tufts University School of Veterinary Medicine

Jacki Lee, M. D.
Leiter der Gerichtsmedizin,
Queens, New York

Matts Linden,
Flugkapitän, American Airlines

Martine Pignede,
Leiter des privaten Wildparks NIWA in Kamerun

Jean Reeds,
Schulpsychologe, Lektor und Kritiker

Charles Wetli, M. D.
Leiter der Gerichtsmedizin Suffolk County,
New York

Prolog
3. März 1997, 15.30 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Kevin Marshall war Doktor der Molekularbiologie. Den Titel hatte ihm das Massachusetts Institute of Technology verliehen, aber er hatte auch oft im Massachusetts General Hospital zu tun gehabt, und wenn er das bedachte, war es ihm regelrecht peinlich, wie sehr ihm jeder medizinische Eingriff zuwider war. Er hatte es zwar nie gegenüber irgend jemandem zugegeben, doch es grauste ihn schon vor einer einfachen Blutuntersuchung oder Impfung. Vor allem Spritzen waren ihm ein Greuel. Wenn er nur eine sah, bekam er schon wacklige Beine und es trieb ihm den Angstschweiß auf seine breite Stirn. Im College war er sogar einmal nach einer Masernimpfung in Ohnmacht gefallen.

Mit seinen vierunddreißig Jahren, von denen er etliche der biomedizinischen Forschung gewidmet und häufig auch mit lebenden Tieren gearbeitet hatte, hatte er eigentlich gehofft, seine Phobie längst überwunden zu haben, doch vergeblich. Und deshalb befand er sich im Augenblick auch weder im Operationssaal 1A noch in 1B. Statt dessen hatte er es vorgezogen, sich in den zwischen den beiden Sälen liegenden Waschraum zurückzuziehen, von wo aus er, gegen das Waschbecken gelehnt, durch die rechtwinkligen Fenster beide OPs einsehen konnte - doch er hatte schon bald das Bedürfnis, sich abzuwenden.

Die beiden Patienten wurden etwa seit einer Viertelstunde in den jeweiligen Operationssälen auf ihren Eingriff vorbereitet. Die beiden Operationsteams standen seitlich neben den Patienten und unterhielten sich leise. Sie trugen OP-Kleidung und -Handschuhe und waren bereit, mit dem Eingriff zu beginnen.

Während bei den Patienten die Narkose eingeleitet wurde, hatten der Anästhesiologe und die beiden Anästhesisten ein paar technische Details ausgetauscht; darüber hinaus war wenig gesprochen worden.

Der Anästhesiologe war zwischen den beiden OPs hin- und hergependelt, um den Zustand der Patienten zu überwachen und bei den leisesten Anzeichen irgendeines Problems sofort zur Stelle zu sein.

Doch es gab keine Probleme. Jedenfalls noch nicht. Trotzdem machte Kevin sich Sorgen. Überrascht stellte er fest, daß sich jenes Triumphgefühl diesmal einfach nicht bei ihm einstellen wollte, das er während der drei vorangegangenen und vergleichbaren Prozeduren empfunden hatte, als er sich an der Macht der Wissenschaft und an seiner eigenen Kreativität berauscht hatte.

Anstelle von Begeisterung spürte Kevin, wie sich pilzartig ein Gefühl von Unbehagen in ihm breitmachte. Er trug dieses unangenehme Gefühl nun schon seit fast einer Woche mit sich herum, doch als er jetzt diese beiden Patienten da liegen sah und über ihre unterschiedlichen Schicksale nachdachte, merkte er, wie sich seine Anspannung plötzlich in einen beklemmenden Schmerz verwandelte. Es war wie wenn er an Spritzen dachte: Er brach in Schweiß aus, und seine Beine begannen zu zittern. Um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, mußte er sich auf den Rand des Waschbeckens stützen. Als plötzlich die Tür von Operationssaal 1A aufging, schrak er zusammen. Er blickte in zwei hellblaue Augen, die von einer Haube und einem Mundschutz umrahmt waren, doch er erkannte sofort, wer da vor ihm stand. Es war Candace Brickmann, eine der OP-Schwestern.

»Die Narkotika sind injiziert«, sagte Candace. »Die Patienten schlafen. Wollen Sie wirklich nicht reinkommen? Drinnen können Sie viel besser zusehen.«

»Nein danke«, erwiderte Kevin. »Ich stehe ganz gut hier.«

»Wie Sie wollen«, erwiderte Candace und ging zurück in einen der OPs.

Nachdem die Tür hinter ihr zugefallen war, sah Kevin, wie sie durch den Raum huschte und irgend etwas zu den Chirurgen sagte, die sich daraufhin zu ihm umdrehten und ihm durch ein Zeichen mit dem Daumen zu verstehen gaben, daß alles in bester Ordnung sei. Unsicher erwiderte Kevin die Geste. Die Chirurgen nahmen ihre Unterhaltung wieder auf, doch die wortlose Kommunikation potenzierte bei Kevin das Gefühl der Mitschuld. Er löste sich von dem Wasch-

becken und trat einen Schritt zurück. Sein Unbehagen verwandelte sich in Angst. Was hatte er nur getan?

Er drehte sich um und verließ fluchtartig den Waschraum und den gesamten Operationsbereich. Ein Luftzug folgte ihm, als er den aseptischen OP-Trakt verließ, in dem immer ein leichter Überdruck herrschte. Als er sein schillerndes, futuristisches Labor betrat, atmete er schwer, denn er fühlte sich, als ob er vor lauter Anstrengung völlig aus der Puste wäre. An jedem anderen Tag hätte er beim Betreten seines Labors nur an all die wissenschaftlichen Erkenntnisse denken müssen, die er mit seinen magischen Händen zu Tage befördern würde, und schon wäre er vor Vorfreude schier aus dem Häuschen geraten. Die zahlreichen Räume waren mit genau jenen High-Tech-Geräten ausgestattet, um die sich früher all seine Phantasien gedreht hatten. Inzwischen tanzten all diese hochkomplizierten Apparate Tag und Nacht nach seiner Pfeife. Geistesabwesend ließ er seine Finger über die Verkleidung aus rostfreiem Stahl gleiten und berührte flüchtig die analogen Skalen und digitalen Sichtanzeigen, während er auf sein Büro zusteuerte. Er betastete das einhundertfünfzigtausend Dollar teure DNA-Sequenziergerät und den fünfhunderttausend Dollar teuren kugelförmigen Kernspintomographen, aus dem ein Wirrwarr von Kabeln entsprang und die Anlage wie eine riesige Seeanemone erscheinen ließ. Dann sah er zu den PCR-Geräten hinüber, deren rote Lämpchen wie entfernte Radiosterne blinkten und aufeinanderfolgende DNA-Strang-Verdopplungen ankündigten. Früher hatte Kevin in seinem Labor immer Kraft und Hoffnung getankt, doch jetzt erschien ihm jede Röhre der Eppendorf-Mikrozentrifuge und jeder mit Gewebekulturen gefüllte Glaskolben wie ein stummer Hinweis auf die böse Vorahnung, die sich in seinem Kopf zusammenbraute.

Er ging an seinen Schreibtisch und betrachtete auf der Genkarte den kleinen Arm des Chromosoms 6. Der Bereich, dem sein Hauptinteresse galt, war rot markiert. Es war der *major histocompatibility complex*, der sogenannte Haupthistokompatibilitätskomplex (MHC). Das Problem war, daß der MHC nur einen winzigen Teil des kleinen Arms von Chromosom 6 ausmachte. Große Bereiche, die Millionen und aber Millionen von Basenpaaren und folglich Hunderte anderer

Gene aufwiesen, waren nicht entschlüsselt. Kevin hatte keine Ahnung, was diese Gene bewirken mochten.

Vor kurzem hatte er sogar über das Internet weitere Informationen über diese Gene erbeten, doch in seiner Mailbox waren nur ein paar äußerst vage Antworten gelandet. Viele Forscher waren der Meinung, der kleine Arm des Chromosoms 6 enthalte Gene, die mit der Skelettmuskel-Entwicklung zu tun hätten. Doch das war auch schon alles. Niemand hatte irgendwelche Details mitgeteilt.

Kevin schauderte unwillkürlich und richtete seinen Blick auf das große Panoramafenster über seinem Schreibtisch. Wie fast immer prasselte draußen einer jener in sanften Strömen niedergehenden tropischen Regengüsse gegen die Scheibe. Die Tropfen krochen zunächst ganz langsam nach unten, bis sie zu einer kritischen Masse verschmolzen waren und dann wie Funken eines Schleifrades zerstoben und über die Oberfläche der Scheibe rasten.

Kevin ließ seinen Blick in die Ferne schweifen. Der schroffe Gegensatz zwischen den steril glitzernden, klimatisierten Innenräumen seines Labors und der Außenwelt war für ihn jedesmal ein Schock. Obwohl die Trockenzeit eigentlich schon vor drei Wochen hätte beginnen sollen, jagten graublaue Sturmwolken über den Himmel. Der von einer wilden Vegetation überwucherte Erdboden war so dunkelgrün, daß er beinahe schwarz wirkte. Am Rande der Kleinstadt erhob sich der Urwald wie eine gigantische, bedrohliche Flutwelle.

Kevins Büro befand sich im Krankenhaus- und Labor-Komplex, einem der wenigen neueren Gebäude in dem bis vor kurzem völlig verfallenen und verlassenen spanischen Kolonialstädtchen Cogo, das ganz im Süden des nahezu unbekannten afrikanischen Landes Äquatorialguinea lag. Das Gebäude hatte drei Stockwerke, Kevins Büro befand sich auf der obersten Etage. Von seinem Fenster aus sah er nach Südosten und konnte einen guten Teil der Stadt überblicken, die sich planlos bis zum Estuario del Muni erstreckte, einem Delta, in das zahlreiche Flüsse einmündeten.

Von den benachbarten Gebäuden waren einige renoviert worden, an anderen wurde gerade gearbeitet, doch die meisten hatte man trotz ihres verfallenen Zustands nicht angetastet. Ein halbes Dutzend der

einst prachtvollen Haciendas wurde von Kletterpflanzen und Wurzeln anderer wild wachsender Gewächse überwuchert. Über dem ganzen Gebiet hing die übliche Dampfhaube der extrem feuchten, warmen Luft. Ganz vorne sah Kevin unter sich die Arkaden des alten Rathauses. Im Schatten drückte sich wie immer eine Handvoll äquatorialguinesischer Soldaten herum; sie trugen alle Kampfuniformen, und jeder hatte ein AK-47 geschultert. Wie immer rauchten und diskutierten sie und tranken dabei Importbier aus Kamerun.

Nach einer Weile ließ Kevin seinen Blick über die Stadtgrenze hinaus schweifen. Unbewußt hatte er das in letzter Zeit immer vermieden, doch jetzt richtete er sein Augenmerk gezielt auf die Flußmündung, deren regengepeitschte Wasseroberfläche aussah wie eine lehmige, braune Brühe. Ganz im Süden konnte er so gerade die bewaldete Küste von Gabun erkennen. Dann blickte er nach Osten und folgte der Inselkette, die sich landeinwärts im Flußdelta dahinzog. Am Horizont konnte er die größte der Inseln ausmachen, Isla Francesca, die ihren Namen im fünfzehnten Jahrhundert von den Portugiesen erhalten hatte. Im Unterschied zu den anderen Inseln ragte auf Isla Francesca eine steile Erhebung aus Kalkstein empor, die mit Urwaldpflanzen überwuchert war und vom Mittelpunkt der Insel wie die Wirbelsäule eines Dinosauriers zum Ufer herunterlief.

Plötzlich begann Kevins Herz zu rasen. Trotz des Regens und der Dunstschleier sah er, was er befürchtet hatte. Genau wie vor einer Woche hingen unverkennbar kleine Rauchwölkchen über der Insel und stiegen langsam und sanft in den bleiernen Himmel empor.

Kevin ließ sich in seinen Schreibtischsessel plumpsen und legte seinen Kopf in die Hände. Er fragte sich, was er bloß angerichtet hatte. Da er im Nebenfach Altphilologie studiert hatte, wußte er ein wenig über die griechische Mythologie. Er fragte sich, ob er den gleichen Fehler begangen hatte wie einst Prometheus. Rauch bedeutete Feuer, und ihm ging die Frage durch den Kopf, ob es sich womöglich um das sprichwörtliche Feuer handelte, das er, Prometheus gleich, den Göttern geraubt hatte.

18.45 Uhr
Boston, Massachusetts

Während draußen ein kalter Märzwind an den Doppelfenstern rüttelte, genoß Taylor Devonshire Cabot die Gemütlichkeit und Wärme seines nußbaumgetäfelten Arbeitszimmers in seinem nördlich von Boston, Massachusetts, in Manchester-by-the-Sea gelegenen Haus. Taylors Frau, Harriette Livingston Cabot, beaufsichtigte in der Küche die letzte Phase der Vorbereitungen für das Abendessen, das um punkt halb acht serviert werden sollte.

Auf der Armlehne von Taylors Sessel stand ein Kristallglas mit purem Malzwhisky. Im Kamin flackerte ein Feuer, und die Stereoanlage erfüllte den Raum mit gedämpfter Wagner-Musik. Darüber hinaus gab es in Taylors Arbeitszimmer drei in eine Schrankwand eingelassene Fernseher, von denen einer auf den lokalen Nachrichtensender, einer auf CNN und einer auf ESPN eingestellt war.

Taylor war die Zufriedenheit in Person. Er hatte einen hektischen, aber ergiebigen Tag in der internationalen Firmenzentrale von GenSys hinter sich, einem relativ neuen Biotechnologie-Unternehmen, das er vor acht Jahren gegründet hatte. Die Firma hatte am Charles River in Boston extra ein neues Gebäude errichtet, um die nahe Harvard University und das Massachusetts Institute of Technology für die Anwerbung junger Wissenschaftler zu nutzen.

Die Rückfahrt im Feierabendverkehr war an diesem Abend zügiger als sonst vonstatten gegangen, so daß Taylor sein Lesepensum, das er sich vorgenommen hatte, nicht hatte beenden können. Taylors Fahrer Rodney kannte die Gewohnheiten seines Arbeitgebers so gut, daß er sich dafür entschuldigte, ihn so schnell nach Hause gebracht zu haben.

»Ich bin sicher, daß Sie das morgen mit einer ordentlichen Verspätung wieder wettmachen werden«, hatte Taylor gescherzt. »Ich werde mein Bestes tun«, hatte Rodney erwidert. Anstatt einfach nur entspannt Musik zu hören oder fernzusehen, studierte Taylor deshalb an diesem Abend aufmerksam den Finanzbericht, der auf der für die

kommende Woche geplanten Aktionärsversammlung präsentiert werden sollte. Das bedeutete allerdings keineswegs, daß er von dem, was sich um ihn herum abspielte, nichts mitbekam. Er vernahm das Heulen des Windes, das Knistern des Feuers, die Musik, und er registrierte genau, was die jeweiligen Reporter der einzelnen Fernsehsender von sich gaben. So kam es, daß sein Kopf mit einem Mal nach oben schoß, als der Name Carlo Franconi fiel. Als erstes griff Taylor zu seiner Fernbedienung und stellte den Ton des mittleren Fernsehers lauter. Es war der Apparat, auf dem die lokalen Nachrichten eines CBS-Tochtersenders liefen. Die Moderatoren waren Jack Williams und Liz Walker. Es war Jack Williams gewesen, der den Namen Carlo Franconi erwähnt hatte und der gerade ausführte, der Sender habe ein Videoband erhalten, auf dem die Ermordung dieses im Mafia-Milieu bekannten Mannes zu sehen sei, der bekanntlich mit gewissen Bostoner Familien aus der kriminellen Szene in Verbindung gestanden habe.

»Das Band ist ziemlich anschaulich«, warnte Jack seine Zuschauer. »Wir weisen alle Eltern darauf hin, daß der folgende Beitrag für Kinder nicht geeignet ist. Sie werden sich vielleicht daran erinnern, daß wir vor ein paar Tagen darüber berichtet haben, daß der kränkelnde Franconi nach der gegen ihn gerichteten Anklageerhebung plötzlich untergetaucht war, woraufhin viele glaubten, er habe sich aus dem Staub gemacht. Doch dann war er gestern mit der Nachricht wieder aufgetaucht, er habe einen Deal mit der New Yorker Staatsanwaltschaft geschlossen und werde in das Zeugen-Schutzprogramm aufgenommen. Heute abend jedoch ist der angeklagte Gangster beim Verlassen seines Lieblingsrestaurants von einer tödlichen Kugel getroffen worden.«

Gebannt sah Taylor sich das Amateurvideo an. Man sah einen übergewichtigen Mann, der in Begleitung mehrerer wie Polizisten aussehender Männer ein Restaurant verließ und lässig der Menschenansammlung zuwinkte, die sich vor dem Lokal aufgebaut hatte. Während er auf seine wartende Limousine zusteuerte, ignorierte er gewissenhaft sämtliche Fragen der ihn bedrängenden Journalistenschar. Genau in dem Augenblick, als Franconi sich bückte, um in das

Auto einzusteigen, zuckte er, taumelte nach hinten und umklammerte mit der Hand seinen Hals. Während er zur rechten Seite hin umkippte, zuckte sein Körper noch einmal, bevor er schließlich auf den Boden aufschlug. Seine Begleiter zogen ihre Pistolen und zielten hektisch in alle Richtungen. Die Journalisten, die Franconi verfolgt hatten, hatten sich alle zu Boden geworfen.

»Wahnsinn!« sagte Jack, als das Video zu Ende war. »Ist ja sensationell! Die Szene erinnert mich an die Ermordung von Lee Harvey Oswald. Soviel zum Thema Polizeischutz.«

»Was für eine Wirkung dieser Mord wohl auf künftige Zeugen aus dem Milieu haben wird?« fragte Liz.

»Bestimmt keine gute«, erwiderte Jack.

»Da bin ich sicher.« Taylor richtete sein Augenmerk jetzt auf CNN, wo in diesem Moment dieselbe Videoaufzeichnung gesendet wurde. Er sah sich den Ablauf noch einmal an und fuhr dabei unweigerlich zusammen. Als die Aufzeichnung zu Ende war, schaltete CNN live zu einem Reporter, der sich vor dem Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York aufgebaut hatte. »Die Frage ist jetzt, ob es einen oder zwei Angreifer gegeben hat«, schrie der Reporter in sein Mikrophon, um den Straßenlärm der First Avenue zu übertönen. »Wir vermuten, daß Franconi von zwei Kugeln getroffen wurde. Die Polizei ist natürlich nicht gerade gut auf diesen Zwischenfall zu sprechen und weigert sich bisher, Spekulationen anzustellen oder irgendwelche Informationen herauszugeben. Wie wir inzwischen erfahren haben, ist für morgen früh eine Autopsie geplant, und wir gehen davon aus, daß das Ergebnis der ballistischen Untersuchung klären wird, wie viele Angreifer es waren.«

Taylor stellte den Ton leiser und nahm seinen Drink in die Hand. Dann ging er ans Fenster und ließ den Blick über das düstere, aufgewühlte Meer schweifen. Franconis Tod konnte Ärger bedeuten. Er sah auf die Uhr. In Westafrika war es kurz vor Mitternacht.

Er griff zum Telefon, wählte die Nummer der Telefonistin von GenSys und teilte ihr mit, daß er umgehend mit Kevin Marshall zu sprechen wünsche.

Als er wieder aufgelegt hatte, ging er zurück ans Fenster und starrte

nach draußen. Obwohl dieses Projekt in finanzieller Hinsicht recht vielversprechend zu sein schien, hatte er sich nie so richtig wohl gefühlt. Er fragte sich, ob er die ganze Sache nicht lieber abblasen sollte. Das Klingeln des Telefons riß ihn aus seinen Gedanken. Die Telefonistin teilte ihm mit, daß Mr. Marshall jetzt in der Leitung sei. Nach einer kurzen Störung knackte es, und Taylor vernahm Kevins schläfrige Stimme. »Spreche ich tatsächlich mit Taylor Cabot?« fragte Kevin.

»Erinnern Sie sich an einen Carlo Franconi?« wollte Taylor wissen und ignorierte Kevins Frage.

»Natürlich«, erwiderte Kevin.

»Er wurde heute nachmittag ermordet«, entgegnete Taylor. »Morgen früh soll in New York eine Autopsie vorgenommen werden. Was ich jetzt von Ihnen wissen will, ist - könnte das ein Problem für uns bedeuten?«

Für einen Augenblick sagte niemand ein Wort. Taylor wollte gerade fragen, ob die Verbindung abgebrochen sei, als Kevin antwortete.

»Ja. Das könnte ein Problem sein.«

»Sie meinen, bei einer Autopsie könnte alles herauskommen?«

»Möglicherweise«, erwiderte Kevin. »Ich halte es zwar nicht für wahrscheinlich, aber es wäre durchaus möglich.«

»Das Wort ›möglich‹ mag ich überhaupt nicht«, entgegnete Taylor und beendete das Gespräch. Dann rief er noch einmal die Telefonistin von GenSys an und teilte ihr mit, daß er umgehend mit Dr. Raymond Lyons sprechen wolle. Er betonte, daß es sich um einen Notfall handele.

New York City

»Entschuldigen Sie bitte«, flüsterte der Kellner. Er war von links an Dr. Lyons herangetreten und hatte so lange gewartet, bis der Arzt seine Unterhaltung mit seiner jungen blonden Assistentin Darlene Polson, die zugleich seine derzeitige Geliebte war, für einen Moment unterbrach. Mit seinem vollen, ergrauenden Haar und seiner konservativen Kleidung war der Doktor der Inbegriff eines Seifenopern-

Arztes. Er war Anfang Fünfzig, groß, sonnengebräunt, beneidenswert schlank und sah auf angenehme Weise gepflegt und vornehm aus.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung«, wiederholte der Kellner. »Aber Sie werden dringend am Telefon verlangt. Es handelt sich um einen Notfall. Darf ich Ihnen unser schnurloses Telefon bringen, oder möchten Sie lieber den Apparat im Flur benutzen?«

Mit seinen blauen Augen musterte Raymond erst die freundliche, aber eher langweilige Darlene und sah dann den aufmerksamen Kellner an, dessen einwandfreies Verhalten die hohe Service-Bewertung des Restaurants Aureole in Zagats Restaurant-Führer durchaus rechtfertigte. Raymond sah nicht besonders glücklich aus.

»Sollte ich dem Anrufer vielleicht ausrichten, daß Sie im Augenblick nicht ans Telefon kommen können?« schlug der Kellner vor.

»Nein«, erwiderte Raymond. »Bringen Sie mir den schnurlosen Apparat.« Er hatte keine Ahnung, wer in aller Welt auf die Idee kommen konnte, ihn wegen eines Notfalls anzurufen. Raymond hatte schon lange nicht mehr als Arzt praktiziert. Nachdem man ihn verurteilt hatte, weil er fast zwölf Jahre lang die staatliche Krankenversicherung Medicare betrogen hatte, hatte man ihm die Lizenz entzogen.

»Hallo?« meldete sich Raymond in ängstlicher Erwartung.

»Hier ist Taylor Cabot. Wir haben ein Problem.« Raymond fuhr zusammen. Auf seiner Stirn bildeten sich unzählige Runzeln.

Taylor klärte ihn kurz über die Ermordung und die bevorstehende Autopsie von Carlo Franconi auf und berichtete ihm auch von seinem Telefonat mit Kevin Marshall.

»Diese Angelegenheit ist Ihr Problem«, kam Taylor gereizt zum Ende. »Und ich warne Sie: Wenn man sich das gesamte Projekt vor Augen hält, ist das hier ein kleiner Fisch. Falls es Ärger gibt, lasse ich das ganze Unternehmen platzen. Ich will auf keinen Fall schlechte Publicity. Also regeln Sie die Sache!«

»Aber was soll ich denn tun?« platzte Raymond heraus.

»Offen gestanden - ich habe keine Ahnung«, erwiderte Taylor. »Aber Sie sollten sich etwas einfallen lassen, und das am besten verdammt schnell.«

»Von meiner Warte aus könnte es kaum besser laufen«, versuchte Raymond Taylor zu beruhigen. »Ich habe heute erst mit einer Ärztin in L. A. gesprochen, die jede Menge Filmstars und reiche Geschäftsleute von der Westküste behandelt. Sie ist daran interessiert, auch in Kalifornien eine Dependance einzurichten.«

»Sie scheinen mich nicht verstanden zu haben«, entgegnete Taylor. »Es wird nirgends auch nur irgendeine verdammte Dependance geben, wenn das Problem mit Franconi nicht gelöst wird. Also machen Sie sich an die Arbeit! Ich würde sagen, Sie haben etwa zwölf Stunden Zeit.«

Das Klicken, mit dem die Leitung unterbrochen wurde, ließ Raymonds Kopf zur Seite zucken. Er starrte das Telefon an, als sei der Apparat für die abrupte Beendigung des Gesprächs verantwortlich. Der Kellner, der in angemessener Entfernung gewartet hatte, kam an den Tisch, nahm das Telefon entgegen und entfernte sich wieder.

»Ärger?« fragte Darlene.

»O Gott!« stöhnte Raymond und kaute nervös auf seinem Daumennagel herum. Was er gerade gehört hatte, bedeutete mehr als Ärger. Möglicherweise stand sogar eine Katastrophe bevor. Seine vielfältigen Versuche, seine Zulassung zurückzugewinnen, waren irgendwo im Sumpf des Justizsystems steckengeblieben; daher war sein derzeitiger Job alles, was er hatte. Zudem hatten sich die Dinge erst kürzlich für ihn zum Guten gewendet. Es hatte ihn fünf Jahre gekostet, dahin zu kommen, wo er jetzt war. Das konnte er unmöglich alles den Bach runtergehen lassen.

»Was ist los?« wollte Darlene wissen und nahm Raymonds Hand; er kaute immer noch an seinem Nagel. Raymond berichtete ihr knapp von der bevorstehenden Autopsie an Carlo Franconi und wiederholte Taylor Cabots Drohung, das gesamte Projekt platzen zu lassen.

»Jetzt - wo endlich das große Geld reinkommt?« entgegnete Darlene. »Das wird er schön bleibenlassen.« Raymond lachte kurz und freudlos auf.

»Für einen wie Taylor Cabot oder für GenSys ist das kein großes Geld. Er würde alles platzen lassen, ohne mit der Wimper zu zucken. Mein Gott -es war schwer genug, ihn überhaupt zum Mitmachen zu

überreden.«

»Dann mußt du den Leuten klarmachen, daß sie die Autopsie nicht durchführen sollen«, bemerkte Darlene. Raymond starrte seine Begleiterin an. Er wußte, daß sie es gut meinte; schließlich hatte er sich bestimmt nicht wegen ihres Verstands zu ihr hingezogen gefühlt. Und wenn er es sich auch verkniff, sie anzufahren, mußte er doch eine sarkastische Bemerkung fallenlassen. »Du meinst also, ich kann einfach so mir nichts, dir nichts im Gerichtsmedizinischen Institut anrufen und den Leuten da verklickern, daß sie bei so einem Fall besser keine Autopsie vornehmen sollen? Jetzt mach aber mal einen Punkt!«

»Du kennst doch eine Menge wichtiger Leute«, insistierte Darlene. »Bitte doch einfach jemanden, im Institut Bescheid zu sagen.«

»Bitte, Liebling«, entgegnete Raymond herablassend und hielt dann plötzlich inne. Ohne es zu wissen, hatte Darlene den Nagel auf den Kopf getroffen. Allmählich formte sich in seinem Kopf eine Idee.

»Was ist mit Dr. Levitz?« fragte Darlene. »Er war der Arzt von Mr. Franconi. Vielleicht kann er dir helfen.«

»An den habe ich auch gerade gedacht«, entgegnete Raymond. Dr. Daniel Levitz hatte eine große Praxis auf der Park Avenue, die ihm hohe Betriebskosten und - dank der kostenorientierten Gesundheitspolitik - schwindende Patientenzahlen bescherte. Es war eine Leichtigkeit gewesen, ihn für das Projekt zu gewinnen, und er war einer der ersten Ärzte gewesen, die es gewagt hatten, dem Unternehmen beizutreten. Hinzu kam, daß er viele Patienten gebracht hatte, von denen nicht wenige die gleichen Geschäfte machten wie Carlo Franconi. Raymond erhob sich, klappte seine Brieftasche auf und blätterte drei frische Einhundert-Dollar-Scheine auf den Tisch. Ihm war klar, daß dies für die Begleichung der Rechnung und ein großzügiges Trinkgeld mehr als genug war.

»Komm«, sagte er. »Wir müssen einen Hausbesuch machen.«

»Aber ich bin doch noch nicht mal mit meiner Vorspeise fertig«, beschwerte sich Darlene.

Raymond antwortete nicht. Statt dessen zog er einfach ihren Stuhl vom Tisch weg und gab ihr so zu verstehen, daß sie aufstehen solle.

Je mehr er über Dr. Levitz nachdachte, desto klarer wurde ihm, daß er tatsächlich der Retter in der Not sein konnte. Als Hausarzt einer Vielzahl miteinander konkurrierender New Yorker Verbrecherfamilien, kannte Levitz Leute, die Unmögliches möglich machen konnten.

Kapitel 1
4. März 1997, 7.25 Uhr
New York City

Jack Stapleton beugte sich nach vorn und trat noch etwas kräftiger in die Pedalen. Er radelte auf der 13th Street in Richtung Osten und wollte auf dem letzten Stück noch einen kleinen Spurt hinlegen. Als es bis zur First Avenue nur noch etwa fünfzig Meter waren, schaltete er in den Leerlauf und schoß freihändig weiter die Straße entlang. Doch die Ampel war ihm wieder einmal nicht wohlgesonnen und zwang ihn zu bremsen, denn nicht einmal Jack war so verrückt, das Rotlicht zu ignorieren und mit voller Geschwindigkeit in das Chaos aus Autos, Bussen und Lastwagen hineinzurasen, die um die Wette stadtauswärts fuhren.

Es war erheblich wärmer geworden. Die zwölf Zentimeter Pappschnee, die vor zwei Tagen gefallen waren, waren weitgehend weggeschmolzen; nur zwischen den geparkten Autos trotzten noch ein paar schmutzige Haufen dem einsetzenden Tauwetter. Jack war froh, daß die Straßen wieder frei waren, denn er hatte mehrere Tage lang nicht mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren können. Das Fahrrad unter seinem Hintern war gerade drei Wochen alt; er hatte es als Ersatz für sein altes Rad gekauft, das man ihm vor einem Jahr gestohlen hatte. Ursprünglich hatte Jack sich damals sofort ein neues Rad kaufen wollen, doch nach einem schrecklichen Zwischenfall, bei dem er um ein Haar den Tod gefunden hätte, hatte er es vorgezogen, erst mal ein bißchen vorsichtiger zu sein. Dieser Zwischenfall hatte zwar nichts mit seinen Fahrradtouren in die Innenstadt zu tun gehabt, aber er war ihm doch so unter die Haut gegangen, daß ihm schlagartig bewußt geworden war, wie leichtsinnig er immer gefahren war.

Mit der Zeit jedoch schwanden seine Ängste dahin, und als ihm neulich bei einem Überfall in der U-Bahn seine Uhr und seine Brieftasche gestohlen worden waren, hatte er den letzten Anstoß bekommen, wieder aufs Fahrrad umzusteigen. Einen Tag nach dem Überfall

hatte er sich ein neues Cannondale-Mountainbike gekauft, und von da an spielte er in den Augen seiner Freunde wieder leichtsinnig mit seinem Leben. Doch das stimmte nicht ganz, denn anders als früher forderte er sein Schicksal nicht mehr heraus, indem er sich zwischen anfahrenden Lieferwagen und geparkten Autos hindurchquetschte. Er raste auch nicht mehr im Slalom die Second Avenue hinunter. Außerdem radelte er nur noch selten nach Einbruch der Dunkelheit durch den Central Park.

An der Kreuzung kam Jack zum Stehen und wartete darauf, daß die Ampel auf Grün schaltete. Als sein Fuß das Pflaster berührte und er sich umdrehte, sah er im gleichen Augenblick eine Reihe von Fernseh-Übertragungswagen, die ihre Hauptantennen ausgefahren und auf der Ostseite der First Avenue direkt vor seinem Ziel Stellung bezogen hatten: dem Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York, von vielen auch einfach nur »das Leichenschauhaus« genannt. Jack arbeitete seit eineinhalb Jahren als Gerichtsmediziner an dem New Yorker Institut, deshalb war ihm ein derartiger Journalistenauflauf durchaus nichts Unbekanntes. Im allgemeinen kündigte dieser geballte Medienauflauf davon, daß eine bekannte Persönlichkeit aus dem Leben geschieden war - oder zumindest jemand, der in den Medien eine wichtige Rolle spielte. Es konnte auch sein, daß sich ein Massenunglück ereignet hatte, etwa ein Flugzeugabsturz oder ein Zugunglück. Sowohl aus persönlichen Gründen, aber auch im Interesse der Öffentlichkeit, hoffte Jack, daß ersteres eingetreten war. Als die Ampel auf Grün sprang, überquerte Jack die First Avenue und betrat das Leichenschauhaus über die an der 13th Street gelegene Eingangsrampe. Wie immer stellte er sein Rad in der Nähe der Hart-Island-Särge ab, in denen die von niemandem abgeholten Leichen auf ihren Abtransport warteten, und fuhr dann mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoß hinauf. Jack registrierte sofort, daß alle in hellem Aufruhr waren. Etliche der Tagessekretärinnen, die normalerweise erst nach acht kamen, hingen in der Zentrale an diversen Telefonen und verbanden die Anrufer hektisch mit den gewünschten Gesprächspartnern. Auf den Schaltpulten vor ihnen blinkten unzählige rote Lämpchen. Sogar das Polizeibüro von Sergeant Murphy, der eigentlich erst

irgendwann nach neun Uhr einzutreffen pflegte, war bereits geöffnet und hell erleuchtet. Mit wachsender Neugier betrat Jack den sogenannten ID-Raum, in den die Angehörigen zur Identifizierung ihrer Toten geführt wurden, und steuerte als erstes die Kaffeemaschine an. Vinnie Amendola, einer der Sektionsgehilfen, hatte sich wie üblich hinter seiner Zeitung vergraben, doch das war an diesem Morgen um diese Zeit auch schon das einzige, was hier normal zu sein schien. Eigentlich war Jack morgens immer von allen Pathologen der erste, doch an diesem Tag waren nicht nur der stellvertretende Chef des Instituts, Dr. Calvin Washington, sondern auch Dr. Laurie Montgomery und Dr. Chet McGovern bereits vor ihm da. Die drei waren in eine intensive Unterhaltung mit Sergeant Murphy und - zu Jacks Überraschung - Detective Lieutenant Lou Soldano von der Mordkommission verwickelt. Lou kam zwar oft im Leichenschauhaus vorbei, aber mit Sicherheit nicht morgens um halb acht. Obendrein sah der Detective so aus, als wäre er gar nicht im Bett gewesen, oder wenn doch, als habe er in seiner Tageskleidung geschlafen. Jack schenkte sich einen Kaffee ein. Bisher hatte niemand von seiner Ankunft Notiz genommen. Nachdem er Milch und Zucker in seinen Kaffee gerührt hatte, warf er einen Blick durch die Tür, die zur Eingangshalle führte. Wie er es erwartet hatte, drängelten sich im Eingangsbereich Reporter und Kameraleute, die sich miteinander unterhielten und Kaffee aus den Kaffeeautomaten tranken. Zu seiner Überraschung rauchten viele von ihnen. Da das Rauchen im Institut strengstens verboten war, forderte Jack seinen Assistenten Vinnie auf, in die Eingangshalle zu gehen und die Leute zurechtzuweisen.

»Du bist doch viel näher dran«, entgegnete Vinnie, ohne von seiner Zeitung aufzublicken.

Jack verdrehte die Augen. Vinnie ließ es wieder einmal an dem gebotenen Respekt fehlen, doch Jack mußte zugeben, daß sein Assistent diesmal recht hatte. Also steuerte er auf die geschlossene Glastür zu und öffnete sie. Doch bevor er überhaupt dazu kam, auch nur einen der Journalisten auf das Rauchverbot hinzuweisen, fiel die ganze Meute buchstäblich über ihn her. Er mußte unzählige Mikrophone wegschieben, die ihm ins Gesicht gestoßen wurden, und da alle

gleichzeitig auf ihn einredeten, war es unmöglich, auch nur eine der Fragen richtig zu verstehen; auf jeden Fall schien es um irgendeine bevorstehende Autopsie zu gehen.

Er schrie lauthals in die Menge, daß das Rauchen im Institut strengstens verboten sei, und mußte dann mühsam seinen Arm von den vielen nach ihm greifenden Händen befreien, bevor er die Tür wieder hinter sich zuziehen konnte. Auf der anderen Seite hörten die Reporter nicht auf zu drängeln und quetschten ihre Kollegen brutal gegen das Glas; sie mußten sich vorkommen wie zermatschte Tomaten. Angewidert ging Jack zurück in den ID-Raum.

»Könnte mir vielleicht mal jemand erzählen, was hier eigentlich los ist?« rief er in den Raum.

Alle drehten sich zu ihm um. »Hast du das denn nicht mitbekommen?« fragte Laurie ungläubig.

»Nein«, erwiderte Jack. »Würde ich vielleicht sonst so dumm fragen?«

»Die verdammte Geschichte ist auf allen Sendern gelaufen!« wies Calvin ihn zurecht.

»Jack besitzt keinen Fernseher«, erklärte Laurie. »Seine Nachbarn lassen das nicht zu.«

»Wo wohnst du denn, mein Junge?« wollte Sergeant Murphy wissen. »Das habe ich ja noch nie gehört, daß Nachbarn sich gegenseitig den Besitz eines Fernsehers verbieten.« Der nicht mehr ganz junge, rotgesichtige irische Polizist hatte eine ausgeprägt väterliche Ader. Er leitete das kleine Polizeibüro im Gerichtsmedizinischen Institut schon länger, als er sich selber eingestehen mochte, und betrachtete den Kollegenkreis als seine Familie.

»Er wohnt in Harlem«, sagte Chet. »In Wahrheit würden es seine Nachbarn sogar begrüßen, wenn er sich einen Fernseher kaufen würde. Dann könnten sie ihn sich nämlich permanent ausleihen.«

»Jetzt hört endlich auf mit diesem Quatsch«, fuhr Jack dazwischen. »Erzählt mir lieber, warum hier so ein Tohuwabohu herrscht.«

»Gestern nachmittag wurde ein Mafia-Boß niedergeschossen«, erwiderte Calvin mit seiner dröhnenden Stimme. »Der oder die Mörder haben damit in ein Wespennest gestochen. Der Ermordete hatte näm-

lich gerade eingewilligt, mit der Staatsanwaltschaft zu kooperieren. Er stand unter Polizeischutz.«

»Er war kein Mafia-Boß«, widersprach Lou Soldano. »Er war allenfalls irgendwo in der mittleren Hierarchie des Vaccarro-Clans angesiedelt.«

»Was auch immer«, winkte Calvin ab. »Jedenfalls war er genau zu dem Zeitpunkt, als er niedergestreckt wurde, im wahrsten Sinne des Wortes von New Yorks besten Polizisten umzingelt. Aber angeblich sagt das ja nicht viel darüber aus, ob unsere Polizei in der Lage ist, die ihr anvertrauten Schützlinge wirklich zu beschützen.«

»Der Mann war gewarnt worden«, protestierte Lou. »Das weiß ich ganz genau. Er hätte nicht in das Restaurant gehen dürfen. Wenn ein Schutzbefohlener die Ratschläge der Polizei in den Wind schlägt, ist es beinahe unmöglich, ihn zu beschützen.«

»Ist es möglich, daß er von einer Polizeikugel getroffen wurde?« fragte Jack. Als Gerichtsmediziner gehörte es zu seinen Aufgaben, keinen Aspekt außer acht zu lassen, und das galt insbesondere, wenn das Opfer einer Schießerei eine Haftstrafe zu verbüßen gehabt hatte.

»Er saß nicht in Haft«, erwiderte Lou schnell, er ahnte, was Jack gerade durch den Kopf ging. »Er war angeklagt, und man hatte ihn verhaftet, aber er war gegen Kaution auf freiem Fuß.«

»Und was soll dann der ganze Wirbel?« wollte Jack wissen.

»Der Bürgermeister, der Staatsanwalt und der Polizeipräsident sind ziemlich aufgebracht«, erklärte Calvin.

»Das stimmt«, pflichtete Lou ihm bei. »Vor allem der Polizeipräsident ist auf hundertachtzig. Das ist auch der Grund, weshalb ich hier bin. Es sieht so aus, als würden die Journalisten diese Geschichte unverhältnismäßig aufbauschen - verdammt schlecht für das Bild unserer Polizei in der Öffentlichkeit. Wir müssen den oder die Täter so schnell wie möglich fassen, ansonsten werden ein paar Köpfe rollen.«

»Und ansonsten würden zukünftige potentielle Zeugen wohl völlig entmutigt«, fügte Jack hinzu.

»Ja, das auch«, stimmte Lou ihm zu.

»Ich weiß nicht recht«, wandte Calvin sich nun an Laurie und kam

auf die Unterhaltung zurück, die die beiden geführt hatten, bevor Jack sie unterbrochen hatte. »Natürlich weiß ich es zu schätzen, daß Sie extra früher gekommen sind und angeboten haben, diese Autopsie durchzuführen. Aber vielleicht will Bingham den Fall lieber selbst übernehmen.«

»Aber wieso denn?« wollte Laurie wissen. »Es ist ein einfacher Fall, und ich habe in der letzten Zeit jede Menge Schußverletzungen untersucht. Außerdem ist Dr. Bingham heute morgen im Rathaus und nimmt an einer Sitzung des Haushaltsausschusses teil. Er kann kaum vor Mittag zurück sein. Bis dahin könnte ich schon fertig sein mit der Obduktion und meine Ergebnisse längst weitergegeben haben. Bei dem Zeitdruck, unter dem die Polizei steht, macht das sicher am meisten Sinn.« Calvin sah Lou an. »Glauben Sie, für Ihre Ermittlungen machen fünf oder sechs Stunden einen großen Unterschied?«

»Vielleicht schon«, erwiderte Lou. »Je früher die Autopsie vorgenommen wird, um so besser. Es wäre uns ja schon riesig geholfen, wenn wir wenigstens wüßten, ob wir einen oder zwei Täter suchen müssen.«

Calvin seufzte. »Ich hasse es, solche Entscheidungen treffen zu müssen.« Er verlagerte die zweihundertdreißig Pfund seines muskulösen Körpers von einem Fuß auf den anderen. »Das Problem ist, daß ich fast nie voraussehen kann, wie Bingham reagieren wird. Aber was soll's! Fangen Sie an, Laurie! Der Fall gehört Ihnen!«

»Danke, Calvin«, sagte Laurie erfreut und nahm die Akte vom Tisch. »Darf Lou bei der Autopsie dabeisein?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Calvin.

»Gehen wir, Lou«, wandte sich Laurie an den Detective. Sie nahm ihren Mantel vom Stuhl und ging in Richtung Tür. »Wir fahren erst mal nach unten, um schnell eine äußerliche Untersuchung der Leiche vorzunehmen und sie zu röntgen. In all dem Durcheinander gestern nacht hat man das offenbar vergessen.«

»Ich folge dir«, kündete Lou an.

Jack zögerte einen Moment und lief dann hinter den beiden her. Er konnte sich nicht erklären, warum Laurie sich so um diese Autopsie gerissen hatte. Seiner Meinung nach hätte sie besser daran getan, sich

den Fall vom Hals zu halten. Politisch brisante Fälle waren immer ein heißes Eisen. Es war so gut wie unmöglich, als Sieger aus ihnen hervorzugehen. Laurie hatte es ziemlich eilig, so daß Jack die beiden erst erreichte, als sie schon an der Telefonzentrale vorbei waren. Plötzlich blieb Laurie stehen und ging noch kurz in das Büro von Janice Jaeger. Janice war eine der gerichtsmedizinischen Ermittlerinnnen, die auch als Pathologie-Assistentinnen oder kurz PAs bezeichnet wurden. Janice arbeitete nachts und nahm ihre Arbeit sehr ernst. Sie blieb in der Regel länger, als es ihr Schichtplan vorsah.

»Sehen Sie Bart Arnold noch, bevor Sie nach Hause gehen?« wandte Laurie sich an Janice. Bart Arnold war der Vorgesetzte der PAs.

»Normalerweise ja«, erwiderte Janice. Sie war eine zierliche Frau mit dunklem Haar und tiefen Ringen unter den Augen.

»Dann tun Sie mir bitte einen Gefallen«, sagte Laurie. »Bitten Sie ihn, bei CNN anzurufen, damit wir eine Kopie von dem Videoband bekommen, auf dem die Ermordung von Carlo Franconi zu sehen ist. Ich hätte das Band gerne so schnell wie möglich.«

»Kein Problem«, entgegnete Janice gut gelaunt, woraufhin Laurie und Lou weitergingen.

»He, ihr beiden!« rief Jack ihnen hinterher. »Geht doch mal einen Schritt langsamer!« Er eilte ihnen im Laufschritt nach, um sie einzuholen.

»Wir müssen an die Arbeit«, entgegnete Laurie, ohne auch nur eine Spur langsamer zu werden.

»Das hab' ich ja noch nie erlebt, daß du so darauf brennst, eine Autopsie vorzunehmen«, bemerkte Jack. Er hatte sie jetzt eingeholt und ging wie Lou seitlich neben Laurie her. »Warum interessiert dich der Fall so sehr?« fragte er, während sie schnellen Schrittes auf den Sektionssaal zusteuerten.

»Aus vielen Gründen«, erwiderte Laurie. Sie war inzwischen am Fahrstuhl angelangt und drückte auf den Knopf.

»Nenn mir wenigstens einen«, insistierte Jack. »Ich will dir bestimmt nicht die Schau stehlen, aber dies hier ist ein politisch brisanter Fall. Egal, was du auch tust oder sagst - du wirst immer irgend jemandem auf die Füße treten. Ich glaube, Calvin hatte recht. Du

hättest den Fall dem Chef überlassen sollen.«

»Du hast natürlich ein Recht auf deine Meinung«, entgegnete Laurie, während sie noch einmal auf den Knopf drückte. Der hintere Fahrstuhl war wirklich entsetzlich langsam.

»Aber ich sehe die Sache nun mal ein bißchen anders. Ich habe jede Menge forensische Untersuchungen im Zusammenhang mit Schußverletzungen durchgeführt, und jetzt fasziniert es mich einfach, mir mal einen Fall vorzunehmen, bei dem es eine Videoaufnahme von dem Tathergang gibt. Damit läßt sich meine Rekonstruktion des Tatgeschehens wunderbar erhärten. Ich hatte sowieso vor, einen Aufsatz über Schußverletzungen zu veröffentlichen; und dafür könnte dieser Fall das Tüpfelchen auf dem i sein.«

»Ach du liebe Zeit!« stöhnte Jack und verdrehte die Augen. »Was für ein hehrer Beweggrund!« Dann sah er Laurie wieder an. »Ich glaube, du solltest dir das dringend noch mal überlegen. Meine Intuition sagt mir, daß du dabei bist, dich in bürokratische Probleme zu verstricken. Aber noch ist es nicht zu spät. Du mußt nur zurückgehen zu Calvin und ihm sagen, daß du deine Meinung geändert hast. Ich will dich ja nur warnen - du begibst dich in Gefahr.«

Laurie lachte. »Du bist genau der Richtige, um mir Ratschläge über drohende Gefahren zu erteilen«, sagte sie und tippte Jack mit dem Zeigefinger auf die Nasenspitze. »Genau wie ich haben dich alle, die dich kennen, inständig gebeten, dir um Gottes willen nicht dieses neue Fahrrad zu kaufen. Du setzt dein Leben täglich aufs Spiel - was sind dagegen ein paar lächerliche Probleme mit der Bürokratie?«

Endlich kam der Fahrstuhl, und Laurie und Lou stiegen ein. Jack zögerte einen Augenblick, quetschte sich dann aber, kurz bevor die Türen zugingen, schnell noch dazu.

»Du wirst mich auf keinen Fall davon abbringen«, stellte Laurie klar. »Spar dir also die Mühe.«

»Okay«, erwiderte Jack und erhob zum Zeichen der Kapitulation die Hände. »Ich verspreche, daß ich dir keine weiteren Ratschläge erteilen werde. Aber ich würde gerne mitbekommen, was bei der Geschichte rauskommt. Da ich heute sowieso meinen Schreibtischtag habe, würde ich dir gerne über die Schulter sehen. Natürlich nur,

wenn du nichts dagegen hast.«

»Wenn du willst, kannst du mehr tun, als einfach nur zuzusehen«, erwiderte Laurie. »Du kannst mir helfen.«

»Ich will mich euch auf keinen Fall aufdrängen«, sagte Jack. Die Doppeldeutigkeit seiner Worte war beabsichtigt. Lou lachte daraufhin kurz auf und Laurie errötete, doch keiner der beiden kommentierte die Bemerkung. »Du hast vorhin angedeutet, daß du dich noch aus anderen Gründen so für den Fall interessierst«, sagte Jack. »Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, wenn ich dich frage, was für Gründe das sind?«

Laurie warf Lou einen flüchtigen Blick zu, den Jack jedoch nicht zu deuten vermochte.

»Hmm«, grummelte Jack. »So langsam habe ich das Gefühl, daß hier irgend etwas abläuft, das mich nichts angeht.«

»Nein, nein, so ist das nicht«, ergriff Lou nun das Wort. »Aber es gibt da eine ungewöhnliche Verbindung. Das Opfer, Carlo Franconi, hatte den Platz von Pauli Cerino eingenommen, einem Gangster auf der mittleren Ebene der Mafia-Hierarchie. Der Posten war frei geworden, nachdem Cerino in den Knast gewandert war - und dort landete er vor allem dank Lauries Beharrlichkeit und harter Arbeit.«

»Du hast auch gehörig dabei mitgeholfen«, fügte Laurie hinzu, während der Fahrstuhl anhielt und die Türen aufgingen.

»Ja, aber du hast die Hauptarbeit geleistet«, stellte Lou klar. Die drei waren im Kellergeschoß angelangt und steuerten auf das Büro der Leichenhalle zu.

»Hat die Cerino-Geschichte irgend etwas mit diesen Überdosis-Fällen zu tun, von denen du mir mal kurz erzählt hast?« wollte Jack von Laurie wissen.

»Ich fürchte ja«, erwiderte Laurie. »Es war furchtbar. Ich hatte damals schreckliche Angst. Und das Problem ist, daß sich von den Typen noch einige in unserer Gegend herumtreiben, einschließlich Cerino, auch wenn der jetzt wenigstens hinter Gittern sitzt.«

»Und wohl auch noch für lange Zeit dort bleiben wird«, fügte Lou hinzu.

»Das wünsche ich mir zumindest«, sagte Laurie. »Jedenfalls hoffe

ich, daß ich die ganze Geschichte für mich selber abschließen kann, indem ich Franconi obduziere. Ich habe immer noch hin und wieder Alpträume wegen damals.«

»Die Typen haben Laurie in einen Kiefernsarg gesperrt, um sie von hier zu entführen«, erklärte Lou. »Und dann haben sie sie mitsamt dem Sarg in einem der Leichenwagen abtransportiert.«

»Um Himmels willen«, platzte Jack heraus und sah Laurie an. »Da hast du mir ja nie von erzählt.«

»Ich habe versucht, das alles zu verdrängen«, entgegnete Laurie und fügte dann ohne eine Pause hinzu: »Wartet mal gerade einen Moment auf mich.«

Sie ging in das Büro der Leichenhalle, wo sie sich eine Kopie der Liste besorgen wollte, auf der die in der vergangenen Nacht eingelieferten Fälle den jeweiligen Kühlfächern zugeordnet waren.

»Ich wage gar nicht, mir vorzustellen, wie man sich wohl fühlen muß, wenn man in einem Sarg eingesperrt ist«, sagte Jack und schüttelte sich. Er litt vor allem unter Höhenangst, aber auf so engem Raum eingesperrt zu sein, mußte fast genauso schlimm sein, wie aus tausend Metern Höhe in einen Abgrund zu blicken.

»Ich kann's mir auch kaum vorstellen«, pflichtete Lou ihm bei. »Aber sie hat sich erstaunlich schnell erholt. Eine knappe Stunde nach ihrer Befreiung aus dem Sarg war sie schon wieder so geistesgegenwärtig, daß sie es geschafft hat, uns beide zu retten. Für mich war das ganz schön demütigend, denn eigentlich war ich ja gekommen, um sie zu retten.«

»Alle Achtung!« sagte Jack und schüttelte den Kopf. »Dabei hatte ich bis heute geglaubt, daß niemand etwas Schlimmeres durchgemacht hat als ich, als mich dieses Killerpaar mit Handschellen an der Spüle festgekettet hat und sich nicht einigen konnte, wer mich um die Ecke bringen sollte.« Als Laurie aus dem Büro zurückkam, wedelte sie mit einem Blatt Papier.

»Fach Nummer einhundertelf«, sagte sie. »Ich hatte übrigens recht: Die Leiche ist noch nicht geröntgt worden.« Dann stürmte sie wie eine Olympia-Geherin los. Jack und Lou hatten einige Mühe, sie wieder einzuholen. Schnurstracks steuerte sie auf das Kühlfach ein-

hundertelf zu. Dort angekommen, klemmte sie sich die Autopsieakte unter den linken Arm und öffnete mit der rechten Hand das Schnappschloß. Mit einem geübten Griff schwang sie mühelos die Tür auf und ließ die auf Kugellagern rollende Bahre herausgleiten. Im nächsten Moment legte sich Lauries Stirn in Runzeln.

»Das ist ja wirklich seltsam!« rief sie. Die Bahre war leer. Man konnte lediglich ein paar Blutflecken und vereinzelte getrocknete Sekretreste erkennen.

Laurie drückte die Bahre zurück ins Fach und schloß die Tür. Dann überprüfte sie noch einmal die Nummer, doch sie hatte sich nicht geirrt. Sie hatte das Fach Nummer einhundertelf geöffnet. Nachdem sie sich noch einmal auf der Liste vergewissert hatte, daß sie die Zahl auch richtig gelesen hatte, öffnete sie die Tür des Kühlfaches ein zweites Mal. Die Hand an der Stirn, versuchte sie das blendende Licht abzuschirmen; dann spähte sie angestrengt in das dunkle Innere des Fachs. Aber es gab keinen Zweifel. Die Überreste von Carlo Franconi waren nicht da.

»Was zum Teufel soll das bedeuten?« fluchte Laurie und knallte die Isoliertür wieder zu. Um sicherzugehen, daß nicht etwa irgendein dummer logistischer Fehler vorlag, öffnete sie nacheinander sämtliche Fächer, die sich in der näheren Umgebung befanden. Bei allen Fächern, die Leichen enthielten, überprüfte sie die Namen und die Kühlfachnummern. Doch bald war auch der letzte Zweifel beseitigt: Carlo Franconi war nicht dabei.

»Ich kann es einfach nicht glauben«, entfuhr es Laurie; sie war frustriert und wütend. »Die verdammte Leiche ist einfach nicht da.«

Jack hatte sich ein Grinsen nicht verkneifen können, als er gesehen hatte, daß das Fach einhundertelf leer war. Beim Anblick von Lauries wütendem Gesicht konnte er nicht mehr an sich halten. Er mußte laut und herzlich loslachen, womit er Laurie natürlich noch mehr auf die Palme brachte.

»Tut mir ja leid«, brachte er schließlich hervor. »Meine Intuition hat mir zwar gesagt, daß du dich mit diesem Fall in bürokratische Probleme verstricken würdest - aber offensichtlich lag ich wohl falsch: Vielmehr wird dieser Fall den Bürokraten ein paar gehörige

Probleme bescheren.«

Kapitel 2
4. März 1997, 13.30 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Kevin Marshall legte den Bleistift aus der Hand und sah aus dem Fenster vor seinem Schreibtisch. Das Wetter draußen war recht angenehm und stand in starkem Kontrast zu seinem inneren Aufruhr. Seit Monaten sah man zum ersten Mal den blauen Himmel, die Trockenzeit hatte endlich begonnen. Natürlich hieß Trockenzeit nicht, daß es wirklich trocken war; es regnete nur deutlich weniger als in der Regenzeit. Das Schlechte an dieser Jahreszeit war, daß die Sonne gnadenlos herabknallte und die Temperaturen auf Backofenniveau ansteigen ließ. Im Moment war das Thermometer auf fünfundvierzig Grad im Schatten geklettert.

Kevin hatte sich den ganzen Vormittag über nicht auf seine Arbeit konzentrieren können. In der Nacht hatte er kaum geschlafen. Die Angst, die ihn am Vortag beim Beobachten der Eingriffe in den beiden Operationssälen überfallen hatte, war keineswegs abgeklungen. Im Gegenteil - nach dem überraschenden Anruf des Leiters von GenSys, Taylor Cabot, war sie noch größer geworden. Kevin hatte erst ein einziges Mal mit Cabot gesprochen. Für die meisten Leute in der Firma kam ein Gespräch mit dem mächtigen Boß einer Unterredung mit Gott gleich.

Kevins Unbehagen war weiter gewachsen, als er über Isia Francesca eine weitere Rauchwolke hatte gen Himmel steigen sehen. Der Rauch war ihm sofort aufgefallen, als er am Morgen sein Labor betreten hatte, und soweit er es erkennen konnte, war der Qualm von derselben Stelle aufgestiegen wie am Tag zuvor: von der steilen Kalkstein-Böschung. Daß der Rauch im Moment verschwunden war, machte ihn auch nicht ruhiger. Schließlich stand er auf, zog sich seinen weißen Laborkittel aus und hängte ihn über den Stuhl. Es war zwecklos; er konnte sich einfach nicht auf seine Arbeit konzentrieren. Er war zwar nicht gerade hungrig, da er aber wußte, daß seine

Haushälterin Esmeralda ein Mittagessen für ihn vorbereitet hatte, fühlte er sich verpflichtet, zu Hause vorbeizuschauen. Geistesabwesend stieg er die drei Treppen hinab und ignorierte all die Kollegen, die ihn überholten und grüßten. Er war mit seinen Gedanken woanders. In den letzten vierundzwanzig Stunden war ihm klargeworden, daß er etwas unternehmen mußte. Das Problem würde sich nicht einfach in Luft auflösen, wie er noch vor einer Woche beim ersten flüchtigen Anblick des aufsteigenden Rauches gehofft hatte. Leider hatte er keinen blassen Schimmer, was er tun sollte. Er wußte, daß er kein Held war; in Wahrheit war ihm im Laufe der Jahre klargeworden, daß er im Grunde eher ein Feigling war. Er haßte jede Art von Konfrontation und ging ihnen so gut es ging aus dem Weg. Schon als Jugendlicher hatte er mit der Ausnahme von Schachspielen jede Wettbewerbssituation ängstlich vermieden. Er war als Einzelgänger herangewachsen. An der Glastür, die nach draußen führte, blieb Kevin kurz stehen. Am anderen Ende des Platzes sah er die zum festen Inventar gehörende Gruppe äquatorialguinesischer Soldaten, die sich unter den Arkaden des alten Rathauses herumdrückten. Sie saßen wie immer untätig da und vertrödelten ziellos den Tag. Einige hatten es sich in alten Rattansesseln bequem gemacht und spielten Karten, andere lehnten an der Mauer und stritten lauthals miteinander. Fast alle rauchten. Zigaretten waren ein fester Bestandteil ihres Lohns. Sie trugen schmutzige Uniformen in den Tarnfarben des Dschungels, dazu abgetragene Kampfstiefel und rote Barette. Jeder von ihnen hatte ein Maschinengewehr, das sie entweder lässig geschultert oder in Reichweite abgestellt hatten.

Seitdem Kevin vor fünf Jahren in Cogo angekommen war, fürchtete er sich vor den Soldaten. Cameron McIvers, der Sicherheitsbeauftragte, der ihn bei seiner Ankunft herumgeführt hatte, hatte ihm erzählt, daß GenSys einen guten Teil der Armee Äquatorialguineas für den Sicherheitsdienst der Firma angeheuert hatte. Später hatte Cameron allerdings zugegeben, daß die sogenannte Beschäftigung der Soldaten in Wahrheit nichts anderes war als ein zusätzliches Bestechungsgeld für den Verteidigungsminister und den Territorialverwaltungsminister.

Kevin erschienen die Soldaten eher wie ein Haufen planloser Teenager als wie Beschützer. Ihre Hautfarbe erinnerte ihn an poliertes Ebenholz, ihre ausdruckslosen Mienen und ihre bogenförmigen Augenbrauen verliehen ihnen einen Ausdruck von Hochnäsigkeit, der ihre Langeweile widerzuspiegeln schien. Kevin hatte ständig das unbehagliche Gefühl, daß sie darauf brannten, aus irgendeinem Grund von ihren Waffen Gebrauch machen zu können.

Er verließ das Gebäude und überquerte den Platz. Er blickte zwar nicht in die Richtung der Soldaten, doch er wußte genau, daß einige von ihnen ihn beobachteten; als er daran dachte, bekam er eine Gänsehaut. Da er kein einziges Wort Fang verstand, den wichtigsten Dialekt, der in dieser Region gesprochen wurde, hatte er keine Ahnung, worüber sich die Soldaten unterhielten.

Erst als er nicht mehr in Sichtweite des Hauptplatzes war, entspannte sich Kevin ein wenig und ging einen Schritt langsamer. Die Kombination der extremen Hitze und der hundertprozentigen Luftfeuchtigkeit wirkte wie ein fortwährendes Dampfbad. Jede noch so kleine körperliche Aktivität verursachte einen Schweißausbruch. Nach ein paar Minuten spürte Kevin bereits, wie ihm sein Hemd am Rücken klebte.

Sein Haus lag auf halber Höhe zwischen dem Krankenhaus- und Labor-Komplex und dem Hafen, er hatte also nur drei Blöcke zu laufen. Die Stadt war klein und mußte früher einmal recht reizvoll gewesen sein. Die Häuser waren aus rotem Backstein gebaut, die Dachziegel waren ebenfalls rot. Inzwischen waren die einst kraftvollen Farben verblichen und in seichte Pastelltöne übergegangen. Vor den Fenstern gab es große Fensterläden, von denen die meisten in einem furchtbar schlechten Zustand waren. Nur die an den renovierten Häusern sahen etwas besser aus. Die Straßen waren in einem phantasielosen Schachbrettmuster angelegt, doch wenigstens hatte man sie im Laufe der Jahre mit importiertem Granit befestigt, der vorher auf Segelschiffen als Ballast gedient hatte. In der spanischen Kolonialzeit hatte vor allem der Anbau von Kakao und Kaffee Cogo zu einer blühenden Stadt gemacht und mehreren tausend Menschen einen kultivierten Lebensstandard ermöglicht. Doch als Äquatorial-

guinea im Jahr 1959 die Unabhängigkeit erlangte, ging es mit dem Land drastisch bergab. Der neue, vom Volk gewählte Präsident Macias Nguema verwandelte sich schnell in den schlimmsten und sadistischsten Diktator des Kontinents. Mit seinen Greueltaten übertraf er sogar noch den ugandischen Idi Amin oder Jean-Bedel Bokassa aus der Zentralafrikanischen Republik. Für das Land war der neue Präsident eine Katastrophe. Fünfzigtausend Menschen wurden ermordet, ein Drittel der gesamten Bevölkerung verließ das Land, darunter alle spanischen Siedler. Die meisten Städte waren dezimiert; Cogo war völlig verlassen zurückgeblieben. Die Straße, die Cogo einst mit dem Rest des Landes verbunden hatte, verfiel zusehends und war bald unpassierbar. Jahrelang wurde die verfallende Stadt nur sporadisch von ein paar neugierigen Besuchern aufgesucht, die mit kleinen Motorbooten von dem nahegelegenen Küstenstädtchen Acalayong herüberkamen. Als ein Vertreter von GenSys den Ort vor sieben Jahren zufällig entdeckte, war der Urwald bereits dabei, sich das Areal zurückzuerobern. Der Mann erkannte, daß Cogo durch seine isolierte Lage und den endlosen, die Stadt umgebenden Regenwald einen idealen Standort für die von GenSys geplante Primaten-Forschungsanlage bot. Zurück in Malabo, der Hauptstadt Äquatorialguineas, nahm der GenSys-Vertreter umgehend Gespräche mit der damaligen Regierung des Landes auf. Und da Äquatorialguinea als eines der ärmsten Länder Afrikas dringend Devisen benötigte, hatte der neue Präsident ein offenes Ohr und die Verhandlungen schritten zügig voran.

Kevin bog um die letzte Ecke und erreichte sein Haus. Wie die meisten Häuser in Cogo, hatte es drei Stockwerke und war von GenSys geschmackvoll renoviert worden, so daß seine alte Pracht wieder ihre volle Wirkung entfaltete. Das Haus zählte zu den begehrenswertesten Objekten am Ort und rief bei etlichen von Kevins Kollegen Neidgefühle hervor; dies traf vor allem auf den Sicherheitsbeauftragten Cameron McIvers zu. Lediglich Siegfried Spallek, der Gebietsmanager, und Bertram Edwards, der leitende Tierarzt, wohnten in vergleichbaren Häusern. Kevin vermutete, daß er das privilegierte Haus der Fürsprache von Dr. Raymond Lyons zu verdanken hatte,

aber er war sich nicht sicher.

Das Haus war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von einem erfolgreichen Importeur und Exporteur im traditionellen spanischen Stil errichtet worden. Im Erdgeschoß gab es wie im Rathaus Bögen und Arkaden, hinter denen sich einst Geschäfte und Lagerräume befunden hatten. Der Hauptwohnbereich befand sich auf der ersten Etage und bestand aus drei Schlafzimmern, drei Bädern, einem großen, offenen Wohnzimmer, einem Eßzimmer, einer Küche sowie einem winzigen Apartment für das Hausmädchen. Der Wohnbereich war an allen vier Seiten von einer Veranda umgeben. In der zweiten Etage gab es einen riesigen, offenen Raum mit weißem Holzfußboden, der von zwei gewaltigen, gußeisernen Kronleuchtern beleuchtet wurde. Der Raum, in dem ohne weiteres bis zu hundert Menschen Platz fanden, war früher wahrscheinlich einmal als Festsaal genutzt worden.

Kevin betrat das Haus und stieg die zentrale Treppe empor. Sie mündete in einen engen Flur, von dem aus er ins Eßzimmer gelangte. Wie erwartet, fand er einen gedeckten Mittagstisch vor.

Eigentlich war das Haus viel zu groß für ihn, denn er hatte keine Familie. Doch als er diese Bedenken bei der ersten Begehung des Objektes geäußert hatte, hatte Siegfried Spallek ihn darauf hingewiesen, daß die Entscheidung in Boston getroffen worden sei und es daher nicht besonders ratsam erscheine, sich darüber zu beklagen. Also hatte Kevin die Zuteilung akzeptiert, doch der Neid seiner Kollegen machte ihm häufig zu schaffen. Wie durch Zauberei stand plötzlich Esmeralda in der Tür. Kevin fragte sich immer wieder, wie sie das bloß anstellte. Es war, als ob sie ständig nach ihm Ausschau hielt. Sie war eine angenehme, etwas rundliche Frau mit traurigen Augen und von undefinierbarem Alter. Sie trug ein bedrucktes Kleid in den knalligsten Farben und dazu ein passendes Tuch, das sie sich stramm um den Kopf gewickelt hatte. Neben ihrem Eingeborenendialekt sprach sie fließend Spanisch und ein passables Englisch, das von Tag zu Tag besser wurde. Von montags bis freitags wohnte Esmeralda in dem Hausmädchen-Apartment, die Wochenenden verbrachte sie mit ihrer Familie, die in einem Dorf am östlichen Ufer der

Flußmündung lebte. Das Dorf war von GenSys aus dem Boden gestampft worden, um die vielen lokalen Arbeiter unterzubringen, die in der »Zone« beschäftigt waren. Die »Zone« - so wurde das Gebiet bezeichnet, das GenSys für sein Projekt in Äquatorialguinea in Beschlag genommen hatte. Esmeralda und ihre Familie waren aus dem auf dem Festland von Äquatorialguinea gelegenen Bata umgesiedelt worden. Die Hauptstadt Malabo befand sich auf einer Insel namens Bioko. Kevin hatte Esmeralda angeboten, daß sie auch während der Woche an den Abenden nach Hause gehen könne, wenn sie Lust dazu habe, doch sie hatte abgelehnt. Als Kevin sein Angebot stetig erneuerte, hatte sie ihm irgendwann erzählt, man habe ihr befohlen, in Cogo zu bleiben.

»Ich habe eine telefonische Nachricht für Sie«, sagte Esmeralda.

»Ach ja?« entgegnete Kevin nervös. Sein Herz fing sofort an zu rasen. Es passierte nur äußerst selten, daß ihm jemand eine telefonische Nachricht hinterließ, und in seinem derzeitigen Zustand konnte er auf weitere unvorhergesehene Ereignisse gut verzichten. Der nächtliche Anruf von Taylor Cabot hatte ihn schon genug durcheinandergebracht.

»Dr. Raymond Lyons hat aus New York angerufen«, fuhr Esmeralda fort. »Er bittet um Rückruf.«

Daß der Anruf aus dem Ausland kam, überraschte Kevin nicht weiter. GenSys hatte in der Zone ein Satellitenfunksystem eingerichtet, mit dem es sich leichter nach Europa oder in die USA telefonieren ließ als nach Bata, das keine hundert Kilometer nördlich von Cogo lag. Telefonate in die Hauptstadt Malabo waren so gut wie unmöglich.

Kevin steuerte auf das Wohnzimmer zu, wo sich auf einem Ecktisch sein Telefon befand.

»Möchten Sie zu Mittag essen?« fragte Esmeralda.

»Ja«, erwiderte Kevin. Er hatte zwar immer noch keinen Hunger, wollte Esmeralda aber einen Gefallen tun. Kevin ließ sich an seinem Telefontischchen nieder. Den Hörer bereits in der Hand, überschlug er schnell, daß es in New York etwa acht Uhr morgens sein mußte. Er fragte sich, warum Dr. Lyons wohl angerufen hatte, und kam zu

dem Schluß, daß es irgend etwas mit seinem kurzen Telefonat mit Taylor Cabot zu tun haben mußte. Es gefiel Kevin ganz und gar nicht, daß Carlo Franconi obduziert werden sollte, und er konnte sich vorstellen, daß Raymond Lyons das ähnlich sah.

Kevin war Raymond zum ersten Mal vor sechs Jahren begegnet, und zwar in New York während eines Treffens der Amerikanischen Vereinigung für die Förderung der Wissenschaft, wo Kevin einen Vortrag gehalten hatte. Eigentlich haßte er es, die Ergebnisse seiner Arbeit öffentlich zu präsentieren, was deshalb auch nur äußerst selten vorkam, doch damals hatte ihn der Leiter seiner Abteilung in Harvard dazu gedrängt. Seit seiner Doktorarbeit hatte Kevin sich für die Transposition von Chromosomen interessiert, jenem Prozeß also, bei dem die Chromosomen einzelne Bestandteile austauschen, um die Anpassung einer Spezies an die natürlichen Umstände und somit die Evolution zu begünstigen. Besonders häufig trat dieses Phänomen während der Erzeugung der Geschlechtszellen auf, ein Vorgang, der als Meiose bezeichnet wurde. Zufällig hatten damals gleichzeitig mit Kevin die beiden Wissenschaftler James Watson und Francis Crick anläßlich des Jahrestages der Entdeckung der DNA-Struktur aufsehenerregende Reden gehalten, so daß zu seinem eigenen Vortrag nur recht wenige Zuhörer erschienen waren. Einer von ihnen war Raymond gewesen, der ihn im Anschluß an die Diskussion zum ersten Mal angesprochen hatte. Als Ergebnis dieses Gesprächs hatte Kevin Harvard verlassen und bei GenSys angefangen.

Mit etwas zittriger Hand nahm Kevin den Hörer ab und wählte. Raymond meldete sich bereits beim ersten Klingeln; wie es schien, hatte er auf den Anruf gewartet. Die Verbindung war so klar, als ob Raymond im Nebenraum wäre.

»Ich habe gute Nachrichten«, begann Raymond, als Kevin sich gemeldet hatte. »Es wird keine Autopsie geben.« Kevin antwortete nicht. Er war ziemlich durcheinander. »Sind Sie nicht erleichtert?« fragte Raymond. »Ich weiß, daß Calbot Sie letzte Nacht angerufen hat.«

»Natürlich bin ich erleichtert«, erwiderte Kevin. »Aber nur bis zu einem gewissen Grad. Autopsie hin oder her - ich komme mehr und

mehr zu dem Schluß, daß mir dieses ganze Projekt nicht gefällt.«

Jetzt war Raymond derjenige, dem es die Sprache verschlug. Kaum hatte er ein potentielles Problem aus dem Weg geräumt, da kündigte sich auch schon das nächste an.

»Vielleicht haben wir einen Fehler gemacht«, fuhr Kevin fort. »Beziehungsweise - vielleicht habe ich einen Fehler gemacht. Allmählich beginnt mich mein Gewissen zu plagen, und ich kriege fast ein bißchen Angst. Ich bin eben doch ein Grundlagenforscher. Die angewandte Wissenschaft ist nicht mein Ding.«

»Nun kommen Sie mir bloß nicht damit«, entgegnete Raymond gereizt. »Verkomplizieren Sie die Dinge doch nicht! Jedenfalls nicht jetzt. Und vergessen Sie nicht - Sie haben genau das Labor bekommen, von dem Sie immer geträumt haben. Ich habe mir tagelang das Hirn zermartert, um jedes verdammte High-Tech-Gerät zu beschaffen, das Sie verlangt haben. Außerdem läuft doch alles bestens, vor allem, wenn ich daran denke, wen ich schon alles von unserem Projekt überzeugt habe. Mein Gott, und wenn ich erst an all die Aktienbezugsrechte denke, die Sie anhäufen! Sie werden bald ein reicher Mann sein!«

»Ich wollte nie reich werden«, widersprach Kevin. »Es gibt durchaus Schlimmeres«, entgegnete Raymond. »Nun kommen Sie schon, Kevin! Tun Sie mir das nicht an.«

»Und was habe ich davon, reich zu sein?« fragte Kevin. »Schließlich hocke ich hier im letzten Winkel der Welt.« Plötzlich sah er im Geiste den Zonenmanager Siegfried Spallek vor sich, und es lief ihm kalt den Rücken herunter. Ihm grauste vor diesem Mann.

»Es ist doch nicht für immer«, versuchte Raymond ihn aufzumuntern. »Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie beinahe am Ziel sind und daß das System fast perfekt funktioniert. Sobald es soweit ist und Sie einen Ersatzmann eingearbeitet haben, können Sie zurückkommen. Mit all Ihrem Geld können Sie sich dann das Labor Ihrer Träume einrichten.«

»Ich habe wieder Rauchwolken über der Insel gesehen«, sagte Kevin. »Genauso wie letzte Woche.«

»Vergessen Sie den Rauch!« erwiderte Raymond. »Sie lassen Ihre

Phantasie zu sehr mit sich durchgehen. Anstatt sich wegen nichts unnötig aufzuregen, sollten Sie sich lieber auf Ihre Arbeit konzentrieren und sie zu Ende bringen! Und zwischendurch malen Sie sich das Labor aus, das Sie sich errichten, sobald Sie zurück in den Staaten sind.«

Kevin nickte. Wahrscheinlich hatte Raymond recht. Vor allem befürchtete er, daß einmal bekanntwerden würde, woran er sich in Afrika beteiligt hatte, und daß er dann womöglich nie mehr in die Welt der Akademiker würde zurückkehren können. Niemand mehr würde ihn engagieren oder ihm gar eine feste Stelle anbieten. Wenn er aber über sein eigenes Labor und ein unabhängiges Einkommen verfügte, mußte er sich darüber keine Sorgen machen.

»Passen Sie auf«, fuhr Raymond fort. »Wenn der Patient, der jetzt in Cogo ist, soweit genesen ist - was wohl ziemlich bald der Fall sein dürfte -, komme ich und hole ihn ab. Dann können wir uns unterhalten. Und in der Zwischenzeit vergessen Sie nicht, daß wir fast am Ziel sind und haufenweise Geld scheffeln.«

»In Ordnung«, erwiderte Kevin zögernd.

»Und begehen Sie bloß keine Kurzschlußhandlung«, fügte Raymond hinzu. »Das müssen Sie mir versprechen!«

»Okay«, willigte Kevin ein und wirkte schon wieder etwas entschiedener.

Er legte den Hörer auf, und wie nach jedem Gespräch mit Raymond fühlte er sich deutlich besser; Raymond besaß eine ungeheure Überzeugungskraft.

Er wandte sich von seinem Telefontischchen ab und ging zurück ins Eßzimmer. Der Empfehlung von Raymond folgend, versuchte er daran zu denken, wo er sein Labor einrichten würde. Es gab gewichtige Gründe, die für Cambridge in Massachusetts sprachen. Schließlich hatte er enge Verbindungen zur Harvard University und zum MIT. Aber vielleicht war es auch besser, sich auf dem Land niederzulassen, zum Beispiel oben in New Hampshire.

Sein Mittagessen bestand aus einem weißen Fisch, den er nicht kannte. Esmeralda konnte ihm nur sagen, wie der Fisch auf Fang genannt wurde, was ihn auch nicht weiterbrachte. Es überraschte ihn

selbst, wieviel er an diesem Mittag aß. Die Unterhaltung mit Raymond mußte seinen Appetit angeregt haben. Der Gedanke, ein eigenes Labor zu besitzen, übte einen magischen Reiz auf ihn aus.

Nach dem Essen zog er sein naßgeschwitztes Hemd aus und tauschte es gegen ein sauberes, frisch gebügeltes ein. Es drängte ihn zurück an seinen Arbeitsplatz. Während er die Treppe hinunterstürmte, rief Esmeralda hinter ihm her, wann sie das Abendessen zubereiten solle. Er antwortete ihr, daß er zur gleichen Zeit essen wolle wie immer: nämlich um sieben. Während er zu Mittag gegessen hatte, hatte sich vom Ozean her eine bleierne, lavendelfarbene Wolkenfront herangeschoben. Genau in dem Augenblick, als er die Haustür erreichte, begann es zu gießen, und die Straße vor seinem Haus verwandelte sich in einen reißenden Wasserfall, der die Regenmassen zum Hafen hinuntertransportierte. Über dem in Richtung Süden gelegenen Estuario del Muni sah er ein Stück klaren, blauen Himmel und einen grandiosen Regenbogen. In Gabun war das Wetter noch gut, doch das überraschte ihn nicht. Er hatte schon erlebt, daß es auf einer Straßenseite regnete und auf der anderen nicht.

Da er davon ausging, daß es noch mindestens eine Stunde weiterregnen würde, ging er unter dem Schutz der Arkade um sein Haus herum und stieg in seinen Toyota. Es war zwar nur ein lächerlich kurzer Weg bis zum Krankenhaus, aber bevor er den Rest des Nachmittags naß zubrachte, nahm er lieber den Wagen.

Kapitel 3
4. März 1997, 8.45 Uhr
New York City

Also - was hast du vor?« fragte Franco Ponti, während er seinen Boß, Vinnie Dominick, im Rückspiegel beobachtete. Sie fuhren in Vinnies Lincoln Towncar. Vinnie saß auf der Rückbank und beugte sich ein wenig nach vorn; mit der rechten Hand hielt er sich am Deckengriff fest. Er hatte das Haus mit der Nummer 126 auf der East 64th Street im Visier. Es war ein Sandsteinhaus im französischen Rokoko-Stil mit hohen Bögen und zahlreichen, großen Fenstern. Die Fenster im Erdgeschoß waren aus Sicherheitsgründen schwer vergittert.

»Sieht nach einer stinkfeudalen Hütte aus«, bemerkte Vinnie. »Dem guten Doc scheint's nicht gerade schlechtzugehen.«

»Soll ich parken?« fragte Franco. Er fuhr in der Mitte der Straße, und der Taxifahrer hinter ihm hupte wie ein Irrer.

»Klar, mach schon!« erwiderte Vinnie.

Franco fuhr weiter, bis er einen Hydranten erreichte, und stoppte dann rechts am Straßenrand. Der Taxifahrer raste vorbei und zeigte ihm wütend den Stinkefinger. Angelo Facciolo schüttelte den Kopf und ließ eine vernichtende Bemerkung über russischstämmige Taxifahrer fallen. Angelo saß vorne auf dem Beifahrersitz.

Vinnie stieg aus, Franco und Angelo folgten ihm. In ihren langen Salvatore-Ferragamo-Mänteln, alle in unterschiedlichen Grautönen, waren die drei Männer tadellos gekleidet.

»Glaubst du, das Auto kann da stehenbleiben?« fragte Franco.

»Ich schätze, unsere Unterredung wird nicht allzulange dauern«, erwiderte Vinnie. »Aber du kannst ja die Empfehlung von der Wohltätigkeitsvereinigung der Polizei aufs Armaturenbrett legen. Vielleicht spart uns das fünfzig Kröten.« Vinnie steuerte Hausnummer 126 an. Franco und Angelo blieben ihm direkt auf den Fersen und waren wie immer auf der Hut.

»Ist ja ein Doppelhaus«, sagte Vinnie, als er die Haussprechanlage sah.

»Vielleicht geht es dem Doktor doch nicht ganz so gut wie ich dachte.« Vinnie drückte auf die Klingel von Dr. Raymond Lyons und wartete.

»Hallo?« meldete sich eine weibliche Stimme.

»Ich möchte den Doktor sprechen«, sagte Vinnie. »Mein Name ist Vinnie Dominick.«

Danach war es still. Während Vinnie wartete, verpaßte er mit seinen Gucci-Slippers einem herumliegenden Flaschenverschluß einen kräftigen Tritt. Franco und Angelo behielten die Straße im Auge.

Kurz darauf wurde die Sprechanlage erneut betätigt.

»Hallo, hier ist Dr. Lyons. Kann ich etwas für Sie tun?«

»Ich denke schon«, erwiderte Vinnie. »Ich brauche etwa fünfzehn Minuten von Ihrer kostbaren Zeit.«

»Kenne ich Sie, Mr. Dominick?« fragte Raymond. »Oder können Sie mir sagen, worum es geht?«

»Es geht um einen Gefallen, den ich Ihnen gestern nacht getan habe«, antwortete Vinnie. »Ein gemeinsamer Bekannter hatte mich in Ihrem Namen darum gebeten - ein gewisser Dr. Daniel Levitz.«

Es folgte eine Pause.

»Ich hoffe, Sie sind noch da, Doktor«, meldete sich Vinnie schließlich wieder zu Wort.

»Ja, natürlich«, entgegnete Raymond. Kurz darauf ertönte ein krächzender Summer, woraufhin Vinnie die schwere Tür aufdrückte und eintrat. Seine Begleiter folgten ihm.

»Ich glaube, der gute Doktor ist nicht sonderlich erfreut, uns zu sehen«, witzelte Vinnie, während sie in dem kleinen Fahrstuhl nach oben fuhren. Die drei waren aneinandergequetscht wie Ölsardinen.

Raymond empfing seine Besucher am Fahrstuhl. Er war sichtlich nervös, als er den dreien, nachdem sie sich vorgestellt hatten, die Hände schüttelte. Dann forderte er sie mit einer Handbewegung auf, ihm zu folgen, und führte sie in ein kleines, mit Mahagoni getäfeltes Arbeitszimmer.

»Darf ich ihnen Kaffee anbieten?« fragte Raymond.

»Zu einem Espresso sage ich nicht nein«, erwiderte Vinnie. »Aber nur, wenn es keine Umstände macht.« Franco und Angelo schlossen sich an. Raymond gab die Bestellung durch das Haustelefon weiter.

In dem Augenblick, in dem er seine ungeladenen Gäste erblickt hatte, hatten sich seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Die Männer wirkten auf ihn wie typische Gestalten aus einem schlechten Film. Vinnie war knapp eins achtzig groß; er war ein dunkler, gutaussehender und kräftiger Typ mit nach hinten gestyltem Haar. Offenbar war er der Boß. Seine Begleiter waren beide größer als er und ziemlich hager. Ihre Nasen waren schmal, ihre Lippen dünn, ihre Augen wachsam und tiefliegend. Sie hätten als Brüder durchgehen können, wäre da nicht Angelos Haut gewesen, die die beiden deutlich voneinander unterschied. Raymond fand, daß sie aussah wie die Oberfläche des Mondes.

»Darf ich Ihnen die Mäntel abnehmen?« bot Raymond an.

»Wir haben nicht vor, lange zu bleiben«, erwiderte Vinnie.

»Aber setzen Sie sich doch wenigstens«, forderte Raymond sie auf.

Vinnie ließ sich in einem Ledersessel nieder, Franco und Angelo setzten sich steif auf das samtbezogene Sofa. Raymond nahm an seinem Schreibtisch Platz.

»Was kann ich für Sie tun, meine Herren?« fragte Raymond und bemühte sich, möglichst selbstsicher zu wirken.

»Der Gefallen, den wir Ihnen gestern nacht getan haben, hat uns einige Mühe gekostet«, erwiderte Vinnie. »Wir dachten, Sie würden vielleicht gerne erfahren, wie wir die Sache erledigt haben.«

Raymond lachte einmal laut und freudlos auf und verzog sein Gesicht zu einem schwachen Grinsen. Dann hob er die Hände, als ob er etwas auf ihn Zufliegendes abwehren wolle, und erwiderte: »Das ist nicht nötig. Ich bin sicher, daß Sie…«

»Wir bestehen aber darauf«, fiel Vinnie ihm ins Wort. »Wissen Sie, das zahlt sich geschäftlich aus. Wir wollen schließlich nicht, daß Sie glauben, wir hätten uns nicht alle erdenkliche Mühe gegeben.«

»Daran würde ich keinen Augenblick zweifeln«, entgegnete Raymond.

»Wir wollen eben auf Nummer Sicher gehen«, fuhr Vinnie fort.

»Wissen Sie, es ist nicht gerade ein Kinderspiel, einen Toten aus dem Leichenschauhaus verschwinden zu lassen. Die haben nämlich rund um die Uhr geöffnet, und außerdem gibt es da einen uniformierten Wächter, der immerzu aufpaßt.«

»Es ist wirklich nicht nötig, daß Sie mir das alles erzählen«, sagte Raymond. »Eigentlich möchte ich die Details lieber nicht erfahren. Aber ich weiß Ihre Bemühungen wirklich sehr zu schätzen.«

»Seien Sie still, Dr. Lyons, und hören Sie zu!« fuhr Vinnie ihn an. Dann hielt er einen Augenblick inne und ordnete seine Gedanken. »Wir hatten verdammtes Glück, weil Angelo einen Typen namens Vinnie Amendola kennt, der in der Leichenhalle arbeitet. Er schuldete Pauli Cerino noch einen Gefallen, und Angelo hat mal für Cerino gearbeitet, der aber zur Zeit gerade im Knast sitzt. Heute arbeitet Angelo für mich, und da er nun mal weiß, was er weiß, konnte er diesen Vinnie Amendola davon überzeugen, uns genau zu beschreiben, wo die Überreste von Mr. Franconi aufbewahrt wurden. Außerdem konnte der Typ uns noch ein paar wertvolle Informationen geben, damit wir einen vernünftigen Grund angeben konnten, warum wir mitten in der Nacht in der Leichenhalle auftauchten.« Im diesem Moment servierte Darlene Polson die Espressos. Raymond stellte sie als seine Assistentin vor. Nachdem sie jedem seine Tasse gereicht hatte, verließ sie den Raum wieder. »Hübsche Assistentin«, stellte Vinnie fest.

»Sie ist recht eifrig«, entgegnete Raymond und wischte sich unbewußt den Schweiß von der Stirn.

»Ich hoffe, Sie fühlen sich durch uns nicht belästigt«, sagte Vinnie.

»Nein, überhaupt nicht«, erwiderte Raymond ein bißchen zu schnell.

»Wir haben die Leiche also da rausgeholt«, fuhr Vinnie fort. »Und dann haben wir sie beseitigt - sie ist also weg. Aber wie Sie sicher verstehen, war das nicht mal gerade ein kleiner Spaziergang. In Wahrheit hat uns der Job sogar einiges an Nerven gekostet, weil wir nämlich so gut wie keine Zeit hatten, die Sache vernünftig vorzubereiten.«

»Vielleicht kann ich mich ja irgendwann einmal gebührend revan-

chieren«, entgegnete Raymond nach einer unbehaglichen Pause.

»Vielen Dank, Doktor«, sagte Vinnie und kippte sich seinen Espresso wie einen Schnaps herunter. Dann stellte er die Tasse samt Untertasse auf dem Tisch ab und fuhr fort: »Sie haben mir genau die Antwort gegeben, die ich erhofft hatte, und das bringt mich auf den eigentlichen Grund meines Besuches. Wie Sie ja sicher wissen, bin ich Kunde, genau wie Franconi einer war. Was aber viel wichtiger ist - mein elfjähriger Sohn Vinnie Junior ist ebenfalls Kunde, und de facto wird er Ihre Dienste wohl eher benötigen als ich. Wir stehen also vor der Tatsache, daß wir doppelte ›Beiträge‹ bezahlen - wie Ihre Leute das nennen. Ich würde Ihnen nun gerne den Vorschlag unterbreiten, daß ich in diesem Jahr gar nichts bezahle. Was sagen Sie dazu?«

Raymond senkte den Blick und starrte auf seinen Schreibtisch.

»Eine Hand wäscht die andere«, sagte Vinnie. »Das ist nur gerecht.«

Raymond räusperte sich. »Ich muß erst mit den maßgeblichen Leuten reden.«

»Das ist der erste unfreundliche Satz, den ich von Ihnen höre, Dr. Lyons«, entgegnete Vinnie. »Meinen Informationen zufolge sind *Sie* die maßgebliche Person. Daher finde ich dieses Herumgeziere ziemlich beleidigend. Ich ändere mein Angebot: Ich zahle weder für dieses noch für das kommende Jahr irgendwelche Beiträge. Vielleicht verstehen Sie jetzt, in welche Richtung unser Gespräch führt.«

»Ich verstehe«, murmelte Raymond und schluckte mühsam. »Ich werde mich darum kümmern.«

Vinnie erhob sich; Franco und Angelo taten es ihm nach.

»So ist es recht«, sagte Vinnie. »Ich gehe davon aus, daß Sie mit Dr. Daniel Levitz sprechen und ihn über unsere Übereinkunft informieren.«

»Natürlich«, erwiderte Raymond und stand ebenfalls auf.

»Danke für den Kaffee«, sagte Vinnie. »Der war wirklich klasse. Richten Sie Ihrer Assistentin mein Lob aus.«

Als die Ganoven gegangen waren, schloß Raymond hinter ihnen die Wohnungstür und lehnte sich dagegen. Sein Herz raste. Darlene er-

schien in der Küchentür.

»War es so schlimm, wie du befürchtet hattest?« fragte sie.

»Schlimmer«, erwiderte Raymond. »Sie haben sich so benommen, wie sie aussahen. Jetzt muß ich mich also auch noch mit kleinen Banditen abgeben, die alles geschenkt haben wollen! Schlechter kann es wohl kaum laufen.« Er ließ von der Tür ab und steuerte sein Arbeitszimmer an. Doch er war gerade zwei Schritte gegangen, als seine Beine ihm wegzusacken drohten. Darlene stürzte herbei und stützte ihn.

»Ist alles in Ordnung?« fragte sie.

Raymond schwieg einen Moment und nickte dann. »Ja, ist schon gut. Mir ist nur ein bißchen schwindelig. Wegen dieser Aufregung um Franconi habe ich gestern nacht kein Auge zugetan.«

»Vielleicht solltest du das Treffen mit dem interessierten neuen Arzt auf einen anderen Tag verschieben«, schlug Darlene vor.

»Ja«, stimmte Raymond ihr zu. »Ich glaube, das ist eine gute Idee. In meinem derzeitigen Zustand kann ich bestimmt niemanden überzeugen, unserer Gruppe beizutreten - vermutlich noch nicht einmal dann, wenn der potentielle Kandidat bereits zum Konkursgericht unterwegs wäre.«

Kapitel 4
4. März 1997, 19.00 Uhr
New York City

Laurie beendete die letzten Vorbereitungen für den Salat, bedeckte die Schüssel mit einem Papiertuch und stellte sie in den Kühlschrank. Dann rührte sie das Dressing an, eine einfache Mischung aus Olivenöl, frischem Knoblauch, weißem Essig sowie einem kleinen Spritzer Balsamico, und plazierte es ebenfalls im Kühlschrank. Als nächstes nahm sie sich die Lammlende vor; sie schnitt die wenigen Fettreste ab, die der Schlachter übersehen hatte, legte das Fleisch in die Marinade, die sie bereits angemacht hatte, und beförderte das Ganze zu den übrigen Sachen in den Kühlschrank. Als letztes kümmerte sie sich um die Artischocken. Im Nu hatte sie die Stiele und einige der großen, harten Blätter entfernt. Während sie sich die Hände am Geschirrtuch abtrocknete, warf sie einen Blick auf die Wanduhr. Da sie Jacks Zeitplan ziemlich gut kannte, glaubte sie, daß jetzt genau der richtige Augenblick war, um ihn anzurufen. Sie benutzte den Wandapparat neben der Spüle.

Während die Verbindung hergestellt wurde, hatte sie vor Augen, wie Jack in seinem verfallenen Haus die schmutzige Treppe hinaufstieg. Obwohl sie zu verstehen glaubte, warum er sich vor Jahren ausgerechnet in diesem Haus eine Wohnung gemietet hatte, fiel es ihr schwer, zu begreifen, warum er dort blieb. Das ganze Haus war in einem deprimierenden Zustand. Als sie sich allerdings in ihrer eigenen Wohnung umsah, mußte sie sich eingestehen, daß der Unterschied zu Jacks Wohnung so groß nun auch nicht war; wenn man sich erst mal im Inneren seines Apartments befand, war es ganz okay. Zudem war es auch noch fast doppelt so groß wie ihr eigenes. Inzwischen klingelte am anderen Ende das Telefon. Laurie zählte. Als er beim zehnten Mal immer noch nicht abgenommen hatte, kamen ihr Zweifel. Vielleicht kannte sie seinen Zeitplan doch nicht so gut. Sie wollte gerade auflegen, als Jack sich meldete.

»Ja?« fragte er völlig außer Atem.

»Du bist heute abend ein Glückspilz«, sagte Laurie.

»Wer ist denn da?« fragte Jack. »Bist du's, Laurie?«

»Du klingst ja so atemlos«, fuhr Laurie fort. »Heißt das, daß du beim Basketball verloren hast?«

»Nein«, erwiderte Jack. »Ich bin vier Treppen hochgerast, um noch rechtzeitig den Hörer abzunehmen. Was gibt's? Du bist doch hoffentlich nicht mehr bei der Arbeit!«

»Um Gottes willen«, entgegnete Laurie. »Ich bin schon seit einer Stunde zu Hause.«

»Und warum bin ich heute abend ein Glückspilz?« fragte Jack.

»Ich hab' auf dem Rückweg bei Gristedes angehalten und sämtliche Zutaten für dein Lieblingsessen besorgt«, erwiderte Laurie. »Es ist alles vorbereitet und muß nur noch in den Backofen geschoben werden. Du brauchst dich also lediglich zu duschen und auf den Weg zu machen.«

»Und ich dachte schon, ich müßte mich bei dir entschuldigen«, sagte Jack, »weil ich dich doch wegen der verschwundenen Mafioso-Leiche ausgelacht habe. Wenn also jemand etwas gutzumachen hätte, dann ja wohl ich.«

»Daran habe ich gar nicht mehr gedacht«, entgegnete Laurie. »Ich habe einfach nur Lust, mit dir zu essen. Aber ich habe eine Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Du kommst auf keinen Fall mit dem Fahrrad. Du nimmst dir ein Taxi, oder die Einladung ist hinfällig.«

»Dabei ist Taxi fahren viel gefährlicher, als mit dem Rad zu kommen«, wandte Jack ein.

»Keine Diskussion«, entgegnete Laurie. »Entweder oder! Wenn du von einem Bus überfahren wirst und bei uns in der Grube auf dem Seziertisch landest, will ich nicht dafür verantwortlich sein.« Ihr Gesicht rötete sich bei diesem Gedanken, über den sie nicht einmal im Scherz sprechen mochte.

»Okay«, willigte Jack ein. »Ich bin in fünfunddreißig oder vierzig Minuten bei dir. Soll ich Wein mitbringen?«

»Keine schlechte Idee«, erwiderte Laurie. Sie freute sich, denn sie war durchaus nicht sicher gewesen, ob Jack die Einladung annehmen würde. Im Laufe des vergangenen Jahres waren sie hin und wieder miteinander ausgegangen, und vor ein paar Monaten hatte Laurie sich eingestehen müssen, daß sie sich in Jack verliebt hatte. Doch Jack hatte sich gesträubt, die Beziehung zu vertiefen und eine engere Bindung einzugehen. Als Laurie versucht hatte, genau dies zu erzwingen, hatte Jack sich zurückgezogen. Da Laurie sich daraufhin vor den Kopf gestoßen gefühlt hatte, hatte sie wochenlang nur noch berufsmäßig mit ihm verkehrt.

Im Laufe des letzten Monats war ihr Verhältnis dann allmählich wieder ein wenig aufgetaut, und sie hatten erneut begonnen, nach der Arbeit noch gemeinsam etwas zu unternehmen. Laurie hatte inzwischen begriffen, daß sie auf den richtigen Zeitpunkt warten mußte. Mit siebenunddreißig war das allerdings gar nicht so einfach. Sie hatte immer gewußt, daß sie eines Tages Mutter werden wollte, und jetzt ging sie langsam auf die Vierzig zu und hatte das Gefühl, daß ihr die Zeit davonlief.

Da das Essen weitgehend vorbereitet war, streifte Laurie durch ihre kleine Zweizimmerwohnung und schaffte noch ein wenig Ordnung. Sie stellte die herumliegenden Bücher zurück ins Regal, stapelte medizinische Fachzeitschriften und reinigte das Katzenklo von Tom, ihrem gelbbraun-getigerten Kater, der sich trotz seiner sechseinhalb Jahre noch immer so wild gebärdete wie ein junges Kätzchen. Dann rückte sie den Kunstdruck von Klimt wieder zurecht, den Tom bei seinem täglichen Spazierweg, der ihn vom Bücherregal auf die Gardinenstange über dem Fenster führte, stets aufs neue verrückte. Als sie fertig war, stellte sie sich noch schnell unter die Dusche, schlüpfte in ihre Jeans und in einen Rollkragenpullover und legte ein wenig Make-up auf. Während sie sich schminkte, musterte sie die sich allmählich neben ihren Augenwinkeln ausprägenden Krähenfüße. Sie fühlte sich zwar noch genauso jung wie vor ein paar Jahren, als sie ihr Medizinstudium abgeschlossen hatte, doch sie konnte die Spuren, die die Zeit an ihr hinterlassen hatte, nicht leugnen.

Jack war pünktlich. Als Laurie durch das Guckloch sah, erkannte

sie nur eine aufgedunsene Fratze; Jack war bis auf zwei Zentimeter an die Linse herangekommen und grinste breit. Sie lachte über seine Juxerei und entriegelte die zahlreichen Sicherheitsschlösser an ihrer Tür.

»Komm rein, du Clown!« begrüßte sie ihn.

»Ich wollte sichergehen, daß du mich auch erkennst«, entgegnete Jack, während er sich an ihr vorbeischob. »Mein angeschlagener Schneidezahn links oben ist ja jetzt mein neues Markenzeichen.«

Als sie die Tür gerade schließen wollte, ertappte Laurie ihre Nachbarin Mrs. Engler, die wieder einmal neugierig ihre Tür einen Spaltbreit geöffnet hatte, um zu sehen, wer Laurie besuchte. Laurie warf ihr einen wütenden Blick zu. Mrs. Engler mußte sich aber auch in alles einmischen. Das Abendessen war ein voller Erfolg. Lauries Festmahl schmeckte hervorragend; der Wein kam nicht ganz an das Essen heran, was Jack damit entschuldigte, daß der Getränkeladen in der Nähe seines Apartments auf offene Weine spezialisiert war und keine wirklich feinen Sorten führte. Im Laufe des Abends mußte Laurie sich ständig auf die Zunge beißen, um das Gespräch bloß nicht auf die heikle Gefühlsebene abdriften zu lassen. Zu gerne hätte sie mit Jack über ihre Beziehung geredet, doch sie wagte es nicht. Sie wußte ja, daß seine Zurückhaltung zum Teil darauf zurückzuführen war, daß er einen furchtbaren persönlichen Schicksalsschlag hatte hinnehmen müssen. Vor sechs Jahren waren seine Frau und seine beiden Töchter bei einem tragischen Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Er hatte ihr davon erzählt, nachdem sie ein paar Monate miteinander ausgegangen und sich ein wenig nähergekommen waren, aber dann hatte er sich plötzlich wieder in sich zurückgezogen und hatte sich geweigert, weiter darüber zu reden. Laurie spürte, daß genau dieser Verlust ihrer Beziehung am meisten im Weg stand, und diese Einschätzung half ihr dabei, Jacks Widerstreben gegen eine festere Bindung nicht so persönlich zu nehmen.

Jack schaffte es ohne Probleme, die Unterhaltung um unverfängliche Themen kreisen zu lassen. Er hatte einen angenehmen Nachmittag verbracht, von dem er nur zu gerne erzählte. Er hatte mit der Straßenmannschaft aus seinem Viertel ein paar Runden Basketball

gespielt und war zufällig mit Warren in einer Mannschaft gelandet, einem äußerst beeindruckenden Afroamerikaner, der nicht nur der Anführer der örtlichen Gang war, sondern auch der von allen bei weitem beste Spieler. Ihre Mannschaft hatte den ganzen Nachmittag nicht ein einziges Mal verloren.

»Wie geht es Warren denn so?« wollte Laune wissen. Sie hatten sich schon oft mit Warren und seiner Freundin Natalie Adams getroffen, doch seitdem zwischen ihr und Jack vorübergehende Funkstille eingekehrt war, hatte Laurie die beiden nicht mehr gesehen.

»Warren ist immer noch ganz der alte«, erwiderte Jack und zuckte mit den Schultern. »Der Junge hat ganz schön was auf dem Kasten. Ich habe ihn mit allen Mitteln dazu zu bewegen versucht, ein paar Kurse am College zu besuchen. Aber er will partout nichts davon wissen. Er behauptet, daß er nun mal ein anderes Wertesystem habe als ich. Inzwischen habe ich es aufgegeben.«

»Und Natalie?«

»Der geht's gut, nehme ich an«, erwiderte Jack. »Ich habe sie nicht mehr gesehen, seitdem wir zum letzten Mal zu viert ausgegangen sind.«

»Das sollten wir ruhig mal wieder tun«, schlug Laune vor. »Ich würde die beiden gerne mal wiedersehen.«

»Eine gute Idee«, stimmte Jack ihr ausweichend zu. Es entstand eine Pause. Nur das Schnurren von Tom war zu hören. Nachdem sie zu Ende gegessen und den Tisch abgeräumt hatten, ließ Jack sich auf dem Sofa nieder. Laurie setzte sich ihm gegenüber in ihren Art-deco-Sessel, den sie in Greenage Village erworben hatte.

Laurie seufzte. Sie war frustriert. Sie verhielten sich wie zwei Teenager, die es sich nicht trauten, offen über ihre Gefühle zu reden.

Jack warf einen Blick auf seine Uhr. »O Gott«, rief er und rückte nach vorn auf die äußere Kante der Couch. »Es ist ja schon Viertel vor elf. Höchste Zeit für mich. Ich muß morgen früh raus und höre mein Bett schon rufen.«

»Möchtest du noch ein Glas Wein?« fragte Laurie und hielt den Krug hoch. Sie hatten nur einen Viertelliter getrunken.

»Geht leider nicht«, erwiderte Jack. »Ich muß Herr meiner Sinne

bleiben, weil ich ja mit dem Taxi nach Hause fahre.« Er stand auf und bedankte sich bei Laurie für das leckere Essen. Laurie stellte ihr Glas ab und erhob sich ebenfalls.

»Wenn du nichts dagegen hast, würde ich gerne bis zur Leichenhalle mit dir fahren.«

»Wie bitte?« fragte Jack und sah sie ungläubig an. »Du willst doch nicht etwa um diese Zeit arbeiten? Soweit ich weiß, hast du nicht einmal Bereitschaftsdienst.«

»Ich will dem Leichenhallenmitarbeiter der Nachtschicht und dem Mann vom Sicherheitsdienst ein paar Fragen stellen«, erwiderte Laurie, während sie zur Garderobe ging, um die Mäntel zu holen.

»Und warum, um Himmels willen?« fragte Jack.

»Ich will herausfinden, wie Franconis Leiche verschwinden konnte«, entgegnete Laurie und reichte Jack seine Bomberjacke. »Mit den Leuten von der Abendschicht habe ich schon gesprochen, als sie heute nachmittag ihren Dienst antraten.«

»Und was haben sie dir erzählt?«

»Nicht gerade viel«, erwiderte Laurie. »Die Leiche wurde um Viertel vor neun gebracht und von einem riesigen Troß von Polizisten und Journalisten begleitet. Offenbar herrschte ein ziemliches Durcheinander, und deshalb hat man es wohl auch versäumt, Röntgenaufnahmen zu machen. Die Mutter hat die Leiche identifiziert, was ihr, allen Zeugen zufolge, sehr nahe gegangen ist. Um Viertel vor elf hat man die Leiche in das Gefrierfach Nummer einhundertelf gebracht. Die Leiche muß also während der Nachtschicht verschwunden sein - zwischen elf und sieben Uhr.«

»Warum zerbrichst du dir darüber nur den Kopf?« fragte Jack. »Das ist doch ein Problem des Empfangsbüros.« Laurie zog sich den Mantel über und schnappte sich ihre Schlüssel.

»Nimm es einfach so hin, daß mich der Fall persönlich interessiert.«

Jack verdrehte die Augen, während sie in den Flur traten. »Laurie, bitte«, ermahnte er sie. »Du bringst dich nur in Schwierigkeiten. Glaub mir.«

Laurie drückte auf den Knopf, um den Fahrstuhl zu holen, und

starrte Mrs. Engler an, die schon wieder spionierte.

»Diese Frau macht mich wahnsinnig«, sagte Laurie, während sie den Fahrstuhl bestiegen.

»Du hörst mir ja gar nicht zu«, beschwerte sich Jack.

»Doch«, erwiderte Laurie. »Ich höre dir zu. Aber ich werde den Fall trotzdem ein bißchen genauer unter die Lupe nehmen.

Neben dieser Geschichte und nach meinem unangenehmen Zusammentreffen mit Franconis Vorgänger ärgert es mich nämlich, daß diese verdammten Gangster glauben, tun und lassen zu können, was sie wollen. Sie scheinen anzunehmen, daß die Gesetze nur für andere Leute gelten. Pauli Cerino, von dem Lou heute morgen gesprochen hat, hat Menschen getötet, um seine Wartezeit für eine Hornhauttransplantation zu verkürzen. Nur damit du mal eine Ahnung davon bekommst, mit was für Typen wir es zu tun haben. Ich kann es einfach nicht ertragen, daß sie so mir nichts, dir nichts in unser Institut hereinspaziert kommen und mit der Leiche eines Mannes verschwinden, den sie gerade getötet haben.«

Sie traten hinaus auf die 19th Street und gingen in Richtung First Avenue. Laurie klappte den Kragen ihres Mantels hoch, denn vom East River herüber wehte eine kühle Brise, und es waren nur knapp null Grad.

»Wie kommst du eigentlich darauf, daß die Mafia hinter dieser Geschichte steckt?« wollte Jack wissen.

»Man muß nicht gerade eine große Leuchte sein, um sich das zusammenzureimen«, erwiderte Laurie. Als sich ein Taxi näherte, hob sie die Hand, doch der Wagen brauste an ihnen vorbei. »Franconi hat einen Deal mit der Staatsanwaltschaft geschlossen und war bereit, in den Zeugenstand zu treten. Daraufhin sind die hohen Tiere der Vaccarro-Familie wütend geworden, oder sie haben kalte Füße gekriegt - oder beides. Die alte Geschichte eben.«

»Okay, sie haben ihn also umgebracht«, akzeptierte Jack. »Aber warum sollten sie die Leiche verschwinden lassen?« Laurie zuckte mit den Schultern.

»Ich will nicht behaupten, daß ich mich in die Denkweise eines Mafiosos hineinversetzen kann«, sagte sie. »Keine Ahnung, warum sie

die Leiche haben wollten. Vielleicht um ihm eine ordentliche Beerdigung vorzuenthalten. Vielleicht hatten sie auch Angst, daß die Autopsie einen Hinweis auf die Identität des Killers zutage fördern würde. Ich hab' wirklich keinen Schimmer. Aber letztendlich spielt das Warum auch keine Rolle.«

»Das sehe ich aber anders«, widersprach Jack. »Irgendwie sagt mir mein Gefühl, daß das Warum sehr wohl entscheidend sein könnte. Ich glaube, du begibst dich auf verdammt dünnes Eis, wenn du dich in den Fall einmischst.«

»Kann schon sein«, gab Laurie zu und zuckte erneut mit den Achseln. »Ich verheddere mich ständig in solchen Geschichten. Das liegt wahrscheinlich daran, daß mein Job für mich zur Zeit der Mittelpunkt meines Lebens ist.«

»Da kommt ein freies Taxi!« rief Jack. Er vermied es bewußt, auf ihre letzte Bemerkung einzugehen, denn er ahnte, worauf sie hinauswollte, und hatte keine Lust, sich in eine persönlichere Unterhaltung mit ihr verwickeln zu lassen. Nach einer kurzen Taxifahrt hatten sie die Ecke erreicht, an der sich die First Avenue und die 13th Street kreuzten. Laurie stieg aus und war überrascht, als Jack den Wagen ebenfalls verließ.

»Du brauchst mich nicht zu begleiten«, stellte Laurie klar.

»Weiß ich«, erwiderte Jack. »Aber ich komme trotzdem mit. Falls du es noch nicht bemerkt haben solltest - du hast mich ganz schön neugierig gemacht.«

Jack beugte sich zu dem Taxifahrer herab und bezahlte. Als sie sich zwischen den Leichenwagen des Instituts hindurchschlängelten, versuchte Laurie, ihn immer noch davon zu überzeugen, daß er sie wirklich nicht begleiten müsse. Sie betraten die Leichenhalle durch den Eingang an der 13th Street.

»Hast du mir nicht gerade erst gesagt, daß dein Bett dich ruft?«

»Das kann warten«, erwiderte Jack. »Nachdem ich heute von Lou gehört habe, daß man dich hier schon mal in einem zugenagelten Sarg rausgeschleppt hat, halte ich es für besser, bei dir zu bleiben.«

»Das war doch eine vollkommen andere Situation«, widersprach Laurie.

»Tatsächlich?« hakte Jack nach. »Da ging es doch auch um Mafiosi - genau wie jetzt.«

Laurie wollte gerade weiter protestieren, als ihr mit einem Mal klar wurde, daß Jack recht hatte. Es gab durchaus gewisse Parallelen zu dem Fall von damals.

Als erstes begegneten sie dem Nachtwächter, der in seinem winzigen Büro hockte. Carl Noval war ein freundlicher älterer Herr mit grauem Haar, der in seiner Uniform geschrumpft zu sein schien, denn sie war ihm mindestens zwei Nummern zu groß. Er spielte gerade Solitaire, doch als Laurie und Jack an seinem Fenster vorbeigingen und vor der offenen Tür stehenblieben, blickte er auf.

»Kann ich Ihnen weiterhelfen?« fragte er. Doch dann registrierte er, daß es Laurie war, und entschuldigte sich, daß er sie nicht sofort erkannt hatte.

Laurie fragte ihn, ob er von der verschwundenen Leiche Franconis gehört habe.

»Selbstverständlich«, erwiderte Carl. »Robert Harper, der Chef unseres Sicherheitsdienstes, hat mich sogar zu Hause angerufen. Er war völlig aus dem Häuschen und hat mir jede Menge Fragen gestellt.«

Laurie war ziemlich schnell klar, daß Carl kaum etwas zur Lösung des Rätsels beitragen konnte. Wie er mehrmals wiederholte, war ihm nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Genau wie in jeder Nacht waren Leichen gebracht und Leichen abgeholt worden. Allerdings mußte Carl einräumen, daß er sein Büro während der Nachtschicht zweimal verlassen hatte, um auf die Toilette zu gehen. Doch er betonte, daß er beide Male nur für ein paar Minuten weggeblieben war und jedesmal den Gehilfen der Nachtschicht, Mike Passano, informiert hatte.

»Sind Sie denn nie essen gegangen?« fragte Laurie. Carl öffnete eine Schublade seines metallenen Schreibtischs und deutete auf einen isolierten Essensbehälter.

»Ich esse hier.« Laurie dankte ihm und ging weiter. Jack folgte ihr.

»Nachts herrscht hier wirklich eine völlig andere Atmosphäre«, stellte Jack fest, während sie den breiten Flur entlanggingen, der zu den Kühlfächern und zum Sektionssaal führte.

»Ja«, stimmte Laurie zu. »Ohne den hektischen Tagesbetrieb ist es

fast ein bißchen unheimlich.«

Als nächstes warfen sie einen Blick in das Büro der Leichenhalle, wo Mike Passano gerade dabei war, ein paar Eingangsformulare auszufüllen. Kurz zuvor war eine Leiche angeliefert worden, die die Küstenwache aus dem Atlantik gefischt hatte. Als er spürte, daß er beobachtet wurde, sah er auf. Mike war Anfang Dreißig und sprach einen starken Long-Island-Akzent. Er sah wie ein Süditaliener aus: war zierlich gebaut und hatte markante Gesichtszüge. Seine Haare und seine Augen waren ebenso dunkel wie seine Haut. Weder Laurie noch Jack hatten je mit ihm gearbeitet, aber sie waren ihm schon oft begegnet.

»Seid ihr Docs reingekommen, um euch die Wasserleiche anzusehen?« fragte Mike.

»Nein«, erwiderte Jack. »Gibt's Probleme?«

»Nein«, erwiderte Mike. »Sie ist nur in einem ziemlich üblen Zustand.«

»Wir wollten Sie etwas fragen, das die vergangene Nacht betrifft«, sagte Laurie.

»Was wollen Sie wissen?« fragte Mike.

Laurie stellte ihm die gleichen Fragen, die sie auch Carl gestellt hatte, doch zu ihrer Überraschung reagierte Mike recht gereizt. Sie wollte ihn gerade zurechtweisen, als Jack sie am Arm zupfte und ihr zu verstehen gab, daß sie ihm in den Flur folgen solle.

»Beruhige dich«, riet er ihr, als sie außer Hörweite waren.

»Von was sollte ich mich wohl beruhigen?« entgegnete Laurie. »Ich suche keinen Streit.«

»Stimmt«, sagte Jack. »Ich bin zwar gewiß kein Experte in Sachen Bürodiplomatie oder zwischenmenschliche Beziehungen, aber wenn ich mir Mike so ansehe, glaube ich, daß er sich irgendwie in die Defensive gedrängt fühlt. Wenn du etwas aus ihm rauskriegen willst, solltest du das berücksichtigen und ein bißchen vorsichtiger zur Sache gehen.« Laurie dachte kurz nach und nickte dann. »Vielleicht hast du recht.«

Sie gingen zurück ins Büro der Leichenhalle, doch bevor Laurie auch nur den Mund aufmachte, kam Mike ihr schon zuvor: »Falls Sie

es noch nicht wissen sollten - Dr. Washington hat mich heute morgen bereits wegen dieser verdammten Geschichte angerufen und aus dem Schlaf hochgeschreckt. Er hat mir gehörig die Leviten gelesen. Aber ich sag's jetzt noch einmal: Ich habe nur meinen Job gemacht und mit dem Verschwinden dieser Leiche absolut nichts zu tun.«

»Darauf wollte ich auch gar nicht hinaus«, versuchte Laurie ihn zu beruhigen. »Falls ich mich mißverständlich ausgedrückt haben sollte, tut es mir leid. Ich habe lediglich darauf hingewiesen, daß die Leiche meiner Meinung nach während Ihrer Schicht verschwunden sein muß. Damit wollte ich keinesfalls behaupten, daß Sie dafür verantwortlich sind.«

»Klang aber so«, erwiderte Mike. »Schließlich ist außer dem Mann vom Sicherheitsdienst und den Hausmeistern außer mir niemand da.«

»Ist denn nun gestern nacht irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen?« wollte Laurie wissen.

Mike schüttelte den Kopf. »Es war eine ruhige Nacht. Zwei Leichen sind reingekommen, zwei wurden abgeholt.«

»Wie war das mit den reinkommenden Leichen?« hakte Laune nach. »Wurden sie von unseren Leuten gebracht?«

»Ja«, erwiderte Mike. »Sie kamen in unseren Leichenwagen an. Die Fahrer waren Jeff Cooper und Peter Molina. Die Toten wurden beide aus New Yorker Krankenhäusern überführt.«

»Und die beiden Leichen, die abgeholt wurden?« fragte Laurie.

»Was soll mit denen gewesen sein?«

»Wer hat sie zum Beispiel abgeholt?«

Mike fischte sich das Dienstbuch, das auf der Ecke seines Schreibtischs lag, und klappte es auf. Dann fuhr er mit dem Zeigefinger eine Spalte entlang, bis er die gesuchte Stelle gefunden hatte. »Bestattungsinstitut Spoletto in Ozone Park und Bestattungsinstitut Dickson in Summit, New Jersey.«

»Wie hießen die Verstorbenen?« wollte Laurie wissen. Mike sah in seinem Buch nach. »Frank Gleason und Dorothy Kline. Ihre Eingangsnummern lauten 100.385 und 101.455. Noch was?«

»Hatten Sie mit den beiden Bestattungsinstituten gerechnet?« fragte Laurie weiter.

»Na klar«, erwiderte Mike, »sie haben doch vorher angerufen. Wie immer.«

»Sie hatten also alles schon vorbereitet?«

»Natürlich«, stellte Mike klar. »Ich hatte den ganzen Schreibkram erledigt, so daß die Leute von den Bestattungsinstituten nur noch unterschreiben mußten.«

»Und die Leichen?« fragte Laurie.

»Die waren wie immer in dem begehbaren Kühlraum«, erklärte Mike. »Auf Bahren und direkt am Eingang.« Laurie sah Jack an. »Fällt dir noch etwas ein?« Jack zuckte mit den Schultern. »Ich glaube, du hast alles ziemlich gründlich abgeklopft. Aber was war, wenn Mike seinen Platz mal verlassen hat?«

»Gut, daß du daran denkst«, sagte Laurie und wandte sich wieder an Mike.

»Wie Carl uns erzählt hat, hat er Sie gestern nacht beide Male, als er auf die Toilette mußte, über sein Weggehen in Kenntnis gesetzt. Wenn Sie mal Ihren Platz verlassen - melden Sie sich dann auch jedesmal vorher bei Carl ab?«

»Immer«, erwiderte Mike. »Wir sind ja meistens die einzigen hier unten. Und irgend jemand muß ja die Tür bewachen.«

»Haben Sie Ihr Büro gestern nacht für längere Zeit verlassen?« wollte Laurie wissen.

»Nein«, antwortete Mike. »Nicht länger als sonst. Ich war ein paarmal auf dem Klo, außerdem war ich für eine halbe Stunde oben in der Kantine. Wie ich bereits sagte - es war eine ganz normale Nacht.«

»Und die Hausmeister? Haben Sie die gesehen?«

»Nicht während meiner Schicht«, erwiderte Mike. »Normalerweise wird hier unten schon während der Abendschicht aufgeräumt. Die Hausmeister von der Nachtschicht sind immer oben, es sei denn, es passiert irgend etwas außer der Reihe.«

Laurie überlegte, ob sie noch etwas fragen könnte, aber ihr fiel nichts mehr ein. »Danke, Mike.«

»Keine Ursache.«

Laurie ging zur Tür, hielt dann aber inne und drehte sich noch ein-

mal um. »Haben Sie die Leiche von Franconi zufällig gesehen?«

Mike zögerte einen Augenblick und bejahte die Frage. »Wie kam es, daß Sie sie gesehen haben?«

»Wenn ich zur Arbeit komme, informiert mich Marvin von der Abendschicht normalerweise über alles, was so los ist. Gestern nacht war er ziemlich aufgewühlt wegen dieser Franconi-Geschichte. Es wimmelte ja von Polizisten - und dann diese Szene, die die Familie hier veranstaltet hat! Nun ja, jedenfalls hat er mir die Leiche gezeigt.«

»Als Sie sie gesehen haben - war sie da in Kühlfach Nummer einhundertelf?«

»Ja.«

»Und jetzt noch eine letzte Frage, Mike«, fuhr Laurie fort. »Wie tippen Sie, ist die Leiche verschwunden?«

»Ich habe nicht den leisesten Schimmer«, erwiderte Mike. »Vielleicht ist sie einfach rausspaziert.« Er lachte kurz auf, verstummte dann aber verlegen. »Tut mir leid. Ich will keine Witze darüber reißen. Aber die Sache verwirrt mich genauso wie jeden anderen hier. Das einzige, was ich mit Bestimmtheit weiß, ist, daß gestern nacht zwei Leichen das Institut verlassen haben, und zwar die beiden, die ich überprüft habe.«

»Und Sie haben sich Franconi nicht noch einmal angesehen, nachdem Marvin Ihnen die Leiche gezeigt hatte?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Mike. »Warum sollte ich?«

»War nur so eine Frage«, erklärte Laurie. »Wissen Sie zufällig, wo wir die beiden Fahrer finden können?«

»Oben in der Kantine«, erwiderte Mike. »Da sitzen sie immer.«

Laurie und Jack nahmen den Fahrstuhl. Während sie nach oben fuhren, registrierte Laurie, wie Jack die Augen zufielen.

»Du siehst müde aus«, sagte sie.

»Kein Wunder«, entgegnete Jack.

»Warum fährst du nicht einfach nach Hause?«

»Nachdem ich bis jetzt durchgehalten habe, werde ich es wohl auch bis zum bitteren Ende schaffen.«

Laurie und Jack mußten die Augen zusammenkneifen, als sie in das

grelle Neonlicht der Kantine hineintraten. Sie fanden Jeff und Pete an einem Tisch neben dem Verkaufsautomat, wo sie es sich mit Zeitungen und Kartoffelchips gemütlich gemacht hatten. Sie trugen zerknitterte blaue Overalls, an deren Ärmeln das Emblem der *Health and Hospital Corporation* aufgenäht war. Beide Männer hatten Pferdeschwänze. Laurie stellte sich vor und klärte die beiden darüber auf, daß sie sich für die verschwundene Leiche interessiere. Dann fragte sie sie, ob ihnen in der vergangenen Nacht vielleicht irgend etwas Besonderes aufgefallen sei, als sie die beiden Leichen überführt hatten.

Jeff und Pete wechselten einen Blick.

»Meine sah furchtbar aus«, antwortete Pete schließlich.

»Ich meine nicht die Leichen selbst«, erklärte Laurie. »Ist Ihnen etwas aufgefallen, als Sie sie hier abgegeben haben? Haben Sie jemanden in der Leichenhalle gesehen, den Sie nicht kannten? Haben Sie irgend etwas Außergewöhnliches bemerkt?« Pete sah noch einmal zu Jeff und schüttelte dann den Kopf. »Nein. Es war alles wie immer.«

»Erinnern Sie sich, in welche Fächer Sie Ihre jeweiligen Leichen gebracht haben?« fragte Laurie weiter. Pete kratzte sich am Kopf. »Ich weiß es nicht mehr«, sagte er schließlich.

»War es ein Fach in der Nähe von Nummer einhundertelf?« wollte Laurie wissen. Pete schüttelte den Kopf. »Nein, es war auf der anderen Seite. In der Gegend von Nummer fünfundfünfzig. Genau erinnere ich mich nicht. Aber unten muß es ja notiert sein.« Laurie wandte sich an Jeff.

»Meine Leiche ist in Fach Nummer achtundzwanzig gewandert«, sagte er bestimmt. »Das weiß ich genau, weil ich nämlich achtundzwanzig bin.«

»Hat einer von Ihnen die Leiche von Franconi gesehen?« wollte Laurie wissen.

Wieder tauschten die Fahrer einen Blick aus. »Ja, wir haben sie gesehen«, erwiderte Jeff. »Um wieviel Uhr?«

»Etwa um die gleiche Zeit wie jetzt«, sagte Jeff.

»Und warum haben Sie die Leiche gesehen?« fragte Laurie.

»Normalerweise bekommen Sie doch die Toten gar nicht zu Gesicht, wenn Sie sie nicht selber transportieren.«

»Mike hatte uns von dem Mord an Franconi erzählt, und wegen all der Aufregung wollten wir auch mal einen Blick auf ihn werfen. Aber wir haben ihn nicht angefaßt.«

»Es hat höchstens eine Sekunde gedauert«, fügte Pete hinzu. »Wir haben schnell die Tür geöffnet, kurz reingesehen und wieder zugemacht.«

»Sind Sie zusammen mit Mike zu dem Fach gegangen?« fragte Laurie.

»Nein«, erwiderte Pete. »Er hat uns nur die Nummer genannt.«

»Hat Dr. Washington Sie über die vergangene Nacht befragt?« bohrte Laurie weiter.

»Ja«, antwortete Jeff. »Und Mr. Harper auch.«

»Haben Sie Dr. Washington erzählt, daß Sie sich die Leiche angesehen haben?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil er nicht danach gefragt hat«, rechtfertigte sich Jeff. »Ich weiß ja, daß das normalerweise nicht zu unserem Job gehört - und ansonsten tun wir so was auch nicht. Aber nach all diesem Aufruhr waren wir nun mal neugierig.«

»Vielleicht sollten Sie Dr. Washington doch darüber informieren«, schlug Laurie vor. »Nur damit er alle Fakten kennt.« Dann drehte sie sich um und steuerte auf den Fahrstuhl zu. Jack folgte ihr.

»Was hältst du von den beiden?« wollte Laurie wissen. »Je näher sich der Uhrzeiger auf Mitternacht zubewegt, desto schwerer fällt mir das Denken«, erwiderte Jack. »Aber ich würde nicht viel Aufhebens darum machen, daß die beiden einen verstohlenen Blick auf den toten Franconi geworfen haben.«

»Mich wundert nur, daß Mike nichts davon erwähnt hat«, sagte Laurie.

»Stimmt«, pflichtete Jack ihr bei. »Andererseits wissen sie alle, daß sie es mit den Vorschriften nicht so genau genommen haben. Und in so einer Situation ist es ganz natürlich, wenn man nicht besonders

mitteilsam ist.«

»Vielleicht hast du recht«, seufzte Laurie.

»Und was jetzt?« fragte Jack, als sie in den Fahrstuhl stiegen. »Mir gehen langsam die Ideen aus.«

»Gott sei Dank.«

»Meinst du nicht, ich sollte Mike noch mal fragen, warum er uns verschwiegen hat, daß die Fahrer sich Franconi angesehen haben?« wollte Laurie wissen.

»Kannst du ja machen«, erwiderte Jack. »Aber vermutlich ist es pure Zeitverschwendung. Also ehrlich, ich glaube, die waren alle nur neugierig - mehr nicht.«

»Dann machen wir eben Schluß für heute«, schlug Laurie vor. »Ich höre mein Bett jetzt auch rufen.«

Kapitel 5
5. März 1997, 10.15 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Kevin stellte die Glaskolben mit den Gewebekulturen zurück in den Wärmeschrank und schloß die Tür. Er hatte schon vor dem Morgengrauen mit der Arbeit begonnen. Zur Zeit versuchte er, eine Transponase zu finden, mit deren Hilfe er ein kleineres Histokompatibilitätsgen auf dem Y-Chromosom handhaben konnte. Obwohl er nun seit einem Monat daran arbeitete und dieselbe Technik angewandt hatte, mit der er auch die mit dem kleinen Arm des Chromosoms 6 assoziierten Transponasen entdeckt und isoliert hatte, waren all seine Bemühungen vergeblich gewesen.

Normalerweise kam Kevin erst gegen halb neun ins Labor, doch an diesem Morgen war er schon um vier Uhr aufgewacht und hatte nicht mehr einschlafen können. Er hatte sich eine Dreiviertelstunde im Bett hin und her gewälzt und war dann zu dem Schluß gekommen, daß er die Zeit auch besser nutzen könnte, und so hatte er sein Labor heute bereits um fünf Uhr betreten, als es draußen noch stockfinster gewesen war. Es war sein Gewissen gewesen, das ihm den Schlaf geraubt hatte. Erneut hatte sich in ihm mit aller Vehemenz das quälende Gefühl breitgemacht, einen prometheischen Fehler begangen zu haben. Zwar hatte Dr. Lyons ihn kurzfristig beschwichtigt, als er ihn an sein zukünftiges eigenes Labor erinnert hatte, doch die Seelenruhe währte nicht lange. Selbst wenn er tatsächlich eines Tages sein Traumlabor besitzen sollte - er konnte seine Befürchtung einfach nicht ignorieren, daß auf Isla Francesca etwas Furchtbares im Gange zu sein schien. Diesmal rührten seine Panikgefühle nicht daher, daß er wieder Rauch gesehen hatte. Er hatte nach Einbruch der Morgendämmerung bewußt nicht aus dem Fenster gesehen, und erst recht hatte er es nicht gewagt, einen Blick in Richtung Isla Francesca zu werfen.

So konnte er nicht weitermachen, und er kam zu dem Schluß, daß

es wohl am klügsten wäre, herauszufinden, ob seine Ängste begründet waren. Am besten, so überlegte er, würde er mit jemandem sprechen, der konkret mit dem Projekt befaßt war und vielleicht ein wenig Licht in das Dunkel seiner düsteren Vorahnungen bringen konnte. Allerdings hatte er in der Zone nicht gerade viele Kollegen, mit denen er unbeschwert reden konnte. Er war nie ein geselliger Mensch gewesen und hatte sich in Cogo, wo er der einzige Akademiker war, noch mehr zurückgezogen. Wenigstens gab es einen Mitarbeiter, mit dem er etwas besser zurechtkam, und das lag vor allem daran, daß er dessen Arbeit bewunderte: Es war Bertram Edwards, der leitende Tierarzt.

Entschlossen streifte Kevin sich den Laborkittel ab, hängte ihn über den Stuhl und verließ sein Büro. Er stieg die Treppe hinab ins Erdgeschoß und trat hinaus auf den nördlich des Krankenhauses gelegenen Parkplatz. Knallende Hitze schlug ihm entgegen, es war ein klarer Morgen. Am Himmel hingen ein paar Schönwetterwölkchen, doch in der Ferne zogen bereits düstere Regenwolken auf, die sich am westlichen Horizont über dem Ozean zusammengeballt hatten; falls sie Regen bringen sollten, dann frühestens am Nachmittag.

Kevin stieg in seinen Toyota mit Allradantrieb, verließ den Parkplatz und bog nach rechts ab. Er überquerte die Nordseite des Hauptplatzes und ließ die katholische Kirche hinter sich, die von GenSys restauriert und in ein Freizeitcenter umfunktioniert worden war. An Freitag- und Samstagabenden wurden Filme gezeigt, an Montagen wurde abends Bingo gespielt. Im Kellergeschoß gab es ein Fastfood-Restaurant, in dem unter anderem amerikanische Hamburger verkauft wurden. Das Büro von Bertram Edwards befand sich im tierärztlichen Zentrum, welches innerhalb des riesigen Tierkomplexes lag. Der gesamte Komplex war größer als Cogo selbst. Er lag nördlich der Stadt inmitten des dichten äquatorialen Regenwaldes und war durch einen Streifen unberührten Dschungels von der Stadt abgetrennt.

Kevin fuhr in östlicher Richtung, bis er die Autowerkstatt erreichte, und bog dann nach Norden ab. Wenn er bedachte, daß er sich hier im letzten Winkel der Welt befand, herrschte ziemlich viel Verkehr. Das

geschäftige Treiben spiegelte die gewaltigen logistischen Schwierigkeiten wider, mit denen man bei einer Operation dieser Größenordnung konfrontiert war, wie sie in der Zone durchgeführt wurde. Alles mußte eingeführt werden, vom Toilettenpapier bis hin zu den Zentrifugalröhren. Jede Menge Güter mußten hin- und hertransportiert werden, die meisten wurden mit Lastwagen aus Bata herbeigeschafft, wo es einen einfachen Tiefseehafen und einen Flughafen gab, auf dem auch größere Flugzeuge landen konnten. Im Estuario del Muni, von wo aus man Libreville in Gabun erreichen konnte, verkehrten lediglich Motorkanus.

Am Ortsrand ging das Kopfsteinpflaster in eine neue geteerte Straße über. Kevin seufzte erleichtert auf. Der Lärm und die Vibration, die vom Kopfsteinpflaster verursacht und über das Lenkrad auf ihn übertragen wurden, machten das Fahren sehr anstrengend.

Nach einer fünfzehnminütigen Fahrt durch eine von dunkelgrünen Pflanzen überwucherte Schlucht erblickte Kevin das erste Gebäude des Tierkomplexes, der mit den neuesten technischen Mitteln ausgestattet war. Die aus Spannbeton und Aschenstein konstruierten Häuser waren mit Stuck verziert und weiß gestrichen, so daß sie ein spanisches Flair verbreiteten und gut zur Kolonialarchitektur in der Stadt paßten. Das riesige Hauptgebäude wirkte eher wie ein Flughafenterminal als wie eine Behausung für Primaten. Die vordere, drei Stockwerke hohe Fassade war etwa hundertfünfzig Meter lang. Aus dem hinteren Teil des Gebäudes entsprangen zahlreiche Flügel, die buchstäblich unter dem Dach der Vegetation verschwanden. Gegenüber dem Hauptgebäude gab es mehrere kleinere Gebäude, von denen Kevin nur von den beiden Häusern in der Mitte wußte, welchem Zweck sie dienten. In dem einen war das dem Tierkomplex zugeteilte Kontingent äquatorialguinesischer Soldaten untergebracht. Wie ihre auf dem Hauptplatz postierten Kameraden hatten sie nichts zu tun und vertrieben sich, die Gewehre geschultert, rauchend und kamerunisches Bier trinkend, die Zeit. Das Gebäude nebenan war das Hauptquartier einer Gruppe bedrohlich wirkender Gestalten, die Kevin noch unheimlicher waren als die Teenagersoldaten. Hier wohnten marokkanische Söldner, die zur Präsidentengarde Äquatorialguineas

gehörten. Offenbar mißtraute der Präsident seiner eigenen Armee.

Die Söldner dieses Spezialkommandos trugen für den Dschungel völlig ungeeignete und schlecht sitzende dunkle Anzüge und Krawatten. Wo sich ihre Pistolenhalfter befanden, waren dicke Ausbuchtungen zu erkennen. Sie waren alle dunkelhäutig, hatten stechende Augen und dichte Schnurrbärte. Im Gegensatz zu den einheimischen Soldaten ließ die Söldnertruppe sich nur selten blicken, doch ihre Anwesenheit war wie eine unheilbringende Macht stets zu spüren. Allein die Größe des Tierkomplexes war ein Zeichen für den Erfolg von GenSys. Die Firma hatte frühzeitig die Schwierigkeiten erkannt, die mit der biomedizinischen Forschung an Primaten einhergingen, und ihre Versuchsanlage deshalb in Äquatorialguinea errichtet, wo die Tiere ja zudem auch beheimatet waren. Durch diesen cleveren Schritt hatte GenSys zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Die Firma konnte die lästigen, von den westlichen Industrieländern für die Ein- und Ausfuhr von Primaten erlassenen Beschränkungen hervorragend umgehen und gleichzeitig auch noch dem ständigen Störfeuer der Tierschutzfanatiker aus dem Weg gehen. Schließlich kam noch als weiterer Anreiz hinzu, daß die kommunale Verwaltung nach Devisen lechzte und ihre käuflichen Funktionäre für alles empfänglich waren, was eine Firma wie GenSys zu bieten hatte. Hinderliche Gesetze wurden einfach ignoriert oder gleich ganz abgeschafft. Das Parlament hatte sich sogar so entgegenkommend gezeigt, ein Gesetz zu verabschieden, nach dem eine Einmischung in die Angelegenheiten von GenSys wie ein Kapitalverbrechen geahndet wurde.

Die Operation erwies sich bereits nach kürzester Zeit als so erfolgreich, daß GenSys die Anlagen erweiterte und den vorteilhaften Standort dazu nutzte, auch anderen Biotechnologie-Unternehmen ihre Dienste anzubieten; vor allem Pharma-Giganten gingen auf das Angebot ein und lagerten ihre Primatenversuche nach Äquatorialguinea aus. Das rasante Wachstum überraschte sogar die Wirtschaftsberater von GenSys. Das Zonenprojekt galt in jeder Hinsicht als ein äußerst beeindruckender finanzieller Erfolg.

Kevin parkte sein Auto neben einem anderen allradangetriebenen Wagen. Der Sticker auf der Stoßstange verriet ihm, daß es der Wa-

gen von Dr. Edwards war. Der Aufkleber verkündete: Der Mensch ist ein Affe. Kevin trat durch die gläserne Doppeltür mit der Schablonenaufschrift »Tierärztliches Zentrum«. Hier befanden sich Dr. Edwards' Büro und seine Untersuchungsräume.

Martha Blummer begrüßte ihn. »Dr. Edwards ist gerade im Schimpansenflügel«, erklärte sie. Martha war die Sekretärin des tierärztlichen Zentrums. Ihr Mann war einer der Mechaniker in der Autowerkstatt.

Kevin machte sich auf den Weg zum Schimpansenflügel, einem der wenigen Bereiche in dem Gebäude, den er kannte. Nachdem er eine zweite Doppeltür passiert hatte, gelangte er in den langen zentralen Gang des Veterinärkrankenhauses. Bis hin zu den Angestellten sah hier alles aus wie in einem normalen Krankenhaus; sie trugen OP-Kleidung, viele hatten ein Stethoskop um den Hals.

Einige nickten Kevin zu, andere lächelten, manche begrüßten ihn mit einem kurzen »Hallo«. Schüchtern erwiderte er die Begrüßungen. Er kannte keinen dieser Menschen mit Namen. Eine weitere Doppeltür führte in den Hauptbereich des Gebäudes. Hier waren die Primaten untergebracht. Ein leicht muffiger Geruch hing in der Luft. Gelegentlich hallten Schreie und Gebrüll über den Flur. Durch die Türen mit Fenstern aus Drahtglas erhaschte Kevin hin und wieder einen Blick auf die großen Käfige, in denen die Affen eingesperrt waren. Außerhalb der Käfige liefen Männer in Overalls und Gummistiefeln herum, die mit Schläuchen hantierten.

Der Schimpansenflügel war einer der zahlreichen Trakte, die sich vom hinteren Bereich des Gebäudes bis in den Urwald hinein erstreckten, und hatte wie das Hauptgebäude drei Stockwerke. Als Kevin das Erdgeschoß betrat, änderte sich die Geräuschkulisse abrupt. Ein ohrenbetäubendes Durcheinander von lauten Rufen und wildem Gekreische erfüllte den Raum.

Kevin hämmerte gegen eine der Türen, bis von den Arbeitern im Overall einer auf ihn aufmerksam wurde. Er fragte den Mann nach Dr. Edwards und erfuhr, daß der Tierarzt sich in der Bonobo-Abteilung aufhalte.

Kevin fand schnell eine Treppe und stieg hinauf in den ersten

Stock. Dabei ging ihm durch den Kopf, daß es schon ein kurioser Zufall war, daß Dr. Edwards sich ausgerechnet jetzt, da er nach ihm suchte, in der Bonobo-Abteilung aufhielt. Schließlich waren es genau die Bonobos gewesen, die ihn ursprünglich mit Dr. Edwards zusammengebracht hatten. Vor sechs Jahren hatte Kevin noch nie etwas von einem Bonobo gehört, doch das hatte sich schnell geändert, als man sie als die für sein GenSys-Projekt am besten geeigneten Versuchstiere ausgewählt hatte. Inzwischen wußte er, daß die Bonobos ziemlich einzigartige und außergewöhnliche Lebewesen waren. Sie gehörten zur Familie der Schimpansen, hatten jedoch eineinhalb Millionen Jahre lang in absoluter Isolation gelebt, und zwar inmitten eines im zentralen Zaire gelegenen fünfundsechzigtausend Quadratkilometer großen Abschnitts unberührten Regenwaldes. Anders als die Schimpansen lebten Bonobos in einer matriarchalischen Gesellschaftsordnung. Da die männlichen Tiere weniger aggressiv waren, waren Bonobos imstande, in größeren Gruppen zusammenzuleben. Manche Leute bezeichneten sie auch als Zwergschimpansen, doch das war nicht korrekt, denn zum einen wurden einige Bonobos durchaus größer als Schimpansen, andererseits gehörten sie nun einmal einer anderen Spezies an.

Kevin fand Dr. Edwards vor einem ziemlich kleinen klimatisierten Käfig, wo er gerade eine Hand durch die Gitterstäbe führte, um sich vorsichtig mit einem Bonobo-Weibchen bekannt zu machen.

Ein anderes Bonobo-Weibchen hockte an der Rückwand des Käfigs und ließ nervös die Augen zwischen den beiden Begrenzungen seiner neuen Behausung hin- und herhuschen. Kevin spürte, daß das Bonobo-Weibchen in Panik war. Dr. Edwards gab leise Rufe von sich; er versuchte, einen der zahlreichen Verständigungslaute der Bonobos und Schimpansen nachzuahmen. Er war relativ groß und überragte Kevin mit seinen eins achtundsiebzig um etwa zehn Zentimeter. Sein Haar war schneeweiß und stand in starkem Kontrast zu seinen dunklen Augenbrauen und Wimpern. Die scharf abgegrenzten Augenbrauen und seine Angewohnheit, ständig die Stirn zu runzeln, verliehen ihm einen permanent überraschten Gesichtsausdruck.

Kevin verharrte einen Augenblick und beobachtete die Szene. Das

erkennbar harmonische Verhältnis, das zwischen Dr. Edwards und den Tieren herrschte, hatte Kevin schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Tierarzt schwer beeindruckt.

Er spürte, daß Dr. Edwards den geschickten Umgang mit den Tieren nicht irgendwann gelernt hatte, sondern daß ihm dieses Talent offensichtlich angeboren war.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Kevin schließlich. Dr. Edwards zuckte erschrocken zusammen. Selbst der Bonobo stieß einen entsetzten Schrei aus und floh in den hinteren Teil des Käfigs.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Kevin. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Dr. Edwards lächelte und legte sich eine Hand auf die Brust. »Sie müssen sich nicht entschuldigen. Aber ich war gerade voll und ganz mit den Affen beschäftigt, ich habe Sie gar nicht kommen gehört.«

»Ich wollte Ihnen bestimmt keinen Schrecken einjagen, Dr. Edwards«, begann Kevin noch einmal, »aber ich…«

»Bitte, Kevin! Wie oft soll ich es Ihnen denn noch sagen? Ich heiße Bertram. Mein Gott - wir kennen uns jetzt seit fünf Jahren. Glauben Sie nicht, das reicht, um sich endlich beim Vornamen zu nennen?«

»Doch«, erwiderte Kevin. »Natürlich.«

»Sie haben übrigens mehr Glück als Verstand, daß Sie gerade jetzt kommen«, fuhr Bertram fort. »Was Sie hier sehen, sind unsere beiden neuesten Zuchtweibchen.« Er deutete auf die Affen, die sich vorsichtig wieder nach vorne wagten. Zwar hatte Kevins Ankunft ihnen einen Schrecken eingejagt, doch jetzt waren sie neugierig geworden.

Kevin starrte in die Gesichter der beiden Primaten. Sie sahen den Menschen aufsehenerregend ähnlich. Vor allem ihre im Vergleich zu den Schimpansen weiter zurückliegenden Oberkiefer verliehen ihren Gesichtern so menschliche Züge. Kevin fand es immer wieder beunruhigend, Bonobos in die Augen zu sehen.

»Sie sehen ziemlich gesund aus«, sagte er schließlich, weil er nicht wußte, was er sonst hätte erwidern sollen.

»Sie sind heute morgen mit dem Lastwagen aus Zaire gebracht worden«, berichtete Bertram. »Luftlinie sind das etwa tausendsechshundert Kilometer, aber der Fahrer mußte eine ziemlich umständli-

che Route nehmen, um die Grenzen von Kongo und Gabun passieren zu können. Wahrscheinlich haben sie deshalb eher dreimal so viele Kilometer hinter sich.«

»Das ist ja so weit wie einmal quer durch die USA«, bemerkte Kevin.

»Entfernungsmäßig ja«, erwiderte Bertram. »Aber hier unten gibt es ja so gut wie keine geteerten Straßen. Egal wie man's betrachtet, die Strecke ist jedenfalls äußerst mühsam.«

»Die beiden sehen trotzdem so aus, als wären sie in ganz guter Verfassung«, sagte Kevin und fragte sich im stillen, wie er wohl selber nach so einer Reise aussehen würde, tagelang eingepfercht in einer Holzkiste auf der ruckelnden Ladefläche eines Lastwagens.

»Ich habe die Fahrer inzwischen ganz gut gedrillt«, erklärte Bertram. »Sie behandeln die Affen besser als ihre eigenen Frauen. Sie wissen nämlich genau, daß sie kein Geld bekommen, wenn die Tiere unterwegs sterben. Das ist ein ziemlich guter Anreiz.«

»Bei unserem ständig wachsenden Bedarf können wir die beiden gut gebrauchen«, bemerkte Kevin.

»Allerdings«, stimmte Bertram zu. »Die beiden hier sind schon vergeben, das wissen Sie ja. Wenn sie alle Tests bestehen, wovon ich ganz fest ausgehe, schauen wir in den nächsten Tagen in Ihrem Labor vorbei. Ich möchte nämlich unbedingt noch einmal zusehen. Sie sind wirklich ein Genie! Und Melanie… Also, ich habe noch nie jemanden mit einem so guten Augenmaß und so viel Fingerfertigkeit kennengelernt. Da kann nicht mal der Augenchirurg mithalten, den ich noch aus den USA kenne.«

Kevin wurde rot, als Dr. Edwards ihn derartig lobte. »Melanie hat wirklich Talent«, sagte er, um von sich selbst abzulenken. Melanie Becket war Reproduktionstechnologin, und GenSys hatte sie in erster Linie eingestellt, damit sie Kevins Projekt unterstützte.

»Ja, sie ist gut«, nickte Bertram. »Aber die wenigen von uns, die das Glück haben, an Ihrem Projekt teilzuhaben, wissen, daß Sie der wahre Held sind.«

Bertram überzeugte sich mit einem Blick auf den Gang und zu den Käfigen, daß keiner der in Overalls gekleideten Arbeiter in Hörweite

war.

»Wissen Sie«, fuhr er dann fort, »als ich unterschrieben habe, hierherzugehen, waren meine Frau und ich davon ausgegangen, daß es uns bestimmt nicht schlechtgehen würde. Was das Geld angeht, hatte ich gedacht, der Job wäre vielleicht in etwa so lukrativ wie ein Posten in Saudi-Arabien. Aber in Wahrheit geht es uns besser, als ich es mir je erträumt hätte. Durch Ihr Projekt und die damit verbundenen Aktienbezugsrechte werden wir richtig reich! Und wie mir Melanie gestern erst erzählt hat, haben wir zwei weitere Kunden aus New York. Damit sind es schon über hundert!«

»Ich wußte noch gar nichts von zwei weiteren Kunden«, entgegnete Kevin.

»Nicht?« fragte Bertram. »Aber es stimmt. Ich habe Melanie gestern abend zufällig im Freizeitcenter getroffen, und da hat sie mir erzählt, daß sie mit Raymond Lyons telefoniert hat. Ein Glück, daß sie mich informiert hat, denn so konnte ich die Fahrer gleich nach Zaire zurückschicken, damit sie für Nachschub sorgen. Jetzt hoffe ich nur, daß unsere Pygmäen-Kollegen in Lomako ihren Teil der Vereinbarung einhalten können.«

Kevin sah noch einmal zu dem Käfig hinüber, in dem die beiden Weibchen hockten und seinen Blick erwiderten. Ihre flehenden Augen ließen ihm ganz warm ums Herz werden. Er wünschte sich, er könnte ihnen sagen, daß sie nichts zu befürchten hatten. Schließlich würde nicht mehr passieren, als daß sie im Laufe des kommenden Monats befruchtet werden würden. Während ihrer Trächtigkeit würden sie nicht nach draußen dürfen und spezielle, hochwertige Nahrung erhalten. Nach der Geburt ihrer Jungen würde man sie dann in einem riesigen Bonobo-Gehege aussetzen, damit sie dort ihren Nachwuchs aufzögen. Und sobald die Jungen ein Alter von drei Jahren erreicht hätten, würde der Kreislauf wieder von vorne beginnen.

»Sie sehen wirklich verdammt menschlich aus«, bemerkte Bertram und riß Kevin damit aus seinen Gedanken. »Manchmal frage ich mich tatsächlich, was sie wohl gerade denken mögen.«

»Und ich mache mir manchmal Sorgen, was ihre Nachkommenschaft wohl zu denken imstande sein mag«, fügte Kevin hinzu.

Bertram sah Kevin an. Er hatte seine Augenbrauen noch höher gezogen als sonst. »Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

»Hören Sie, Bertram«, setzte Kevin an. »Ich bin hergekommen, um mit Ihnen über das Projekt zu reden.«

»Das trifft sich gut«, entgegnete Bertram. »Ich wollte Sie nämlich auch heute anrufen und Sie herbitten, damit Sie sich unsere Fortschritte ansehen. Aber nun sind Sie schon da. Also, kommen Sie!«

Bertram öffnete die nächste Tür, die auf den Gang führte, und gab Kevin zu verstehen, daß er ihm folgen solle. Kevin hatte Mühe, mit den großen Schritten des Tierarztes mitzuhalten.

»Fortschritte?« fragte er. Auch wenn er Bertram bewunderte, beunruhigte ihn der Hang dieses Mannes, sich immer irgendwie ein bißchen verrückt zu verhalten. Selbst unter den günstigsten Umständen wäre es Kevin schwergefallen, seine Sorgen mit Bertram zu besprechen; und da er ihm im Moment nicht gerade entgegenkam, schien es äußerst schwierig. Eigentlich machte Bertram es ihm geradezu unmöglich.

»Und was für Fortschritte!« rief der Tierarzt begeistert.

»Wir haben es endlich geschafft, die technischen Probleme bei der Vernetzung der Insel zu lösen. Wir sind jetzt online, wie Sie gleich sehen werden. Wir können jedes einzelne Tier per Knopfdruck lokalisieren. Das ist uns gerade noch rechtzeitig gelungen, würde ich sagen. Immerhin ist die Insel einunddreißig Quadratkilometer groß. Da war es fast unmöglich geworden, die inzwischen knapp einhundert Tiere mit den handbetriebenen Positionsbestimmern zu orten. Wir konnten ja schließlich nicht voraussehen, daß die Tiere sich in zwei völlig voneinander getrennte Gruppen aufspalten würden. Wir waren immer von einer großen, glücklichen Familie ausgegangen.«

»Bertram«, begann Kevin noch einmal und wagte einen weiteren Vorstoß. »Ich wollte mit Ihnen reden, weil ich Angst habe…«

»Kein Wunder«, warf Bertram ein, als Kevin ins Stocken geriet. »Ich würde es auch mit der Angst zu tun kriegen, wenn ich so viel arbeiten würde wie Sie, ohne mich jemals auch nur irgendwie zu erholen oder zu entspannen. Wenn ich mit meiner Frau aus dem Kino komme, sehe ich in Ihrem Labor manchmal noch um Mitternacht

Licht. Wir haben sogar schon mehrfach darüber gesprochen. Außerdem haben wir Sie mehrmals zu uns nach Hause zum Essen eingeladen, damit Sie mal ein bißchen Ablenkung haben. Wieso sind Sie eigentlich nie gekommen?« Kevin stöhnte innerlich auf. Die Unterhaltung lief in eine völlig verkehrte Richtung.

»Okay«, fuhr Bertram fort. »Sie müssen nicht antworten. Ich will ihnen schließlich nicht noch mehr Angst einjagen. Jedenfalls würden wir uns freuen, wenn Sie uns mal besuchen kämen. Falls Sie also doch mal Lust bekommen - rufen Sie uns einfach an. Was ich allerdings überhaupt nicht verstehe - wieso sieht man Sie nie im Fitneßclub oder im Freizeitcenter oder im Schwimmbad? Es ist doch auch so schon schlimm genug, in diesem verfluchten afrikanischen Treibhaus festzusitzen. Da muß man sich doch nicht noch freiwillig in seinem Labor oder zu Hause einkerkern und sich das Leben zusätzlich schwermachen.«

»Sie haben ja recht«, stimmte Kevin zu. »Aber…«

»Natürlich habe ich recht«, fiel Bertram ihm ins Wort. »Aber da ist noch etwas, und ich möchte Sie warnen. Die Leute fangen an zu reden.«

»Wie meinen Sie das?« wollte Kevin wissen. »Worüber reden sie?«

»Die Leute erzählen, daß Sie sich abseits halten, weil Sie sich ihnen überlegen fühlen«, erklärte Bertram. »Nach dem Motto: der tolle Akademiker mit all seinen phantastischen Harvard- und MIT-Titeln will nichts mit uns zu tun haben. Die Leute können Ihr Verhalten schnell in den falschen Hals bekommen - erst recht, wenn sie neidisch sind.«

»Wieso sollte denn jemand neidisch auf mich sein?« fragte Kevin verblüfft. Er war regelrecht schockiert.

»Ganz einfach«, erwiderte Bertram. »Unsere Firmen-Zentrale begünstigt Sie ganz offensichtlich. Alle zwei Jahre bekommen Sie ein neues Auto, und Ihr Haus kann sogar mit dem von Siegfried Spallek mithalten, der immerhin der Chef der gesamten Operation ist. Das macht natürlich ein paar Leute stutzig, vor allem so jemanden wie Cameron McIvers, der bescheuert genug war, seine ganze verdammte Familie in diese Wildnis nachzuholen. Außerdem haben Sie einen

Kernspintomographen. Der Krankenhausverwalter und ich selbst bemühen uns seit unserem ersten Tag hier um eine solche Anlage - bisher allerdings vergeblich.«

»Ich wollte die Leute von der Zentrale ja davon abbringen, mich in dieses Haus zu stecken«, versuchte sich Kevin zu verteidigen. »Ich hab' ihnen gesagt, daß es viel zu groß für mich ist.«

»Hey, Mann«, entgegnete Bertram. »Bei mir brauchen Sie sich nicht für Ihre Vergünstigungen zu rechtfertigen. Ich verstehe das doch, schließlich bin ich in Ihr Projekt eingeweiht. Aber andere Leute verstehen es eben nicht, und einige mißgönnen Ihnen die Vorzugsbehandlung. Nicht einmal Spallek hat den vollen Durchblick. Dabei profitiert er bestimmt nur zu gern von dem Bonussystem, das Ihr Projekt den Mitarbeitern beschert. Jedenfalls den Glücklichen, die an dem Projekt teilhaben dürfen.«

Bevor Kevin antworten konnte, wurde Bertram auf dem Flur von ein paar Leuten aufgehalten, die etwas von ihm wissen wollten. Inzwischen hatten sie das Veterinärkrankenhaus durchquert. Kevin nutzte die Unterbrechung, um über Bertrams Worte nachzudenken. Er hatte sich immer für eher unscheinbar gehalten und konnte es daher kaum fassen, daß er nun angeblich Feindseligkeiten heraufbeschworen haben sollte.

»Entschuldigen Sie die Unterbrechung«, wandte sich Bertram wieder an Kevin, nachdem er sämtliche Frager abgefertigt hatte. Gefolgt von Kevin, stieß er die letzte Doppeltür auf. Im Vorbeigehen griff er sich vom Schreibtisch seiner Sekretärin Martha einen Stapel Telefonnotizen und überflog sie schnell, während er Kevin in sein Büro winkte. Dann machte er die Tür zu.

»Was Sie jetzt sehen, wird Ihnen bestimmt gefallen«, sagte er und schob die Notizen beiseite. Er setzte sich vor den Computer und zeigte Kevin, mit welchem Befehl man eine graphische Darstellung der Isla Francesca auf den Bildschirm holte. Die Insel war in zahlreiche kleine Quadrate aufgeteilt.

»Okay, jetzt nennen Sie mir die Nummer von irgendeinem x-beliebigen Tier, das Sie lokalisieren wollen.«

»Suchen Sie mein Tier«, forderte Kevin ihn auf. »Bonobo Nummer

eins.«

»Dann wollen wir mal sehen«, sagte Bertram, gab die Information ein und klickte mit der Maus. Plötzlich begann auf der Karte der Insel ein rotes Lämpchen zu blinken, und zwar nördlich der Kalkstein-Erhebung, aber südlich des Flusses, den man humorvoll Rio Diviso getauft hatte. Der von Ost nach West fließende Fluß halbierte die etwa zehn mal drei Kilometer große Insel der Länge nach. In der Mitte der Insel gab es einen Teich, den man aus naheliegenden Gründen Lago Hippo genannt hatte.

»Ganz schön raffiniert, was?« bemerkte Bertram stolz. Kevin starrte fasziniert auf den Bildschirm. Obwohl er sich auch dafür interessierte, war es nicht so sehr dieses technologische Wunder, das ihn begeisterte; vielmehr stellte er gebannt fest, daß das rote Lämpchen genau an der Stelle blinkte, an der er seiner Meinung nach den Rauch hatte aufsteigen sehen. Bertram stand auf und öffnete eine Schublade, in der sich jede Menge kleine elektronische Handgeräte befanden. Sie sahen aus wie mit LCD-Anzeigen versehene Notizblöcke in Miniaturform. Aus jedem dieser kleinen Geräte ragte eine ausziehbare Antenne hervor.

»Diese Geräte hier funktionieren ähnlich«, erklärte Bertram. Er nahm eins heraus und reichte es Kevin. »Wir nennen sie Positionsbestimmer. Sie sind natürlich mobil einsetzbar und funktionieren auch draußen in der Wildnis. Verglichen mit unseren anfänglichen Schwierigkeiten ist das Wiedereinfangen der Tiere mit diesen Geräten ein Kinderspiel.« Kevin spielte auf der Tastatur des Computers herum. Mit Bertrams Hilfe holte er die graphische Darstellung der Insel mit dem rot blinkenden Lämpchen auf den Bildschirm zurück. Bertram zeigte ihm, wie er den Maßstab des dargestellten Ausschnitts vergrößern konnte, bis schließlich auf dem gesamten Bildschirm ein Feld zu sehen war, das einer Fläche von fünfzehn mal fünfzehn Metern entsprach.

»Wenn Sie so nah dran sind, benutzen Sie dies hier«, sagte Bertram und reichte Kevin ein Instrument, das aussah wie eine Taschenlampe mit einem Tastaturfeld. »Hier geben Sie dieselben Informationen ein. Es funktioniert wie ein Leitstrahlsender. Je direkter Sie das gesuchte

Tier anpeilen, desto lauter piept das Gerät. Sobald Sie das Tier deutlich im Visier haben, verwandelt sich das Piepen in einen Dauerton und Sie brauchen das Tier nur noch mit einem gezielten Pfeilschuß zu betäuben.«

»Wie funktioniert eigentlich dieses Ortungssystem?« wollte Kevin wissen. Bisher hatte er sich vor allem in die biomolekularen Aspekte des Projektes vertieft und sich nicht mit der Logistik befaßt. Als sie vor fünf Jahren den Startschuß für das Projekt gegeben hatten, hatte er die Insel einmal erkundet, doch das war es auch schon gewesen. Für die alltägliche Kleinarbeit hatte er sich nie interessiert.

»Das System ist satellitengesteuert«, erklärte Bertram. »Wie es im einzelnen funktioniert, weiß ich auch nicht so genau. Auf jeden Fall hat man jedem der Tiere einen kleinen Mikrochip unter die Haut gepflanzt, der von einer ausdauernden Nickel-Kadmium-Batterie mit Energie versorgt wird. Das von dem Mikrochip ausgesendete Signal ist zwar nur äußerst schwach, aber es wird von unserem Netzsystem erfaßt, verstärkt und dann durch Mikrowellen übertragen.«

Kevin wollte Bertram die Geräte zurückgeben, doch der winkte ab. »Behalten Sie sie«, sagte er. »Wir haben genug davon.«

»Aber ich brauche sie doch gar nicht«, protestierte Kevin.

»Nun kommen Sie schon, Kevin«, drängte Bertram ihn und klopfte ihm so heftig auf den Rücken, daß er ein Stück nach vorne taumelte. »Entspannen Sie sich doch mal ein bißchen. Sie sehen das alles viel zu verbissen.« Bertram setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm seine Telefonnotizen in die Hand und begann sie abwesend der Wichtigkeit nach zu sortieren. Kevin betrachtete die elektronischen Geräte in seiner Hand und fragte sich, was er mit ihnen anfangen sollte. Es handelte sich offensichtlich um recht kostspielige Instrumente.

»Was wollten Sie eigentlich von mir?« fragte Bertram plötzlich unvermittelt und sah von seinen Telefonnotizen auf. »Sie wollten doch irgend etwas über Ihr Projekt mit mir besprechen. Die Leute beschweren sich immer darüber, daß ich sie angeblich nicht zu Wort kommen lasse. Also, was haben Sie auf dem Herzen?«

»Ich mache mir Sorgen«, stammelte Kevin.

»Worüber?« fragte Bertram.

»Die Dinge könnten doch kaum besser laufen.«

»Ich habe wieder Rauch gesehen«, brachte Kevin hervor.

»Was?« fragte Bertram. »Sie meinen diesen Rauch, von dem Sie mir schon letzte Woche erzählt haben?«

»Genau«, erwiderte Kevin. »Und er ist wieder genau von derselben Stelle aufgestiegen.«

»Ach, das hat doch nichts zu bedeuten«, sagte Bertram und machte eine abwehrende Handbewegung. »Wir haben hier fast jede Nacht heftige Gewitter, und Blitze können Feuer entzünden. Das weiß doch jedes Kind.«

»Bei der Feuchtigkeit, die hier überall herrscht?« wandte Kevin ein. »Ich dachte, daß Blitze allenfalls in der Savanne ein Feuer entfachen können - und auch nur während der Trockenzeit. Aber doch nicht im feuchten äquatorialen Regenwald.«

»Blitze können überall ein Feuer entzünden«, widersprach Bertram. »Bedenken Sie nur, welch enorme Hitze ein Blitz freisetzt. Schließlich ist der Donner nichts anderes als die angesichts dieser extremen Hitze explodierende Luft. Man kann es sich tatsächlich kaum vorstellen.«

»Mal angenommen, Sie haben recht«, erwiderte Kevin, obwohl er keineswegs überzeugt war. »Selbst wenn irgendein Blitz ein Feuer entfacht haben sollte - würde es dann immer noch brennen?«

»Sie benehmen sich wirklich wie ein Hund, der an einem Knochen nagt«, bemerkte Bertram. »Haben Sie sonst irgend jemandem von Ihren verrückten Beobachtungen erzählt?«

»Nur Raymond Lyons«, erwiderte Kevin. »Er hat mich gestern wegen einer anderen Angelegenheit angerufen.«

»Und was hat er Ihnen dazu gesagt?« fragte Bertram. »Er hat mir geraten, meine Phantasie nicht mit mir durchgehen zu lassen.«

»Ein verdammt guter Ratschlag, würde ich sagen«, stellte Bertram klar. »Ich kann ihn nur voll und ganz unterstützen.«

»Ich weiß nicht«, zweifelte Kevin. »Vielleicht sollten wir lieber mal zur Insel rüberfahren und nachsehen.«

»Kommt gar nicht in Frage!« brauste Bertram auf. Für einen kurzen Moment preßte er verbissen die Lippen aufeinander, und seine blau-

en Augen funkelten. Doch dann entspannten sich seine Gesichtszüge wieder.

»Ich gehe aus keinem anderen Grund auf die Insel, als um eines von den Tieren zurückzuholen. So lautet der ursprüngliche Plan, und wir werden uns verdammt noch mal daran halten! So gut wie die Dinge laufen, will ich kein Risiko eingehen. Die Tiere müssen in absoluter Isolation leben und dürfen auf keinen Fall gestört werden. Der einzige Mensch, der die Insel betreten darf, ist der Pygmäe Alphonse Kimba, und auch er betritt sie nur, um zusätzliche Nahrung rüberzuschaffen.«

»Vielleicht könnte ich ja selber rüberfahren«, schlug Kevin vor. »Ich würde bestimmt nicht lange brauchen und müßte mir dann wenigstens keine Sorgen mehr machen.«

»Das ist völlig ausgeschlossen!« wies Bertram ihn energisch zurecht. »Für diesen Bereich des Projekts bin allein ich verantwortlich, und ich verbiete Ihnen - wie jedem anderen auch - die Insel zu betreten.«

»Ich verstehe nicht, was daran so problematisch sein soll«, wandte Kevin ein. »Ich würde die Tiere doch nicht stören.«

»Nein!« entschied Bertram. »Es gibt keine Ausnahmen. Die Bonobos sollen wie in freier Wildbahn heranwachsen. Und das setzt minimalen Kontakt voraus. Außerdem leben wir hier in einer kleinen Enklave: Wenn jemand auf die Insel geht, wird auf jeden Fall darüber geredet - und das wollen wir unbedingt vermeiden. Vor allem aber könnte es auch gefährlich sein.«

»Gefährlich?« hakte Kevin nach. »Den Nilpferden und Krokodilen würde ich schon aus dem Wege gehen. Und von den Bonobos geht ja wohl kaum irgendeine Gefahr aus.«

»Einer von unseren Trägern wurde bei der letzten Rückholaktion getötet«, erklärte Bertram. »Ein Pygmäe. Wir haben es bisher geheimgehalten - aus Gründen, die wohl auf der Hand liegen.«

»Wie wurde er getötet?« fragte Kevin.

»Von einem Stein«, erwiderte Bertram. »Einer von den Bonobos hat mit einem Stein nach ihm geworfen.«

»Ist das nicht ziemlich ungewöhnlich?« fragte Kevin. Bertram

zuckte mit den Achseln.

»Von Schimpansen weiß man, daß sie gelegentlich mit Stöcken werfen, wenn sie unter Streß stehen oder Angst haben. Nein, ich glaube nicht, daß wir uns darüber den Kopf zerbrechen müssen. Wahrscheinlich war es einfach nur eine Reflexhandlung. Der Stein lag da, und der Bonobo hat ihn einfach aufgehoben und damit geworfen.«

»Aber die Tat zeugt von einer ziemlichen Aggressivität«, wandte Kevin ein. »Dabei sind Bonobos normalerweise überhaupt nicht aggressiv, und unsere hier schon gar nicht.«

»Alle Affenarten verteidigen ihre Gruppe, wenn sie angegriffen werden«, erklärte Bertram.

»Aber wieso, um alles in der Welt, sollten sie sich denn angegriffen gefühlt haben?« fragte Kevin.

»Es war immerhin schon die vierte Rückholaktion«, erwiderte Bertram und zuckte erneut mit den Achseln. »Vielleicht haben sie eine Ahnung, was sie erwartet. Aber was auch immer der Grund sein mag - wir wollen nicht, daß irgend jemand die Insel betritt. Spallek und ich haben ausgiebig darüber gesprochen, und er ist voll und ganz meiner Meinung.«

Bertram erhob sich und legte Kevin eine Hand auf die Schulter. Kevin versuchte, seinem Kollegen auszuweichen, doch Bertram hielt ihn fest.

»Mensch, Kevin! Entspannen Sie sich, und denken Sie daran, was ich Ihnen vorhin gesagt habe! Ihre Phantasie geht mit Ihnen durch. Sie müssen dringend mal raus aus Ihrem Labor und etwas tun, das Ihr hyperaktives Hirn auf andere Gedanken bringt. Sie drehen ja allmählich durch und verhalten sich geradezu wie ein Besessener. Dieser Quatsch mit dem Feuer ist doch einfach lächerlich. Das Projekt läuft hervorragend. Überlegen Sie sich das mit der Einladung zum Abendessen doch noch einmal! Trish und ich würden uns wirklich sehr freuen.«

»Ja, mal sehen«, erwiderte Kevin. Er fühlte sich äußerst unwohl mit Bertrams Arm auf seiner Schulter.

»Gut«, sagte Bertram und klopfte Kevin eine weiteres Mal auf die

Schulter. »Vielleicht könnten wir drei uns ja auch gemeinsam einen Film ansehen. Diese Woche gibt es ein hervorragendes Programm - mit zwei Hauptfilmen. Sie sollten das Angebot wirklich mal nutzen. Man muß es GenSys doch hoch anrechnen, daß sie uns hier wöchentlich die neuesten Filme einfliegen. Was halten Sie von meinem Vorschlag?«

»Ja«, erwiderte Kevin ausweichend. »Das könnten wir machen.«

»Okay«, entgegnete Bertram. »Ich rede mit Trish, und die ruft Sie dann an. Einverstanden?«

»Okay«, kapitulierte Kevin und lächelte gequält.

Fünf Minuten später saß er wieder in seinem Auto und war noch verwirrter als vor seinem Besuch bei Bertram Edwards. Er wußte nicht, was er von all dem halten sollte. Vielleicht ging seine Phantasie ja wirklich mit ihm durch. Ausgeschlossen war das nicht, aber um jeden Zweifel auszuräumen, gab es nur eine Möglichkeit: sich auf Isla Francesca vor Ort ein Bild zu verschaffen. Zu allem Überfluß hatte er nun auch noch erfahren müssen, daß die Leute ihm offenbar mit Argwohn begegneten. An der Ausfahrt des Parkplatzes bremste er und vergewisserte sich mit einem Blick in beide Richtungen, ob die zum Tierkomplex führende Straße frei war. Er ließ einen schweren Lastwagen vorbeirumpeln. Als er gerade in die Straße einbiegen wollte, fiel ihm ein Mann auf, der regungslos am Fenster des Hauptquartiers der marokkanischen Söldner stand. Da die Fensterscheiben das Sonnenlicht reflektierten, konnte er ihn nicht richtig erkennen, aber er war sicher, daß es sich um einen von den schnauzbärtigen Wächtern handelte. Der Mann beobachtete ihn konzentriert - daran bestand kein Zweifel. Ohne daß er den Grund dafür kannte, schauderte ihn. Die Rückfahrt zum Krankenhaus verlief ohne Zwischenfälle. Kevin kam schnell voran, doch die undurchdringbar erscheinende grüne Wand der dichten Vegetation vermittelte ihm das unangenehme Gefühl, eingesperrt zu sein. Um den leichten Anfall von Klaustrophobie zu überwinden, trat er das Gaspedal durch und war erleichtert, als er endlich die Stadtgrenze erreichte.

Er stellte den Wagen auf seinem Parkplatz ab und öffnete die Tür.

Doch dann zögerte er. Es war fast Mittag, und er rang mit sich, ob er direkt zum Essen nach Hause fahren oder noch für eine Stunde in sein Labor gehen sollte. Er entschied sich für das Labor. Esmeralda erwartete ihn sowieso nie vor ein Uhr. Obwohl es bis zum Krankenhaus nur ein paar Schritte waren, machte die gnadenlos herabsengende Mittagssonne ihm zu schaffen. Die drückende Hitze machte jede Bewegung zur Qual. Sogar das Atmen fiel einem schwer. Bevor er nach Afrika gekommen war, hatte er nie wirkliche tropische Hitze kennengelernt. Als er in das kühle Innere des klimatisierten Gebäudes eintauchte, zog er an seinem Kragen, um das Hemd von seinem schweißnassen Rücken zu lösen. Dann lief er die Treppe hoch, doch er kam nicht weit.

»Dr. Marshall!« rief jemand hinter ihm her. Überrascht drehte Kevin sich um. Er war es nicht gewohnt, auf der Treppe angesprochen zu werden.

»Sie sollten sich schämen, Dr. Marshall«, rief ihm vom Treppenabsatz her eine Frau zu. Ihre beschwingte Stimme verriet, daß sie es nicht ernst zu meinen schien. Sie trug OP-Kleidung und einen weißen Kittel, dessen Ärmel sie bis zu den Ellbogen hochgekrempelt hatte.

»Wie bitte?« entgegnete Kevin. Die Frau kam ihm bekannt vor, aber er konnte sie nicht richtig einordnen.

»Sie haben gar nicht nach Ihrem neuen Patienten gesehen«, sagte die Frau. »Bei den anderen haben Sie doch jeden Tag vorbeigeschaut.«

»Ja, das stimmt«, erwiderte Kevin schuldbewußt. Endlich hatte er sie erkannt. Es war Candace Brickmann, die Krankenschwester. Sie gehörte zu dem Operationsteam, das den Patienten auf seinem Flug nach Cogo begleitet hatte. Sie war zum vierten Mal hier, und Kevin hatte sie auch bei ihren vorherigen Aufenthalten getroffen.

»Sie haben die Gefühle von Mr. Winchester verletzt«, sagte Candace und wedelte drohend mit dem Zeigefinger. Sie war eine temperamentvolle Frau von Ende Zwanzig und hatte ihr feines, hellblondes Haar zu einer raffinierten französischen Rolle hochgesteckt. Kevin hatte sie bisher immer nur lächelnd gesehen.

»Ich dachte gar nicht, daß er das registrieren würde«, stammelte er.

Candace warf den Kopf zurück und lachte. Als sie Kevins verwirrten Gesichtsausdruck sah, mußte sie sich die Hand auf den Mund legen, um weitere Kicheranfälle zu unterdrücken.

»Ich mache doch nur Witze«, sagte sie. »Ich bin mir nicht einmal sicher, ob Mr. Winchester sich überhaupt an Sie erinnert - bei all der Hektik, die am Tag seiner Ankunft herrschte.«

»Eigentlich wollte ich ja auch bei ihm vorbeischauen und nachsehen, wie es ihm geht«, entgegnete Kevin. »Aber ich war einfach zu beschäftigt.«

»Zu beschäftigt?« fragte Candace. »Mitten im Nichts, am anderen Ende der Welt?«

»Na ja, es ist eher so, daß ich mit meinen Gedanken woanders war«, räumte Kevin ein. »Hier ist in der letzten Zeit eine Menge passiert.«

»Passiert?« fragte Candace und bemühte sich, nicht erneut loszulachen. »Was denn zum Beispiel?« Sie mochte Kevin. Er wirkte immer so schüchtern.

Kevin errötete und gestikulierte wild mit den Händen. »Alles mögliche«, sagte er schließlich.

»Ihr Wissenschaftler könnt einen wirklich um den Verstand bringen«, seufzte Candace. »Aber Scherz beiseite - ich kann Ihnen glücklicherweise mitteilen, daß es Mr. Winchester recht gut geht, und wie ich den Chirurgen verstanden habe, hat er das vor allem Ihnen zu verdanken.«

»Das dürfte wohl ein bißchen übertrieben sein«, erwiderte Kevin.

»Und auch noch so bescheiden«, bemerkte Candace. »Clever, nett aussehend und bescheiden - eine umwerfende Kombination.«

Kevin stammelte, doch er brachte kein Wort hervor.

»Was würden Sie davon halten, mich zum Mittagessen zu begleiten?« schlug Candace vor. »Ich wollte gerade rübergehen und mir einen Hamburger holen. Ich bin das Essen aus der Krankenhauskantine ziemlich leid, und da gerade die Sonne rausgekommen ist, kann es sicher nicht schaden, ein bißchen frische Luft zu schnappen. Also, was sagen Sie?« Kevin war völlig durcheinander. Die Einladung kam

ziemlich überraschend, und normalerweise wäre das für ihn schon Grund genug gewesen, sie auszuschlagen. Aber nach dem, was Bertram ihm vorhin vorgehalten hatte, schwankte er jetzt.

»Haben Sie Ihre Zunge verschluckt?« fragte Candace. Sie senkte den Kopf, zog die Augenbrauen ein wenig hoch und warf ihm einen koketten Blick zu.

Kevin deutete unbeholfen hinauf zu seinem Labor und stammelte, daß Esmeralda ihn erwarte.

»Können Sie sie nicht einfach anrufen?« fragte Candace. Sie spürte intuitiv, daß Kevin sie im Grunde ganz gerne begleiten würde, und ließ deshalb nicht locker.

»Ich denke schon«, erwiderte Kevin. »Ich könnte sie von meinem Labor aus anrufen.«

»Na prima«, sagte Candace. »Soll ich Sie begleiten, oder soll ich lieber hier auf Sie warten?«

Kevin hatte noch nie in seinem Leben eine so offensive Frau kennengelernt, allerdings hatte er auch weder viele Gelegenheiten dazu gehabt, noch hatte er überhaupt viel Erfahrung mit Frauen. Wenn man von ein paar vereinzelten Affären auf der High-School absah, war seine letzte und im Grunde auch einzige Beziehung die zu Jacqueline Morton gewesen, einer Doktorandin, die er während seines Studiums kennengelernt hatte. Sie hatten täglich viele Stunden zusammen gearbeitet, und es hatte Monate gedauert, bis sich zwischen den beiden eine Beziehung entwickelt hatte. Sie war genauso schüchtern gewesen wie er.

Candace stieg die fünf Treppenstufen hoch und blieb neben Kevin stehen. Mit ihren Nike-Schuhen maß sie ungefähr eins sechzig.

»Wenn Sie sich nicht entscheiden können und Sie nichts dagegen haben, kann ich ja auch mitkommen.«

»Okay«, willigte Kevin ein.

Seine Nervosität war schnell verflogen. Was ihn bei geselligen Anlässen an den Frauen am meisten störte, war, daß es ihn immer viel Mühe kostete, ein Thema zu finden, über das er mit ihnen reden konnte. Bei Candace kam er gar nicht dazu, auch nur darüber nachzudenken. Sie sorgte dafür, daß der Gesprächsstoff nie ausging.

Während sie die zwei Treppenabsätze hinaufstiegen, plauderte sie mit ihm über das Wetter, die Stadt, das Krankenhaus und über die Operation, bei der sie assistiert hatte.

»Das ist mein Labor«, sagte Kevin, nachdem er die Tür geöffnet hatte.

»Phantastisch!« rief Candace. Diesmal meinte sie es ernst. Kevin lächelte. Er sah ihr an, daß sie wirklich beeindruckt war.

»Erledigen Sie doch einfach Ihren Anruf«, schlug Candace vor. »Ich sehe mich in der Zeit ein bißchen um - wenn ich darf.«

»Gern«, entgegnete Kevin. »Wenn Sie mögen.« Eigentlich hatte er ein schlechtes Gewissen, Esmeralda so kurz vor dem Mittagessen abzusagen, doch sie nahm es äußerst gelassen und wollte lediglich von Kevin wissen, wann er zu Abend essen wolle.

»Zur gleichen Zeit wie immer«, erwiderte er, und nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, überraschte er sich selbst, indem er hinzufügte: »Vielleicht bringe ich noch jemanden mit. Wäre das ein Problem?«

»Nein, überhaupt nicht«, erwiderte Esmeralda. »Wie viele Personen werden denn kommen?«

»Nur eine«, sagte Kevin. Er legte den Hörer auf und rieb seine Handflächen gegeneinander. Sie waren ein bißchen feucht.

»Wollen wir jetzt essen gehen?« rief Candace vom anderen Ende des Raumes herüber. »Ja, gehen wir!« erwiderte Kevin.

»Das Labor ist der totale Wahnsinn!« bemerkte sie. »So etwas hätte ich mitten im tropischen Afrika nicht im Traum erwartet. Erzählen Sie doch mal - was machen Sie eigentlich mit all diesen faszinierenden Geräten?«

»Ich versuche, das Verfahren zu perfektionieren«, erklärte Kevin.

»Können Sie das auch ein bißchen genauer beschreiben?« fragte Candace.

»Wollen Sie wirklich wissen, was ich hier mache?« gab Kevin die Frage zurück.

»Ja«, antwortete Candace. »Es interessiert mich. Ehrlich.«

»Im Moment beschäftige ich mich gerade mit kleineren Histokompatibilitätsantigenen. Mit Proteinen also, die jeden Menschen als ein

einzigartiges, unverwechselbares Individuum definieren.«

»Und was stellen Sie damit an?«

»Nun«, erwiderte Kevin. »Ich lokalisiere deren Gene auf dem richtigen Chromosom, und dann suche ich nach der Transponase, die mit diesen Genen assoziiert ist. Und falls es eine gibt, kann ich die Gene bewegen.«

Candace lachte kurz auf. »Ich kann Ihnen schon jetzt nicht mehr folgen«, gestand sie. »Ich habe nämlich nicht den blassesten Schimmer, was eine Transponase ist. Diese ganze Molekularbiologie übersteigt meinen Horizont, fürchte ich.«

»So kompliziert ist das gar nicht«, entgegnete Kevin. »Die Grundprinzipien sind nicht besonders schwer zu verstehen. Aber nur die wenigsten Leute scheinen die entscheidende Tatsache begriffen zu haben, daß einige Gene auf ihrem Chromosom umherwandern können. Besonders häufig passiert das zum Beispiel in den B-Lymphozyten. Dadurch wird die Vielfalt der Antikörper erhöht. Andere Gene sind sogar noch mobiler und können mit ihrem jeweiligen Zwillingsexemplar die Position tauschen. Sie erinnern sich ja sicher, daß jedes Gen in zwei Kopien vorhanden ist.«

»Ja«, erwiderte Candace. »Genauso wie es auch jedes Chromosom doppelt gibt. Unsere Zellen bestehen aus dreiundzwanzig Chromosomenpaaren, wenn ich mich richtig erinnere.«

»Ganz genau«, bestätigte Kevin. »Wenn Gene zwischen den Chromosomenpaaren ausgetauscht werden, nennt man dies eine homologe Transposition. Dieser Vorgang ist vor allem bei der Bildung der Geschlechtszellen von großer Bedeutung, und zwar gilt das sowohl für die Eizellen als auch für die Spermien. Der Prozeß dient vor allem dazu, die genetische Vielfalt zu erhöhen und damit zu gewährleisten, daß die jeweilige Spezies sich weiterentwickeln kann.«

»Dann spielt die homologe Transposition also eine wichtige Rolle bei der Evolution«, bemerkte Candace.

»Auf jeden Fall«, stimmte Kevin ihr zu. »Die Gensegmente, die sich bewegen, nennt man Transposons, und die Enzyme, die ihre Bewegungen katalysieren, heißen Transponasen.«

»Okay«, entgegnete Candace. »Bis hierhin kann ich Ihnen folgen.«

»Gut«, fuhr Kevin fort. »Im Moment befasse ich mich vor allem mit den Transposons, in denen die Gene für kleinere Histokompatibilitätsantigene enthalten sind.«

»Ich verstehe«, sagte Candace und nickte. »Allmählich kann ich mir ein Bild machen. Ihr Ziel ist es also, das Gen für ein kleineres Histokompatibilitätsantigen von einem Chromosom auf ein anderes zu übertragen.«

»Ganz genau«, stimmte Kevin ihr zu. »Das Kunststück dabei ist natürlich, die Transponase zu finden und zu isolieren. Das ist der schwierige Schritt. Wenn ich die Transponase einmal gefunden habe, ist es relativ einfach, ihr zugehöriges Gen zu lokalisieren. Und wenn ich dann auch noch das Gen lokalisiert und isoliert habe, kann ich die ganz normale Rekombinations-DNA-Technologie einsetzen, um es künstlich herzustellen.«

»Das heißt, Sie verwenden Bakterien, die diesen Prozeß erledigen«, vermutete Candace.

»Bakterien oder Gewebekulturen von Säugetieren«, erklärte Kevin. »Je nachdem, was am besten funktioniert.«

»Puh!« seufzte Candace. »Diese hochtrabenden geistigen Verrenkungen erinnern mich daran, wie hungrig ich bin. Lassen Sie uns einen Hamburger essen, bevor mein Blutzuckerspiegel ganz am Boden ist.«

Kevin grinste. Er mochte diese Frau und begann sogar, sich zu entspannen.

Während sie die Treppen des Krankenhauses hinabstiegen, redete Candace ununterbrochen weiter und bombardierte ihn mit Fragen. Vom ständigen Zuhören und Antworten wurde ihm fast ein bißchen schwindelig. Er konnte kaum glauben, daß er mit einer so attraktiven und einnehmenden Frau unterwegs war zu einem gemeinsamen Mittagessen. Es kam ihm vor, als ob in den vergangenen Tagen mehr passiert war als in den ganzen fünf Jahren, die er jetzt schon in Cogo verbrachte. Er war so mit sich selbst beschäftigt, daß er diesmal beim Überqueren des Platzes keinen einzigen Gedanken an die Soldaten verschwendete. Er hatte das Freizeitcenter seit dem Einführungsrundgang zu Beginn seines Aufenthaltes nicht mehr betreten. Er hatte

ganz vergessen, wie nett man es ausgestattet hatte und wie blasphemisch es eigentlich war, daß man ausgerechnet eine Kirche dazu auserkoren hatte, als Schauplatz für die weltlichen Vergnügungen der GenSys-Mitarbeiter herzuhalten. Den Altar hatte man zwar entfernt, doch die Kanzel stand nach wie vor auf der linken Seite an ihrem Platz. Sie wurde für Vorträge genutzt oder am Bingoabend für die Ausrufung der Zahlen. Wo einst der Altar gewesen war, hatte man jetzt eine Kinoleinwand aufgespannt - als ein ungewolltes Bekenntnis zur neuen Zeit. Das Fast-food-Restaurant lag im Keller; man erreichte es über eine Treppe im Vorraum. Kevin war überrascht, wie viele Leute sich in dem Restaurant drängelten. Von den nackten Betonwänden hallte ein wildes Stimmengewirr wider. Er mußte sich mit Candace in einer langen Reihe anstellen, bevor sie ihre Bestellungen aufgeben konnten. Als sie endlich ihr Tablett mit dem Essen in den Händen hielten, suchten sie in dem Gewimmel nach einem Sitzplatz. Es gab mehrere lange Tische, die man sich mit anderen teilen mußte und vor denen, wie bei Picknicktischen, Sitzbänke angebracht worden waren.

»Da sind ein paar freie Plätze«, versuchte Candace das laute Stimmengewirr zu übertönen und deutete mit ihrem Tablett in den hinteren Teil des Raumes. Kevin nickte. Während er sich hinter Candace einen Weg durch das Gedränge bahnte, musterte er verstohlen die anstehenden Leute. Nachdem Bertram ihm erzählt hatte, was die anderen angeblich von ihm hielten, war er verunsichert, doch niemand schenkte ihm auch nur die geringste Beachtung.

Er quetschte sich hinter Candace zwischen zwei Tischen hindurch und hielt sein Tablett hoch, um niemanden zu belästigen. Schließlich stellte er es auf einem freien Platz ab. Es kostete ihn einige Mühe, seine Beine über die Sitzbank zu bugsieren und unter dem Tisch zu plazieren. Als er es sich endlich halbwegs bequem gemacht hatte, hatte Candace sich bereits ihren beiden am Gang sitzenden Nachbarn vorgestellt. Kevin nickte ihnen kurz zu. Er kannte sie beide nicht.

»Ein netter Laden«, sagte Candace und langte nach dem Ketchup. »Kommen Sie öfter her?«

Bevor er antworten konnte, rief jemand laut seinen Namen durch

den Raum. Er drehte sich um und entdeckte ein bekanntes Gesicht. Es war Melanie Becket, die Reproduktionstechnologin.

»Kevin Marshall!« rief sie ein weiteres Mal. »Ich bin schockiert. Was machen Sie denn hier?«

Melanie war etwa genauso alt wie Candace; sie war vor einem Monat dreißig geworden. Während Candace jedoch blond und hellhäutig war, war sie mit ihrem braunen Haar eher ein dunkler, mediterraner Typ. Ihre dunkelbraunen Augen waren beinahe schwarz.

Kevin hob dazu an, ihr seine Begleiterin vorzustellen, doch zu seinem Entsetzen war ihm ihr Name entfallen.

»Ich bin Candace Brickmann«, sagte Candace im gleichen Augenblick und streckte ihre Hand aus. Melanie stellte sich ebenfalls selber vor und fragte, ob sie sich zu den beiden setzen dürfe.

»Aber klar doch«, sagte Candace.

Da Candace und Kevin nebeneinander saßen, nahm Melanie auf der gegenüberliegenden Seite Platz.

»Sind Sie dafür verantwortlich, daß unser Genie in dieser Giftbude speist?« wandte sich Melanie an Candace. Melanie war in Manhattan aufgewachsen; sie war eine respektlose Frau von scharfem Verstand.

»Ich denke schon«, erwiderte Candace. »Ist es denn ungewöhnlich, daß er herkommt?«

»Ungewöhnlich?« entgegnete Melanie. »Das ist wohl die Untertreibung des Jahres. Verraten Sie mir Ihr Geheimnis. Ich habe ihn so oft vergeblich aufgefordert, herzukommen, daß ich es schließlich aufgegeben habe, und das ist schon ein paar Jahre her.«

»So direkt haben Sie mich nie gefragt«, versuchte Kevin sich zu rechtfertigen.

»Wie bitte?« fragte Melanie. »Was hätte ich denn tun sollen - Ihnen eine kleine Karte zeichnen? Ich habe Sie gefragt, ob wir nicht zusammen einen Hamburger essen gehen wollen. Direkter geht es wohl nicht.«

»Mein Gott«, sagte Candace und setzte sich aufrecht hin. »Dann muß wohl heute mein Glückstag sein.« Melanie und Candace begannen sich zwanglos über ihre jeweiligen Jobs zu unterhalten. Kevin hörte ihnen zu, konzentrierte sich aber vor allem auf seinen Hambur-

ger.

»Dann arbeiten wir also alle drei an demselben Projekt«, stellte Melanie fest, als Candace ihr erzählte, daß sie die Intensivschwester des OP-Teams aus Pittsburgh war. »Wir sind sozusagen drei Leute im selben Boot.«

»Wie großzügig von Ihnen«, entgegnete Candace. »Allerdings zählen Sie beide zu den Häuptlingen, während ich wohl eher nur ein einfacher Indianer bin. Ich würde mich jedenfalls nie mit Ihnen auf dieselbe Ebene stellen. Schließlich sind Sie doch diejenigen, die das alles möglich machen. Wie, um Himmels willen, haben Sie das nur geschafft - wenn Sie mir die Frage gestatten?«

»Sie ist die wichtigste Person«, meldete sich Kevin jetzt erstmals zu Wort und nickte in Melanies Richtung.

»Ach kommen Sie, Kevin!« widersprach Melanie. »Die Entwicklung meiner Techniken war längst nicht so kompliziert, wie das bei Ihnen der Fall war. Meinen Job hätten alle möglichen Leute erledigen können. Ihr Job hingegen war nur von Ihnen allein durchzuführen. Ihr Durchbruch war der Schlüssel zu allem.«

»Bloß nicht streiten«, schaltete sich Candace ein. »Erzählen Sie mir doch einfach mal, wie das alles funktioniert. Ich habe mich von Anfang an für die ganze Sache interessiert, aber man hat mir immer nur alles auf die Schnelle erklärt. Kevin hat mir eben ein bißchen den wissenschaftlichen Hintergrund erläutert, aber die Logistik durchschaue ich bisher noch gar nicht.«

»Kevin bekommt von einem Kunden eine Knochenmarkprobe«, erklärte Melanie. »Aus dieser Probe isoliert er eine Zelle, die gerade vor der Teilung steht; in diesem Zustand sind die Chromosomen kondensiert. Vorzugsweise nimmt er eine Stammzelle - wenn ich das richtig sehe.«

»Eine Stammzelle findet man äußerst selten«, schaltete Kevin sich ein.

»Am besten erzählen Sie einfach selber, was Sie tun«, entgegnete Melanie und bedachte ihn mit einer abwinkenden Handbewegung. »Ich werfe sowieso alles durcheinander.«

»Ich arbeite mit einer Transponase, die ich vor etwa sieben Jahren

entdeckt habe«, erklärte Kevin. »Sie katalysiert die homologe Transposition oder das Crossing over der kleinen Arme von Chromosom 6.«

»Und was ist der kleine Arm von Chromosom 6?« fragte Candace.

»Chromosomen haben ein sogenanntes Zentromer«, erklärte Melanie. »Es unterteilt die Chromosomen in zwei Segmente. Bei dem Chromosom 6 sind die Segmente unterschiedlich lang, weshalb der jeweils kürzere Teil als der ›kleine Arm‹ bezeichnet wird.«

»Verstanden«, sagte Candace. »Danke für die Erklärung.«

»Also«, setzte Kevin erneut an und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. »Ich tue folgendes: Ich nehme die Zelle eines Kunden, die sich gerade auf ihre Teilung vorbereitet, und füge ihr meine geheime Transponase hinzu. Ich lasse die Transposition jedoch nicht zum Abschluß kommen. Ich stoppe den Vorgang, sobald die beiden kleinen Arme sich von ihren jeweiligen Chromosomen losgelöst haben. Dann extrahiere ich sie.«

»Ist ja wahnsinnig!« rief Candace. »Sie entnehmen dem Zellkern tatsächlich diese winzig kleinen Stränge! Wie ist das nur möglich?«

»Das ist eine andere Geschichte«, erwiderte Kevin. »Ich verwende ein monoklonales Antikörpersystem, das den hinteren Teil der Transponase erkennt.«

»Oje«, warf Candace ein. »Da komme ich nicht mehr mit.«

»Vergessen Sie einfach, wie er die kleinen Arme herauslöst«, riet Melanie. »Nehmen Sie es einfach so hin.«

»Okay«, willigte Candace ein. »Was machen Sie also mit den losgelösten kleinen Armen?«

Kevin zeigte auf Melanie. »Ich warte darauf, daß sie ihre magische Arbeit verrichtet.«

»Meine Arbeit hat mit Magie nichts zu tun«, widersprach Melanie. »Ich bin Technikerin. Alles, was ich tue, ist, daß ich bei den Bonobos die Technik der Invitro-Fertilisation anwende. Dabei bediene ich mich derselben Technik, die man zur Steigerung der Fruchtbarkeit gefangen gehaltener Berggorillas entwickelt hat. Kevin und ich müssen unsere Arbeit eng miteinander koordinieren, denn er braucht eine befruchtete Eizelle, die sich aber noch nicht geteilt haben darf. Das

richtige Timing ist unheimlich wichtig.«

»Die Eizelle muß kurz vor der Teilung stehen«, erklärte Kevin. »Ich muß mich also strikt nach Melanies Zeitplan richten und beginne erst dann mit meinem Part, wenn sie mir grünes Licht gibt. Sobald sie mir die Zygote liefert, wiederhole ich damit die Prozedur, die ich kurz zuvor an der Zelle des Kunden vorgenommen habe. Ich entferne die kleinen Arme des Bonobo-Chromosoms und injiziere dann die von dem Chromosom des Kunden stammenden kleinen Arme in die Zygote. Dank meiner Transponase docken sie sofort an der für sie vorgesehenen Stelle an.«

»Und das ist alles?« fragte Candace.

»Nein«, erwiderte Kevin. »Ganz so einfach ist es nicht. In Wirklichkeit führe ich vier Transponasen ein, nicht nur eine. Der kleine Arm von Chromosom sechs ist zwar das wichtigste Segment, das wir übertragen, aber wir übertragen zusätzlich jeweils auch noch einen kleinen Teil der Chromosomen neun, zwölf und vierzehn. Diese Chromosomen tragen nämlich die Gene für die A-B-Null-Blutgruppen und ein paar weitere kleine Histokompatibilitätsantigene wie zum Beispiel die CD-31-Adhäsionsmoleküle. Aber das wird jetzt zu kompliziert. Konzentrieren Sie sich einfach auf das Chromosom sechs. Das ist das wichtigste.«

»Weil es die Gene enthält, die den Haupthistokompatibilitätskomplex ausmachen«, fügte Candace sachkundig hinzu.

»Ganz genau«, bestätigte Kevin erstaunt. Diesmal hatte sie ihn wirklich überrascht. Sie konnte also nicht nur mit Menschen umgehen, sie war auch clever und informiert.

»Würde das Verfahren auch bei anderen Tieren funktionieren?« wollte Candace wissen.

»Was für Tiere meinen Sie?« fragte Kevin zurück.

»Zum Beispiel Schweine«, sagte Candace. »Soweit ich weiß, haben einige Zentren in den USA und in England versucht, die zerstörerische Reaktion des Komplementsystems bei der Transplantation von Schweineorganen dadurch zu verringern, daß sie den Tieren ein menschliches Gen injiziert haben.«

»Übertragen auf das, was wir hier machen, wäre das so, als würden

wir unseren Strom mit der Dampfmaschine erzeugen«, erklärte Melanie. »Das Verfahren ist völlig veraltet, denn es versucht, die Symptome zu behandeln, nicht aber die Ursachen zu eliminieren.«

»Stimmt«, bestätigte Kevin. »Bei unserem Verfahren braucht man sich keine Sorgen um etwaige immunologische Abwehrreaktionen zu machen. Im Hinblick auf die Histokompatibilität stellen wir ein immunologisches Duplikat bereit, das sogar noch besser werden wird, wenn es mir zusätzlich gelingt, ein paar weitere, kleinere Antigene beizusetzen.«

»Ich verstehe gar nicht, wieso Sie sich darüber so sehr den Kopf zermartern«, sagte Melanie. »Bei unseren ersten drei Transplantationen gab es doch keinerlei Abstoßungsreaktionen.«

»Ich will eben, daß unser Verfahren perfekt ist«, stellte Kevin klar.

»Um noch einmal auf die Schweine zurückzukommen«, warf Candace ein. »Ich habe deshalb gefragt, weil ich mir vorstellen könnte, daß es durchaus ein paar Leute gibt, die etwas gegen die Verwendung der Bonobos einzuwenden haben. Soweit ich weiß, gibt es gar nicht mehr so viele von ihnen.«

»Richtig«, sagte Kevin. »Auf der ganzen Welt gibt es vielleicht noch etwa zwanzigtausend.«

»Sehen Sie«, sagte Candace. »Schweine hingegen werden zu Hunderttausenden geschlachtet und zu Schinken verarbeitet.«

»Ich glaube nicht, daß mein Verfahren bei Schweinen funktionieren würde«, entgegnete Kevin. »Ich bin mir zwar nicht sicher, aber ich habe meine Zweifel. Daß es mit Bonobos oder auch mit Schimpansen so gut klappt, liegt daran, daß sie sich in genetischer Hinsicht kaum von uns Menschen unterscheiden. Gerade mal eineinhalb Prozent ihrer Gene sind anders als unsere.«

»Mehr nicht?« fragte Candace. Sie war ziemlich verblüfft.

»Klingt irgendwie demütigend, nicht wahr?« erwiderte Kevin.

»In der Tat«, stimmte Candace ihm zu.

»Daran sieht man, wie eng Bonobos, Schimpansen und Menschen in evolutionsgeschichtlicher Hinsicht miteinander verwandt sind«, erklärte Melanie. »Man geht davon aus, daß wir und die Primaten einen gemeinsamen Vorfahren hatten, der vor rund sieben Millionen

Jahren gelebt haben soll.«

»Dadurch stellt sich natürlich erst recht die ethische Frage, ob man Bonobos für derartige Zwecke benutzen sollte«, gab Candace zu bedenken. »Und es erklärt, warum so viele Leute dagegen sind. Die Bonobos sehen ja auch wirklich unheimlich menschlich aus. Läßt es Sie denn völlig kalt, wenn Sie einen von ihnen opfern müssen?«

»Das war zum Glück erst zweimal erforderlich«, erwiderte Melanie. »Einmal jetzt für die Lebertransplantation bei Mr. Winchester und das andere Mal liegt schon etwas zurück. In den weiteren Fällen mußten wir nur jeweils eine Niere transplantieren, und den Tieren geht es hervorragend.«

»Was halten Sie eigentlich von diesem neuen Fall?« fragte Candace. »Die meisten meiner Kollegen aus dem OP-Team waren diesmal viel betroffener als beim letzten Mal. Dabei war uns doch völlig klar, daß diesmal wieder ein Bonobo geopfert werden würde.«

Kevin sah zu Melanie hinüber. Sein Mund war auf einmal ganz trocken. Candace konfrontierte ihn da mit etwas, das er unbedingt aus seinem Kopf verdrängen wollte und was nicht zuletzt der Grund dafür war, weshalb ihn der von Isla Francesca aufsteigende Rauch so sehr beunruhigte.

»Ich finde es auch nicht gerade schön«, gab Melanie zu. »Aber gleichzeitig bin ich so von den dahintersteckenden wissenschaftlichen Erkenntnissen und dem möglichen Nutzen für die Patienten hingerissen, daß ich versuche, nicht weiter darüber nachzudenken. Außerdem hoffen wir ja, daß wir nur sehr wenige von den Affen wirklich opfern müssen. Man sollte sie eher als eine Art Versicherung betrachten: Wir greifen erst dann auf sie zurück, wenn der Kunde sie braucht. Und wir akzeptieren niemanden, der sofort ein Transplantationsorgan benötigt; jeder Kunde muß erst gut drei Jahre warten, bis sein Double herangewachsen ist. Außerdem haben wir keinen Kontakt mit den Affen. Sie leben vollkommen unter sich, abgeschieden auf einer Insel. Das ist mit Absicht so, damit hier niemand Gefahr läuft, irgendeine emotionale Beziehung zu den Tieren aufzubauen.«

Kevin mußte schlucken. Vor seinem geistigen Auge sah er den

Rauch aufsteigen, der sich langsam seinen Weg in den bleiern verhangenen Himmel bahnte. Dann versuchte er sich vorzustellen, wie der gestreßte Bonobo während der Rückholaktion einen Stein aufhob und mit tödlicher Treffsicherheit auf den Pygmäen zielte.

»Wie nennt man noch mal die Tiere, die menschliche Gene in sich tragen?« fragte Candace.

»Transgene Tiere«, erwiderte Melanie.

»Genau«, sagte Candace. »Wenn wir doch bloß anstelle der Bonobos transgene Schweine verwenden könnten. Diese ganze Geschichte lastet mir schwer auf der Seele. So willkommen mir das Geld und die GenSys-Aktien auch sind - ich überlege mir wirklich, ob ich nicht lieber aus dem Projekt aussteigen soll.«

»Das wird man aber gar nicht gerne hören«, bemerkte Melanie. »Vergessen Sie nicht: Sie haben einen Vertrag unterschrieben, und soweit ich weiß, legen unsere Chefs größten Wert darauf, daß die Mitarbeiter ihre Verträge auch einhalten.« Candace zuckte mit den Schultern.

»Dann gebe ich ihnen eben alle Aktien und sämtliche Optionen zurück. Schließlich kann ich auch ohne diese Papiere leben. Vielleicht ginge es mir dann besser. Mir wäre wirklich wohler, wenn wir Schweine verwenden würden. Als wir den letzten Bonobo unter Narkose gesetzt haben, hätte ich schwören können, daß er uns etwas mitzuteilen versucht hat. Wir mußten Unmengen von Betäubungsmitteln einsetzen.«

»Jetzt hört’s ja wohl auf!« fuhr Kevin plötzlich wütend dazwischen. Sein Gesicht war rot und heiß.

»Was, zum Teufel, ist denn in Sie gefahren?« wollte Melanie wissen. Vor Überraschung hatte sie die Augen weit aufgerissen. Kevin bereute seinen Ausbruch auf der Stelle.

»Tut mir leid«, murmelte er mit klopfendem Herzen. Er haßte es, daß er so leicht zu durchschauen war, jedenfalls hatte er ständig das Gefühl, daß man es konnte.

Melanie verdrehte die Augen, um Candace zu verstehen zu geben, daß alles okay war, doch Candace hatte ihr Augenmerk auf Kevin gerichtet.

»Ich hatte bei der OP den Eindruck, daß Sie sich genauso schlecht gefühlt haben wie ich«, sagte sie zu ihm. Kevin atmete geräuschvoll aus und biß in seinen Hamburger, um bloß nichts zu sagen, was er später bereuen würde.

»Warum wollen Sie nicht darüber reden?« fragte Candace. Kevin schüttelte den Kopf und kaute weiter. Er fürchtete, daß sein Gesicht immer noch knallrot war.

»Machen Sie sich um Kevin keine Sorgen«, sagte Melanie. »Der kommt schon wieder zu sich.«

Candace wandte sich wieder Melanie zu. »Die Bonobos sehen so unglaublich menschlich aus«, wiederholte sie und kam damit auf ihr eigentliches Anliegen zurück. »Da sollte es einen eigentlich gar nicht wundern, daß sich nur eineinhalb Prozent ihrer Gene von unseren unterscheiden. Aber mir ist gerade noch etwas eingefallen. Wenn Sie die kleinen Arme von Chromosom sechs und ein paar weitere kleinere Segmente des Bonobo-Genoms durch menschliche DNA ersetzen - wieviel Prozent der Gene tauschen Sie dann Ihrer Meinung nach aus?«

Melanie sah Kevin an, während sie im Kopf nachrechnete. »Eine interessante Frage«, murmelte sie mit hochgezogenen Augenbrauen. »Das wären zwei Prozent.«

»Ja«, raunzte Kevin und mischte sich jetzt wieder ein. »Aber die eineinhalb Prozent Unterschied befinden sich schließlich nicht komplett auf dem kleinen Arm von Chromosom sechs.«

»Jetzt beruhigen Sie sich doch, Kevin!« wies Melanie ihn zurecht. Sie stellte ihr Getränk ab, langte über den Tisch und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. »Warum gehen Sie denn gleich so an die Decke? Wir unterhalten uns doch nur miteinander. Das ist ganz normal, wenn Menschen zusammen an einem Tisch sitzen. Ich weiß, daß Sie das vielleicht komisch finden, weil Sie lieber mit Ihrer Zentrifuge kommunizieren - aber was ist denn nur mit Ihnen los?«

Kevin seufzte. Obwohl es eigentlich nicht seinem Naturell entsprach, beschloß er, sich diesen beiden aufgeweckten und so selbstsicher wirkenden Frauen anzuvertrauen. Ja, gestand er, er mache sich in der Tat Sorgen.

»Als ob wir es nicht geahnt hätten!« rief Melanie und verdrehte erneut die Augen. »Könnten Sie nicht vielleicht ein bißchen deutlicher werden? Was genau liegt Ihnen auf der Seele?«

»Genau das, wovon Candace gerade geredet hat«, erklärte Kevin.

»Sie hat alles mögliche gesagt«, entgegnete Melanie.

»Ja, und bei allem, was sie sagt, beschleicht mich das ungute Gefühl, daß ich einen Riesenfehler gemacht habe.« Melanie nahm ihre Hand von seiner Schulter und starrte in seine topasfarbenen Augen.

»Inwiefern?« fragte sie.

»Indem ich so viel menschliche DNA verwendet habe«, erwiderte Kevin. »Der kleine Arm von Chromosom sechs besteht aus Millionen von Basenpaaren und Hunderten von Genen, von denen die meisten nichts mit dem Haupthistokompatibilitätskomplex zu tun haben. Ich hätte die für den Histokompatibilitätskomplex zuständigen Gene isolieren sollen, anstatt den einfachen Weg zu gehen.«

»Mein Gott«, versuchte Melanie ihn zu beruhigen. »Dann haben die Viecher eben ein paar menschliche Proteine mehr in sich. Was soll's!«

»Genau das habe ich auch zuerst gedacht«, erwiderte Kevin.

»Bis ich über das Internet angefragt habe, ob irgend jemand weiß, welche Gene sich sonst noch auf dem kleinen Arm von Chromosom sechs befinden. Unglücklicherweise lautete eine der Antworten, daß dort auch ein großer Teil der für unsere Entwicklung zuständigen Gene angeordnet sind. Deshalb habe ich jetzt keine Ahnung mehr, was ich da womöglich kreiert habe.«

»Natürlich wissen Sie, was Sie kreiert haben«, widersprach Candace. »Einen transgenen Bonobo.«

»Ja«, sagte Kevin. Seine Augen funkelten. Er atmete schnell, und auf seiner Stirn standen Schweißperlen. »Und damit, fürchte ich, habe ich die Grenzen überschritten.«

Kapitel 6
5. März 1997, 13.00 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Bertram bog mit seinem drei Jahre alten Cherokee-Jeep auf den Parkplatz hinter dem Rathaus ein und trat kräftig auf die Bremse. Das Auto hatte ihm schon jede Menge Ärger bereitet und war bereits unzählige Male zur Reparatur in der Werkstatt gewesen. Allerdings hatte sich das Problem nie vollständig beheben lassen, und wenn er daran dachte, daß dieser Kevin Marshall es offensichtlich gar nicht zu schätzen wußte, alle zwei Jahre einen nagelneuen Toyota vor die Tür gestellt zu bekommen, ärgerte er sich maßlos. Er selbst sollte erst in einem Jahr einen neuen Wagen bekommen.

Er ging unter der Arkade her und stieg die Treppe zur Veranda hinauf, die das gesamte Gebäude umgab. Von dort steuerte er auf das Büro des lokalen GenSys-Leiters zu, das auf speziellen Wunsch von Siegfried Spallek nicht klimatisiert war. Unter der Decke hing ein großer Ventilator, dessen Flügel langsam rotierten und dabei ein ungleichmäßiges Summen erzeugten. Die langen, flachen Flügel hielten die warme, feuchte Luft in dem Raum ständig in Bewegung.

Bertram hatte seinen Besuch telefonisch angekündigt, so daß Siegfrieds Assistent Aurielo, ein von der Insel Bioko stammender Schwarzer mit derben Gesichtszügen, ihn bereits erwartete und ihn sofort in das Büro des Zonenmanagers bat. Aurielo hatte in Frankreich eine Lehrerausbildung absolviert und war dann arbeitslos gewesen, bis GenSys die ›Zone‹ eingerichtet hatte.

Spalleks Büro war erheblich größer als das Vorzimmer und erstreckte sich über die gesamte Breite des Gebäudes. Die mit Fensterläden versehenen Fenster zeigten nach hinten zum Parkplatz und nach vorne zum Hauptplatz. Von den vorderen Fenstern aus hatte man zudem einen beeindruckenden Blick auf den neuen Krankenhaus- und Labor-Komplex. Von seinem Standpunkt aus konnte Bertram sogar das Fenster von Kevins Labor erkennen.

»Setzen Sie sich«, forderte Siegfried ihn auf, ohne aufzublicken. Er hatte eine rauhe, kehlige Stimme und sprach mit einem leichten deutschen Akzent. Seine Worte wirkten befehlshaberisch und autoritär. Er war gerade dabei, einen Stapel Briefe zu unterschreiben.

»Ich bin sofort fertig.« Bertram ließ seinen Blick durch das überladen wirkende Büro schweifen. In Spalleks Arbeitszimmer hatte er sich noch nie wohl gefühlt. Als Tierarzt und gemäßigter Umweltschützer hatte er vor allem für die Dekoration des Raumes nicht viel übrig. Von den Wänden und von jeder verfügbaren horizontalen Fläche blickten ausgestopfte Tierköpfe mit gläsernen Augen herab; viele von ihnen zählten zu den bedrohten Arten. Bertram sah mehrere Wildkatzen, unter anderem Löwen, Leoparden und Geparden. Darüber hinaus gab es ein erschreckend großes Sortiment an Antilopen; Bertram hatte gar nicht gewußt, daß überhaupt so viele existierten. An der Wand hinter Spallek hingen etliche Rhinozeros-Köpfe, die mit ihren ausdruckslosen Augen auf den Schreibtisch hinabstarrten. Auf dem Bücherregal lagen mehrere Schlangen, unter anderem eine sich aufrichtende Kobra. Auf dem Boden stellte ein enormes Krokodil mit halb aufgerissenem Maul seine furchterregenden Zähne zur Schau. Der Tisch neben Bertrams Arbeitsplatz bestand aus einem Elefantenfuß, auf dem eine Platte aus Mahagoni lag. In den Ecken des Zimmers standen gekreuzte Elefanten-Stoßzähne.

Mehr noch als die ausgestopften Tiere störten Bertram die Totenköpfe, von denen drei auf Siegfrieds Schreibtisch standen. Bei allen war der obere Teil abgesägt, einer schien an der Schläfe ein Einschußloch zu haben. In einem der Totenköpfe hatte Spallek seine Büroklammern, einen nutzte er als Aschenbecher, und einer diente als Halter für eine große Kerze. Zwar war die Stromversorgung in der Zone erheblich zuverlässiger als im gesamten übrigen Teil des Landes, doch gelegentlich fiel auch hier aufgrund von Blitzeinschlägen der Strom aus.

Die meisten Leute und vor allem die Besucher von GenSys glaubten, daß die Totenschädel von Affen stammten. Doch Bertram wußte, daß das nicht stimmte. Es waren Schädel von Menschen, die von den äquatorialguinesischen Soldaten getötet worden waren. Alle drei Op-

fer waren eines Kapitalverbrechens für schuldig erklärt worden: sie hatten sich in die Geschäfte von GenSys eingemischt. In Wahrheit waren sie beim Wildern erwischt worden. Sie hatten auf dem 260 Quadratkilometer großen, ›die Zone‹ genannten Gebiet wilde Schimpansen gejagt. Siegfried betrachtete das Gebiet als sein persönliches Jagdrevier.

Vor ein paar Jahren hatte Bertram einmal vorsichtig gefragt, ob es wirklich klug sei, die Schädel derart zur Schau zu stellen, doch Siegfried hatte ihm daraufhin erklärt, daß er so die einheimischen Arbeiter auf Zack halte.

»Das ist genau die Sprache, die sie verstehen«, hatte er gesagt. »Die Eingeborenen hier begreifen solche Symbole einfach besser.« Bertram bezweifelte nicht im geringsten, daß sie die Botschaft verstanden. Schließlich hatte die Bevölkerung lange unter den Greueltaten eines furchtbaren Diktators gelitten. In Spalleks Büro mußte Bertram immer daran denken, wie Kevin auf die Schädel reagiert hatte. Er hatte gesagt, sie erinnerten ihn an die deformierte Figur Kurtz aus Joseph Conrads Roman »Herz der Finsternis«.

»So, das war's«, sagte Siegfried schließlich in seinem Akzent und schob die unterzeichneten Papiere beiseite. »Was haben Sie auf dem Herzen? Ich hoffe, es gibt keine Probleme mit den neuen Bonobos.«

»Nicht im geringsten«, erwiderte Bertram und musterte den Gebietsmanager von GenSys. »Die beiden Zuchtweibchen sind prächtige Exemplare.« Spallek zeichnete sich vor allem durch die häßliche Narbe aus, die unter seinem linken Ohr begann, sich über die ganze Wange hinzog und direkt unter seiner Nase endete. Im Laufe der Jahre war die Narbe ein wenig geschrumpft und hatte dadurch seine Mundwinkel hochgezogen, so daß er immer aussah, als würde er höhnisch grinsen.

Bertram war ihm keine Rechenschaft über seine Arbeit schuldig. Schließlich war er der leitende Tierarzt des weltweit größten Primatenforschungs- und Fortpflanzungszentrums; sein direkter Vorgesetzter war ein älterer GenSys-Betriebsdirektor in Cambridge, Massachusetts, der direkten Zugang zu Taylor Cabot hatte. Bei der täglichen Arbeit vor Ort war es für Bertram jedoch auf jeden Fall von

Vorteil, zu dem Zonenmanager ein gutes Arbeitsverhältnis zu haben - und das galt vor allem im Hinblick auf das Bonobo-Projekt. Allerdings war Siegfried ein Hitzkopf, und man hatte nicht gerade ein leichtes Spiel mit ihm.

Er hatte seine Karriere als weißer Jäger in Afrika begonnen und war dafür bekannt gewesen, daß er seinen Kunden gegen Zahlung eines bestimmten Preises alles lieferte, was sie haben wollten. Sein Ruf zwang ihn schließlich, von Ost- nach Westafrika umzusiedeln, wo die Jagdgesetze etwas lascher gehandhabt wurden. Er veranstaltete sehr erfolgreiche Jagdexpeditionen, und die Dinge liefen für ihn recht gut, bis ihn eines Tages in einer gefährlichen Situation seine Spürhunde im Stich ließen. Er wurde von einem riesigen Elefantenbullen angefallen und übel zugerichtet, seine beiden Kunden wurden getötet. Der Zwischenfall hatte seine Jäger-Karriere jäh beendet. Er mußte fortan mit einer Gesichtsnarbe leben. Zudem war sein rechter Arm gelähmt und hing schlaff und nutzlos von seinem Schultergelenk herab.

Die Wut über den Unfall hatte ihn in einen verbitterten und rachsüchtigen Mann verwandelt. Doch bei GenSys hatte man sein Organisationstalent erkannt, das vor allem auf seiner genauen Kenntnis des Busches beruhte. Außerdem schätzte man sein umfangreiches Wissen über das Verhalten der Tiere und seine eiserne, aber durchaus effektive Umgangsform mit den eingeborenen Afrikanern. Man hielt ihn für den idealen Mann, das millionenschwere Afrika-Projekt in die Tat umzusetzen.

»Wir haben wieder ein kleines Problem mit unserem Bonobo-Projekt«, begann Bertram.

»Haben Sie heute mal etwas Neues auf Lager?« entgegnete Siegfried von oben herab. »Oder geht es wieder um Ihre abstruse Panik, die Sie nicht ruhen läßt, seitdem Sie festgestellt haben, daß die Affen sich in zwei Gruppen aufgeteilt haben?«

»Daß das Gesellschaftsgefüge der Affen sich verändert hat, ist wohl verdammt noch mal ein legitimer Grund, sich Sorgen zu machen!« brauste Bertram auf und errötete vor Zorn.

»Das behaupten Sie«, entgegnete Siegfried. »Aber ich habe darüber

nachgedacht und kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß ihre Aufspaltung irgend etwas zu bedeuten hat. Was kümmert es uns denn, ob sie in einer oder in zehn verschiedenen Gruppe herumhängen? Hauptsache sie rühren sich nicht vom Fleck und bleiben gesund.«

»Da bin ich allerdings anderer Meinung«, widersprach Bertram. »Daß die Tiere sich in verschiedene Gruppen aufgespalten haben, kann nur bedeuten, daß sie sich untereinander nicht verstehen. Für Bonobos ist es ein äußerst atypisches Verhalten, das Ärger auf der ganzen Linie bedeuten könnte.«

»Von mir aus können Sie sich ruhig Ihr Expertenhirn darüber zerbrechen«, erwiderte Siegfried und lehnte sich in seinem quietschenden Sessel zurück. »Mich interessiert es einen feuchten Kehricht, was die Affen treiben. Solange keine Gefahr droht, daß der unverhoffte Geldsegen ausbleibt oder unsere Aktienbezugsrechte angetastet werden, ist alles in bester Ordnung. Das Projekt entwickelt sich allmählich zu einer wahren Goldgrube.«

»Das neue Problem hat etwas mit Kevin Marshall zu tun«, erklärte Bertram.

»Mit diesem dürren Einfaltspinsel?« entgegnete Siegfried. »Wie kann der Ihnen denn Angst einjagen? Bei Ihrer Paranoia können Sie wirklich froh sein, daß Sie nicht meinen Job am Hals haben!«

»Unser Eigenbrötler hat sich da in etwas hineingesteigert«, erwiderte Bertram. »Er hat über der Insel Rauchwolken aufsteigen sehen und war deshalb schon zweimal bei mir. Einmal letzte Woche und heute morgen schon wieder.«

»Und was regt ihn an dem Rauch so auf?« wollte Siegfried wissen. »Warum kümmert er sich überhaupt darum? Dieser Kevin Marshall scheint ja noch schlimmer zu sein als Sie.«

»Er glaubt, daß die Bonobos möglicherweise Feuer verwenden«, erklärte Bertram. »Das hat er zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber ich bin mir sicher, daß es das ist, was ihm auf der Seele liegt.«

»Wie meinen Sie das?« hakte Siegfried nach und beugte sich vor. »Soll ich unter ›Feuer verwenden‹ verstehen, daß die Affen sich ein Lagerfeuer anzünden, um sich zu wärmen und Essen zu kochen?«

Dann lachte er auf seine unangenehme, höhnische Art lauthals los. »Ich weiß ja wirklich nicht viel über euch Großstadt-Amerikaner. Aber hier im Dschungel macht ihr euch offenbar vor eurem eigenen Schatten in die Hose!«

»Ich weiß ja selber, daß es lächerlich klingt«, entgegnete Bertram. »Außer ihm hat natürlich niemand den Rauch gesehen. Und selbst wenn - wahrscheinlich ist irgendwo ein Blitz eingeschlagen. Das Problem ist nur: Er will rüber auf die Insel und nachsehen.«

»Ausgeschlossen!« stellte Siegfried klar. »In der Nähe der Insel hat niemand etwas zu suchen! Ausnahmen gibt es nur für Rückholaktionen - und auch die gelten nur für das dafür vorgesehene Team. Das ist eine eindeutige Anweisung der Zentrale. Ansonsten darf einzig und allein der Pygmäe Kimba die Insel betreten, um den Tieren die Zusatznahrung zu bringen.«

»Genau das habe ich ihm auch erzählt«, sagte Bertram. »Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß er sich auf eigene Faust auf den Weg macht, aber ich dachte, es wäre vielleicht besser, Sie zu informieren.«

»Da haben Sie recht«, entgegnete Siegfried. »Dieses verdammte kleine Arschloch! Der Kerl ist mir wirklich langsam ein Dorn im Auge.«

»Und dann ist da noch etwas«, fuhr Bertram fort. »Er hat auch Raymond Lyons von dem Rauch erzählt.« Siegfried knallte seine gesunde Hand mit einer solchen Wucht auf den Schreibtisch, daß Bertram vor Schreck einen Schritt zurückwich. Dann stand der Zonenmanager auf und ging ans Fenster, von dem aus er den Platz überblicken konnte. Er ließ seinen Blick in Richtung Krankenhaus schweifen und erinnerte sich daran, daß er diesen eigenbrötlerischen und belesenen Forscher schon bei ihrer ersten Begegnung nicht gemocht hatte. Als er dann auch noch erfahren hatte, daß Kevin in dem zweitbesten Haus der Stadt untergebracht wurde, war er vor Wut außer sich geraten. Eigentlich hatte er eine derartige Vergünstigung für einen seiner loyalen Untergebenen vorgesehen.

»Dieser Typ ist eine Plage!« schnaubte Siegfried, während er seine gesunde Hand zur Faust ballte und die Zähne zusammenbiß.

»Er ist fast fertig mit seiner Forschungsarbeit«, entgegnete Bertram. »Es wäre wirklich ein Jammer, wenn er gerade jetzt alles verpatzen würde. Es läuft doch alles so gut.«

»Was hat Lyons denn gesagt?« wollte Siegfried wissen.

»Nichts«, erwiderte Bertram. »Er hat Kevin geraten, seine Phantasie nicht mit sich durchgehen zu lassen.«

»Vielleicht sollte ich ihn unter Beobachtung stellen«, grummelte Siegfried. »Ich werde es auf keinen Fall zulassen, daß irgend jemand dieses Projekt zerstört, basta! Dafür ist es einfach zu lukrativ.«

Bertram erhob sich. »Darum muß Ihre Abteilung sich kümmern«, sagte er und ging zur Tür. Er war sich sicher, daß er den richtigen Samen gestreut hatte.

Kapitel 7
5. März 1997, 7.25 Uhr
New York City

Da ihm der billige Rotwein und die kurze Nacht noch in den Knochen steckten, kam Jack an diesem Morgen mit seinem Fahrrad langsamer voran als sonst. Normalerweise war er spätestens um Viertel nach sieben im ID-Raum des Gerichtsmedizinischen Instituts. Doch als er den Fahrstuhl im Erdgeschoß der Leichenhalle verließ, stellte er erschrocken fest, daß es schon fünf vor halb acht war. Nicht daß er sich etwa verspätet hatte; aber er hielt sich nun einmal gerne an seinen Zeitplan, denn er hatte im Laufe der Jahre gelernt, daß diszipliniertes Arbeiten ihm über seine Depressionen hinweghalf. Als erstes schenkte er sich aus der Gemeinschafts-Kaffeemaschine eine Tasse Kaffee ein. Schon der Duft des Kaffees beflügelte seine Sinne, was er auf den Effekt der pawlowschen Konditionierung zurückführte. Er nahm seinen ersten Schluck und fühlte sich wie im siebten Himmel. Obwohl er sich kaum vorstellen konnte, daß das Koffein so schnell Wirkung zeigte, schien sein leichter Kater bereits im Verschwinden begriffen zu sein. Er ging zu dem Sektionsgehilfen Vinnie Amendola hinüber, dessen Tagschicht sich mit der Nachtschicht seines Kollegen überschnitt. Vinnie hatte es sich wie immer an einem der metallenen Institutsschreibtische gemütlich gemacht, an denen normalerweise der Schreibkram erledigt wurde. Seine Füße hatte er hochgelegt und das Gesicht hinter der Morgenzeitung versteckt.

Jack zog einen Zipfel der Zeitung herunter und brachte Vinnies italienische Gesichtszüge zum Vorschein. Er war Ende Zwanzig und trotz seiner schlechten körperlichen Verfassung durchaus nicht unattraktiv. Jack beneidete ihn vor allem um sein dunkles, dichtes Haar, denn er hatte im Laufe des vergangenen Jahres mit ansehen müssen, wie sein eigenes braunes, mit grauen Strähnen durchsetztes Haupthaar sich zusehends lichtete.

»Hallo, Einstein«, begrüßte Jack seinen Assistenten. »Was bringt

denn die Zeitung über die verschwundene Franconi-Leiche?« Er arbeitete oft mit Vinnie zusammen. Sie kamen gut miteinander aus, da sie beide nie ein Blatt vor den Mund nahmen und zudem über den gleichen scharfen Verstand und denselben schwarzen Humor verfügten.

»Keine Ahnung«, erwiderte Vinnie und versuchte, die Zeitung wieder hochzuklappen. Er hatte sich gerade in den Sportteil vertieft und studierte, wie die Knicks am vergangenen Abend bei dem Basketballspiel abgeschnitten hatten. Jack runzelte die Stirn. Vinnie mochte zwar in wissenschaftlicher Hinsicht nicht gerade eine Leuchte sein, doch was die aktuelle Nachrichtenlage anging, galt er im Institut unbestritten als Koryphäe. Er las die Zeitungen jeden Tag von der ersten bis zur letzten Seite durch und verfügte über ein erstaunliches Erinnerungsvermögen.

»Es steht darüber nichts in der Zeitung?« fragte Jack noch einmal. Er war perplex. Er hatte geglaubt, daß der auf mysteriöse Weise aus der Leichenhalle verschwundene Tote für die Medien ein gefundenes Fressen sein würde. Die Journalisten stürzten sich doch sonst immer auf jede Art von bürokratischem Mißmanagement.

»Ich hab' jedenfalls nichts gesehen«, erwiderte Vinnie, zerrte jetzt etwas kräftiger an der Zeitung und hielt sie sich wieder vor das Gesicht, als er sie endlich aus Jacks Händen befreit hatte. Jack schüttelte den Kopf. Er war wirklich überrascht und fragte sich, wie Harold Bingham, der Leiter des Gerichtsmedizinischen Instituts, es geschafft hatte, den Vorfall vor den Medien geheimzuhalten. Als er sich gerade umdrehen wollte, fiel ihm die Schlagzeile ins Auge: ›Mob leimt Behörden.‹ Die Unterzeile lautete: ›Vaccarro-Clan erschießt Mitglied aus den eigenen Reihen und entführt die Leiche vor den Augen städtischer Angestellter‹.

Er riß dem überraschten Vinnie die komplette Zeitung aus den Händen. »Hey, was soll das?« beschwerte sich Vinnie und ließ seine Beine auf den Boden krachen.

Jack klappte die Zeitung zu und hielt Vinnie die Schlagzeile direkt vor die Nase.

»Du hast mir doch gerade gesagt, daß die Geschichte nicht drin

steht!«

»Ich habe nicht gesagt, daß sie nicht drin steht«, erwiderte Vinnie. »Ich habe gesagt, daß ich sie nicht gesehen habe.«

»Es ist doch die Schlagzeile, verdammt!« rief Jack und deutete zum Nachdruck mit der Kaffeetasse auf die Zeitung. Vinnie langte nach seiner Zeitung, doch Jack riß sie ihm erneut weg.

»Jetzt komm schon!« quengelte Vinnie. »Besorg dir doch deine eigene beschissene Zeitung!«

»Jetzt hast du mich wirklich neugierig gemacht«, entgegnete Jack. »Wie ich dich kenne, hast du die erste Seite doch schon in der U-Bahn gelesen. Was ist los, Vinnie?«

»Gar nichts«, erwiderte Vinnie. »Ich hab' eben direkt die Sportseite aufgeschlagen.«

Jack musterte seinen Assistenten einen Moment lang, doch Vinnie sah weg, um ihm nicht in die Augen sehen zu müssen.

»Bist du krank?« fragte Jack.

»Nein!« fauchte Vinnie. »Jetzt gib mir endlich meine Zeitung zurück.«

Jack nahm die Sportseiten heraus und reichte sie ihm. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, an dem normalerweise die Einsatzpläne gemacht wurden, und studierte den Artikel, der auf der Titelseite begann und auf der dritten Seite fortgesetzt wurde. Wie er vorausgesehen hatte, war der Artikel mit spitzer Feder geschrieben und zog in sarkastischer Weise sowohl über die Polizei als auch über das Gerichtsmedizinische Institut her. Nach Meinung des Autors bewies die unschöne Geschichte ein weiteres Mal die erbärmliche Inkompetenz der beiden kritisierten Einrichtungen.

Plötzlich kam Laurie in den Raum gerauscht und unterbrach ihn bei seiner Lektüre. Sie zog sich den Mantel aus und begrüßte ihn mit der Bemerkung, daß es ihm hoffentlich besser gehe als ihr.

»Ich fürchte nicht«, erwiderte Jack. »Wahrscheinlich liegt es an dem billigen Wein, den ich gestern mitgebracht habe. Tut mir leid.«

»An den gerade mal fünf Stunden Schlaf kann es genauso liegen«, sagte Laurie und hängte ihren Mantel über einen Stuhl. »Ich bin kaum aus dem Bett gekommen. Es war furchtbar. Guten Morgen,

Vinnie!« Vinnie regte sich nicht hinter seinen Sportseiten.

»Er schmollt«, erklärte Jack. »Weil ich ihm einen Teil von seiner Zeitung weggenommen habe.« Dann stand er auf, damit Laurie sich an den Planungstisch setzen konnte. Diese Woche war sie an der Reihe, die einzelnen Autopsiefälle auf die verschiedenen Mitarbeiter zu verteilen. »Sie haben die Franconi-Geschichte zur Schlagzeile und zur Titelstory gemacht. «

»Das wundert mich überhaupt nicht«, entgegnete Laurie. »Die Geschichte ist in allen lokalen Nachrichten rauf und runter gegangen, und wie ich außerdem gehört habe, wird Bingham bei *Good Morning America* im Studio sitzen. Er will wohl Schadensbegrenzung betreiben.«

»Mit Sicherheit«, pflichtete Jack ihr bei. »Er wird wohl alle Hände voll zu tun haben.«

»Hast du schon einen Blick auf die neuen Fälle geworfen?« fragte Laurie, während sie die etwa zwanzig Aktenmappen durchzublättern begann.

»Ich bin auch gerade erst gekommen«, gestand Jack und wandte sich wieder dem Artikel zu.

»Das ist ja wirklich spitze!« rief er nach einer Weile. »Sie behaupten doch glatt, daß es zwischen uns und der Polizei eine Art Verschwörung gibt - und daß wir die Leiche auf ihren Wunsch haben verschwinden lassen! Kannst du dir das vorstellen? Diese Reporter sind so paranoid, daß sie hinter jedem Furz eine Verschwörung vermuten.«

»Die ganze Öffentlichkeit ist paranoid«, wandte Laurie ein. »Die Medien verbreiten doch nur, was die Leute sehen, hören und lesen wollen. Aber gerade weil jetzt die wildesten Theorien in Umlauf gebracht werden, will ich unbedingt herausfinden, wie die Leiche verschwunden ist. Schließlich muß die Öffentlichkeit erfahren, daß wir unparteiisch sind.«

»Und ich hatte schon gehofft, daß du deine Meinung änderst und nicht mehr weiter in der Geschichte herumrührst, wenn du erst mal eine Nacht darüber geschlafen hast«, murmelte Jack, während er weiterlas.

»Nicht im Traum«, entgegnete Laurie.

»Das ist doch unglaublich!« entfuhr es Jack, und er schlug auf die Zeitung. »Erst behaupten sie, daß wir für das Verschwinden der Leiche verantwortlich sind, und dann heißt es ein paar Zeilen weiter, es sei ohne jeden Zweifel der Mob gewesen, der die Überreste von Franconi im hintersten Westchester verscharrt hat, damit sie nie wieder auftauchen.«

»Mit dem letzten Teil ihrer Behauptungen haben sie wahrscheinlich sogar recht«, bemerkte Laurie. »Außer daß die Leiche im Frühling, wenn es taut, doch wieder auftauchen könnte. Bei dem derzeitigen Frost kann man höchstens dreißig Zentimeter tief graben.«

»Mein Gott, was für ein Mist!« rief Jack, als er den Artikel zu Ende gelesen hatte. »Hier, willst du ihn lesen?« fragte er und hielt Laurie den vorderen Teil der Zeitung hin. Sie winkte ab.

»Danke«, sagte sie. »Ich habe schon die Version der *Times* gelesen, und die war weiß Gott bissig genug. Auf die Ansicht der *New York Post* kann ich getrost verzichten.«

Jack ging zurück zu Vinnie und bot ihm großzügig an, die Zeitung wieder so herzurichten, daß sie wieder wie neu aussehe. Vinnie nahm die Seiten kommentarlos entgegen. »Du bist ja heute wirklich extrem entgegenkommend«, versuchte Jack seinen Gehilfen aufzuziehen. »Laß mich in Ruhe«, raunzte Vinnie zurück. »Paß auf, Laurie!« rief Jack. »Wie mir scheint, hat Vinnie prämentale Verspannungen. Er ist wohl gerade dabei, einen Denkprozeß in Gang zu setzen, und dabei spielen seine Hormone verrückt.«

»O Gott!« stöhnte Laurie auf. »Hier haben wir die Wasserleiche, von der Mike Passano gestern nacht geredet hat. Wen soll ich bloß darauf ansetzen? Dummerweise habe ich im Moment niemanden, auf den ich sauer bin. Um keinem der Kollegen gegenüber Schuldgefühle zu entwickeln, werde ich mir den Fall wohl am besten selber vornehmen.«

»Gib ihn mir«, schlug Jack vor.

»Macht es dir denn nichts aus?« fragte Laurie. Sie selbst haßte Wasserleichen, vor allem solche, die schon lange im Wasser gelegen hatten. Es war nicht nur unangenehm, sondern oft auch sehr kompli-

ziert, sie zu obduzieren.

»Ach was«, erwiderte Jack. »Wenn man sich einmal an den Geruch gewöhnt hat, ist es gar nicht so schlimm.«

»Bitte hör auf«, murmelte Laurie. »Das ist ja ekelhaft.«

»Nein, im Ernst«, entgegnete Jack. »Wasserleichen können sogar eine Herausforderung sein. Mir sind sie jedenfalls allemal lieber als Leichen mit Schußverletzungen.«

»Bei der hier kommt beides zusammen«, sagte Laurie und teilte Jack die Wasserleiche zu.

»Ist ja super«, griente Jack. Er ging zurück an den Planungstisch und sah Laurie über die Schulter.

»Wie es aussieht, ein Einschuß im oberen rechten Quadranten«, sagte Laurie. »Vermutlich war es ein Schuß aus nächster Nähe.«

»Klingt ja immer besser«, entgegnete Jack. »Und wie hieß das Opfer?«

»Kein Name«, erwiderte Laurie. »Du wolltest doch eine Herausforderung. Dann sieh mal zu, wie du den Namen rauskriegst. An der Leiche fehlen nämlich Kopf und Hände.« Sie reichte Jack die Akte. Er stützte sich auf die Tischkante und zog ein paar Blätter heraus. Die Informationen waren äußerst dürftig und stammten alle von der pathologischen Ermittlerin Janice Jaeger.

Wie Janice notiert hatte, war die Leiche im Atlantischen Ozean aufgefischt worden, ziemlich weit draußen vor Coney Island. Sie war zufällig von einem Boot der Küstenwache entdeckt worden, das im Schutze der Nacht in Position gegangen war, um einem mutmaßlichen Drogenkurier aufzulauern. Die Küstenwache war aufgrund eines anonymen Tips in Aktion getreten. Die Besatzung hatte gerade alle Lichter und den Motor ausgestellt und nur das Radar eingeschaltet gelassen, als das Boot die Leiche buchstäblich gerammt hatte. Man ging davon aus, daß es sich bei den menschlichen Überresten entweder um den Drogenschmuggler oder um den anonymen Tipgeber handelte.

»Ist ja ziemlich dürftig, was hier steht«, bemerkte Jack.

»Um so größer deine Herausforderung«, zog Laurie ihn auf. Jack wandte sich um und steuerte an der Telefonzentrale vorbei auf den

Fahrstuhl zu.

»Los, du alter Miesepeter!« forderte er Vinnie auf, ihm zu folgen. Im Vorbeigehen schlug er gegen seine Zeitung und klopfte ihm auf die Schulter. »Wir haben keine Zeit zu verlieren.« Doch er kam nicht weit. An der Tür stieß er mit Lou Soldano zusammen, der gerade zielstrebig auf die Kaffeemaschine zusteuerte.

»Mein lieber Junge!« ächzte Jack. »Vielleicht sollten Sie es mal bei den New York Giants versuchen.« Sein Kaffee war übergeschwappt und auf dem Boden gelandet.

»Entschuldigung«, sagte der Detective Lieutenant. »Ich brauche dringend eine Dröhnung Koffein.«

Sie gingen beide zur Kaffeemaschine, wo Jack sich mit ein paar Papiertüchern die Kaffeeflecken von seiner Cordjacke abzutupfen versuchte. Lou schnappte sich einen Styroporbecher, füllte ihn mit zittriger Hand bis zum Rand und schlürfte gerade so viel Kaffee ab, daß er Milch und Zucker nachgeben konnte. Dann seufzte er. »Die letzten Tage waren der reinste Streß.«

»Haben Sie sich wieder mal auf einer Party die Nacht um die Ohren geschlagen?« fragte Jack.

Lou hatte sich offenbar seit Tagen nicht rasiert. Er trug ein zerknittertes blaues Hemd. Den obersten Knopf hatte er offen gelassen, seine gelockerte Krawatte hing schief zur Seite. Sein Trenchcoat im Columbo-Stil sah aus, als hätte er ihn von einem Obdachlosen geborgt.

»Schön wär's«, grummelte Lou. »In den letzten beiden Nächten habe ich höchstens drei Stunden geschlafen.« Er ging zu Laurie hinüber, begrüßte sie kurz und ließ sich neben dem Planungsschreibtisch schwerfällig auf den nächstbesten Stuhl niedersinken.

»Gibt es im Fall Franconi irgendwelche Fortschritte?« fragte Laurie.

»Nichts, was den Captain, den Gebietskommandanten oder den Polizeipräsidenten zufriedenstellen würde«, erwiderte Lou deprimiert. »Was für ein Chaos! Bei uns in der Mordkommission geht die Angst um, daß ein paar Köpfe rollen werden. Meine Kollegen und ich fürchten nämlich, daß wir als Sündenböcke herhalten sollen - es sei

denn, es gibt bei dem Fall bald einen entscheidenden Durchbruch.«

»Aber es ist doch nicht eure Schuld, daß Franconi ermordet wurde«, entrüstete sich Laurie.

»Das kannst du ja mal dem Polizeipräsidenten erzählen«, entgegnete Lou und schlürfte von seinem Kaffee.

»Was dagegen, wenn ich eine rauche?« fragte er und sah Laurie und Jack an. »Ach, vergessen wir's«, sagte er schnell, als er ihre Gesichter sah. »Wie kann ich nur so dumm fragen! Wie es scheint, leide ich bereits unter geistiger Umnachtung.«

»Was hast du denn rausgefunden?« wollte Laurie wissen. Sie wußte, daß Lou in der Abteilung für organisiertes Verbrechen gearbeitet hatte, bevor man ihn in die Mordkommission versetzt hatte. Für diesen Fall war er mit seiner Qualifikation und Erfahrung mit Sicherheit der beste Mann.

»Es war auf jeden Fall der Vaccarro-Clan«, erwiderte Lou. »Das wissen wir von unseren Informanten. Da Franconi als Zeuge aussagen wollte, hatten wir das allerdings sowieso vermutet. Leider haben wir nur eine einzige Spur, der wir nachgehen können - wir haben die Mordwaffe gefunden.«

»Das ist doch schon mal was«, entgegnete Laurie.

»Leider nicht«, erklärte Lou. »Sie bringt uns nicht viel weiter. Bei Mafia-Anschlägen ist es gar nicht so ungewöhnlich, daß wir am Tatort die Waffe finden. Sie lag auf einem Dach, gegenüber vom Restaurant Positano. Eine 30-30 Remington. Aus dem Magazin fehlten zwei Schüsse. Die beiden Patronenhülsen haben wir ebenfalls auf dem Dach entdeckt.«

»Fingerabdrücke?« hakte Laurie nach.

»Sauber abgewischt«, erwiderte Lou. »Aber die Jungens von der Kripo arbeiten noch daran.«

»Kann man zurückverfolgen, wo die Waffe herkommt?« wollte Jack wissen.

»Ja«, erwiderte Lou und seufzte. »Wie wir rausgekriegt haben, gehört sie einem Hobbyjäger, der draußen in Menlo Park lebt. Aber wie nicht anders zu erwarten, sind wir in einer Sackgasse gelandet. Einen Tag vor dem Mordanschlag war jemand eingebrochen, und die Diebe

hatten es einzig und allein auf das Gewehr abgesehen.«

»Und?« fragte Laurie. »Wie soll es nun weitergehen?«

»Wir verfolgen noch ein paar andere Spuren«, erwiderte Lou. »Außerdem gibt es einige Informanten, mit denen wir uns noch nicht in Verbindung setzen konnten. Ansonsten warten wir auf irgendeinen glücklichen Zufall, der uns vielleicht den großen Durchbruch bringt. Und wie sieht's bei euch aus? Habt ihr inzwischen eine Ahnung, wie die Leiche hier rausspaziert ist?«

»Bisher noch nicht«, gestand Laurie. »Aber ich werde die Lösung dieses Rätsels persönlich in die Hand nehmen.«

»Bestärken Sie sie bloß nicht!« mischte Jack sich ein. »Um diesen Fall sollten sich lieber Bingham und Washington kümmern.«

»Da muß ich ihm allerdings recht geben«, wandte Lou sich an Laurie.

»Und wie recht ich habe«, bekräftigte Jack. »Sie haben mir doch selbst erzählt, daß man Laurie hier in einem zugenagelten Sarg rausgeschafft hat, als sie sich das letzte Mal mit der Mafia angelegt hat.«

»Das ist doch Schnee von gestern«, stellte Laurie klar. »Diesmal bin ich längst nicht so tief in den Fall verwickelt wie damals. Es geht schließlich um den Ruf unseres Instituts; deshalb ist es wichtig herauszufinden, wie die Leiche verschwunden ist. Daß Bingham oder Washington sich für die Klärung des Falls ins Zeug legen, kann ich mir offen gesagt nicht vorstellen. Schließlich wäre es von ihrem Standpunkt aus besser, die Geschichte unter den Teppich zu kehren.«

»Das könnte ich in gewisser Weise sogar verstehen«, sagte Lou. »Wer weiß - wenn die verdammten Reporter endlich nicht mehr so in der Geschichte herumrühren würden, würde uns vielleicht auch der Polizeipräsident nicht mehr so im Nacken sitzen.«

»Ich werde herausfinden, wie die Leiche verschwunden ist«, wiederholte Laurie und ließ keinen Zweifel, daß sie es ernst meinte.

»Naja, mich würde es bei meinen Ermittlungen natürlich auch weiterbringen, wenn ich wüßte, wer es war und wie sie es gemacht haben«, räumte Lou ein. »Wahrscheinlich waren es dieselben Leute vom Vaccarro-Clan, die auch Franconi umgelegt haben. Jedenfalls würde das am meisten Sinn machen.« Jack hob resigniert die Hände.

»Ich werde jetzt verschwinden«, sagte er. »Wie ich sehe, ist keiner von euch vernünftigen Argumenten zugänglich.« Auf dem Weg zur Tür zupfte er Vinnie erneut am Ärmel.

Als er an Janice' Büro vorbeikam, steckte er kurz den Kopf durch die Tür. »Gibt's außer dem, was in der Akte steht, noch irgend etwas Wichtiges über die Wasserleiche?« fragte er die Pathologie-Assistentin.

»Das bißchen, was wir wissen, steht alles drin«, erwiderte Janice. »Außer den Koordinaten des Fundorts, an dem die Küstenwache die Leiche aus dem Wasser gezogen hat. Wie man mir gesagt hat, soll heute noch einmal jemand von unserem Institut anrufen und klären, ob die Koordinaten freigegeben oder ob sie unter Verschluß gehalten werden. Ich kann mir allerdings kaum vorstellen, daß diese Information von Bedeutung ist. Wie sollte man da draußen schon den Kopf und die Hände aufspüren?«

»Da haben Sie sicher recht«, stimmte Jack zu. »Rufen Sie aber auf jeden Fall an - und wenn es nur für den Bericht ist.«

»Ich werde Bart eine Nachricht hinterlassen«, versprach Janice. Bart Arnold war der leitende Pathologie-Assistent.

»Danke, Janice«, entgegnete Jack. »Jetzt machen Sie endlich Feierabend, und sehen Sie zu, daß Sie ein bißchen Schlaf bekommen.« Janice ging so in ihrem Job auf, daß sie ständig Überstunden machte.

»Warten Sie noch einen Moment«, hielt Janice ihn zurück. »Mir fällt da noch etwas ein, das ich in meinem Bericht vergessen habe. Die Leiche war unbekleidet, als die Küstenwache sie gefunden hat. Sie war splitternackt.« Jack nickte. Das war in der Tat ein merkwürdiges Detail. Um die Leiche auszuziehen, mußte der Mörder zusätzliche Anstrengungen unternommen haben. Jack dachte einen Augenblick nach und kam zu dem Schluß, daß auch diese Information darauf hinwies, wie sehr der Mörder darauf bedacht gewesen war, die Identität des Opfers zu vertuschen; genau deshalb hatte er dem Toten ja auch die Hände und den Kopf abgetrennt. Er wünschte Janice einen schönen Feierabend.

»Erzähl mir bitte nicht, daß wir eine Wasserleiche sezieren!« jammerte Vinnie, während er Jack zum Fahrstuhl folgte.

»Du kriegst ja wirklich rein gar nichts mit, wenn du deinen Sportteil liest«, entgegnete Jack. »Laurie und ich haben uns eben zehn Minuten lang darüber unterhalten.« Sie bestiegen den Fahrstuhl und fuhren hinunter zum Sektionssaal. Vinnie vermied es strikt, Jack in die Augen zu sehen.

»Wie es scheint, bist du heute mit dem linken Bein aufgestanden«, sagte Jack. »Erzähl mir bloß nicht, daß du das Verschwinden von Franconis Leiche persönlich nimmst.«

»Hör endlich auf davon«, raunzte Vinnie zurück. Während Vinnie schon vorging, um sich seinen Mondanzug anzuziehen, sämtliche für die Obduktion notwendigen Bestecke bereitzulegen und die Leiche aus dem Kühlfach zu holen und auf den Seziertisch zu plazieren, ging Jack noch einmal die Akte durch. Er wollte sichergehen, daß er wirklich nichts übersehen hatte, und besorgte sich auch die Röntgenbilder, die beim Eintreffen der Leiche gemacht worden waren.

Danach zog auch er sich seinen Mondanzug an, nahm das Sauerstoffgerät von der Station, wo es die Nacht über geladen worden war, und schloß es an seinen Anzug an. Normalerweise haßte er diesen unbequemen Schutzanzug, doch beim Sezieren einer verwesenden Wasserleiche hatte er nichts dagegen, ihn zu tragen. Denn auch wenn er Laurie gegenüber damit gescherzt hatte: der Geruch war wirklich unerträglich. Zu dieser frühen Stunde waren Jack und Vinnie die einzigen im Seziersaal. Vinnie war nicht gerade glücklich darüber, daß Jack immer darauf bestand, sofort mit der Arbeit loszulegen. Oft war er schon mit der ersten Obduktion fertig, bevor seine Kollegen überhaupt mit der Arbeit begonnen hatten. Wie bei jeder Autopsie nahm Jack sich als erstes die Röntgenaufnahmen vor. Er klemmte sie an der Lichtwand fest und trat einen Schritt zurück. Die Hände in die Seiten gestemmt, betrachtete er die Ganzkörperaufnahmen, die die Leiche von vorne und von hinten zeigten. Ohne den Kopf und ohne die Hände wirkte die Aufnahme ausgesprochen anormal, etwa so wie das Röntgenbild einer primitiven, nichtmenschlichen Kreatur. Die nächste Abnormalität war ein heller, dichter Fleck, der im oberen rechten Quadranten an der Einschußstelle erkennbar war. Jacks erster Eindruck war, daß er es keineswegs nur mit einem einzigen, sondern

mit einer ganzen Reihe von Einschüssen zu tun hatte; es gab jede Menge, auf eine Schrotladung hinweisende, Spuren.

Auf dem Röntgenbild erschienen die Einschußstellen wie undurchsichtige, trübe Flecken, die alle Einzelheiten verdeckten. Auf der Lichtwand waren sie als weiße Stellen zu erkennen. Jack wollte sich gerade den Seitenaufnahmen zuwenden, als ihn an den undurchsichtigen Flecken etwas irritierte. An zwei Stellen wirkten sie an der Peripherie irgendwie merkwürdig; sie sahen klumpiger aus als die eher scharfen Konturen der Einschüsse.

Auf der Seitenaufnahme erkannte er dasselbe Phänomen. Zuerst vermutete er, daß durch die Schüsse womöglich irgendwelche röntgenstrahlenundurchlässige Partikel in die Wunde geraten waren, vielleicht von der Kleidung des Opfers.

»Wenn du dann irgendwann mal soweit bist, Maestro«, rief Vinnie ihm zu. Er hatte für die Obduktion alles vorbereitet. Jack wandte sich von der Lichtwand ab und ging an den Seziertisch. Unter dem fahlen Neonlicht wirkte die Wasserleiche entsetzlich bleich. Wer auch immer der Tote gewesen sein mochte - er war auf jeden Fall ziemlich fettleibig gewesen und hatte in der letzten Zeit bestimmt keinen Karibikurlaub gemacht.

»Um einen von deinen Lieblingssprüchen zu zitieren«, sagte Vinnie, »er sieht nicht gerade aus, als ob er einen Schönheitswettbewerb gewinnen könnte.«

Jack lächelte. So kannte er Vinnie, der sich offenbar von seiner morgendlichen Verstimmung erholt und zu seinem schwarzen Humor zurückgefunden hatte.

Obwohl die Leiche durch das Hinundhergeschaukel im Wasser sauber gewaschen worden war, befand sie sich in einem grauenvollen Zustand. Wenigstens hatte sie allem Anschein nach nicht allzulange im Wasser getrieben. Über die Einschußwunden hinaus wies der Körper im oberen Bauchbereich zahlreiche weitere Verletzungen auf. Man hatte der Leiche nicht nur den Kopf und die Hände abgehackt, über den ganzen Torso verteilt, klafften mehrere große, tiefe Wunden, aus den Oberschenkeln quoll in Schwaden das Fettgewebe hervor. An den Rändern waren die Wunden ausgefranst.

»Sieht so aus, als ob die Fische ein Festmahl gehabt hätten«, stellte Jack fest.

»Wie geschmackvoll du wieder bist«, bemerkte Vinnie. Die Einschüsse hatten etliche der inneren Organe freigelegt und in Mitleidenschaft gezogen. Einige Darmstränge hingen aus dem Leib heraus, ebenso eine Niere. Jack hob einen der Arme hoch und musterte den herausragenden Knochen. »Ich tippe, daß sie eine Metallsäge benutzt haben«, sagte er.

»Was sind das nur alles für riesige Schnitte?« fragte Vinnie. »Sieht aus, als ob jemand versucht hätte, ihn wie einen Thanksgiving-Truthahn zu tranchieren.«

»Nein«, widersprach Jack. »Ich würde eher tippen, daß er unter ein Schiff geraten ist. Die Wunden sehen aus, als ob sie von einer Schiffsschraube stammen.«

Er begann mit einer gründlichen äußerlichen Untersuchung der Leiche. Er wußte aus Erfahrung, wie schnell man bei derartig vielen Verletzungen weniger offensichtliche Auffälligkeiten übersah. Deshalb ging er äußerst behutsam vor und unterbrach seine Arbeit oft, um die Verletzungen zu fotografieren. Seine Sorgfältigkeit zahlte sich aus. Am ausgefransten Nacken entdeckte er direkt vor dem Schlüsselbein einen kleinen, runden Einschnitt. Eine gleich aussehende Stelle fand er auf der linken Seite unterhalb des Brustkorbes.

»Was mag das bloß sein?« rätselte Vinnie.

»Keine Ahnung«, erwiderte Jack. »Sieht nach irgendwelchen Stich Verletzungen aus.«

»Was glaubst du?« fragte Vinnie. »Wie oft haben sie ihm in den Bauch geschossen?«

»Schwer zu sagen«, erwiderte Jack.

»Junge, Junge«, sagte Vinnie. »Die wollten wirklich auf Nummer Sicher gehen und ihn auf jeden Fall mausetot haben.« Als Jack eine halbe Stunde später gerade mit der Untersuchung der inneren Organe beginnen wollte, ging die Tür auf. Es war Laurie. Sie trug zwar Spezialkleidung und hielt sich auch eine Schutzmaske vors Gesicht, doch ihren Mondanzug hatte sie nicht an. Da sie normalerweise peinlich genau auf die Einhaltung der Vorschriften achtete und alle Mit-

arbeiter in der »Grube« seit neuestem zum Tragen des Anzugs verpflichtet waren, ahnte Jack, daß irgend etwas nicht stimmte.

»Wenigstens hat deine Leiche nicht allzulange im Wasser getrieben«, sagte Laurie, während sie auf den leblosen Körper hinabsah. »Der Verwesungsprozeß hat ja noch gar nicht eingesetzt.«

»Stimmt«, entgegnete Jack. »Er hat nur mal eben ein kurzes Erfrischungsbad genommen.«

»Ganz schön heftig«, staunte Laurie, als sie die grauenhaften Verletzungen sah. »Der ist ja von Schüssen regelrecht durchsiebt.« Mit einem Blick auf die klaffenden Fleischwunden fügte sie hinzu: »Sieht aus, als wäre er unter eine Schiffsschraube gekommen.«

Jack richtete sich auf. »Was ist los, Laurie? Du bist doch bestimmt nicht hier runtergekommen, um uns zu helfen.«

»Stimmt«, erwiderte Laurie durch die Maske hindurch. Ihre Stimme bebte. »Ich bin gekommen, weil ich ein bißchen moralische Unterstützung brauche.«

»Wieso denn das?« wollte Jack wissen.

»Calvin hat mir gerade die Leviten gelesen«, erklärte Laurie. »Wie es scheint, hat sich der Assistent der Nachtschicht, Mike Passano, bei ihm beschwert. Angeblich soll ich ihn gestern nacht beschuldigt haben, bei dem Verschwinden von Franconis Leiche mitgewirkt zu haben. Kannst du dir das vorstellen? Calvin war jedenfalls richtig wütend, und du weißt ja, wie sehr ich jede Konfrontation hasse. Zum Schluß habe ich sogar angefangen zu heulen. Das hat mich dann erst richtig wütend gemacht - und zwar auf mich selber.«

Jack zog einen Schmollmund und atmete geräuschvoll aus. Er wollte ihr nicht mit dem Spruch kommen ›Ich hab’s dir doch gleich gesagte und überlegte krampfhaft, was er ihr antworten sollte. Doch ihm fiel einfach nichts Vernünftiges ein.

»Tut mir leid«, sagte er schließlich schlapp.

»Danke«, erwiderte Laurie.

»Du hast also ein paar Tränen vergossen«, stellte Jack fest. »Das ist doch nicht so schlimm.«

»Aber ich hasse es«, stellte Laurie klar. »Es ist einfach so unprofessionell. «

»Ach was«, sagte Jack. »Ich würde mir darüber keine Sorgen machen. Manchmal wünschte ich auch, ich könnte ein paar Tränen vergießen. Vielleicht sollte jeder von uns dem anderen ein bißchen von sich abgeben, dann würden wir womöglich beide besser fahren.«

»Jederzeit!« erwiderte Laurie im Brustton der Überzeugung. Jack hatte noch nie so deutlich eingestanden, was sie schon seit langem vermutete: daß er seinem Glück vor allem dadurch im Wege stand, daß er seinen Kummer ständig in sich hineinfraß.

»Dann wirst du ja jetzt hoffentlich endlich von deinem geplanten Minikreuzzug absehen«, vermutete Jack.

»Kommt gar nicht in Frage«, erwiderte Laurie. »Im Gegenteil! Jetzt will ich erst recht herausfinden, was passiert ist. Es ist genauso, wie ich befürchtet hatte. Calvin und Bingham versuchen, den Vorfall unter den Teppich zu kehren. Und das ist nicht richtig.«

»Oh, Laurie!« stöhnte Jack auf. »Ich bitte dich! Dein kleiner Zusammenstoß mit Calvin ist doch nur der Anfang. Wenn du weitermachst, wirst du dir noch mehr Ärger einhandeln.«

»Es geht mir ums Prinzip«, stellte Laurie klar. »Also halte mir bitte keine Vorträge. Ich bin zu dir gekommen, weil ich Unterstützung brauche.«

Jack seufzte. Für einen Moment beschlug seine Maske. »Okay«, sagte er dann. »Was soll ich also tun?«

»Nichts Spezielles«, erwiderte Laurie. »Sei einfach nur für mich da.«

Fünfzehn Minuten später verließ Laurie den Sektionssaal. Jack hatte ihr sämtliche Ergebnisse seiner äußerlichen Untersuchung der Leiche gezeigt und sie auch auf die beiden Stichwunden hingewiesen. Sie hatte nur mit halbem Ohr zugehört; offensichtlich war sie in Gedanken immer noch bei dem Franconi-Fall. Jack hatte sich zusammenreißen müssen, um sie nicht ein weiteres Mal zu drängen, die Finger von der Geschichte zu lassen.

»Das war’s dann mit der äußerlichen Untersuchung«, wandte er sich schließlich an Vinnie. »Dann wollen wir uns mal die inneren Organe vornehmen.«

»Das wird auch langsam Zeit«, drängelte Vinnie. Es war schon nach acht, und inzwischen trudelten auch die anderen Gerichtsmediziner mit ihren jeweiligen Gehilfen und den ihnen zugewiesenen Obduktionsfällen im Sektionssaal ein. Obwohl er und Jack so früh angefangen hatten, waren sie den anderen kaum voraus.

Jack ignorierte Vinnies Sprüche über den jämmerlichen Zustand der Leiche. Angesichts der zahlreichen Verletzungen mußte er von der sonst üblichen Autopsietechnik abweichen, und das erforderte äußerste Konzentration. Im Gegensatz zu Vinnie merkte er gar nicht, wie die Zeit verging. Seine Sorgfalt zahlte sich ein weiteres Mal aus. Obwohl die Leber von den Schüssen weitgehend zerstört war, entdeckte Jack etwas Außergewöhnliches, das einem oberflächlicher und weniger gründlich vorgehenden Pathologen vielleicht entgangen wäre. Sowohl an der Vena cava als auch an dem ausgefransten Ende der Arteria hepatica entdeckte er die kaum erkennbaren Überreste von Operationsnarben. Operationsnarben in diesem Bereich waren äußerst ungewöhnlich. Die Arteria hepatica versorgte die Leber mit Blut, die Vena cava hingegen war im gesamten Bauchbereich die größte Vene. An der Portalvene konnte Jack keine Operationsnarben erkennen; dieses Gefäß war fast vollständig zerstört.

»Hey, Chet, komm doch bitte mal rüber!« rief Jack. Chet McGovern war der Kollege, mit dem er sich sein Büro teilte. Er arbeitete gerade am Seziertisch nebenan. Chet legte sein Skalpell weg und kam an den Tisch von Jack. Vinnie ging ans Tischende, um ihm Platz zu machen.

»Was hast du denn da?« fragte Chet. »Irgendwas Interessantes?« Er lugte in die Körperöffnung, in der Jack gerade seine Untersuchung vornahm.

»Allerdings«, erwiderte Jack. »Ich hab' hier jede Menge Einschüsse und außerdem ein paar vaskuläre Operationsnarben.«

»Wo denn?« fragte Chet. Er konnte keinen anatomischen Hinweis für Jacks Behauptung erkennen.

»Hier«, sagte Jack und deutete mit dem Griff seines Skalpells auf die entsprechenden Stellen.

»Okay«, sagte Chet voller Bewunderung. »Jetzt kann ich es auch

erkennen. Du hast einen scharfen Blick. Die Endothelisierung ist noch nicht sehr weit vorangeschritten. Deshalb würde ich vermuten, daß die Operationsnarben noch recht frisch sind.«

»Das denke ich auch«, stimmte Jack ihm zu. »Ein oder zwei Monate alt vielleicht. Auf keinen Fall sind sie älter als sechs Monate.«

»Und was hat das deiner Meinung nach zu bedeuten?«

»Ich glaube, daß meine Aussichten auf eine Identifizierung der Leiche hiermit gerade um tausend Prozent gestiegen sind«, erwiderte Jack. Er richtete sich auf und streckte sich. »Das Opfer hatte also eine Bauchoperation hinter sich«, sagte Chet. »Das ist allerdings weiß Gott nichts Außergewöhnliches. «

»Eine Operation, wie sie dieser Mann hier gehabt hat, dürfte kaum so verbreitet sein«, wandte Jack ein. »Mit Operationsnarben an der Vena cava und der Arteria hepatica würde ich darauf wetten, daß er zu einer äußerst begrenzten Patientengruppe gehört hat. Ich tippe, daß man ihm vor gar nicht allzulanger Zeit eine Leber transplantiert hat.«

Kapitel 8
5. März 1997, 10.00 Uhr
New York City

Raymond Lyons schob den mit einem edlen Manschettenknopf versehenen Ärmel ein wenig hoch und warf einen Blick auf seine fein gearbeitete Piaget-Armbanduhr. Es war genau zehn Uhr. Er war zufrieden, denn zu Geschäftstreffen erschien er gerne pünktlich. Er achtete darauf, nicht zu früh zu kommen, denn seiner Meinung nach konnte zu frühes Erscheinen als ein Zeichen von Schwäche gedeutet werden, und er zog es vor, aus einer Position der Stärke zu verhandeln. Er hatte ein paar Minuten an der Ecke Park Avenue und 78th Street gestanden und darauf gewartet, daß es zehn Uhr wurde. Da es nun soweit war, rückte er seine Krawatte zurecht, überprüfte, ob sein Hut richtig saß, und ging auf den Eingang des Hauses Park Avenue Nummer 972 zu.

»Ich suche die Praxis von Dr. Anderson«, wandte er sich an den uniformierten Portier, der ihm die schmiedeeiserne Tür öffnete, die in der Mitte ein Fenster hatte.

»Die Praxis von Dr. Anderson hat einen eigenen Eingang«, erwiderte der Portier. Er öffnete die hinter Raymond zugefallene Tür erneut, ging auf den Bürgersteig hinaus und zeigte in Richtung Süden.

Raymond bedankte sich, indem er kurz die Hand an seine Hutkrempe hob, und ging dann zu dem Privateingang der Praxis. Dort las er auf einem Messingschild die eingravierte Aufforderung: Bitte zuerst klingeln und dann eintreten. Er befolgte die Anweisung.

Als hinter ihm die Tür zufiel, war er hoch erfreut. Die Praxis roch nach Geld. Sie war äußerst luxuriös ausgestattet: Die Möbel waren antik, auf dem Boden lagen dicke orientalische Teppiche, und an den Wänden hingen Kunstwerke aus dem neunzehnten Jahrhundert. Raymond ging an einen eleganten, im Stil des französischen Kunstschreiners Andre Charles Boulle gearbeiteten Rezeptionstisch, an dem eine gut gekleidete, matronenhafte Empfangsdame saß. Sie sah

über ihre Lesebrille hinweg zu ihm auf. Auf dem vor ihr stehenden Namensschild las Raymond: Mrs. Arthur P. Auchincloss.

Er stellte sich vor, wobei er betonte, daß er selber Arzt sei. Wie ihm sehr wohl bekannt war, brachten einige Empfangsdamen dem Besucher nur dann den gebührenden Respekt entgegen, wenn sie wußten, daß dieser ebenfalls der Ärztezunft angehörte.

»Der Doktor erwartet Sie«, sagte Mrs. Auchincloss und bat ihn höflich, im Wartezimmer Platz zu nehmen. »Eine schöne Praxis«, bemerkte Raymond, um ein wenig Konversation zu betreiben.

»Da haben Sie recht«, erwiderte Mrs. Auchincloss. »Ist es eine große Praxis?« fragte Raymond. »Aber ja, selbstverständlich«, erwiderte Mrs. Auchincloss. »Dr. Anderson ist sehr beschäftigt. Wir haben vier voll ausgestattete Untersuchungszimmer und einen Röntgenraum.« Raymond lächelte. Er konnte sich gut vorstellen, wie astronomisch hoch die Betriebskosten von Dr. Anderson sein mußten. Bestimmt war er während der Blütezeit des expandierenden Gesundheitswesens, als die ärztlichen Leistungen noch üppig honoriert worden waren, auf sogenannte Produktivitätsexperten hereingefallen. Für Raymond schien Dr. Anderson der ideale Kandidat zu sein, um ihn als potentiellen Partner für das Projekt anzuwerben. Obwohl der Arzt mit Sicherheit noch über einen kleinen Stamm wohlhabender Patienten verfügte, die sich ihre noch von früher stammende Vorzugsbehandlung einiges kosten ließen, hatte Dr. Anderson zweifellos unter den Folgen der kostenorientierten Gesundheitspolitik zu leiden.

»Dann arbeiten hier sicher eine Menge Leute«, vermutete Raymond.

»Wir haben nur noch eine Arzthelferin«, erwiderte Mrs. Auchincloss. »Es ist heutzutage schwer, geeignetes Personal zu finden.«

Erzähl du nur, sagte sich Raymond im stillen. Eine Arzthelferin für vier Untersuchungszimmer - das bedeutete, daß Dr. Anderson in ernsthaften Schwierigkeiten stecken mußte. Doch Raymond hütete sich, das laut zu sagen. Statt dessen sah er sich in dem Raum um, musterte die teure Tapete und sagte: »Diese altehrwürdigen Praxen an der Park Avenue haben es mir schon immer angetan. Sie strahlen so eine Würde und Gelassenheit aus und erzeugen unweigerlich ein

Gefühl des Vertrauens.«

»Ich bin sicher, daß unsere Patienten das genauso sehen«, sagte Mrs. Auchincloss.

Die Tür eines der Untersuchungszimmer ging auf, und eine ältere, mit Juwelen behangene Frau in einem Gucci-Kostüm kam in den Empfangsbereich. Sie war spindeldürr und hatte ihr Gesicht so oft liften lassen, daß ihr Mund zu einem verzerrten Dauergrinsen verzogen war. Hinter ihr war Dr. Waller Anderson aus dem Zimmer gekommen.

Er streifte Raymond mit einem kurzen Blick, während er seine Patientin an den Empfangstisch geleitete und Mrs. Auchincloss mitteilte, für wann sie der Patientin einen neuen Termin geben solle.

Raymond taxierte den Arzt. Er war groß und alles in allem eine recht gepflegte Erscheinung, für die Raymond sich auch selber hielt. Im Gegensatz zu ihm war Waller allerdings nicht braungebrannt. Sein Gesicht war eher fahl und gräulich. Er wirkte angespannt und hatte traurige Augen und hohle Wangen. Wie es Raymond schien, stand dem Mann ins Gesicht geschrieben, daß er schwere Zeiten durchmachte.

Nachdem er sich herzlich von seiner Patientin verabschiedet hatte, bedeutete Dr. Anderson Raymond, ihm zu folgen. Er führte ihn einen langen Flur entlang, von dem die Untersuchungszimmer abgingen. Am Ende des Flurs bat er Raymond in sein privates Büro und schloß, nachdem sie eingetreten waren, die Tür.

Er stellte sich freundlich vor, wirkte aber gleichzeitig deutlich reserviert. Dann nahm er Raymond Hut und Mantel ab und hängte beides sorgfältig in einen kleinen Schrank.

»Kaffee?« fragte er.

»Gerne«, erwiderte Raymond.

Als sie ein paar Minuten später beide ihren Kaffee hatten, begann Raymond, den Doktor zu umgarnen. Dr. Anderson saß an seinem Schreibtisch, er selbst hatte ihm gegenüber auf einem Stuhl Platz genommen.

»Gar nicht so einfach, in diesen Zeiten Arzt zu sein«, sagte Raymond.

Dr. Anderson gab einen Laut von sich, der entfernt einem Lachen ähnelte. Doch es war ziemlich offensichtlich, daß er alles andere als fröhlich war.

»Wir bieten Ihnen die Möglichkeit, Ihr Einkommen beträchtlich zu erhöhen und Ihre Praxis auf den neuesten Stand der Technik zu bringen«, sagte Raymond. »Damit werden Sie in der Lage sein, sich Ihre Patienten auszusuchen.«

Sein Auftritt bestand zum größten Teil aus einer vorbereiteten Rede, die er über die Jahre hinweg perfektioniert hatte.

»Handelt es sich bei diesem Angebot in irgendeiner Weise um etwas Illegales?« fragte Dr. Anderson. Er klang ernst, beinahe ein wenig gereizt. »Wenn ja, habe ich keinerlei Interesse.«

»Aber nein«, versicherte ihm Raymond. »Wir machen nichts Illegales. Wir legen lediglich Wert auf strengste Vertraulichkeit. Wie Sie bei unserem Telefonat versprochen haben, werden Sie niemandem gegenüber etwas über unser Gespräch erzählen. Dr. Daniel Levitz natürlich ausgenommen.«

»Nur soweit ich mich durch mein Schweigen nicht strafbar mache«, widersprach Dr. Anderson. »Ich will mich schließlich nicht der Beihilfe schuldig machen.«

»Da brauchen Sie sich wirklich keine Sorgen zu machen«, beruhigte Raymond ihn mit einem Lächeln. »Wenn Sie sich entscheiden, unserer Gruppe beizutreten, müssen Sie allerdings eine eidesstattliche Erklärung unterschreiben, in der Sie sich zur strikten Geheimhaltung verpflichten. Erst danach werden Sie in weitere Details unseres Projektes eingeweiht.«

»Solange ich gegen kein Gesetz verstoße, habe ich kein Problem damit, eine eidesstattliche Erklärung zu unterzeichnen.«

»Nun gut«, fuhr Raymond fort und stellte seine Kaffeetasse auf der Kante von Dr. Andersons Schreibtisch ab. Er wollte die Hände frei haben, denn er war überzeugt, daß es der Durchsetzung seiner Ziele diente, wenn er seine Worte mit den Händen unterstreichen konnte. Dann erzählte er Dr. Anderson von seinem zufälligen Zusammentreffen mit Kevin Marshall, das jetzt sieben Jahre zurücklag und bei dem Kevin während eines bundesweiten Kongresses einen schlecht be-

suchten Vortrag über die homologe Transposition von Chromosomenabschnitten zwischen den Zellen gehalten hatte.

»Homologe Transposition?« hakte Dr. Anderson nach. »Was ist das denn?« Er hatte sein Medizinstudium lange vor dem revolutionären Durchbruch der Molekularbiologie abgeschlossen und konnte mit dem Begriff nicht viel anfangen. Raymond erklärte dem Arzt geduldig, worum es ging, und wählte als Beispiel den kleinen Arm des Chromosoms sechs.

»Demnach hat dieser Kevin Marshall also eine Möglichkeit entwickelt, einen bestimmten Chromosomenabschnitt von einer Zelle zu lösen und diesen auf den gleichen Abschnitt und die gleiche Stelle einer anderen Zelle zu übertragen«, resümierte Dr. Anderson.

»Ganz genau«, entgegnete Raymond. »Für mich war es ein Gefühl wie Weihnachten. Ich mußte sofort an die klinischen Anwendungsmöglichkeiten dieser sensationellen Entdeckung denken. Wie aus heiterem Himmel tat sich plötzlich die Möglichkeit auf, von einem bestimmten Individuum ein immunologisches Double herzustellen. Wie Sie ja sicher wissen, enthält der kleine Arm des Chromosoms sechs den Haupthistokompatibilitätskomplex.«

»Einen eineiigen Zwilling sozusagen«, sinnierte Dr. Anderson. Er war allmählich Feuer und Flamme.

»Besser als einen eineiigen Zwilling«, stellte Raymond klar. »Man verwendet für die Erzeugung des immunologischen Doubles ein Tier von angemessener Größe, das bei Bedarf geopfert werden kann. Einen eineiigen Zwillingsbruder oder eine Schwester würde wohl kaum jemand opfern.«

»Warum ist die Entdeckung nicht veröffentlicht worden?« wollte Dr. Anderson wissen.

»Dr. Marshall hatte sehr wohl vor, seine Erkenntnisse zu publizieren«, erwiderte Raymond. »Vorher wollte er jedoch noch ein paar kleineren Details auf den Grund gehen. Allerdings hat ihn der Leiter seiner Fakultät dann gezwungen, den Vortrag zu halten, bevor er soweit war. Unser Glück! Nach seiner Rede habe ich ihn sofort angesprochen und ihn zu überzeugen versucht, in den privaten Sektor zu wechseln. Das war gar nicht so leicht, doch letztendlich konnte ich

ihn mit dem Versprechen ködern, ihm ein Traumlabor einzurichten und ihm absolute akademische Freiheit zuzusichern. Ich habe ihm versprochen, ihm jedes nur erdenkliche Gerät und jede Vorrichtung zu besorgen, die er anfordern würde.«

»Hatten Sie denn so ein Labor?« fragte Dr. Anderson.

»Nein«, erwiderte Raymond. »Zu dem Zeitpunkt noch nicht. Aber als Dr. Marshall sich entschlossen hatte einzusteigen, habe ich mich an einen internationalen Biotechnologie-Konzern gewandt, dessen Namen ich Ihnen allerdings erst nennen kann, wenn Sie unserer Gruppe ebenfalls beitreten. Zuerst haben sie sich zwar ein bißchen geziert, doch schließlich konnte ich sie davon überzeugen, daß man die Entdeckung unbedingt kreativ vermarkten sollte.«

»Und wie geht das genau vor sich?« wollte Dr. Anderson wissen.

Raymond beugte sich ein wenig vor und fixierte den Arzt. »Wir bieten unseren Kunden an, ihnen gegen die Zahlung eines gewissen Honorars ein in immunologischer Hinsicht identisches Double zu kreieren. Wie Sie sich sicher vorstellen können, ist das Honorar recht hoch, wenn man jedoch bedenkt, daß man sich damit seinen Seelenfrieden erkaufen kann, erscheint es auch nicht überzogen. Das richtige Geld allerdings machen wir damit, daß der Kunde für den Unterhalt seines Doubles eine jährliche Gebühr entrichten muß.«

»Man zahlt also eine Art Aufnahmegebühr und muß dann die jährlichen Vereinsbeiträge berappen«, bemerkte Dr. Anderson.

»So können Sie es auch sehen«, stimmte Raymond zu.

»Und wie kann ich von diesem Unternehmen profitieren?« wollte Dr. Anderson wissen.

»Auf vielfältige Weise«, erwiderte Raymond. »Ich habe das Geschäft nach einem Schneeballsystem organisiert: Für jeden angeworbenen Kunden erhalten Sie nicht nur einen festgelegten Prozentsatz von der Aufnahmegebühr, sondern auch von den jährlichen Beiträgen. Darüber hinaus ermutigen wir Sie, andere Ärzte für das Projekt zu gewinnen, die wie Sie unter sinkenden Patientenzahlen leiden, aber nach wie vor über einen kleinen Stamm wohlhabender, gesundheitsbewußter und vor allem bar zahlender Patienten verfügen. Für jede erfolgreiche Anwerbung eines weiteren Arztes erhalten Sie wie-

derum einen prozentualen Anteil sämtlicher Beiträge, die dessen neu hinzugewonnene Kunden entrichten. Wenn Sie sich also zum Beispiel entschließen, bei uns mitzumachen, bekommt Dr. Levitz, der Sie ja empfohlen hat, einen prozentualen Anteil aller von Ihren erfolgreich vermittelten Kunden eingehenden Beiträge. Man muß kein Buchhalter sein, um auf den ersten Blick zu sehen, daß Sie mit ziemlich wenig Einsatz eine Menge Geld verdienen können. Als weiteren Anreiz bieten wir Ihnen zudem Auslandszahlungen an, damit Sie Ihre Zusatzeinkünfte nicht versteuern müssen.«

»Aber warum diese Heimlichtuerei?« fragte Dr. Anderson.

»Einige Gründe liegen auf der Hand«, erwiderte Raymond. »Zum Beispiel die Auslandskonten, mit denen wir den Fiskus umgehen. Was das gesamte Projekt angeht, so haben wir am Anfang ein paar ethische Aspekte übersehen, und der Biotechnologie-Konzern, der das Projekt überhaupt möglich macht, legt keinerlei Wert auf schlechte Publicity. Ich will ganz offen mit Ihnen sein - der Einsatz von Tieren für Transplantationszwecke geht vielen Leuten gegen den Strich, und wir wollen uns unter keinen Umständen mit irgendwelchen fanatischen Tierschützern anlegen. Außerdem ist das Projekt äußerst kostspielig, so daß sich nur ziemlich wenige, auserwählte Menschen bei uns einkaufen können. Das steht nicht gerade im Einklang mit den allgemein gängigen Vorstellungen von Chancengleichheit.«

»Darf ich fragen, wie viele Kunden Sie schon für Ihr Projekt gewonnen haben?«

»Patienten oder Ärzte?« hakte Raymond nach. »Patienten«, erwiderte Dr. Anderson. »Etwa hundert«, erklärte Raymond.

»Hat auch schon mal jemand von seinem Double Gebrauch machen müssen?«

»Ja«, erwiderte Raymond. »Wir haben bereits vier Operationen vorgenommen. Zwei Nieren- und zwei Lebertransplantationen. Den Patienten geht es hervorragend; sie benötigen keine Medikamente und lassen keinerlei Abstoßungsreaktionen erkennen. Da fällt mir gerade noch etwas ein: Für die Organentnahme und die Transplantation muß der Kunde natürlich nochmals kräftig zahlen. Selbstver-

ständlich erhält der vermittelnde Arzt auch davon seinen prozentualen Anteil.«

»Und wie viele Ärzte beteiligen sich bisher an dem Projekt?« wollte Dr. Anderson wissen.

»Bisher sind es noch keine fünfzig«, erwiderte Raymond. »Am Anfang mußten wir ziemlich viel Kapital und Arbeit in das Projekt stecken, aber allmählich beginnt sich die Sache auszuzahlen. Bedenken Sie: Wenn Sie jetzt, also zu einem noch recht frühen Zeitpunkt, bei uns einsteigen, werden Sie in erheblichem Maße von dem Schneeballsystem profitieren.«

»Klingt ganz interessant«, sagte Dr. Anderson. »Bei meinen sinkenden Patientenzahlen kämen mir ein paar zusätzliche Einkünfte ganz gelegen. Ich muß auf jeden Fall irgend etwas tun, damit meine Praxis nicht unter den Hammer kommt.«

»Das wäre wirklich jammerschade«, stimmte Raymond ihm zu.

»Darf ich ein paar Tage über Ihr Angebot nachdenken?« fragte Dr. Anderson.

»Selbstverständlich«, erwiderte Raymond wohlwollend und erhob sich. Sein Gefühl sagte ihm, daß er einen weiteren Fisch an der Angel hatte.

»Ich empfehle Ihnen, Dr. Levitz anzurufen. Er hat Sie wärmstens empfohlen und ist mit unserem Arrangement bestens zufrieden.«

Fünf Minuten später hatte Raymond die Praxis verlassen und ging auf der Park Avenue in Richtung Süden. Der Spaziergang gab ihm noch einen zusätzlichen Kick. Der blaue Himmel, die frische Luft und der Hauch von Frühling, der in der Luft lag, versetzten ihn in Hochstimmung; der angenehme Adrenalinstoß, den er immer verspürte, wenn er einen neuen Kunden gewonnen hatte, tat sein übriges. Für einen Moment waren die vertrackten Ereignisse der vergangenen Tage vergessen. Er blickte in eine wunderbare und vielversprechende Zukunft. Doch plötzlich schlitterte er nur haarscharf an einer Katastrophe vorbei. Abgelenkt durch sein Erfolgserlebnis, achtete er beim Verlassen des Bürgersteigs nicht auf den Verkehr und geriet um ein Haar unter einen anfahrenden Linienbus. Der Fahrtwind des vorbeibrausenden Busses blies ihm den Hut vom Kopf. Ein

aus dem Rinnstein aufspritzender Schmutzwasserschwall besudelte die vordere Seite seines Cashmeremantels von oben bis unten.

Benommen taumelte Raymond zurück auf den Bürgersteig. Er war nur knapp einem furchtbaren Tod entkommen. New York war eine Stadt, in der man jederzeit unverhofft in eine Extremsituation geraten konnte.

»Sind Sie okay?« fragte ein Passant und reichte ihm seinen verbeulten Hut.

»Ja, danke«, erwiderte Raymond. »Mir geht's gut.«

Dann sah er an seinem Mantel hinunter und fühlte sich elend. Der Zwischenfall wühlte erneut die verdrängte Angst und Panik wegen der unglücklichen Franconi-Geschichte in ihm auf. Der Schmutz an seiner Kleidung erinnerte ihn daran, daß er sich mit Vinnie Dominick abgeben mußte.

Deutlich ernüchtert überquerte er die Straße und paßte diesmal besser auf. Das Leben war voller Gefahren. Während er auf die 64th Street zusteuerte, begann er sich auch um die anderen beiden Transplantationspatienten Sorgen zu machen. Bis zu dem Dilemma mit Franconi war es ihm nie in den Sinn gekommen, daß eine Autopsie das Projekt derart gefährden konnte. Er beschloß, sich umgehend nach dem Gesundheitszustand der anderen beiden Patienten zu erkundigen. Taylor Cabot hatte seine Drohung ernst gemeint, daran bestand kein Zweifel. Falls einer von den Patienten in Zukunft aus irgendeinem Grund obduziert werden sollte und die Medien von den Transplantationen Wind bekommen würden, stand ein Unglück bevor. In diesem Fall würde GenSys das gesamte Projekt vermutlich sofort aufgeben.

Raymond beschleunigte seinen Schritt. Eine Patientin lebte in New Jersey, der andere Patient in Dallas. Er hielt es für das beste, so schnell wie möglich mit den Ärzten zu telefonieren, die die beiden Kunden angeworben hatten.

Kapitel 9
5. März 1997, 17.45 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Hallo!« rief Candace. »Ist hier jemand?« Kevin zuckte bei dem unerwarteten Geräusch zusammen. Die Labortechniker hatten schon längst Feierabend gemacht, und bis auf das leise Summen der Kühlanlagen war es in dem Labor mucksmäuschenstill. Kevin war noch geblieben und hatte eine weitere Southern-Blot-Analyse durchgeführt, um DNA-Fragmente zu trennen, doch als Candace nach ihm gerufen hatte, hatte er eines der Löcher mit der Mikropipette verfehlt. Die Flüssigkeit war über die Oberfläche des Gels gelaufen. Damit war der Test ruiniert; er würde noch einmal von vorn anfangen müssen.

»Ich bin hier«, rief Kevin zurück. Er legte die Pipette weg und stand auf. Durch die auf der Laborbank aufgereihten Reagenzgläser sah er Candace am anderen Ende des Raums in der Tür stehen.

»Komme ich ungelegen?« fragte sie und kam zu Kevin herüber.

»Nein«, erwiderte Kevin. »Ich war gerade fertig.« Er hoffte, daß sie seine Lüge nicht durchschaute.

Es ärgerte ihn zwar, daß er nun seine Zeit verschwendet hatte und den Test wiederholen mußte, doch gleichzeitig freute er sich, Candace zu sehen. Während ihres nur ein paar Stunden zurückliegenden gemeinsamen Mittagessens hatte er sich überwunden und Candace und Melanie zu sich nach Hause zum Tee eingeladen. Die beiden Frauen hatten die Einladung freudig angenommen. Melanie hatte zugegeben, daß sie darauf brannte, sein Haus einmal von innen zu sehen. Der Nachmittag bei ihm war ein voller Erfolg geworden, und dazu hatten zweifellos die beiden charakterstarken Frauen beigetragen. Kein einziges Mal war ihnen der Gesprächsstoff ausgegangen, und daß sie sich darauf geeinigt hatten, statt des geplanten Tees lieber Wein zu trinken, hatte sicher auch zur Aufheiterung der Stimmung beigetragen. In gelöster Stimmung waren sie schließlich sogar

dazu übergegangen, sich zu duzen. Wie alle leitenden Angestellten der Zone erhielt Kevin regelmäßig eine Ration französischen Weins, den er selber jedoch nur selten trank. Dementsprechend verfügte er über einen beeindruckenden Weinkeller.

Sie hatten sich vor allem über das unter vorübergehend im Ausland arbeitenden Amerikanern beliebteste Thema unterhalten: die USA. Jeder von ihnen hatte in den höchsten Tönen von den Vorzügen seiner jeweiligen Heimatstadt geschwärmt. Melanie liebte New York und behauptete, die Stadt sei etwas ganz Besonderes; Candace war felsenfest davon überzeugt, daß die Lebensqualität in Pittsburgh am höchsten war, und Kevin rühmte die intellektuelle Ausstrahlung seiner Heimatstadt Boston. Keiner von ihnen hatte den Gefühlsausbruch erwähnt, von dem Kevin während des Mittagessens in dem Schnellrestaurant heimgesucht worden war.

Candace und Melanie hatten ihn zwar gefragt, was er damit gemeint habe, er fürchte, die Grenzen überschritten zu haben, doch als sie sahen, wie aufgewühlt er war und wie ungern er darüber reden wollte, hatten sie nicht weitergebohrt. Sie hatten intuitiv beschlossen, das Thema zu wechseln und vielleicht später darauf zurückzukommen.

»Ich wollte dich fragen, ob ich dich vielleicht zu einem Kurzbesuch bei Mr. Winchester überreden kann«, sagte Candace. »Ich habe ihm von dir erzählt, und er möchte sich gerne persönlich bei dir bedanken.«

»Ich glaube, das ist keine so gute Idee«, entgegnete Kevin. Er merkte, wie sich in ihm alles verkrampfte.

»Natürlich ist es eine gute Idee«, widersprach Candace. »Gerade wenn ich daran denke, was du heute mittag gesagt hast, glaube ich, daß du dir auch mal die gute Seite deiner Arbeit vor Augen halten solltest. Es tut mir wirklich leid, daß ich dich mit meiner Bemerkung vorhin so getroffen habe.« Seit seinem Gefühlsausbruch in der Mittagspause war Candace die erste, die ihn darauf ansprach. Sein Herz begann zu rasen.

»Es war nicht dein Fehler«, sagte er. »Ich habe mir schon reichlich Sorgen gemacht, bevor du davon angefangen hast.«

»Dann laß uns gemeinsam bei Mr. Winchester vorbeischauen«, schlug Candace vor. »Er hat sich unglaublich schnell erholt. Es geht ihm sogar wieder so gut, daß er eigentlich gar keine Intensivschwester mehr benötigt. Ich bin also sozusagen überflüssig.«

»Ich wüßte nicht, was ich ihm sagen sollte«, murmelte Kevin.

»Was du sagst, ist vollkommen egal«, entgegnete Candace.

»Der Mann ist dir wahnsinnig dankbar. Vor ein paar Tagen war er noch sterbenskrank. Jetzt fühlt er sich, als ob man ihm ein zweites Leben geschenkt hätte. Nun komm schon! Wenn du bei ihm gewesen bist, wird es dir bestimmt bessergehen.« Kevin bastelte gerade an einer Ausrede, als ihn eine weitere Stimme erlöste. Es war Melanie.

»Na so was«, rief sie, als sie den Raum betrat. »Meine beiden Lieblings-Zechkumpanen.«

Sie war gerade auf dem Weg in ihr eigenes Labor, das sich auf demselben Flur befand, und hatte Candace und Kevin durch die geöffnete Tür erspäht. Sie trug einen blauen Overall, auf dessen Brusttasche die Aufschrift »Tiersektion« eingestickt war.

»Hat von euch auch jemand einen Kater?« fragte sie. »Mir schwirrt irgendwie ein bißchen der Kopf. Mein Gott - da haben wir doch glatt zwei Flaschen Wein gebechert! Kann man sich das vorstellen?«

Weder Candace noch Kevin erwiderten etwas auf ihre Bemerkung.

Melanie sah zwischen den beiden hin und her. Irgend etwas stimmte nicht, soviel war klar.

»Störe ich gerade bei einer Totenwache - oder was ist hier los?« wollte sie wissen.

Candace lachte. Sie mochte es, daß Melanie nie ein Blatt vor den Mund nahm. »Ganz und gar nicht«, erwiderte sie. »Kevin braucht nur ein bißchen Bedenkzeit. Ich wollte ihn überreden, kurz mit mir ins Krankenhaus rüberzugehen und Mr. Winchester guten Tag zu sagen. Er kann schon wieder aufstehen und ist putzmunter. Ich habe ihm von euch erzählt, und er möchte euch beide gerne kennenlernen.«

»Ist Mr. Winchester nicht Eigentümer einer Ferienhotel-Kette?« fragte Melanie mit einem Augenzwinkern. »Vielleicht können wir ihm ja ein paar Getränkegutscheine abluchsen.«

»Der Mann ist so dankbar und so reich«, entgegnete Candace. »Er wäre bestimmt bereit, sogar noch viel mehr springen zu lassen. Das Problem ist nur, daß Kevin nicht mitkommen will.«

»Wieso denn nicht?« wollte Melanie wissen.

»Dabei dachte ich, es wäre eine prima Idee, wenn er mal die positive Seite seiner Arbeit zu sehen bekäme«, fügte Candace hinzu, bevor Kevin etwas sagen konnte. Candace warf Melanie einen kurzen Blick zu. Melanie verstand sofort, worauf sie hinauswollte.

»Stimmt«, sagte Melanie. »Wir sollten uns wirklich mal ein positives Feedback von einem richtigen, lebendigen Patienten holen. Dann wissen wir endlich wieder einmal, warum wir hier so hart arbeiten, und können mit frischem Elan weitermachen.«

»Ich fürchte, ich werde mich nur noch mieser fühlen, wenn ich ihn besuche«, meldete sich Kevin endlich zu Wort. Seitdem er in sein Labor zurückgekehrt war, hatte er versucht, sich auf seine Grundlagenforschung zu konzentrieren und seine Sorgen zu verdrängen. Bis zu einem gewissen Grad hatte der Trick sogar funktioniert, doch dann hatte seine Neugier ihn überwältigt und er hatte sich die Graphik von Isla Francesca auf den Computerbildschirm geholt. Leider bedrückte ihn die Rumspielerei mit den Daten genauso wie der Rauch, den er hatte aufsteigen sehen.

»Und warum würdest du dich dann noch mieser fühlen?« fragte Melanie und stemmte ihre Hände in die Hüften. »Würdest du uns das vielleicht erklären?«

»Das ist nicht so einfach«, erwiderte Kevin ausweichend.

»Versuch es wenigstens«, forderte Melanie ihn auf.

»Wenn ich den Mann besuche, werde ich unweigerlich an Dinge erinnert, die ich lieber vergessen möchte«, erklärte Kevin. »Zum Beispiel daran, was dem anderen Patienten widerfahren ist.«

»Meinst du sein Double?« hakte Melanie nach. »Den Bonobo?« Kevin nickte. Seine Wangen waren stark gerötet, fast so wie beim Mittagessen.

»Du scheinst die Tierschutzproblematik ja noch ernster zu nehmen als ich«, bemerkte Candace.

»Ich fürchte, meine Sorgen gehen weit über den Tierschutz hin-

aus«, sagte Kevin.

Für ein paar Sekunden herrschte gespannte Stille. Melanie sah Candace an, doch die zuckte nur mit den Schultern. Sie wußte nicht, was sie dazu sagen sollte.

»Okay«, ergriff Melanie schließlich entschlossen das Wort. »Jetzt reicht's.« Dann legte sie Kevin ihre Hände auf die Schultern und drückte ihn sanft hinunter auf seinen Laborhocker. »Bis heute nachmittag dachte ich, wir wären nur Kollegen«, begann sie und beugte sich so weit zu Kevin hinab, daß sie ihn mit ihrem scharfgeschnittenen Gesicht fast berührte. »Inzwischen sehe ich das allerdings ein bißchen anders. Seitdem ich dich etwas näher kennengelernt habe, worüber ich mich übrigens wirklich gefreut habe, halte ich dich nicht mehr für einen frostigen, reservierten, intellektuellen Snob. Ich denke, wir sind jetzt Freunde. Sehe ich das richtig?«

Kevin nickte. Er war gezwungen, Melanie direkt in ihre schwarzen Augen zu sehen.

»Freunde reden miteinander«, fuhr Melanie fort. »Sie tauschen sich aus. Sie verbergen voreinander nicht ihre Gefühle, und sie verbreiten untereinander keine unbehagliche Stimmung. Verstehst du, worauf ich hinauswill?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Kevin. Es war ihm noch nie in den Sinn gekommen, daß andere sich aufgrund seines Verhaltens womöglich unbehaglich fühlen könnten. »Glaubst du, daß du mich verstanden hast - oder hast du mich verstanden?« fuhr Melanie mit ihrer Attacke fort. Kevin schluckte.

»Ich habe dich verstanden.«

Melanie verdrehte frustriert die Augen. »Du weichst einem ständig aus. Das treibt mich noch zum Wahnsinn. Aber okay, damit kann ich leben. Mit deinem Ausbruch von heute mittag ist das allerdings eine andere Sache. Als ich dich gefragt habe, was los ist, hast du vage etwas davon gefaselt, du hättest irgendeine ›Grenze überschritten‹. Danach war nichts mehr aus dir herauszubekommen. Und warum? Weil du unfähig bist, über deine Sorgen zu reden. Aber was auch immer dir auf der Seele liegt - du kannst es nicht auf Dauer in dich hineinfressen! Erstens tust du dir damit selbst keinen Gefallen, und

zweitens setzt du deine Freundschaften aufs Spiel!« Candace nickte zustimmend.

Kevin ließ seinen Blick zwischen den beiden offenen, hartnäckigen Frauen hin und her schweifen. Es widerstrebte ihm zwar, seine Ängste auszusprechen, doch im Moment hatte er das Gefühl, gar keine andere Wahl zu haben. Melanie war ihm mit ihrem Gesicht bedrohlich nah gekommen, und er wußte, daß sie nicht lockerlassen würde.

»Ich habe von Isla Francesca Rauch aufsteigen sehen«, sagte er schließlich, weil er nicht wußte, wie er sonst anfangen sollte.

»Was ist denn die Isla Francesca?« fragte Candace.

»Das ist die Insel, auf der die transgenen Bonobos ausgesetzt werden, sobald sie drei Jahre alt sind«, erklärte Melanie.

»Was für Rauch?«

Kevin stand auf und bedeutete den beiden Frauen, ihm zu folgen. Er ging zu seinem Schreibtisch und zeigte mit dem Finger aus dem Fenster in Richtung Isla Francesca.

»Ich habe den Rauch schon dreimal gesehen«, sagte er. »Er steigt immer an derselben Stelle auf, direkt links neben der steilen Erhebung. Es sind jedesmal nur ganz kleine Rauchwölkchen, die langsam emporsteigen, aber man kann den Rauch lange sehen.« Candace blinzelte. Sie war etwas kurzsichtig, trug aber aus Eitelkeit keine Brille.

»Ist es die am weitesten entfernte Insel?« fragte sie. Sie glaubte, mitten auf der Insel ein paar vereinzelte bräunliche Sprenkel zu sehen, die sie für Felsen hielt. Die anderen Inseln der Kette hingegen wirkten in der Spätnachmittagssonne wie identisch aussehende, dunkelgrüne Mooshügel.

»Genau«, erwiderte Kevin. »Die ist es.«

»Das ist alles?« fragte Melanie. »Du regst dich über ein paar kleine Feuer auf? Bei den vielen Gewittern hier ist das doch weiß Gott nichts Ungewöhnliches.«

»Genau das hat Bertram Edwards mir auch geantwortet«, entgegnete Kevin. »Aber es können keine Blitzeinschläge sein.«

»Wer ist Bertram Edwards?« wollte Candace wissen.

»Warum sollen es keine Blitzeinschläge gewesen sein?« hakte Me-

lanie nach, ohne auf die Frage von Candace einzugehen. »Vielleicht gibt es in dem felsigen Gebirge eine Erzgrube.«

»Kennst du nicht das Sprichwort, nach dem der Blitz nie zweimal an derselben Stelle einschlägt?« fragte Kevin zurück. »Das Feuer stammt auf keinen Fall von einem Blitzeinschlag. Dann wäre der Rauch nicht anhaltend und würde auch nicht immer von derselben Stelle aufsteigen.«

»Vielleicht leben da draußen ein paar Eingeborene«, schlug Candace vor.

»Nein«, sagte Kevin. »Als die Leute von GenSys die Insel ausgewählt haben, waren sie absolut sicher, daß dort niemand wohnt.«

»Vielleicht haben ein paar Fischer aus dem Dorf der Insel einen Besuch abgestattet«, mutmaßte Candace weiter.

»Auch das kann nicht sein«, erwiderte Kevin. »Die Einheimischen wissen, daß es verboten ist, die Insel zu betreten. Nach dem neuen äquatorialguinesischen Strafrecht gelten Zuwiderhandlungen als Kapitalverbrechen. Da draußen gibt es bestimmt nichts, für das jemand die Todesstrafe riskieren würde.«

»Aber wer hat das Feuer dann angezündet?« fragte Candace.

»O mein Gott, Kevin!« rief Melanie plötzlich. »Jetzt kapiere ich endlich, worauf du hinauswillst. Aber glaub mir - das ist völlig absurd!«

»Was ist absurd?« wollte Candace wissen. »Kann mir vielleicht mal jemand erklären, worum es eigentlich geht?«

»Ich zeige euch noch etwas anderes«, fuhr Kevin fort und setzte sich an seinen Computer. Nachdem er ein paar Tasten betätigt hatte, erschien auf dem Bildschirm die Graphik der Insel. Er erklärte den Frauen, wie das System funktionierte, und ortete zu Demonstrationszwecken das Double von Melanie. Das kleine, rote Lämpchen blinkte nördlich des Steilhangs, ganz in der Nähe der Stelle, an der er gestern sein eigenes Double entdeckt hatte.

»Du hast auch ein Double?« fragte Candace. Sie war sprachlos.

»Kevin und ich waren die Versuchskaninchen«, erklärte Melanie. »Unsere beiden Doubles waren die ersten, die wir kreiert haben. Damit haben wir bewiesen, daß die Technologie wirklich funktio-

niert.«

»Okay«, sagte Kevin, »da ihr nun wißt, wie das Ortungssystem funktioniert, möchte ich euch etwas vorführen, was ich selber erst vor einer Stunde entdeckt habe. Mal sehen, ob wir das gleiche beunruhigende Ergebnis bekommen.« Kevin ließ seine Finger über die Tastatur huschen. »Ich weise den Computer jetzt an, eine sequentielle Ortung aller dreiundsiebzig Doubles vorzunehmen. Als erstes werden die Nummern der Tiere in der unteren Ecke des Bildschirms erscheinen, danach wird das blinkende Lämpchen auf der Graphik anzeigen, wo sich der jeweilige Bonobo gerade befindet. Jetzt paßt auf!« Kevin drückte die Enter-Taste.

Das Programm funktionierte einwandfrei. Kurz nach dem Erscheinen der jeweiligen Nummer begann das rote Lämpchen zu blinken.

»Ich dachte, es gäbe fast einhundert Bonobos«, sagte Candace.

»Gibt es auch«, erwiderte Kevin. »Aber zweiundzwanzig von ihnen sind noch keine drei Jahre alt. Sie sind noch in der Tiersektion untergebracht.«

»Okay«, sagte Melanie, nachdem sie das perfekte Ortungssystem für ein paar Minuten beobachtet hatte. »Es funktioniert genau wie du gesagt hast. Aber was ist nun so beunruhigend?«

»Einen Augenblick noch«, bat Kevin um ein bißchen Geduld. Plötzlich erschien die Nummer 37, doch das rote Lämpchen blinkte nicht. Nach ein paar Sekunden leuchtete eine Eingabeaufforderung auf. TIER NICHT GEORTET: KLICKEN SIE AUF START UND BEGINNEN SIE NOCH EINMAL VON VORNE.

Melanie sah Kevin an. »Wo ist Nummer 37?«

Kevin seufzte. »Was noch davon übrig ist, befindet sich im Verbrennungsofen. Nummer 37 war das Double von Mr. Winchester. Aber das war es gar nicht, was ich euch vorführen wollte.« Mit einem Mausklick startete er das Programm noch einmal von vorn. Bei Nummer 42 hielt er es an. »War das das Double von Mr. Franconi?« wollte Candace wissen. »Ihm ist doch ebenfalls eine Leber transplantiert worden.«

Kevin schüttelte den Kopf und betätigte mehrere Tasten, um den Computer nach der Identität von Nummer 42 zu befragen. Es er-

schien der Name Warren Prescott.

»Wo ist Nummer 42?« wollte Melanie wissen.

»Ich bin mir nicht sicher, aber ich habe da so eine Befürchtung«, erwiderte Kevin. Dann klickte er wieder mit der Maus, und wie vorher erschienen auf dem Bildschirm abwechselnd zuerst die Nummern und dann die entsprechenden roten Lämpchen. Als er das Programm bis zum Ende hatte durchlaufen lassen, erhielt er die Information, daß sieben Bonobo-Doubles unauffindbar waren, das geopferte Double von Franconi nicht mitgerechnet.

»Hast du bei deinem Versuch vorhin ein ähnliches Ergebnis bekommen?« fragte Melanie.

Kevin nickte. »Nur fehlten da nicht sieben, sondern zwölf. Von denen, die heute morgen verschwunden waren, sind einige immer noch nicht wieder da. Die meisten sind aber wieder aufgetaucht.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Melanie. »Wie kann das möglich sein?«

»Bevor das alles hier begann, bin ich einmal auf der Insel gewesen«, erwiderte Kevin. »Ich erinnere mich daran, daß mir in den Kalkstein-Klippen ein paar Höhlen aufgefallen sind. Ich glaube, unsere Kreationen gehen manchmal in eine von diesen Höhlen. Vielleicht leben sie sogar dort. Für mich gibt es keine andere Erklärung, warum die Tiere manchmal nicht von dem Netzsystem geortet werden.«

Melanie hielt sich entsetzt die Hand vor den Mund. In ihren Augen spiegelten sich Abscheu und Bestürzung wider.

»Hey«, räusperte sich Candace, als sie sah, wie bestürzt Melanie reagierte. »Was ist denn los? Was geht dir durch den Kopf?« Melanie ließ ihre Hand sinken, während sie Kevin weiter anstarrte.

»Als Kevin gesagt hat, daß er womöglich die Grenzen überschritten habe«, erklärte sie langsam und bedächtig, »wollte er andeuten, daß er vielleicht menschliche Kreaturen geschaffen hat.«

»Das meint ihr doch nicht im Ernst!« rief Candace, doch als sie erst Kevin und dann Melanie ansah, war ihr klar, daß die beiden es sehr wohl ernst meinten. Für eine ganze Minute sagte niemand ein Wort. Schließlich brach Kevin das Schweigen. »Ich glaube zwar nicht, daß

ich Menschen in Affenform geschaffen habe«, erklärte er. »Aber ich vermute, daß ich vielleicht unbeabsichtigt eine Art Vor- oder Frühmenschen kreiert habe. Vielleicht ähneln sie unseren entfernten Vorfahren, die vor etwa vier oder fünf Millionen Jahren urplötzlich aufgetaucht und aus affenartigen Tieren hervorgegangen sind. Womöglich haben die entscheidenden Mutationen, die damals für diese Veränderung verantwortlich waren, in genau den für unsere Entwicklung zuständigen Genen stattgefunden, von denen ich inzwischen weiß, daß sie sich auf dem kleinen Arm des Chromosoms sechs befinden.«

Candace starrte nachdenklich aus dem Fenster. Vor ihrem inneren Auge ließ sie noch einmal die zwei Tage zurückliegende Szene im OP Revue passieren, als sie den Bonobo in Narkose versetzt hatten. Er hatte seltsame, menschenähnliche Laute von sich gegeben und sich verzweifelt gewehrt, als ihm die Hände angebunden werden sollten. Offenbar hatte er ihnen mit seinen wilden Gesten etwas mitteilen wollen. Er hatte ständig die Hände geöffnet und wieder geschlossen und sie dann von seinem Körper abgestoßen.

»Du meinst also, wir haben es mit frühen hominidähnlichen Kreaturen zu tun«, sagte Melanie. »Etwa von der Gattung des Homo erectus. Wenn ich darüber nachdenke, haben wir ja tatsächlich an den transgenen Bonobo-Jungen beobachtet, daß sie eher zum aufrechten Gang neigen als ihre Mütter. Damals haben wir das allerdings einfach nur niedlich gefunden.«

»Ein früher Hominid hätte kein Feuer verwendet«, wandte Kevin ein. »Erst wirkliche Frühmenschen wußten, was sie mit Feuer alles anfangen konnten. Und wißt ihr, was ich fürchte, auf der Insel entdeckt zu haben: Lagerfeuer!«

»Um es also ganz platt zu sagen«, bemerkte Candace und wandte sich wieder den beiden Wissenschaftlern zu, »haben wir es da draußen mit einem Haufen von Höhlenmenschen aus prähistorischen Zeiten zu tun.«

»So etwas Ähnliches«, stimmte Kevin ihr zu. Wie er erwartet hatte, waren die beiden Frauen entsetzt. Er selbst fühlte sich seltsamerweise ein wenig besser, nachdem er seine Ängste ausgesprochen hatte.

»Und was wollen wir jetzt tun?« fragte Candace. »Solange wir

nicht wissen, woran wir sind, will ich auf keinen Fall länger etwas mit diesem Projekt zu tun haben und zusehen, wie noch mehr Tiere geopfert werden. Für mich war es schon schwer genug, mit der ganzen Sache fertig zu werden, als ich noch davon ausgegangen bin, daß wir es mit Affen zu tun haben.«

»Laßt uns bloß nichts überstürzen!« rief Melanie und gestikulierte mit ihren ausgestreckten Händen. Ihre Augen glühten vor Aufregung. »Wir sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen. Wir haben schließlich keinerlei Beweise für unsere Vermutungen. Bisher reden wir allenfalls über ein paar wacklige Indizien.«

»Stimmt«, schaltete Kevin sich wieder ein. »Aber da ist noch etwas, was ich euch zeigen möchte.« Er wandte sich wieder seinem Computer zu und erteilte dem Programm den Befehl, die jeweiligen Standorte sämtlicher Bonobos auf der Insel gleichzeitig anzuzeigen. Ein paar Sekunden später begann es an zwei Stellen auf dem Bildschirm zu blinken. Die eine Stelle war die, an der sie Melanies Double entdeckt hatten. Die andere Stelle befand sich nördlich des Sees. Kevin sah Melanie an. »Was schließt du aus dem, was du da siehst?«

»Ich würde sagen, die Bonobos haben sich in zwei Gruppen aufgeteilt«, erwiderte sie. »Glaubst du, sie haben sich dauerhaft voneinander getrennt?«

»Als ich diese Graphik das letzte Mal aufgerufen habe, sah es genauso aus«, erwiderte Kevin. »Das ist ein wirkliches Phänomen. Sogar Bertram mußte mir da zustimmen. Für Bonobos ist ein solches Verhalten absolut untypisch. Normalerweise leben sie in größeren Gruppen als Schimpansen und kommen dabei ganz gut miteinander aus. Hinzu kommt noch, daß die Tiere alle relativ jung sind. Eigentlich müßten sie alle in einer Gruppe leben.«

Melanie nickte. Im Laufe der letzten fünf Jahre hatte sie eine Menge über das Verhalten von Bonobos gelernt.

»Aber es gibt etwas noch Beunruhigenderes«, fuhr Kevin fort. »Wie Bertram mir erzählt hat, hat einer von den Bonobos einen der Pygmäen getötet, der auf der Insel war, um das Double von Winchester einzufangen. Es war kein Unfall. Der Bonobo hat aggressiv mit einem Stein nach ihm geworfen. So ein Verhalten assoziiert man

ja wohl eher mit Menschen als mit Bonobos.«

»Da muß ich dir zustimmen«, räumte Melanie ein. »Aber auch das ist noch kein handfester Beweis. Es sind alles nur Vermutungen.«

»Auch wenn es nur Vermutungen sind«, schaltete Candace sich ein. »Sie belasten mein Gewissen, und das kann ich nicht ertragen.«

»Mir geht es genauso«, gab Melanie zu. »Gerade heute habe ich bei zwei neuen Bonobo-Weibchen mit der Stimulationsbehandlung zur Reifung der Eizellen begonnen. Ich werde auf keinen Fall weitermachen, bevor wir nicht genau wissen, ob an unserer verrückten Befürchtung, womöglich eine frühmenschliche Kreatur geschaffen zu haben, irgend etwas dran ist oder nicht.«

»Das wird nicht gerade einfach sein«, gab Kevin zu bedenken. »Wenn wir uns Klarheit verschaffen wollen, muß jemand auf die Insel. Aber das Problem ist: Nur Bertram Edwards oder Siegfried Spallek können die Genehmigung zum Besuch der Insel erteilen. Mit Bertram habe ich schon darüber gesprochen, und obwohl ich ihm von dem Rauch erzählt habe, hat er mir eine klare Absage erteilt. Außer dem Pygmäen, der die Zusatznahrung rüberbringt, läßt er niemanden auf die Insel.«

»Hast du ihm denn von deiner Befürchtung erzählt?« fragte Melanie.

»Nicht im Detail«, erwiderte Kevin. »Aber er wußte, worauf ich hinaus wollte, da bin ich sicher. Er wollte nichts davon wissen. Genau wie Spallek profitiert er nämlich von dem Bonussystem des Projektes, und deshalb werden die beiden mit Sicherheit nichts unternehmen, was den Fortgang der Arbeit hier gefährden könnte. Ich glaube, sie sind so geldgierig, daß es sie nicht die Bohne interessiert, was auf der Insel geschieht. Außerdem ist Siegfried ein zynischer Menschenverächter.«

»Ist er wirklich so schlimm?« fragte Candace. »Ich habe ja schon einiges über ihn gehört.«

»Was auch immer du gehört hast«, stellte Melanie klar, »er ist noch zehnmal schlimmer. Er ist ein richtiger Mistkerl. Er hat zum Beispiel ein paar verarmte Äquatorialguinesen umgebracht, bloß weil sie in einem Gebiet der Zone gewildert haben, in dem er selber gerne auf

die Jagd geht.«

»Er hat sie eigenhändig umgebracht?« Candace war schockiert und angewidert.

»Nicht mit eigenen Händen«, erwiderte Melanie. »Er hat die Männer hier in Cogo vor ein inoffizielles Buschgericht gestellt. Anschließend wurden sie auf dem Fußballplatz von ein paar äquatorialguinesischen Soldaten exekutiert.«

»Und um noch eins draufzusetzen«, fügte Kevin hinzu, »hat er sich die Totenschädel der Hingerichteten auf seinen Schreibtisch gestellt. Er bewahrt darin seinen Krimskrams auf.«

»Ich hätte wohl lieber nicht fragen sollen«, sagte Candace und schüttelte sich.

»Und was ist mit Dr. Lyons?« wollte Melanie wissen. Kevin lachte.

»Vergiß es! Der ist noch geldgieriger als Bertram. Er betrachtet die gesamte Operation als sein Baby. Ihm habe ich auch schon von dem Rauch erzählt, aber er wollte noch weniger davon wissen als Bertram. Meine Phantasie gehe mit mir durch, hat er behauptet. Offen gestanden - ich traue ihm nicht über den Weg. Auch wenn ich ihm zugute halten muß, daß er das Bonussystem und die Vergabe von Mitarbeiteraktien ziemlich großzügig handhabt. Er war so clever, jedem, der irgendwie mit dem Projekt zu tun hat, seine Mitarbeit zu vergolden. Damit spiele ich vor allem auf Bertram und Siegfried an.«

»Dann müssen wir die Sache selbst in die Hand nehmen«, stellte Melanie fest. »Finden wir also heraus, ob deine Phantasie mit dir durchgegangen ist oder nicht. Was haltet ihr davon, wenn wir drei der Insel mal schnell einen kleinen Besuch abstatten?«

»Du bist wohl nicht ganz bei Trost!« entgegnete Kevin. »Es ist ein Kapitalverbrechen, wenn man keine Genehmigung hat.«

»Aber doch nur für die Einheimischen«, wandte Melanie ein. »Auf uns kann dieses Gesetz nicht angewendet werden. Wenn wir gegen die Regeln verstoßen, ist es Siegfried, der sich gegenüber GenSys verantworten muß.«

»Bertram hat ausdrücklich verboten, die Insel zu betreten«, gab Kevin nochmals zu bedenken. »Ich habe ihm sogar angeboten, selber rüberzufahren, aber er hat nein gesagt.«

»Na und?« entgegnete Melanie. »Soll er doch sauer werden. Was kann er denn schon tun - uns rausschmeißen? Ich arbeite jetzt schon so lange hier, daß ich das ganz gut verschmerzen könnte. Und ohne dich können sie den Laden hier sowieso dichtmachen. So sieht die Realität aus.«

»Glaubt ihr, es könnte gefährlich sein, die Insel zu betreten?« fragte Candace.

»Normalerweise sind Bonobos sehr friedliche Tiere«, erwiderte Melanie. »Noch friedlicher sogar als Schimpansen, und auch die werden nur dann aggressiv, wenn man sie in die Enge treibt.«

»Und was ist mit dem Mann, den sie getötet haben?« wollte Candace wissen.

»Das ist passiert, als sie einen der Bonobos einfangen wollten«, erklärte Kevin. »Sie mußten ziemlich nah an ihn rangehen, um ihm einen Betäubungspfeil zu verpassen. Außerdem war es schon die vierte Rückholaktion.«

»Und wir wollen die Tiere ja schließlich nur beobachten«, fügte Melanie hinzu.

»Okay«, sagte Candace. »Wie kommen wir rüber auf die Insel?«

»Mit dem Auto, nehme ich an«, erwiderte Melanie. »So kommen sie jedenfalls auch hin, wenn sie einen von den Affen aussetzen oder zurückholen. Es muß da draußen irgendeine Art Brücke geben.«

»Die Straße führt in Richtung Osten an der Küste entlang«, erklärte Kevin. »Bis zu dem Dorf der Eingeborenen ist sie geteert, danach geht sie in eine Schotterpiste über. Auf diesem Weg bin ich auch auf die Insel gekommen, als ich sie mir vor dem Start unseres Projektes einmal angesehen habe. Auf einem etwa vierzig Meter langen Abschnitt von Isla Francesca sind die Insel und das Festland nur durch einen gut zehn Meter breiten Wasserstreifen voneinander getrennt. Damals konnte man diese Enge über eine Hängebrücke aus Drahtseil überqueren, die zwischen zwei Mahagonibäumen gespannt war.«

»Vielleicht können wir die Tiere ja sogar vom Festland aus beobachten«, schlug Candace vor. »Also - worauf warten wir noch?«

»Ihr Frauen scheint ja wirklich Mumm in den Knochen zu haben«, bemerkte Kevin.

»Eigentlich nicht«, erwiderte Melanie. »Aber ich sehe überhaupt kein Problem darin, mal kurz rauszufahren und die Situation abzuchecken. Schließlich können wir erst dann entscheiden, was wir unternehmen wollen, wenn wir wissen, womit wir es überhaupt zu tun haben.«

»Und wann willst du rausfahren?« fragte Kevin.

»Ich würde sagen sofort«, erwiderte Melanie und warf einen Blick auf ihre Uhr. »Einen besseren Zeitpunkt gibt es nicht. Neunzig Prozent der Bewohner von Cogo sind zur Zeit in der Strandbar, planschen im Pool oder lassen eimerweise ihren Schweiß auf dem Sportplatz.«

Kevin seufzte, ließ seine Arme schlaff herunterfallen und kapitulierte. »Wessen Auto sollen wir nehmen?« fragte er.

»Deins«, erwiderte Melanie ohne zu zögern. »Meins hat keinen Vierradantrieb.«

Als sie die Treppen hinabstiegen und den glühendheißen Asphalt des Parkplatzes überquerten, hatte Kevin das ungute Gefühl, daß sie einen Fehler begingen. Doch die beiden Frauen wirkten so entschlossen, daß er es nicht wagte, seine Bedenken zu äußern.

Am Ostausgang der Stadt kamen sie an den Tennisplätzen des Sportzentrums vorbei, auf denen sich jede Menge Spieler tummelten. Aufgrund der hohen Luftfeuchtigkeit und der Hitze waren sie klatschnaß geschwitzt und sahen aus, als wären sie gerade mitsamt ihren Tennisoutfits dem Pool entstiegen.

Kevin fuhr, Melanie saß auf dem Beifahrersitz, Candace hatte auf der Rückbank Platz genommen. Da die Temperatur auf etwa dreißig Grad gefallen war, hatten sie alle Fenster geöffnet. Die Sonne stand tief im Westen und brach hinter ihnen am Horizont hin und wieder durch die Wolken. Hinter dem Fußballfeld wurde die Vegetation neben der Straße immer dichter. Gelegentlich schossen bunte Vögel aus dem Schatten hervor und verschwanden dann wieder. Große Insekten klatschten gegen die Windschutzscheibe, wo sie wie winzige Kamikazepiloten verendeten.

»Der Dschungel sieht hier wirklich absolut undurchdringlich aus«, bemerkte Candace. Die Gegend östlich von Cogo hatte sie bisher

noch nicht gesehen.

»Und wie undurchdringlich er ist«, bekräftigte Kevin. Direkt nach seiner Ankunft in Äquatorialguinea hatte er versucht, die Gegend zu Fuß zu erkunden, doch angesichts der dichten Vegetation und der unzähligen Kletterpflanzen hatte er bald feststellen müssen, daß man ohne Machete einfach nicht vorankam.

»Mir ist da gerade etwas zu der angeblichen Aggressivität der Tiere eingefallen«, sagte Melanie. »Das normalerweise eher passive Verhalten der Bonobos wird doch im allgemeinen auf die matriarchalische Struktur ihrer Gemeinschaft zurückgeführt. Im Rahmen unseres Projekts waren aber vorwiegend männliche Doubles gefragt, deshalb sind die Bonobo-Männchen jetzt deutlich in der Überzahl. Wahrscheinlich gibt es ein ziemliches Gerangel um die paar wenigen Weibchen.«

»Tatsächlich«, stimmte Kevin ihr zu. »Das ist ein wichtiger Punkt.« Er fragte sich, warum Bertram nicht darauf gekommen war.

»Klingt ganz so, als ob es mir auf der Insel gefallen könnte«, witzelte Candace. »Vielleicht sollte ich meinen nächsten Urlaub lieber auf Isla Francesca verbringen, anstatt mich im Club Med zu langweilen.«

»Warum fahren wir nicht zusammen?« fügte Melanie lachend hinzu.

Sie überholten ein paar Äquatorialguinesen, die in Cogo arbeiteten und jetzt auf dem Weg nach Hause waren. Während die meisten Männer mit leeren Händen gingen, hatten die Frauen fast alle schwere Krüge und Pakete auf ihren Köpfen.

»Ist es nicht eine seltsame Kultur?« bemerkte Melanie. »Auf den Frauen lastet der Löwenanteil der Arbeit: Sie erledigen die Landarbeit, tragen das Wasser, ziehen die Kinder auf, kochen das Essen und kümmern sich ums Haus.«

»Und was tun die Männer?« wollte Candace wissen. »Sie sitzen herum und philosophieren über die Welt«, erwiderte Melanie.

»Mir ist gerade etwas eingefallen«, sagte Kevin. »Ich weiß gar nicht, wieso ich erst jetzt darauf komme. Vielleicht sollten wir als erstes mal mit dem Pygmäen sprechen, der die Nahrung auf die Insel

bringt. Möglicherweise hat er irgend etwas beobachtet.«

»Keine schlechte Idee«, stimmte Melanie ihm zu. »Weißt du, wie er heißt?«

»Alphonse Kimba«, antwortete Kevin.

Sie erreichten das Dorf der Eingeborenen, hielten vor einem belebten Gemischtwarenladen an und stiegen aus. Kevin ging hinein und fragte nach dem Pygmäen.

»Das ist ja ein richtig charmantes Dörfchen«, bemerkte Candace und sah sich ein wenig um. »Sieht zwar aus wie in Afrika, aber eher so, wie man es im Disneyland erwarten würde.«

GenSys hatte das Dorf in Zusammenarbeit mit dem äquatorialguinesischen Innenministerium errichtet. Die runden Häuser hatten Strohdächer und waren aus getünchten Lehmziegeln konstruiert. Die Ställe für die Haustiere waren aus geflochtenen Schilfrohrmatten, die man an Holzpflöcken befestigt hatte. Die Gebäude waren im traditionellen Stil gebaut; sie waren alle neu und makellos sauber. Es gab Elektrizität und fließendes Wasser. Die Leitungen und die modernen Abwasserkanäle verliefen unter der Erde.

Kevin kam schnell zurück. »Kein Problem«, rief er. »Er wohnt ganz in der Nähe. Kommt! Wir gehen zu Fuß.« In dem Dorf wimmelte es von Frauen, Männern und Kindern. An den traditionellen Kochstellen wurden gerade die Feuer angezündet. Die Menschen wirkten glücklich und zufrieden, weil sie sich nach der langen Regenzeit endlich wieder im Freien aufhalten konnten.

Alphonse Kimba maß keine eins fünfzig. Seine Haut war schwarz wie Onyx. Er hatte ein breites, flaches Gesicht und begrüßte seine unerwarteten Gäste mit einem aufgesetzten Dauerlächeln. Seine Frau und sein Kind zogen sich sofort zurück, als er sie vorstellen wollte. Sie waren äußerst scheu. Alphonse bat seine Gäste, auf einer Schilfmatte Platz zu nehmen. Dann holte er vier Gläser und eine alte grüne Flasche, die früher einmal Motorenöl enthalten hatte, und füllte jedes der Gläser mit einer klaren Flüssigkeit.

Kevin und seine Begleiterinnen schwenkten ihre Getränke mißtrauisch hin und her. Sie wollten nicht unhöflich wirken, schreckten aber davor zurück, von dem Gebräu zu trinken.

»Alkohol?« fragte Kevin.

»Oh, ja!« rief Alphonse und lächelte noch breiter. »Das ist *lo-toko* - aus Getreide gemacht. Sehr gut! Ist aus meiner Heimat in Lomako.«

Er nippte genüßlich an seinem Glas. Anders als die meisten Äquatorialguinesen sprach er ein Englisch mit französischem und nicht mit spanischem Akzent. Er gehörte dem Mogandu-Stamm aus Zaire an und war zusammen mit der ersten Bonobo-Sendung in die Zone gekommen. Da das Getränk jede Menge Alkohol enthielt und aller Voraussicht nach sämtliche potentielle Mikroorganismen sofort abtötete, kosteten Kevin, Melanie und Candace vorsichtig von dem Gebräu. Obwohl sie vorhatten, sich zusammenzureißen, verzogen sie alle das Gesicht. Der Schnaps war beißend scharf. Kevin erklärte Alphonse, daß sie gekommen waren, um sich nach den auf der Insel lebenden Bonobos zu erkundigen. Von seiner Befürchtung, daß sie es womöglich mit frühmenschlichen Kreaturen zu tun hatten, erwähnte er nichts. Er fragte Alphonse lediglich, ob sich die Bonobos seiner Meinung nach genauso verhielten wie diejenigen in seiner Heimatprovinz in Zaire.

»Sie sind ja alle noch sehr jung«, erwiderte Alphonse. »Deshalb sind sie natürlich ziemlich wild.«

»Sind Sie öfter drüben auf der Insel?« wollte Kevin wissen.

»Nein«, erwiderte Alphonse. »Das ist verboten. Ich bin nur drüben, wenn wir eins von den Tieren aussetzen oder einfangen. Und auch dann immer nur zusammen mit Dr. Edwards.«

»Und wie bringen Sie die Zusatznahrung auf die Insel?« fragte Melanie.

»Es gibt ein fest verankertes Floß«, erklärte Alphonse. »Ich befördere es mit Hilfe eines Seils rüber und ziehe es anschließend wieder zurück.«

»Reißen sich die Bonobos aggressiv um die Nahrung, oder teilen sie sie friedlich untereinander auf?« wollte Melanie wissen.

»Sie sind äußerst aggressiv«, erwiderte Alphonse. »Sie kämpfen wie wild um das Futter, vor allem um die Früchte. Einmal habe ich sogar gesehen, wie ein Bonobo einen kleinen Affen getötet hat.«

»Warum hat er das getan?« fragte Kevin.

»Ich denke, um ihn zu fressen«, erwiderte Alphonse. »Jedenfalls hat er ihn fortgetragen, als er mein Zusatzfutter verputzt hatte.«

»So verhalten sich eher Schimpansen«, bemerkte Melanie. Kevin nickte.

»An welchen Stellen der Insel haben Sie die Tiere eingefangen?«

»Immer auf dieser Seite des Sees und des Flusses«, erwiderte Alphonse.

»Nie hinten an den Klippen?« hakte Kevin nach.

»Nein«, bestätigte Alphonse. »Nie.«

»Und wie kommen Sie auf die Insel, wenn Sie einen von den Bonobos einfangen müssen?« fragte Kevin. »Benutzen Sie das Floß?«

Alphonse lachte herzhaft und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen. »Das Floß ist doch viel zu klein. Wenn wir da draufsteigen würden, wären wir ein Festschmaus für die Krokodile. Wir benutzen die Brücke.«

»Und warum nutzen Sie die Brücke nicht, um den Tieren das Futter rüberzubringen?« fragte Melanie.

»Weil Dr. Edwards die Brücke wachsen lassen muß«, erklärte Alphonse.

»Wachsen lassen?« fragte Melanie.

»Ja«, bestätigte Alphonse. Die drei sahen sich verwirrt an.

»Haben Sie auf der Insel schon mal Feuer gesehen?« fragte Kevin, um das Thema zu wechseln.

»Feuer nicht«, erwiderte Alphonse. »Aber Rauch.«

»Und was haben Sie da gedacht?« hakte Kevin weiter nach.

»Ich?« fragte Alphonse verwirrt. »Ich habe gar nichts gedacht.«

»Haben Sie bei einem der Bonobos schon mal so eine Geste beobachtet?« fragte Candace und öffnete ihre Hände, schloß sie dann wieder und stieß sie von ihrem Körper ab. Sie mußte ständig an die Szene im OP denken.

»Ja«, sagte Alphonse. »Das machen viele von ihnen nach der Futterzuteilung.«

»Und wie sieht es mit Lauten aus, die sie von sich geben?« fragte Melanie. »Machen sie viel Lärm?«

»Ja, jede Menge«, erwiderte Alphonse.

»So wie die Bonobos in Zaire?« fragte Kevin. »Oder sind sie lauter?«

»Viel lauter«, antwortete Alphonse. »Aber in Zaire habe ich ja auch nicht immer wieder dieselben Bonobos gesehen. Außerdem habe ich ihnen kein Futter gebracht. In meiner Heimat holen sie sich ihr Futter selbst aus dem Dschungel.«

»Was für Laute geben die Tiere denn von sich?« fragte Candace. »Können Sie uns das mal vormachen?«

Alphonse lachte ein wenig verlegen und sah sich nach seiner Frau um; er wollte sichergehen, daß sie nicht zuhörte. »Eeee, ba, da, loo, loo, tad tat«, äffte er die Tiere dann nach und lachte wieder. Die Situation war ihm sichtbar peinlich.

»Geben sie johlende Schreie von sich?« fragte Melanie. »So wie Schimpansen?«

»Einige schon«, erwiderte Alphonse.

Die drei sahen sich an. Im Augenblick fielen ihnen keine weiteren Fragen ein. Kevin erhob sich als erster, die beiden Frauen taten es ihm gleich. Sie bedankten sich bei Alphonse für seine Gastlichkeit und reichten ihm ihre halbvollen Gläser zurück. Falls der Pygmäe beleidigt war, ließ er es sich nicht ansehen. Das freundliche Lächeln wich nicht aus seinem Gesicht.

»Mir ist noch etwas eingefallen«, sagte er, als seine Gäste bereits im Weggehen begriffen waren. »Die Bonobos auf der Insel tun sich gerne wichtig. Immer wenn sie kommen, um sich ihr Futter zu holen, gehen sie aufrecht.«

»Die ganze Zeit?« fragte Kevin. »Ja, fast«, erwiderte Alphonse.

Kevin, Melanie und Candace durchquerten das Dorf erneut und gingen zurück zu ihrem Auto. Keiner sagte etwas, bis Kevin den Motor anließ.

»Wie sieht’s aus?« fragte Kevin. »Sollen wir weiterfahren oder nicht? Die Sonne ist bereits untergegangen.«

»Ich bin für weiterfahren«, stellte Melanie klar. »Wir sind doch schon fast da.«

»Ich auch«, pflichtete Candace ihr bei. »Ich bin so neugierig auf die wachsende Brücke.«

Melanie lachte. »Alphonse ist wirklich ein charmantes Kerlchen.«

Der Laden war jetzt noch voller als vorher. Kevin fuhr langsam an, doch er wußte nicht genau, in welcher Richtung es weiterging. Die Straße, die ins Dorf führte, war direkt in den Parkplatz vor dem Laden übergegangen, und man konnte nicht erkennen, wo die weiter nach Osten führende Piste begann. Um sie zu finden, mußte er den ganzen Parkplatz einmal umkreisen.

Als sie den holprigen Weg endlich gefunden hatten, wußten sie schnell zu schätzen, wie bequem sie auf der Teerstraße vorangekommen waren. Die Piste war eng, matschig und voller Schlaglöcher. Auf dem Mittelstreifen wuchs stellenweise fast ein Meter hohes Gras. Hier und da war der Weg von Zweigen überwuchert, die gegen die Windschutzscheibe krachten und durch die geöffneten Fenster in den Wagen schlugen. Um nicht von den Zweigen getroffen zu werden, mußten sie die Fenster schließen. Kevin schaltete die Klimaanlage und das Licht an. Die hellen Strahlen der Scheinwerfer wurden von der dichten Vegetation reflektiert; sie hatten den Eindruck, durch einen Tunnel zu fahren.

»Wie weit müssen wir denn noch auf diesem Eselspfad weiterfahren?« fragte Melanie.

»Nur noch fünf oder sechs Kilometer«, erwiderte Kevin.

»Ein Glück, daß dein Auto Vierradantrieb hat«, bemerkte Candace. Obwohl sie sich mit aller Kraft an den Deckengriffen festhielt, hüpfte sie ständig auf und nieder und wurde kräftig durchgeschüttelt. Auch der Sicherheitsgurt nützte nicht viel.

»Wäre es nicht ein Alptraum, hier draußen steckenzubleiben?« fragte sie, während es ihr beim Anblick des tiefschwarzen Dschungels eiskalt den Rücken hinunterlief. Ihr war sehr unheimlich zumute. Von ein paar hell erleuchteten Tupfern am Himmel abgesehen, konnte sie absolut nichts erkennen. Die nächtlichen Geräusche taten ein übriges. Während sie bei Alphonse gewesen waren, hatten die Nachttiere des Dschungels mit ihrem lauten, monotonen Urwaldkonzert begonnen.

»Was haltet ihr von dem, was Alphonse uns erzählt hat?« fragte Kevin schließlich.

»Ich würde sagen, die Jury ist noch unentschieden«, erwiderte Melanie.

»Ich finde es äußerst beunruhigend, daß die Bonobos angeblich auf zwei Beinen angelaufen kommen, wenn sie ihr Futter holen«, sagte Kevin. »Die Indizien summieren sich allmählich.«

»Mich hat am meisten beeindruckt, daß die Affen offensichtlich miteinander kommunizieren«, bemerkte Candace.

»Ja«, stimmte Melanie ihr zu. »Von Schimpansen und Gorillas weiß man allerdings, daß sie eine Gebärdensprache erlernen. Und Bonobos sind durchaus dafür bekannt, daß sie häufiger aufrecht stehen und gehen als andere Menschenaffen. Was mich am nachdenklichsten stimmt, ist ihr aggressives Verhalten. Allerdings bin ich nach wie vor davon überzeugt, daß sie sich wahrscheinlich deshalb nicht vertragen, weil wir zu wenige Weibchen erzeugt und dadurch das Gleichgewicht ihrer Gemeinschaftsstruktur durcheinandergebracht haben. Da haben wir eindeutig einen Fehler gemacht.«

»Geben Schimpansen auch solche Laute von sich, wie Alphonse sie uns vorhin nachgemacht hat?« fragte Candace.

»Ich glaube nicht«, erwiderte Kevin. »Aber es ist eine sehr interessante Beobachtung. Sie läßt darauf schließen, daß unsere Bonobos andere Kehlköpfe haben als ihre Artgenossen.«

»Töten Schimpansen wirklich andere Affen?« wollte Candace wissen.

»Das kann gelegentlich mal vorkommen«, erwiderte Melanie. »Aber von einem Bonobo habe ich das noch nie gehört.«

»Festhalten!« schrie Kevin plötzlich und trat voll auf die Bremse.

Das Auto geriet ins Schlingern und setzte auf einen quer über dem Weg liegenden Baumstamm auf.

»Alles okay?« wandte er sich an Candace und sah sie durch den Rückspiegel an.

»Ja«, erwiderte sie, obwohl sie den Ruck kräftig gespürt hatte. Zum Glück hatte sich der Gurt rechtzeitig gestrafft und sie davor bewahrt, mit dem Kopf unter die Decke zu krachen. Aus Angst vor weiteren umgestürzten Baumstämmen setzte Kevin die Fahrt nur noch im Schrittempo fort. Eine Viertelstunde später erreichten sie eine Lich-

tung; dort endete die Piste. Kevin bremste. Die Scheinwerfer strahlten die sich direkt vor ihnen erhebende Front eines einstöckigen, aus Aschenstein konstruierten Gebäudes mit einem ebenerdigen Garagentor an.

»Sind wir da?« fragte Melanie.

»Ich denke ja«, erwiderte Kevin. »Damals stand das Haus noch nicht hier.«

Kevin schaltete das Licht aus und stellte den Motor ab. Der in der Dämmerung noch immer hell erleuchtete Himmel sorgte auf der Lichtung für einigermaßen ausreichende Sichtverhältnisse. Für eine Weile sagte niemand ein Wort.

»Was ist los?« fragte Kevin schließlich. »Wollen wir nun nachsehen oder nicht?«

»Unbedingt«, erwiderte Melanie. »Wo wir schon so weit gekommen sind.« Sie öffnete ihre Tür und stieg aus. Kevin tat es ihr gleich.

»Ich bleibe lieber im Auto«, sagte Candace. Kevin ging zu dem Gebäude und probierte, ob sich die Tür öffnen ließ. Sie war abgeschlossen.

»Was sich da drinnen wohl verbergen mag?« fragte er sich und zuckte mit den Schultern. Im nächsten Moment klatschte er sich mit der Hand vor die Stirn, um eine Mücke zu zerquetschen.

»Und wie kommen wir nun auf die Insel?« wollte Melanie wissen.

Kevin zeigte nach rechts. »Da drüben ist ein kleiner Pfad. Bis zum Wasser sind es höchstens fünfzig Meter.« Melanie blickte nach oben. Der Himmel hatte sich bereits lila verfärbt.

»Es wird gleich dunkel. Hast du eine Taschenlampe im Auto?«

»Ich glaube ja«, erwiderte Kevin. »Aber was noch viel wichtiger ist - ich habe Anti-Insektenspray dabei. Das müssen wir unbedingt benutzen, sonst werden wir bei lebendigem Leibe gefressen.«

Sie gingen zurück zum Auto. Als Kevin die Tür öffnen wollte, stieg Candace aus.

»Ich kann unmöglich alleine hierbleiben«, sagte sie. »Mir ist ganz mulmig zumute.«

Kevin kramte das Anti-Mückenspray hervor. Während die beiden Frauen sich einsprühten, suchte er nach der Taschenlampe und fand

sie schließlich im Handschuhfach. Nachdem er sich auch selbst reichlich von dem Spray aufgetragen hatte, gab er Melanie und Candace zu verstehen, daß sie ihm folgen sollten.

»Bleibt mir dicht auf den Fersen«, riet er ihnen. »Nachts kommen die Krokodile und Nilpferde gerne aus dem Wasser heraus.«

»Will er uns auf den Arm nehmen?« wandte sich Candace an Melanie.

»Ich fürchte, er meint es ernst«, erwiderte Melanie. Als sie in den schmalen Pfad einbogen, wurde es schlagartig dunkler. Das Licht reichte gerade noch aus, um sich ohne Taschenlampe fortbewegen zu können. Kevin ging voran, die beiden Frauen folgten ihm mit kurzem Abstand. Je näher sie dem Wasser kamen, desto lauter wurde das nächtliche Konzert der Insekten und Frösche.

»Wie bin ich bloß hier reingeraten?« jammerte Candace. »Ich steh' doch gar nicht so auf die freie Wildbahn. Krokodile und Nilpferde mag ich mir außerhalb von Zoogehegen nicht einmal im Geiste vorstellen. Und wißt ihr eigentlich, daß ich bei jedem Insekt eine Höllenpanik kriege, das größer ist als mein Daumennagel? Bei Spinnen raste ich völlig aus.«

Wie aus heiterem Himmel ertönte plötzlich von links ein lautes Krachen. Candace stieß einen erstickten Schrei aus und griff instinktiv nach Melanies Hand, die die Berührung sofort erwiderte. Kevin fluchte leise vor sich hin und knipste die Taschenlampe an. Obwohl er mit dem Lichtstrahl in die Richtung leuchtete, aus der das Geräusch gekommen war, konnten sie nichts erkennen; der Strahl durchdrang das Dickicht gerade mal ein bis zwei Meter.

»Was war das?« fragte Candace, als sie die Sprache wiedergefunden hatte.

»Wahrscheinlich ein Ducker«, erwiderte Kevin. »Sie gehören zur Familie der Antilopen.«

»Ob Antilope oder Elefant«, jammerte Candace. »Dieses Tier hat mich zu Tode erschreckt.«

»Mich auch«, gestand Kevin. »Vielleicht sollten wir doch lieber zurückgehen und es noch einmal bei Tageslicht versuchen.«

»Nein«, widersprach Melanie. »Nicht jetzt, wo wir fast am Ziel

sind. Ich kann das Wasser schon hören.« Für ein paar Sekunden rührten sie sich nicht vom Fleck. Sie konnten das Wasser tatsächlich gegen das Ufer plätschern hören.

»Warum sind denn all die Tiere auf einmal so still?« fragte Candace.

»Gute Frage«, entgegnete Kevin. »Die Antilope muß sie wohl genauso erschreckt haben wie uns.«

»Mach lieber das Licht aus!« forderte Melanie ihn auf. Als Kevin die Lampe ausgeschaltet hatte, sahen sie die silbern glitzernde Oberfläche des Wassers durch das Dickicht schimmern.

Während der Chor der nachtaktiven Urwaldtiere erneut sein Konzert anstimmte, übernahm nun Melanie die Führung. Nach ein paar Metern mündete der Pfad in eine weitere Lichtung, die sich direkt am Ufer befand. In der Mitte der Lichtung erkannten sie ein dunkles Gehäuse, das fast so groß war wie die Garage, vor der sie ihr Auto geparkt hatten. Kevin ging auf das Betonhäuschen zu und sah sofort, um was es sich handelte: Es war die Brücke.

»Eine Brücke mit Teleskop-Mechanismus«, sagte er.

»Jetzt wissen wir, warum Alphonse behauptet hat, sie könne wachsen.« Auf der anderen Seite des etwa zehn Meter breiten Wasserstreifens lag Isla Francesca. In dem immer schwächer werdenden Licht schimmerte die dichte Vegetation in Mitternachtsblau. Direkt gegenüber dem Häuschen mit dem Teleskop-Mechanismus befand sich auf der Insel ein Betonblock, der offenbar als Stützpfeiler diente, wenn die Brücke ausgefahren war. Hinter dem Pfeiler erstreckte sich in Richtung Osten eine weite Rodung.

»Laßt uns doch mal versuchen, die Brücke auszufahren!« schlug Melanie vor.

Kevin knipste die Taschenlampe wieder an und fand mühelos die Schalttafel. Es gab zwei Knöpfe: einen roten und einen grünen. Er drückte zuerst den roten. Als nichts passierte, drückte er den grünen. Als sich immer noch nichts tat, fiel ihm ein Schlüsselloch mit einem Schlitz auf, der auf »AUS« gerichtet war.

»Man braucht einen Schlüssel!« rief er den beiden Frauen zu. Melanie und Candace waren bereits ans Ufer vorgegangen.

»Der Fluß hat eine leichte Strömung«, stellte Melanie fest, während sie die langsam vorbeitreibenden Blätter und Zweige betrachtete. Candace hatte ihren Blick nach oben gerichtet und musterte die oberen Äste der Bäume, die zu beiden Seiten das Flußufer säumten und deren Wipfel sich beinahe berührten.

»Warum bleiben die Tiere eigentlich auf der Insel?« fragte sie.

»Menschenaffen meiden genauso wie alle anderen Affenarten das Wasser«, erklärte Melanie. »Vor allem meiden sie tiefe Gewässer. Deshalb müssen Zoos um ihre Primaten-Gehege lediglich einen kleinen Graben anlegen.«

»Aber sie können doch da oben über die Äste klettern«, gab Candace zu bedenken.

»Bonobos sind ziemlich schwer«, erklärte Kevin. Er hatte sich wieder zu den Frauen gesellt. »Und unsere sind sogar besonders schwer. Die meisten wiegen über einen Zentner. Die Äste hier sind längst nicht stark genug, um sie zu tragen. Als wir damals die ersten Tiere ausgesetzt haben, haben wir ein paar fragwürdige Stellen entdeckt, dort haben wir die Bäume dann vorsichtshalber gefällt. Aber auch jetzt gibt es noch viele Schlankaffen, die zwischen dem Festland und der Insel hin- und herpendeln.«

»Was sind das für seltsame Gegenstände da drüben auf der Lichtung?« fragte Melanie und deutete auf die Insel. Kevin richtete den Strahl seiner Taschenlampe auf die andere Seite des Ufers, doch die Entfernung war zu groß. Deshalb knipste er das Licht wieder aus und blinzelte angestrengt in die Dunkelheit, um etwas zu erkennen. »Sieht aus wie ein paar Transportkäfige aus der Tiersektion.«

»Ist es nicht komisch, daß sie hier draußen rumstehen?« fragte Melanie. »Und dann auch noch so viele.«

»Ist mir auch schleierhaft«, erwiderte Kevin.

»Können wir die Bonobos irgendwie auf die Lichtung locken?« fragte Candace.

»Nicht um diese Zeit, glaube ich«, erwiderte Kevin. »Wahrscheinlich haben sie längst ihre Schlafplätze aufgesucht.«

»Was ist mit dem Floß?« schlug Melanie vor. »Der Mechanismus, mit dem es hin- und hergezogen wird, funktioniert doch sicher wie

bei einer Wäscheleine. Bestimmt macht das Floß irgendwelche Geräusche, wenn es bewegt wird. Und wenn die Bonobos die Geräusche hören, glauben sie vielleicht, daß zum Essen geläutet wird. Wenn wir Glück haben, kommen sie dann angelaufen.«

»Einen Versuch wäre es jedenfalls wert«, entgegnete Kevin und suchte das Ufer nach beiden Seiten ab. »Dummerweise wissen wir nur nicht, wo das Floß liegt.«

»Es ist bestimmt ganz in der Nähe«, vermutete Melanie. »Du gehst ein Stück nach Osten, ich gehe nach Westen.« Die beiden verschwanden jeder in eine andere Richtung. Candace verharrte regungslos und wünschte sich zurück in ihr Zimmer im Krankenhauskomplex.

»Ich hab's!« rief Melanie. Sie war durch das Dickicht einem kleinen Pfad gefolgt und schon nach wenigen Metern auf einen Flaschenzug gestoßen, der an einem dicken Baum befestigt war. Die Rollen waren durch ein starkes Seil miteinander verbunden, dessen eines Ende im Wasser verschwand; das andere Ende war an einem etwa eineinhalb Quadratmeter großen Floß befestigt, das am Ufer im Wasser dümpelte. Kevin und Candace liefen zu Melanie hinüber. Mit seiner Lampe leuchtete Kevin auf die andere Seite des Ufers. Auf der Insel befand sich ein ebenso konstruierter Flaschenzug, der an einem ähnlich dicken Baum befestigt war.

Kevin reichte Melanie die Taschenlampe und griff nach dem im Wasser baumelnden Seilende. Als er ein wenig daran zog, sah er, wie sich der Flaschenzug auf der gegenüberliegenden Seite ebenfalls bewegte.

Während er jetzt kräftiger an dem Seil zog, begann der Flaschenzug erbärmlich laut zu quietschen. Das Floß setzte sich unverzüglich in Bewegung und dümpelte auf die andere Seite des Ufers zu.

»Vielleicht funktioniert unser Trick ja«, sagte Kevin. Während er weiterzog, leuchtete Melanie mit der Taschenlampe das gegenüberliegende Ufer ab. Das Floß war gerade auf halber Strecke, als sie von rechts ein lautes Klatschen vernahmen. Auf der Inselseite hatte sich ein riesiges Objekt ins Wasser fallen lassen.

Melanie richtete den Lichtstrahl auf die Stelle, von der das klat-

schende Geräusch gekommen war. Sie erkannte zwei glühende Schlitze, die von der Wasseroberfläche reflektiert wurden. Dann erst merkte sie, daß sie in die Augen eines riesigen Krokodils blickte.

»Du liebe Güte!« rief Candace und trat vom Ufer zurück.

»Ist schon gut«, versuchte Kevin sie zu beruhigen. Er ließ das Seil los, hob einen dicken Stock auf und warf damit nach dem Krokodil, das daraufhin mit einem weiteren lauten Geräusch unter der Wasseroberfläche verschwand.

»Super!« sagte Candace. »Jetzt wissen wir nicht einmal mehr, wo es ist.«

»Es ist weg«, versuchte Kevin sie erneut zu beruhigen. »Krokodile sind nur gefährlich, wenn man ihnen im Wasser begegnet oder wenn sie gerade Hunger haben.«

»Und woher willst du wissen, daß dieses Monster hier gerade satt ist?« fragte Candace.

»Weil es hier draußen jede Menge Futter gibt«, erwiderte Kevin, während er das Seil aufhob und erneut daran zu ziehen begann. Als das Floß auf der gegenüberliegenden Seite angelangt war, nahm er das andere Seil in die Hand und zog es zurück.

»Es ist eben doch zu spät«, sagte er. »Unser Trick funktioniert nicht. Von der Computergraphik weiß ich, daß der nächste Ruheplatz der Bonobos fast zwei Kilometer entfernt ist. Wir müssen es tagsüber noch einmal versuchen.« Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als die Stille der anbrechenden Nacht von fürchterlichen Schreien erschüttert wurde. Gleichzeitig begann es im Gebüsch auf der Insel wild zu rumoren; es klang, als ob ein Elefant im Anmarsch war. Kevin ließ das Seil fallen. Candace und Melanie liefen auf dem Pfad ein paar Schritte zurück und blieben dann regungslos stehen. Mit klopfendem Herzen warteten sie auf den nächsten Schrei. Mit zittriger Hand leuchtete Melanie die Gegend ab, aus der das Rumoren gekommen war. Es war mucksmäuschenstill. Nicht einmal ein Blättchen raschelte im Wind. Es vergingen zehn Sekunden, die ihnen wie zehn Minuten vorkamen. Sie spitzten angestrengt die Ohren, um auch das leiseste Geräusch wahrzunehmen. Doch es herrschte absolute Stille. Sogar die Nachttiere waren verstummt. Es war, als ob der ganze

Dschungel auf eine drohende Katastrophe wartete und den Atem anhielt.

»Was, um Himmels willen, war das?« fragte Melanie schließlich.

»Ich will es lieber gar nicht wissen«, erwiderte Candace. »Machen wir uns am besten so schnell wie möglich aus dem Staub!«

»Es müssen ein paar Bonobos gewesen sein«, sagte Kevin und hob das Seil wieder auf. Das Floß wogte in der Mitte des Flusses, und er zog es so schnell wie möglich heran.

»Ich glaube, Candace hat recht«, meldete sich Melanie zu Wort. »Es ist sowieso zu dunkel. Selbst wenn sie jetzt kämen, könnten wir nicht viel erkennen. Außerdem wird es langsam unheimlich hier draußen. Gehen wir lieber zurück!«

»Das müßt ihr mir nicht zweimal sagen«, entgegnete Kevin und ging zu den beiden Frauen hinüber. »Ich weiß sowieso nicht, was wir um diese Uhrzeit hier draußen verloren haben. Versuchen wir's lieber noch einmal bei Tageslicht!«

Sie hasteten so schnell wie möglich den Pfad entlang, der zurück auf die Lichtung führte. Melanie lief voran und leuchtete ihnen den Weg. Candace folgte ihr, die Hände in Melanies Bluse gekrallt. Kevin bildete das Schlußlicht.

»Am besten würden wir uns den Schlüssel für diese Brücke besorgen«, sagte Kevin, als sie an dem garagenartigen Gebäude vorbeikamen.

»Und wie stellst du dir das vor?« fragte Melanie.

»Wir leihen uns den Schlüssel von Bertram aus«, erwiderte Kevin.

»Aber du hast uns doch erzählt, daß er es niemandem gestattet, die Insel zu betreten«, entgegnete Melanie. »Da wird er dir bestimmt nicht seinen Schlüssel aushändigen.«

»Dann müssen wir uns den Schlüssel eben ohne sein Wissen ausleihen«, erklärte Kevin.

»Klar«, entgegnete Melanie sarkastisch. »Nichts einfacher als das.«

Sie hatten jetzt das tunnelartige Wegstück erreicht, von dem aus es nicht mehr weit bis zum Auto war. »Mein Gott, ist es hier dunkel«, sagte Melanie auf halber Strecke. »Halte ich die Lampe überhaupt so, daß ihr etwas sehen könnt?«

»Für mich ist es okay«, erwiderte Candace. Plötzlich blieb Melanie stehen.

»Was ist los?« fragte Kevin.

»Irgend etwas stimmt hier nicht«, erwiderte sie und legte den Kopf ein wenig zur Seite. Sie lauschte angestrengt in alle Richtungen.

»Macht mir bitte nicht noch mehr Angst!« flehte Candace.

»Die Frösche und Grillen sind immer noch ganz still«, stellte Melanie fest.

Im nächsten Augenblick brach plötzlich die Hölle los. Ein lautes, sich dauernd wiederholendes, stotterndes Knattern toste durch die Stille des Regenwaldes. Äste, Zweige und Blätter regneten auf die drei herab. Kevin wußte als erster, was der Lärm zu bedeuten hatte, und reagierte instinktiv. Er warf sich buchstäblich auf die beiden Frauen und riß sie mit sich nach unten auf den feuchten, von Insekten wimmelnden Boden. Er hatte das Geknatter sofort wiedererkannt: Versehentlich war er einmal Zeuge einer Übung der äquatorialguinesischen Soldaten geworden. Deshalb hatte er keinen Zweifel: Was sie gehört hatten, waren eindeutig Maschinengewehrsalven.

Kapitel 10
5. März 1997, 14.15 Uhr
New York City

Entschuldigen Sie bitte die Störung, Laurie«, sagte Cheryl Myers. Er stand in der Tür von Lauries Büro. Cheryl war einer der Pathologie-Assistenten. »Dieses Päckchen hier ist gerade bei uns abgegeben worden. Es ist per Overnight-Kurier gekommen, und ich dachte, Sie warten vielleicht dringend darauf.«

Laurie stand auf, nahm das Päckchen entgegen und versuchte neugierig, den Aufkleber mit dem Namen des Absenders zu entziffern. Es war von CNN aufgegeben worden.

»Danke, Cheryl«, sagte Laurie. Sie war etwas verwirrt, denn sie konnte sich im ersten Augenblick nicht erklären, was CNN ihr da wohl zugeschickt haben mochte.

»Wie ich sehe, ist Dr. Mehta nicht da«, fuhr Cheryl fort. »Ich habe hier ein Diagramm vom University Hospital, das an sie adressiert ist. Soll ich es auf ihren Tisch legen?« Dr. Riva Mehta war die Kollegin, mit der sich Laurie das Büro teilte, seitdem sie beide vor sechseinhalb Jahren im Gerichtsmedizinischen Institut angefangen hatten.

»Ja«, erwiderte Laurie, während sie versuchte, das Päckchen zu öffnen. Sie bohrte ihren Finger unter die Lasche, riß sie auf und beförderte ein Videoband zum Vorschein. Die Aufschrift lautete: ERSCHIESSUNG VON CARLO FRANCONI, 3. MÄRZ 1997. Nachdem Laurie für diesen Tag ihre letzte Leiche obduziert hatte, hatte sie sich in ihrem Büro vergraben und versucht, wenigstens den einen oder anderen der mehr als zwanzig unerledigten Fälle zum Abschluß zu bringen. Sie hatte mikroskopische Schnitte gesichtet, Laborergebnisse, Krankenhaus- und Polizeiberichte geprüft und für ein paar Stunden gar nicht mehr an die Franconi-Geschichte gedacht. Das Videoband rief ihr jetzt alles wieder ins Gedächtnis, doch ohne die Leiche war die Aufzeichnung leider bedeutungslos.

Sie stopfte die Kassette in ihre Aktentasche und versuchte, sich er-

neut auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Nach fünfzehn Minuten gab sie es auf und knipste das Licht an ihrem Mikroskop aus. Ihre Gedanken kreisten jetzt wieder nur noch um Franconis Leiche. Wie hatte sie bloß aus dem Institut verschwinden können? Es war einfach ein Rätsel. Es war, als wäre sie durch irgendeinen Trick weggezaubert worden. In der einen Minute lag der Tote noch sicher in Kühlfach Nummer einhundertelf und war von drei Angestellten gesehen worden - und dann, peng, war er plötzlich verschwunden. Es mußte irgendeine Erklärung dafür geben, doch sosehr Laurie sich auch den Kopf zerbrach, ihr wollte einfach nichts Plausibles einfallen.

Sie beschloß, noch einmal ins Kellergeschoß runterzufahren und dem Büro der Leichenhalle einen weiteren Besuch abzustatten. Eigentlich hatte sie erwartet, dort zumindest einen der Gehilfen vorzufinden, doch als sie unten eintraf, war niemand im Raum. Ohne zu zögern, nahm sie sich das große, ledergebundene Eintragsbuch vor. Sie blätterte eine Seite zurück und suchte nach den Eintragungen, die Mike Passano ihr in der vergangenen Nacht gezeigt hatte. Sie fand sie ohne Schwierigkeiten, nahm sich ein Blatt Papier und einen Bleistift aus der Stiftesammlung in dem alten Kaffeebecher und begann, Namen und Eingangsnummern der beiden Leichen zu notieren, die während der besagten Nachtschicht eingetroffen waren: Dorothy Kline Nr. 101455 und Frank Gleason Nr. 100385. Darüber hinaus schrieb sie die Namen der beiden Bestattungsinstitute heraus, die die Leichen abgeholt hatten: Spoletto aus Ozone Park, New York, und Dickson aus Summit, New Jersey. Sie wollte gerade wieder nach oben fahren, als ihr Blick auf das große Adreßverzeichnis fiel, das auf dem Schreibtisch lag. Sie beschloß, die beiden Bestattungsunternehmen anzurufen. Nachdem sie sich vorgestellt hatte, bat sie darum, mit den jeweiligen Geschäftsführern verbunden zu werden. Was an den Bestattungsinstituten überhaupt ihr Interesse geweckt hatte, war die verschwindend geringe Chance, daß es sich bei einer der beiden Leichen womöglich um eine Finte gehandelt hatte. Die Wahrscheinlichkeit war allerdings nicht besonders groß. Immerhin hatte Mike Passano, der Gehilfe der Nachschicht, behauptet, die Institute hätten ihr Kommen zuvor angekündigt; vermutlich waren ihm die Mitarbei-

ter sogar persönlich bekannt.

Wie Laurie nicht anders erwartet hatte, befanden sich die beiden Leichen ganz legitim im Gewahrsam der jeweiligen Bestattungsunternehmen. Die beiden Geschäftsführer bestätigten, daß sie die Toten in Empfang genommen hatten und daß sie eben gerade aufgebahrt und zur Besichtigung freigegeben worden seien.

Daraufhin nahm sie sich noch einmal das Eintragsbuch vor und heftete ihren Blick auf die Namen der beiden in jener Nacht angelieferten Leichen. Sie kamen ihr bekannt vor, denn sie hatte sie ja am Morgen erst dem Pathologen Paul Plodgett zur Obduktion zugeteilt. Eigentlich jedoch interessierte sie sich viel mehr für die Toten, die in der besagten Nacht abgeholt worden waren. Die eingelieferten Leichen waren schließlich von altgedienten Mitarbeitern des Instituts gebracht worden, während die Toten, die das Institut verlassen hatten, von Fremden in Empfang genommen worden waren.

Frustriert ließ sie ihren Bleistift auf den Schreibtisch fallen. Sie war sicher, daß sie irgend etwas Wichtiges übersah. Dann fiel ihr Auge ein weiteres Mal auf das Adreßverzeichnis und die Eintragung des Bestattungsunternehmens Spoletto. Tief in ihrem Hinterkopf war ihr auf einmal, als habe sie den Namen schon einmal gehört. Warum kam er ihr nur bekannt vor? Sie zermarterte sich das Hirn, und dann fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen. Sie hatte im Zusammenhang mit der Cerino-Affäre mit dem Spoletto Funeral Home zu tun gehabt. Im Auftrag von Franconis Vorgänger Paul Cerino war in dem Beerdigungsinstitut ein Mann ermordet worden. Sie verstaute den Notizzettel in ihrer Tasche, verließ das Büro und fuhr hinauf in den vierten Stock. Oben angekommen, steuerte sie als erstes Jacks Büro an. Die Tür war angelehnt. Sie klopfte an, woraufhin Jack und Chet sofort von ihren Schreibtischen aufsahen.

»Mir ist etwas eingefallen«, wandte Laurie sich an Jack.

»Ach tatsächlich?« zog er sie auf.

Sie warf einen Bleistift nach ihm, doch Jack konnte dem Geschoß mit Leichtigkeit ausweichen. Daraufhin ließ sie sich rechts neben ihm auf einem Stuhl nieder und berichtete von der Verbindung der Mafia zum Bestattungsinstitut Spoletto.

»Ach du liebe Güte«, stöhnte Jack auf. »Bloß weil die Mafia in dem Beerdigungsinstitut irgendwann mal jemanden umgebracht hat, kann man doch nicht gleich davon ausgehen, daß der Laden etwas mit der Mafia zu tun hat.«

»Nicht?« fragte Laurie. Doch sie brauchte Jacks Antwort gar nicht abzuwarten; sein Gesichtsausdruck sagte alles. Als sie jetzt noch einmal darüber nachdachte, kam ihr die Idee selbst ein bißchen lächerlich vor. Sie mußte zugeben, daß sie sich an den erstbesten Strohhalm geklammert hatte.

»Warum läßt du nicht einfach endlich die Finger von dem Fall?« fragte Jack.

»Hab' ich dir doch schon gesagt«, erwiderte Laurie. »Es steckt eine persönliche Geschichte dahinter.«

»Vielleicht gelingt es mir ja, deine Anstrengungen in etwas konstruktivere Bahnen umzulenken«, sagte Jack und bedeutete ihr, einen Blick durch sein Mikroskop zu werfen. »Sieh dir mal diese Gefrierschnitte an, und erzähl mir, was du davon hältst.« Laurie stand auf und beugte sich über das Mikroskop.

»Das ist die Einschußstelle einer Schußverletzung, hab' ich recht?« fragte sie.

»Mann, hast du ein scharfes Auge«, lobte Jack sie. »Du liegst genau richtig.«

»War ja nicht gerade schwierig«, bemerkte Laurie. »Ich würde sagen, zwischen der Mündung des Gewehrs und der Einschußstelle lagen höchstens ein paar Zentimeter.«

»Genau meine Meinung«, erklärte Jack. »Fällt dir sonst noch was auf?«

»Oh, mein Gott!« rief Laurie. »Keine Extravasation. Nirgends auch nur ein einziger Tropfen Blut. Das heißt, die Verletzung wurde dem Opfer erst zugefügt, als es bereits tot war.«

Sie sah vom Mikroskop auf und blickte Jack verblüfft an. Sie war fest davon ausgegangen, daß es genau diese Schußwunde gewesen sein mußte, die den Tod des Opfers herbeigeführt hatte.

»Tja, die Macht der modernen Wissenschaft«, bemerkte Jack. »Die verdammte Wasserleiche, die du mir untergeschoben hast, entpuppt

sich allmählich als eine verdammt harte Nuß.«

»Denk dran«, entgegnete Laurie. »Du hast sie freiwillig genommen.«

»Ich meine es ja auch nicht ernst«, erwiderte Jack. »Ich bin froh, daß ich den Fall übernommen habe. Die Schußverletzungen sind dem Mann tatsächlich erst nach seinem Tod zugefügt worden, das gleiche gilt übrigens auch für die Enthauptung, das Abtrennen der Hände und die Verletzungen durch die Schiffsschraube.«

»Und was war dann die Todesursache?« wollte Laurie wissen.

»Zwei andere Einschüsse«, erwiderte Jack. »Einer ging direkt durchs Genick.« Er zeigte auf eine Stelle direkt oberhalb seines rechten Schlüsselbeins. »Die andere Kugel hat ihn auf der linken Seite getroffen und ihm die zehnte Rippe zerschmettert. Das Verrückte ist, daß die beiden Kugeln auf den Röntgenbildern kaum zu erkennen sind. Sie sind nämlich inmitten der Schrotladung verborgen, die man ihm in den rechten oberen Bauchbereich verpaßt hat.«

»Ist ja wirklich klasse«, staunte Laurie. »Eine Schrotgewehrladung, in der sich zwei tödliche Kugeln verstecken. Super! Das schönste an unserem Job ist doch, daß man täglich auf etwas Neues stößt.«

»Das Beste kommt erst noch«, sagte Jack.

»Der Fall ist wirklich einsame Spitze«, schaltete Chet sich ein, der die Unterhaltung mitverfolgt hatte. »Er würde hervorragenden Gesprächsstoff für eines unserer beliebten hochkarätigen Gerichtsmediziner-Dinner bieten.«

»Ich glaube, man hat dem Opfer die Schrotgewehrsalven nur deshalb verpaßt, um seine Identität zu vertuschen«, erklärte Jack. »Deshalb auch die Enthauptung und das Abhacken der Hände.«

»Und wozu das Ganze?« wollte Laurie wissen.

»Ich bin mir ziemlich sicher, daß man dem Mann eine Leber transplantiert hat«, erwiderte Jack. »Und zwar vor noch gar nicht allzulanger Zeit. Der Killer muß gewußt haben, daß das Opfer damit einer ziemlich begrenzten Patientengruppe angehört und er sich deshalb etwas Besonderes einfallen lassen mußte, wenn die Identität des Toten nicht sofort auffliegen sollte.«

»Ist denn von der Leber noch etwas übriggeblieben?« fragte Laurie.

»Ziemlich wenig«, erwiderte Jack. »Die Schrotladung hat fast alles zerstört.«

»Und die Fische haben ihr übriges dazugetan«, bemerkte Chet. Laurie stöhnte.

»Aber ich habe trotzdem noch ausreichend Lebergewebe gefunden, um beweisen zu können, daß wir es tatsächlich mit einer transplantierten Leber zu tun haben«, erklärte Jack. »Just in diesem Augenblick ist Ted Lynch oben im DNA-Labor dabei, einen DQ-alpha-Test zu machen. In etwa einer Stunde haben wir das Ergebnis. Was mich überhaupt auf diese Fährte gebracht hat, waren die Operationsnähte an der Vena cava und an der Arteria hepatica.«

»Was ist denn ein DQ-alpha-Test?« wollte Laurie wissen. Jack lachte.

»Wie beruhigend, daß du es auch nicht weißt. Ich habe Ted nämlich dieselbe Frage gestellt. Wie er mir erklärt hat, ist der DQ-alpha-Test eine bequeme und schnelle DNA-Analysemöglichkeit zur Differenzierung zweier Individuen. Er vergleicht die DQ-Region des Haupthistokompatibilitätskomplexes auf dem Chromosom sechs.«

»Und was ist mit der Portalvene?« fragte Laurie. »Hast du dort auch Narben entdeckt?«

»Leider ist von der Portalvene so gut wie nichts übriggeblieben«, erwiderte Jack. »Von den Gedärmen übrigens auch nicht.«

»Na gut«, sagte Laurie. »Dann dürfte es ja wohl kein Problem mehr sein, den Toten zu identifizieren.«

»Das sehe ich auch so«, pflichtete Jack ihr bei. »Bart Arnold ist dem Geheimnis um die Leber auch schon auf der Spur. Er hat zu der nationalen Organspende-Institution UNOS Kontakt aufgenommen und will außerdem sämtliche Krankenhäuser anrufen, in denen Lebertransplantationen vorgenommen werden. Als erstes nimmt er sich die New Yorker Kliniken vor.«

»Es gibt nur wenige Kliniken, in denen das gemacht wird«, entgegnete Laurie. »Das war gute Arbeit, Jack.« Jack errötete ein wenig. Laurie war gerührt, denn sie hatte geglaubt, derartige Komplimente würden ihn völlig kalt lassen. »Wie sieht es denn mit den Kugeln aus?« fragte sie weiter. »Stammen sie aus derselben Waffe?«

»Wir haben sie zur ballistischen Untersuchung an das Polizeilabor weitergeleitet«, erwiderte Jack. »Es ist schwer zu sagen, ob es dieselbe Schußwaffe war. Die Kugeln waren ziemlich deformiert. Die eine hat die zehnte Rippe zerschmettert und war völlig platt, und die andere war auch in einem recht schlechten Zustand. Ich glaube, sie hat die Wirbelsäule des Opfers gestreift.«

»Welches Kaliber?« wollte Laurie wissen.

»Kann ich vom bloßen Ansehen nicht sagen«, erwiderte Jack.

»Was meint Vinnie denn?« bohrte Laurie weiter. »Er ist doch ziemlich gut, wenn es um solche Einschätzungen geht.«

»Mit Vinnie ist heute absolut nichts anzufangen«, erklärte Jack. »Er muß heute mit dem linken Bein aufgestanden sein. Als ich ihn um seine Meinung gebeten habe, hat er mir einfach keine Antwort gegeben. Statt dessen hat er mir erzählt, es sei schließlich mein Job, das herauszufinden; außerdem werde er sowieso viel zu schlecht bezahlt, um auch noch ständig bei allen möglichen Fragen seinen Senf dazuzugeben.«

»Während dieser grauenhaften Cerino-Affäre hatte ich einen ähnlichen Fall wie diesen hier«, sagte Laurie. Für einen Augenblick starrte sie ins Leere. »Das Opfer war die Sekretärin eines Arztes, der in die Verschwörung verwickelt war. Man hatte ihr natürlich keine Leber transplantiert, aber man hatte ihr ebenfalls den Kopf und die Hände abgetrennt. Die Identifizierung ist mir schließlich anhand ihrer Operationsgeschichte gelungen.«

»Irgendwann mußt du mir diese Geschichte mal von Anfang bis Ende erzählen«, verlangte Jack. »Du kannst mich doch nicht immer nur mit einem Häppchen hier und einem Häppchen da abspeisen.«

Laurie seufzte. »Wenn ich dieses Drama doch bloß vergessen könnte! Ich habe heute noch Alpträume davon.«

Raymond sah auf seine Armbanduhr und betrat die renommierte Fifth-Avenue-Praxis von Dr. Daniel Levitz. Es war Viertel vor drei. Um kurz nach elf hatte Raymond zum ersten Mal versucht, den Arzt zu erreichen. Danach hatte er noch zwei weitere Male angerufen, ohne mit ihm sprechen zu können. Jedesmal hatte die Rezeptionsda-

me ihm versprochen, daß Dr. Levitz ihn zurückrufen werde, doch er hatte vergeblich gewartet. In seinem aufgewühlten Zustand ärgerte sich Raymond maßlos über diese Unhöflichkeit. Da sich die Praxis von Dr. Levitz ganz in der Nähe seines Apartments befand, beschloß er schließlich, persönlich bei ihm vorbeizuschauen, anstatt weiter neben dem Telefon auszuharren.

»Mein Name ist Dr. Raymond Lyons«, wandte er sich mit der nötigen Autorität an die Rezeptionsdame. »Ich möchte mit Dr. Levitz sprechen.«

»Ich sehe mal nach, was ich tun kann, Dr. Lyons«, entgegnete sie. Sie wirkte genauso elegant und matronenhaft wie die Rezeptionistin von Dr. Anderson. »Sie stehen nicht in unserem Terminkalender. Werden Sie von Dr. Levitz erwartet?«

»Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte Raymond.

»Dann werde ich dem Doktor Bescheid sagen, daß Sie hier sind«, sagte die Rezeptionsdame unverbindlich. Raymond nahm in dem überfüllten Wartezimmer Platz und blätterte in einem der zahlreichen Magazine herum. Doch er konnte sich weder auf die Fotos noch auf den Text konzentrieren. Seine innere Anspannung verwandelte sich allmählich in Wut, und er begann sich zu fragen, ob es wirklich klug gewesen war, Dr. Levitz in seiner Praxis aufzusuchen. Den ersten der beiden weiteren Transplantationspatienten ausfindig zu machen, hatte ihn keine große Mühe gekostet. Er hatte den vermittelnden Arzt aus Dallas, Texas, gleich beim ersten Versuch erreicht, und der Arzt hatte ihm versichert, daß es seinem Nierentransplantationspatienten, einem prominenten ortsansässigen Geschäftsmann, bestens gehe und daß der Mann unter keinen Umständen ein potentieller Autopsie-Kandidat sei. Bevor sie sich voneinander verabschiedet hatten, hatte der Arzt Raymond noch hoch und heilig versprochen, ihn sofort zu informieren, falls es mit der Gesundheit des Patienten irgendwann einmal bergab gehen sollte. Da Dr. Levitz ihn einfach nicht zurückgerufen hatte, wußte er immer noch nicht, wie es um den dritten Transplantationsfall bestellt war. Die Warterei belastete ihn und ging ihm ziemlich auf die Nerven.

Er ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Die Ausstattung

war genauso feudal wie bei Dr. Anderson: teure burgundfarbene Tapeten, Original-Ölgemälde und echte Orientteppiche. Die geduldig wartenden Patienten waren eindeutig wohlhabend, wie man an ihrer Kleidung, an ihrer Körperhaltung und an ihren Juwelen unschwer erkennen konnte. Die Minuten verstrichen, und Raymond wurde immer wütender. Ganz offensichtlich war Dr. Levitz ein äußerst erfolgreicher Arzt, und das machte die Warterei für ihn nur noch schlimmer. Es erinnerte ihn an seine eigene verfahrene Situation: Ihm hatte man die Lizenz entzogen, weil er sich dabei hatte erwischen lassen, wie er die staatliche Krankenkasse betrogen hatte. Hier aber praktizierte dieser Dr. Levitz völlig unbehelligt in seiner Luxuspraxis, dabei war es ganz offensichtlich, daß er seine Einnahmen zumindest zum Teil der Behandlung von Mitgliedern der verschiedenen Mafia-Clans verdankte. Levitz war mit schmutzigem Geld wohlhabend geworden, das lag auf der Hand. Außerdem war Raymond sicher, daß auch Dr. Levitz die Krankenkasse leimte. Das tat doch heutzutage jeder. Im Wartezimmer erschien eine Arzthelferin und räusperte sich. Erwartungsvoll rutschte Raymond auf dem Sofa nach vorn. Doch sie rief einen anderen Namen auf. Während der Patient aufstand, seine Zeitschrift weglegte und im Inneren der Praxis verschwand, ließ Raymond sich in die Polster zurücksinken. Er kochte vor Wut. Daß er Leuten wie Dr. Levitz ausgeliefert war, bestärkte in ihm den Drang, endlich finanziell abgesichert zu sein. Mit dem »Double«-Programm hatte er es fast geschafft. Er konnte unmöglich zulassen, daß das ganze Projekt aus irgendeinem dummen, unvorhersehbaren, aber leicht zu behebenden Grund den Bach runterging. Um Viertel nach drei wurde er endlich in die heiligen Hallen von Dr. Levitz vorgelassen. Levitz war ein kleiner Mann mit Glatze und zahlreichen nervösen Marotten. Er hatte einen Schnäuzer, doch sein äußerst spärlich sprießender Bartwuchs ließ ihn ausgesprochen unmännlich erscheinen. Raymond hatte sich schon immer gefragt, womit es dieser Mann bloß schaffte, sich das Vertrauen so vieler Patienten zu sichern.

»Das ist vielleicht ein Tag heute!« sagte Dr. Levitz. »Ich hatte Sie gar nicht erwartet.«

»Ich hatte selbst nicht geplant, Sie zu besuchen«, entgegnete Raymond. »Aber nachdem Sie mich nicht zurückgerufen haben, hatte ich ja keine andere Wahl.«

»Ich höre zum ersten Mal, daß Sie mich sprechen wollten«, erwiderte Dr. Levitz. »Da muß ich meiner Rezeptionistin wohl mal die Leviten lesen. Es ist heutzutage wirklich nicht leicht, geeignetes Personal zu finden.«

Raymond war versucht, ihm dazwischenzufahren, doch er konnte sich gerade noch zurückhalten. Schließlich saß er dem Mann ja nun endlich gegenüber, und es würde ihn keinen Schritt weiterbringen, wenn das Gespräch in einer Konfrontation mündete. Außerdem war Daniel Levitz sein erfolgreichster Vermittlungs-Arzt - so sehr er ihm auch auf die Nerven ging.

Er hatte zwölf Kunden und vier Ärzte für das Programm angeworben.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte Dr. Levitz und zuckte wie üblich nervös mit dem Kopf.

»Erst einmal möchte ich Ihnen für Ihre Hilfe vorgestern nacht danken«, sagte Raymond. »Die Order zum Eingreifen kam von ganz oben, es war ein absoluter Notfall. Wenn die Sache zu diesem Zeitpunkt für öffentliches Aufsehen gesorgt hätte, wäre das ganze Projekt geplatzt.«

»Gern geschehen«, erwiderte Dr. Levitz. »Ich bin froh, daß Mr. Dominick bereitwillig eingesprungen ist, um den Fortbestand seiner Investition zu sichern.«

»Apropos Mr. Dommick«, sagte Raymond. »Er hat mir gestern morgen einen unerwarteten Besuch abgestattet.«

»Ich hoffe, er war höflich«, entgegnete Dr. Levitz. Er wußte, was für ein Typ Dominick war und womit er sich seinen Lebensunterhalt verdiente. Daher konnte er sich gut vorstellen, daß Dominick auch vor erpresserischen Mitteln nicht zurückschreckte.

»Ja und nein«, antwortete Raymond. »Er hat mir Details erzählt, von denen ich eigentlich gar nichts wissen wollte. Und dann hat er auch noch verlangt, für zwei Jahre von der Zahlung seiner Beiträge freigestellt zu werden.«

»Na, da sind Sie ja noch mal mit einem blauen Auge davongekommen«, bemerkte Dr. Levitz. »Und wie wirkt sich das auf meinen Anteil aus?«

»Daran ändert sich nichts«, erwiderte Raymond. »Sie erhalten denselben Prozentsatz wie immer. Aber der Anteil von nichts ist eben nichts.«

»Heißt das, ich soll für meine Hilfe jetzt auch noch bestraft werden?« beklagte sich Dr. Levitz. »Das finde ich aber ziemlich ungerecht.«

Raymond hielt inne. Er hatte noch gar nicht darüber nachgedacht, daß Dominicks Beitragsbefreiung für Dr. Levitz eine Minderung seiner Einnahmen bedeutete. Auf irgendeine Weise mußte er diesem Problem Rechnung tragen, denn im Moment wollte er den Arzt auf keinen Fall gegen sich aufbringen. »Da ist etwas dran«, räumte er deshalb ein. »Ich schlage vor, daß wir uns zu einem anderen Zeitpunkt darüber unterhalten. Im Augenblick brennt mir etwas anderes auf der Seele. Ich muß unbedingt wissen, wie es Ihrer Patientin Cindy Carlson geht.« Cindy Carlson war die sechzehnjährige Tochter von Albright Carlson, einem berüchtigten Drogenkönig, der auch an der Wall Street Geschäfte machte. Daniel hatte Albright und seine Tochter als Kunden geworben. Als kleines Mädchen hatte Cindy unter Glomerulonephritis gelitten, und im Teenageralter hatte sich ihr Leiden so verschlimmert, daß ihre Nieren komplett versagt hatten. Daniel Levitz hatte somit nicht nur die meisten Kunden geworben, er stand auch an der Spitze, was die Anzahl der Transplantationen anging: Zwei seiner Patienten, nämlich Carlo Franconi und Cindy Carlson, hatten neue Organe erhalten.

»Cindy geht es gut«, sagte Dr. Levitz. »Zumindest gesundheitlich. Warum wollen Sie das wissen?«

»Diese Franconi-Geschichte hat mir vor Augen geführt, wie anfällig unser Projekt ist«, gestand Raymond. »Ich will auf Nummer Sicher gehen, daß es nicht noch weitere unerwartete Probleme gibt.«

»Über die Carlsons müssen Sie sich keine Sorgen machen«, versuchte Dr. Levitz ihn zu beruhigen. »Die sind so dankbar, daß sie bestimmt keinen Ärger machen. Albright ist erst letzte Woche bei

mir gewesen und hat mir erzählt, daß er seine Frau zur Entnahme einer Knochenmarkprobe auf die Bahamas schicken will, damit sie ebenfalls Kundin werden kann.«

»Das ist ja erfreulich«, bemerkte Raymond. »Wir können immer neue Kunden gebrauchen. Allerdings ist es bei unserem Unternehmen bestimmt nicht die mangelnde Nachfrage, die mir Sorgen bereitet; in finanzieller Hinsicht könnten wir kaum besser dastehen. Wir haben sämtliche Planvorgaben haushoch übertroffen. Was mich wirklich aufreibt, sind unerwartete Zwischenfälle wie diese Geschichte mit Franconi.« Dr. Levitz nickte und zuckte erneut mit dem Kopf.

»Absolute Sicherheit gibt es nie«, warf er beiläufig ein. »So ist nun mal das Leben.«

»Je höher der Sicherheitsgrad, desto besser fühle ich mich aber«, entgegnete Raymond. »Als ich Sie nach dem Zustand von Cindy Carlson gefragt habe, haben Sie betont, daß es dem Mädchen gesundheitlich gutgehe. Hat sie denn ansonsten igendwelche Probleme?«

»Sie ist ein psychisches Wrack«, erwiderte Dr. Levitz.

»Wie meinen Sie das?« hakte Raymond nach. Sein Puls begann erneut zu rasen.

»Überlegen Sie doch mal«, erwiderte Dr. Levitz. »Bei einem Vater wie Albright Carlson muß es einen ja wohl nicht wundern, daß das Mädchen ein bißchen verrückt ist. Und dann leidet sie auch noch unter einer chronischen Krankheit. Das muß eine ziemliche Belastung sein. Keine Ahnung, ob auch ihre Fettleibigkeit daher rührt, jedenfalls ist das Mädchen viel zu dick. Das allein wäre für jeden eine harte Nuß, aber für einen Teenager muß es besonders schlimm sein. Verständlicherweise leidet die Ärmste unter Depressionen.«

»Wie schlimm sind ihre Depressionen denn?« wollte Raymond wissen.

»Immerhin so schlimm, daß sie schon zwei Selbstmordversuche hinter sich hat«, erwiderte Dr. Levitz. »Und es waren keinesfalls nur kindliche Hilfeschreie nach mehr Aufmerksamkeit. Sie hat es wirklich ernst gemeint und weilt nur deshalb noch unter uns, weil sie bei-

de Male sofort gefunden wurde. Einmal hat sie Tabletten genommen, und einmal hat sie versucht, sich aufzuhängen; wenn sie eine Pistole gehabt hätte, wäre sie längst tot.« Raymond stöhnte laut auf. »Was ist denn mit Ihnen los?« fragte Dr. Levitz. »Jedes Selbstmordopfer wird gerichtsmedizinisch untersucht«, erklärte Raymond.

»Daran hatte ich noch gar nicht gedacht«, gab Dr. Levitz zu. »Genau das ist eins von diesen unerwarteten Problemen, von denen ich eben gesprochen habe«, erklärte Raymond. »Verdammt! Warum müssen wir so ein Pech haben?«

»Tut mir leid, daß ich der Übermittler der schlechten Nachricht bin«, sagte Dr. Levitz.

»Sie können ja nichts dafür«, erwiderte Raymond. »Entscheidend ist, daß wir die Gefahr erkennen und nicht einfach tatenlos zusehen und die Katastrophe auf uns zukommen lassen.«

»Ich glaube kaum, daß wir eine andere Wahl haben«, entgegnete Dr. Levitz.

»Wieso nicht noch mal auf Vincent Dominick zurückgreifen?« schlug Raymond vor. »Einmal hat er uns doch schon geholfen, und da er selbst ein krankes Kind hat, dürfte ihm der Fortgang unseres Projekts persönlich am Herzen liegen.«

Dr. Levitz starrte Raymond entsetzt an. »Wollen Sie etwa vorschlagen…?«

Raymond antwortete nicht.

»Da mache ich nicht mit«, stellte Dr. Levitz klar und erhob sich. »Entschuldigen Sie bitte. Draußen warten jede Menge Patienten auf mich.«

»Könnten Sie Mr. Dominick nicht wenigstens anrufen und ihn fragen?« bettelte Raymond. Er merkte, wie ihn eine Welle der Verzweiflung überrollte.

»Auf gar keinen Fall«, erwiderte Dr. Levitz entschieden. »Ich mag zwar jede Menge Leute aus dem kriminellen Umfeld behandeln, aber in deren Geschäfte lasse ich mich unter gar keinen Umständen hineinziehen.«

»Aber bei Franconi haben Sie doch auch geholfen«, klagte Raymond.

»Franconi war auch nur eine tiefgekühlte Leiche im Gerichtsmedizinischen Institut«, stellte Dr. Levitz klar.

»Dann geben Sie mir wenigstens die Telefonnummer von Mr. Dominick«, bat Raymond. »Ich werde ihn selber anrufen. Die Adresse von den Carlsons brauche ich natürlich auch.«

»Fragen Sie die Dame am Empfang«, erwiderte Dr. Levitz. »Sagen Sie ihr einfach, Sie seien ein persönlicher Freund von den beiden.«

»Danke«, grummelte Raymond.

»Aber vergessen Sie nicht«, fügte Dr. Levitz hinzu. »Ich bestehe auf meinen Anteil, was auch immer Sie mit Vinnie Dominick aushandeln.«

Die Rezeptionsdame wollte Raymond die Telefonnummer und die Adresse zunächst nicht geben, doch nachdem sie kurz mit ihrem Chef gesprochen hatte, fügte sie sich, notierte beide Informationen auf der Rückseite einer seiner Visitenkarten und reichte sie Raymond.

Raymond eilte unverzüglich zurück zu seinem an der 64th Street gelegenen Apartment. Er hatte die Tür kaum geöffnet, als Darlene ihn schon fragte, wie das Treffen mit dem Arzt gelaufen sei.

»Frag lieber nicht«, entgegnete Raymond kurz angebunden und verschwand sofort in seinem getäfelten Arbeitszimmer. Er schloß die Tür hinter sich und ließ sich an seinem Schreibtisch nieder. Nervös begann er die Nummer zu wählen. Vor seinem geistigen Auge sah er Cindy Carlson erst das Medizinschränkchen ihrer Mutter nach Schlaftabletten durchsuchen, dann sah er sie in einem Eisenwarenladen stehen und einen Strick kaufen.

»Was gibt’s?« meldete sich eine Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Ich möchte mit Mr. Vincent Dominick sprechen«, erwiderte Raymond und versuchte, seiner Stimme möglichst viel Autorität zu verleihen. Er haßte es, sich mit solchen Leuten abzugeben, aber er hatte keine andere Wahl. Immerhin standen sieben Jahre intensiver Arbeit und unermüdlichen Engagements auf dem Spiel, von seiner Zukunft ganz zu schweigen.

»Wer ist am Apparat?«

»Dr. Raymond Lyons.«

»Warten Sie«, sagte der Mann nach einer kurzen Pause. Zu seiner Überraschung landete Raymond in einer Warteschleife und wurde mit Beethoven-Sonaten berieselt. Diese Musik hätte er bei dem Mafioso am allerwenigsten erwartet. Ein paar Minuten später erklang Vinnie Dominicks sonore Stimme am anderen Ende der Leitung. Seine geübte und vorgetäuscht klingende Lässigkeit wirkte auf Raymond, als hätte er es mit einem gutgekleideten Charakterdarsteller zu tun, der gerade die Rolle von Vinnie Dominick spielte.

»Wie haben Sie meine Nummer rausgekriegt?« wollte Vinnie wissen. Sein Ton war lässig, wirkte dadurch aber noch bedrohlicher. Raymond bekam schlagartig einen trockenen Mund und mußte husten.

»Dr. Levitz hat sie mir gegeben«, brachte er schließlich mühsam hervor.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte Vinnie.

»Wir haben da noch ein weiteres Problem«, krächzte Raymond und räusperte sich. »Ich würde mich gerne mit Ihnen treffen, um die Angelegenheit zu besprechen.«

Es entstand eine lange Pause, die Raymond beinahe wahnsinnig machte. Als er gerade nachfragen wollte, ob Vinnie noch am Apparat sei, erwiderte der Mafioso: »Eigentlich hatte ich mich mit Ihrem Verein eingelassen, damit ich endlich meinen Seelenfrieden habe. Entgegen meiner Absichten scheint sich mein Leben jetzt allerdings zu verkomplizieren. Das hatte ich nicht geplant.«

»Es sind nur ein paar kleinere Probleme, die die Ausweitung unseres Projekts betreffen«, entgegnete Raymond. »In Wahrheit könnte es gar nicht besser laufen.«

»Seien Sie in einer halben Stunde im Neopolitan Restaurant auf der Corona Avenue in Elmhurst«, sagte Vinnie. »Glauben Sie, das finden Sie?«

»Natürlich«, erwiderte Raymond. »Ich nehme mir ein Taxi und fahre sofort los.«

»Dann bis gleich«, sagte Vinnie und legte auf. Raymond durchwühlte hastig die obere Schublade seines Schreibtischs. Irgendwo

hatte er einen Stadtplan von New York, auf dem alle fünf Bezirke verzeichnet waren. Als er ihn gefunden hatte, breitete er den Plan aus und suchte im Straßenverzeichnis die Corona Avenue in Elmhurst heraus. Wenn es auf der Queensborough Bridge keinen Stau gab, mußte er sein Ziel eigentlich mühelos in einer halben Stunde erreichen. Allerdings war es schon fast vier, und die Rush-hour begann gerade.

Er stürmte aus seinem Arbeitszimmer und zog hastig seinen Mantel über. Darlene wollte wissen, wohin er gehe, doch er antwortete ihr, daß er im Moment keine Zeit für lange Erklärungen habe und in etwa einer Stunde zurück sei. Er lief zur Park Avenue und winkte ein Taxi heran. Zum Glück hatte er seinen Stadtplan mitgenommen; der afghanische Taxifahrer hatte keine Ahnung, wo Elmhurst war, geschweige denn wo die Corona Avenue lag.

Die Fahrt zog sich hin. Allein um auf die East Side von Manhattan zu kommen, brauchten sie fast eine Viertelstunde. Und dann ging es auf der Brücke nur im Stop-and-go-Tempo voran. Als er eigentlich bereits im Restaurant hätte sein sollen, erreichten sie gerade Queens. Von da an ging es aber zum Glück zügig voran, so daß er sich nur fünfzehn Minuten verspätete. Er betrat das Restaurant und schob einen schweren Samtvorhang zur Seite.

Offensichtlich war das Restaurant nicht geöffnet. Die Stühle standen umgekehrt auf den Tischen, und Vinnie Dominick saß allein in einer der zahlreichen geschwungenen, mit roten Polstersesseln ausgestatteten Nischen. Vor ihm auf dem Tisch lag eine Zeitung, daneben stand eine Tasse Espresso. In einem gläsernen Aschenbecher glimmte eine Zigarette vor sich hin.

Vier weitere Männer lümmelten sich auf den Barhockern an der Theke und rauchten. Zwei von ihnen erkannte Raymond wieder, sie hatten Vinnie begleitet, als er ihm den Überraschungsbesuch abgestattet hatte. Hinter der Theke stand ein übergewichtiger, bärtiger Mann und spülte gelangweilt Gläser. Ansonsten war das Restaurant leer. Vinnie winkte Raymond zu sich heran.

»Setzen Sie sich, Doc«, forderte Vinnie ihn auf. »Möchten Sie einen Kaffee?«

Raymond nickte und quetschte sich in die Nische, was wegen des Samtflors gar nicht so einfach war. Der Raum war feucht und kalt, in der Luft vermischte sich der Knoblauchgeruch der vergangenen Nacht mit dem Zigarettenrauch der letzten fünf Jahre. Raymond zog es vor, seinen Mantel anzubehalten; den Hut ließ er ebenfalls auf.

»Zwei Kaffee«, rief Vinnie dem Mann hinter der Bar zu, der sich daraufhin wortlos umdrehte und sich an einer aufwendigen italienischen Espresso-Maschine zu schaffen machte.

»Sie haben mich wirklich überrascht, Doc«, sagte Vinnie. »Ich war absolut sicher, nie wieder von Ihnen zu hören.«

»Ich hatte es ja am Telefon bereits angedeutet«, entgegnete Raymond und beugte sich ein Stück nach vorn. »Wir haben da noch ein Problem«, fügte er beinahe flüsternd hinzu.

»Ich bin ganz Ohr«, forderte Vinnie ihn mit ausgestreckten Armen auf loszulegen.

Raymond erklärte ihm daraufhin mit knappen Worten, wie es um Cindy Carlson bestellt war. Er hob vor allem hervor, daß jeder Selbstmord ein Fall für die Gerichtsmedizin sei und einer Autopsie unterzogen werde - und zwar ohne jede Ausnahme. Der übergewichtige Mann kam hinter der Theke hervor und brachte ihnen den Kaffee. Vinnie hörte sich Raymonds Monolog schweigend an und antwortete erst, als der Kellner wieder verschwunden war.

»Ist diese Cindy Carlson die Tochter von Albright Carlson?« fragte er. »Dem legendären König der Wall Street?« Raymond nickte.

»Gerade deshalb ist die Sache ja so wichtig. Wenn das Mädchen Selbstmord begeht, werden sich die Medien wie die Geier auf die Geschichte stürzen. Und das wiederum dürfte zur Folge haben, daß die Gerichtsmediziner bei der Obduktion ihrer Leiche besonders gründlich vorgehen werden.«

»Allmählich verstehe ich, worauf Sie hinauswollen«, entgegnete Vinnie und nippte an seinem Kaffee. »Und was genau wollen Sie nun eigentlich von mir?«

»Ich würde es nicht im Traum wagen, Ihnen irgendwelche Vorschläge zu unterbreiten«, erwiderte Raymond nervös. »Aber Sie können davon ausgehen, daß das Problem genauso gelagert ist wie

die Angelegenheit mit Franconi.«

»Mit anderen Worten«, entgegnete Vinnie, »Sie wollen, daß die Sechzehnjährige bequem und unauffällig verschwindet.«

»Ja«, murmelte Raymond matt. »Sie hat doch sowieso schon zweimal versucht, sich umzubringen. Also tun wir ihr in gewisser Weise sogar einen Gefallen.«

Vinnie lachte, nahm seine Zigarette aus dem Aschenbecher und zog genüßlich daran. Dann strich er sich durch seine sorgfältig nach hinten gestylten Haare und musterte Raymond mit seinen dunklen Augen.

»Eins muß man Ihnen lassen, Doc«, sagte er schließlich. »Sie sind ganz schön abgebrüht.«

»Möglicherweise könnte ich Ihnen für ein weiteres Jahr Ihre Beiträge erlassen«, schlug Raymond vor.

»Das ist ja wahnsinnig großzügig«, entgegnete Vinnie. »Aber wissen Sie was? Ich glaube, da müssen Sie noch ein bißchen drauflegen. In Wirklichkeit habe ich nämlich langsam von Ihrem gesamten Projekt die Nase voll. Ich kann auch deutlicher werden: Wenn Vinnie Junior nicht diese Probleme mit seinen Nieren hätte, würde ich wahrscheinlich sofort mein Geld von Ihnen zurückverlangen und unsere Wege würden sich für immer trennen. Wissen Sie eigentlich, daß ich mich schon wegen des ersten Gefallens, den ich Ihnen getan habe, mit lauter lästigen Problemen herumschlagen muß? Der Bruder meiner Frau hat mich nämlich angerufen; er ist der Geschäftsführer des Spoletto Funeral Home. Er war ziemlich aufgebracht, weil ihn kürzlich eine Dr. Laurie Montgomery angerufen und ihm lauter peinliche Fragen gestellt hat. Sagen Sie mal, Doc - kennen Sie eigentlich diese Dr. Montgomery?«

»Nein«, erwiderte Raymond und schluckte laut. »Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Hey, Angelo!« rief Vinnie in den Raum. »Komm mal rüber!« Angelo ließ sich von seinem Barhocker gleiten und kam an den Tisch.

»Setz dich!« forderte Vinnie ihn auf. »Erzähl dem guten Doktor mal, was du über Laurie Montgomery weißt.« Um für Angelo Platz zu machen, mußte Raymond noch tiefer in die Nische hineinrücken.

Eingekeilt zwischen den beiden Männern fühlte er sich noch unwohler.

»Laurie Montgomery ist ein verdammt cleveres und hartnäckiges Weibsbild«, sagte Angelo mit seiner rauhen Stimme. »Sie kann einem ganz schön auf die Nerven gehen, wenn Sie es genau wissen wollen.«

Raymond vermied es, in Angelos mit Narben übersätes Gesicht zu sehen. Da er seine Augen nicht richtig zumachen konnte, waren sie rot unterlaufen und wäßrig.

»Angelo hatte vor ein paar Jahren eine äußerst unerfreuliche Begegnung mit Laurie Montgomery«, erklärte Vinnie. »Komm, Angelo, erzähl ihm doch mal, was du heute erfahren hast, nachdem mein Schwager vom Beerdigungsinstitut angerufen hat.«

»Ich habe mich mit Vinnie Amendola in Verbindung gesetzt«, erwiderte Angelo. »Er ist unser Kontaktmann in der Leichenhalle. Wie er mir erzählt hat, hat Laurie Montgomery ausdrücklich klargestellt, daß sie den Fall Franconi selbst in die Hand nehmen und alles daransetzen werde, herauszufinden, wie die Leiche verschwunden ist. Vinnie Amendola macht sich nun natürlich ernsthafte Sorgen.«

»Vielleicht verstehen Sie jetzt ein bißchen besser, was ich eben meinte«, meldete sich Vinnie wieder zu Wort. »Bloß weil wir Ihnen einen Gefallen getan haben, haben wir jetzt dieses lästige Problem am Hals.«

»Das tut mir wirklich leid«, entgegnete Raymond lahm. Etwas Besseres fiel ihm nicht ein.

»Das bringt uns auf die eben von Ihnen angeschnittene Frage der Beitragszahlungen zurück«, fuhr Vinnie fort. »Unter den gegebenen Umständen würde ich vorschlagen, daß Sie komplett auf die Beiträge verzichten. Mit anderen Worten: Vinnie Junior und ich zahlen keine Beiträge mehr, und zwar nie mehr.«

»Darüber muß ich erst mit unserer Muttergesellschaft sprechen«, brachte Raymond mühsam hervor und räusperte sich.

»Schön«, entgegnete Vinnie. »Das kümmert mich nicht im geringsten. Erklären Sie diesen Leuten einfach, daß es sich um eine lohnende Geschäftsausgabe handelt. Vielleicht können Sie es ja sogar von

der Steuer absetzen«, fügte er noch hinzu und mußte herzhaft über seinen eigenen Witz lachen. Raymond schauderte, doch er ließ die anderen nichts davon merken. Er wußte, daß man ihn in die Ecke gedrängt hatte, aber er hatte wohl kaum eine andere Wahl, als auf den Vorschlag einzugehen.

»Okay«, murmelte er schließlich.

»Danke«, entgegnete Vinnie. »Allmählich glaube ich, daß die ganze Geschichte gut ausgehen wird. In gewisser Weise sind wir ja jetzt Geschäftspartner. Ich nehme an, Sie haben die Adresse von Cindy Carlson dabei?«

Raymond griff in seine Manteltasche und reichte Vinnie die Visitenkarte von Dr. Levitz. Vinnie schrieb sich von der Rückseite die Adresse ab und gab ihm die Karte zurück. Dann reichte er Angelo den Zettel mit der Anschrift.

»Englewood, New Jersey«, las Angelo laut.

»Ist das ein Problem?« fragte Vinnie. Angelo schüttelte den Kopf.

»Dann wird die Sache also erledigt«, stellte Vinnie klar und wandte sich wieder Raymond zu. »Das war's dann also mit Ihrem neuen Problem. Wenn ich Ihnen noch einen Tip geben darf: Verstricken Sie sich nicht in weitere Probleme. So wie ich das sehe, haben Sie Ihren letzten Trumpf ausgespielt, nachdem wir uns auf die neue Beitragsregelung geeinigt haben.« Ein paar Minuten später verließ Raymond das Lokal. Erst als er einen Blick auf seine Uhr warf, merkte er, daß er zitterte. Es war kurz vor fünf und wurde gerade dunkel. Er trat auf die Straße und winkte ein Taxi heran. Was für eine Katastrophe! dachte er. Irgendwie mußte er die Unterhaltskosten für die Doubles von Vinnie Dominick und dessen Sohn aufbringen - und zwar solange die beiden lebten.

Ein Taxi hielt an. Raymond stieg ein und nannte dem Fahrer seine Adresse. Als sie davonbrausten und das Neopolitan Restaurant hinter sich ließen, begann er sich allmählich besser zu fühlen. Die tatsächlich anfallenden Kosten für den Unterhalt der beiden Doubles waren minimal, schließlich lebten die Tiere isoliert auf einer verlassenen Insel. So verfahren war die Situation also gar nicht, vor allem nachdem er nun das drohende Problem mit Cindy Carlson aus dem Weg

geräumt hatte. Als er sein Apartment erreichte, hatte sich seine Laune bereits erheblich verbessert. Zumindest bis er die Tür öffnete.

»Du hattest zwei Anrufe aus Afrika«, berichtete Darlene.

»Gibt's Probleme?« fragte Raymond. Irgend etwas an Darlenes Stimmlage ließ bei ihm die Alarmglocken schrillen. »Es gibt eine gute und eine schlechte Nachricht«, erwiderte Darlene. »Die gute ist von dem Chirurgen. Er hat gesagt, daß es Horace Winchester hervorragend geht und daß du für ihn und das Chirurgenteam den Rücktransport in die Wege leiten kannst.«

»Und wie lautet die schlechte Nachricht?« wollte Raymond wissen.

»Der andere Anruf kam von Siegfried Spallek«, erwiderte Darlene. »Er hat sich nur recht vage geäußert. Aber er hat gesagt, daß es irgendwelchen Ärger mit Kevin Marshall gibt.«

»Ärger?« hakte Raymond nach. »Wie soll ich das verstehen?«

»Mehr hat er nicht gesagt«, entgegnete Darlene. Raymond erinnerte sich gut daran, daß er Kevin gebeten hatte, bloß nichts zu überstürzen. Womöglich hatte sich der Forscher nicht an seinen Rat gehalten. Es mußte irgend etwas mit diesem merkwürdigen Rauch zu tun haben, von dem Kevin ihm erzählt hatte.

»Wollte Spallek, daß ich ihn noch heute abend zurückrufe?« fragte Raymond.

»In Afrika war es schon fast Mitternacht, als er angerufen hat«, erwiderte Darlene. »Er hat gesagt, er werde dann morgen mit dir sprechen.«

Raymond stöhnte innerlich auf. Jetzt würde er die ganze Nacht über seinen Sorgen brüten. Er fragte sich, wann es endlich vorbei sein würde mit all diesem Ärger.

Kapitel 11
5. März 1997, 23.30 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Kevin hörte, wie am oberen Absatz der Steintreppe die schwere Metalltür geöffnet wurde. Ein schwacher Lichtstrahl fiel durch den Türschlitz. Zwei Sekunden später blitzten ein paar nackte Glühbirnen auf, die im Gang von der Decke herabhingen. Durch die Gitter seiner Zelle konnte er Melanie und Candace in ihren jeweiligen Einzelzellen ausmachen. Genau wie er kniffen sie die Augen zusammen, um sich an das plötzliche grelle Licht zu gewöhnen.

Schwere Schritte stampften die Granittreppe herab und kündigten das Erscheinen von Siegfried Spallek an. Er wurde von Cameron McIvers und Mustapha Aboud begleitet, dem Kommandanten der marokkanischen Söldnertruppe.

»Das wird aber auch langsam Zeit, Mr. Spallek!« fuhr Melanie ihn an. »Ich will hier auf der Stelle rausgelassen werden! Ansonsten können Sie sich auf ernsthafte Schwierigkeiten gefaßt machen.«

Kevin zuckte zusammen. So durfte man doch mit Siegfried Spallek nicht reden - und schon gar nicht in ihrer jetzigen Situation.

Kevin, Melanie und Candace hatten die letzten Stunden zusammengekauert in der absoluten Dunkelheit ihrer Einzelzellen zugebracht. Das Gefängnis befand sich im Keller des Rathauses, wo die drückende und feuchte Hitze noch unerträglicher war. Jede Zelle verfügte über ein kleines, bogenförmiges Fenster, das sich an einem an der Rückseite der Arkaden gelegenen Lichtschacht befand. Die Fenster waren vergittert, aber ohne Glas, und boten keinerlei Schutz gegen das Ungeziefer. Das herumschwirrende und -kriechende Viehzeug hatte die drei Gefangenen in Angst und Schrecken versetzt. Bevor das Licht ausgeschaltet worden war, hatten sie etliche Tarantеln gesehen. Wenigstens konnten sie sich problemlos miteinander unterhalten, aber das war auch das einzige, was ihnen ihre erbärmliche Lage ein wenig erleichtert hatte. Die ersten fünf Minuten ihrer

nächtlichen Tortur waren die schlimmsten gewesen. Als die Maschinengewehrsalven verhallt waren, waren Kevin und die beiden Frauen von grellen Strahlern geblendet worden. Kaum hatten sich ihre Augen an das Licht gewöhnt, mußten sie zu ihrem Entsetzen feststellen, daß sie in einen Hinterhalt geraten waren. Sie sahen sich von einer johlenden Gruppe jugendlicher äquatorialguinesischer Soldaten umstellt, die ihren Spaß daran hatten, sie lässig mit ihren Ak-47ern ins Visier zu nehmen. Einige von ihnen hatten sich sogar erdreistet, die Frauen mit den Mündungen ihrer Gewehre zu piesacken.

Kevin und die beiden Frauen hatten das Schlimmste befürchtet. Die unkontrollierte Schießerei hatte sie derart in Angst versetzt, daß sie wie gelähmt waren. Sie hatten befürchtet, daß die Soldaten bei der geringsten Provokation sofort wieder losballern würden.

Die schießwütigen Soldaten hatten sich erst zurückgezogen, als ein paar marokkanische Söldner aufgetaucht waren. Kevin hätte nicht im Traum damit gerechnet, daß sich ausgerechnet die furchterregenden Araber einmal als seine Retter in der Not erweisen würden. Doch sie waren genau im richtigen Moment erschienen. Sie hatten Kevin und die beiden in Gewahrsam genommen und sie zunächst in Kevins Auto zu ihrem Hauptquartier gegenüber der Tiersektion gebracht, wo die drei für mehrere Stunden in einem fensterlosen Raum eingesperrt worden waren. Später hatte man sie dann in den Ort gefahren und in dem alten Gefängnis eingekerkert.

»Es ist eine Unverschämtheit, uns so zu behandeln«, fuhr Melanie Spallek an.

»Ich weiß wirklich nicht, was Sie haben«, entgegnete Siegfried. »Wie Mustapha mir gerade versichert hat, hat man Sie äußerst respektvoll behandelt.«

»Das nennen Sie respektvoll?« ereiferte sich Melanie. »Erst haben sie mit Maschinengewehren auf uns geschossen und uns dann in dieses dunkle Dreckloch gesperrt! Unter respektvoller Behandlung verstehe ich etwas anderes.«

»Man hat nicht auf Sie geschossen«, widersprach Siegfried. »Die Soldaten haben lediglich ein paar Warnschüsse über Ihre Köpfe abgefeuert. Immerhin haben Sie gegen eine Vorschrift verstoßen, die in

der Zone äußerst ernst genommen wird. Es ist strengstens verboten, Isla Francesca zu betreten. Das ist jedem hier bekannt.«

Siegfried gab Cameron durch einen Wink zu verstehen, daß er Candace befreien solle, woraufhin dieser ihre Zellentür mit einem großen, altertümlichen Schlüssel öffnete. Candace stürzte sofort aus ihrer Zelle und klopfte sich gründlich die Kleidung ab. Sie wollte sichergehen, daß sie auf keinen Fall mehr irgendwelches Ungeziefer an sich hatte. Sie trug noch immer ihre OP-Kleidung.

»Bei Ihnen möchte ich mich entschuldigen«, wandte sich Siegfried an Candace. »Ich nehme an, unsere beiden Forscher hier sind dafür verantwortlich, daß Sie in dieser mißlichen Situation gelandet sind. Vermutlich wußten Sie nicht einmal, daß das Gebiet rund um die Insel gesperrt ist.« Danach schloß Cameron auch die Zellen von Melanie und Kevin auf.

»Als ich von Ihrer Festnahme unterrichtet wurde, habe ich umgehend versucht, Dr. Lyons zu erreichen«, erklärte Siegfried. »Ich wollte von ihm wissen, wie wir die Situation seiner Meinung nach am besten handhaben sollten. Da ich ihn aber nun einmal nicht erreichen konnte, muß ich selber entscheiden, wie wir mit Ihnen verfahren sollen. Ich setze Sie jetzt alle drei ohne Kaution auf freien Fuß und hoffe, daß Ihnen die Ernsthaftigkeit Ihres Verstoßes inzwischen bewußt geworden ist. Nach äquatorialguinesischem Recht könnten Sie wegen eines Kapitalverbrechens belangt werden.«

»Was für ein Unsinn!« fauchte Melanie ihn an. Kevin schauderte. Er fürchtete, daß Siegfried sie sofort wieder einsperren würde, wenn Melanie ihn jetzt gegen sich aufbrachte. Großzügigkeit zählte wahrhaftig nicht zu Siegfrieds Charakterstärken.

Mustapha reichte Kevin seine Autoschlüssel. »Ihr Wagen steht hinter dem Gebäude«, erklärte er mit seinem schweren französischen Akzent.

Kevin nahm die Schlüssel entgegen. Seine Hand zitterte so sehr, daß die Schlüssel aneinanderklirrten. Schnell ließ er sie in der Hosentasche verschwinden. »Irgendwann morgen im Laufe des Tages spreche ich mit Dr. Lyons«, sagte Siegfried. »Ich werde mich dann mit jedem von ihnen in Verbindung setzen. Sie können jetzt gehen.« Me-

lanie wollte gerade erneut den Mund aufmachen, doch Kevin hinderte sie, indem er sie am Arm packte und in Richtung Treppe zog.

»Langsam habe ich genug von dieser groben Behandlung«, fuhr Melanie ihn an und versuchte, seine Hand abzuschütteln.

»Sei still!« zischte Kevin ihr durch seine zusammengebissenen Zähne zu. »Wir gehen jetzt zum Auto.« Dann zerrte er wieder an ihrem Arm, damit sie ihm endlich folgte.

»Was für eine Nacht!« stöhnte Melanie. Am unteren Treppenabsatz hatte sie ihren Arm endlich aus Kevins Umklammerung befreit und stieg gereizt die Stufen empor. Kevin wartete noch auf Candace und folgte den beiden Frauen dann hinauf ins Erdgeschoß. Oben angelangt, fanden sie sich im Dienstzimmer der immer auf dem Rathausplatz herumhängenden äquatorialguinesischen Soldaten wieder. Es waren vier von ihnen im Raum.

Die Anwesenheit des Gebietsmanagers, des Sicherheitschefs und des Kommandanten der marokkanischen Söldnertruppen bewirkte, daß die Soldaten erheblich aufmerksamer waren als sonst. Sie standen alle vier stramm und hatten ihre Gewehre geschultert. Als Kevin und die Frauen plötzlich in dem Raum erschienen, waren sie offensichtlich verwirrt. Während Kevin die Frauen zur Tür und hinaus auf den Parkplatz drängte, ließ Melanie es sich nicht nehmen, den Soldaten einen Stinkefinger zu zeigen.

»Bitte, Melanie!« bat Kevin sie. »Provozier diese Typen nicht auch noch!«

Ob die Soldaten die Bedeutung von Melanies Geste nicht verstanden hatten oder ob sie aufgrund der anormalen Umstände einfach nichts mitbekamen, war Kevin ein Rätsel. Jedenfalls kamen sie nicht, wie er befürchtet hatte, hinter ihnen her, um sich auf sie zu stürzen.

Am Auto angekommen, öffnete Kevin die Beifahrertür. Während Candace sofort einstieg, machte Melanie keine Anstalten, ihr zu folgen. In dem fahlen Licht funkelten ihre Augen vor Zorn.

»Gib mir die Schlüssel!« wandte sie sich an Kevin. »Wie bitte?« fragte Kevin, obwohl er sie gut verstanden hatte.

»Ich habe gesagt, gib mir die Schlüssel!« wiederholte Melanie.

Verwirrt reichte Kevin ihr die Autoschlüssel. Er hatte keine Ah-

nung, was das Ganze sollte, aber er wollte sie auf keinen Fall noch mehr auf die Palme bringen. Melanie ging um das Auto herum und setzte sich hinter das Lenkrad. Kevin nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Solange sie nur endlich hier wegkamen, war es ihm völlig egal, wer das Auto fuhr. Melanie ließ den Motor an und schoß mit quietschenden Reifen vom Parkplatz.

»Mein Gott, Melanie!« rief Kevin. »Fahr doch nicht so schnell!«

»Mir reicht's«, entgegnete Melanie.

»Das merkt man«, sagte Kevin.

»Glaubt bloß nicht, daß ich nach Hause fahre«, stellte Melanie klar. »Aber wenn von euch jemand nach Hause will, setze ich euch natürlich gerne ab.«

»Wo willst du denn jetzt noch hin?« fragte Kevin. »Es ist fast Mitternacht.«

»Ich fahre raus zur Tiersektion«, erwiderte Melanie. »So lasse ich mich nicht behandeln, ohne herauszufinden, was zum Teufel hier eigentlich vorgeht.«

»Und was willst du in der Tiersektion?« wunderte sich Kevin. »Ich will den Schlüssel zu dieser verdammten Brücke haben«, erwiderte Melanie. »Und zwar nicht nur aus purer Neugier, sondern weil ich wirklich herausfinden will, was hinter der Sache steckt.«

»Vielleicht sollten wir einfach mal anhalten und in Ruhe darüber reden«, schlug Kevin vor.

Melanie trat auf die Bremse und brachte das Auto mit einem Ruck zum Stehen. Kevin und Candace mußten sich festhalten, um nicht von ihren Sitzen zu rutschen. »Ich fahre auf jeden Fall zur Tiersektion«, wiederholte Melanie. »Ihr könnt euch frei entscheiden. Entweder ihr kommt mit, oder ich setze euch irgendwo ab.«

»Aber warum unbedingt heute nacht?« fragte Kevin.

»Erstens, weil ich im Moment wirklich geladen bin«, erklärte Melanie. »Und zweitens, weil Spallek und Konsorten nicht im Traum damit rechnen, daß wir so etwas auch nur in Erwägung ziehen. Sie gehen davon aus, daß wir jetzt alle brav nach Hause fahren und uns vor Angst zitternd in unseren Betten verkriechen. Genau das wollten sie doch mit ihrer miesen Behandlung erreichen. Aber um eins klar-

zustellen: Klein beizugeben ist ganz und gar nicht meine Art.«

»Meine schon«, entgegnete Kevin.

»Ich glaube, Melanie hat recht«, schaltete Candace sich ein. »Sie haben es darauf angelegt, uns Angst einzujagen.«

»Und das ist ihnen ja wohl auch ziemlich gut gelungen«, sagte Kevin. »Oder bin ich hier etwa der einzige, der noch ganz bei Trost ist?«

»Ach was«, wiegelte Candace ab. »Wagen wir's einfach.«

»O nein!« stöhnte Kevin. »Dann bin ich ja wohl überstimmt.«

»Wir können dich auch gerne nach Hause bringen«, schlug Melanie vor und legte den Rückwärtsgang ein. »Damit habe ich kein Problem.«

»Und wie gedenkst du an die Schlüssel zu kommen?« fragte Kevin in einem letzten Versuch, sie daran zu hindern, einfach kopflos loszufahren. »Du weißt doch nicht einmal, wo sie sind.«

»Sie können ja wohl nur in Bertrams Büro sein«, entgegnete Melanie. »Wo sollen sie denn sonst sein? Schließlich ist er für die gesamte Logistik des Bonobo-Projekts zuständig. Und überhaupt - du warst es doch, der uns darauf gebracht hat, daß Edward die Schlüssel hat.«

»Angenommen die Schlüssel sind wirklich in Edwards' Büro«, sagte Kevin. »Was ist mit den Sicherheitsvorkehrungen? Die Büros sind normalerweise verschlossen.« Melanie griff in die Brusttasche ihres mit der Aufschrift »Tiersektion« versehenen Overalls und zog eine Magnetkarte hervor. »Du vergißt wohl, daß ich in der Tiersektion eine wichtige Position innehabe. Das hier ist nicht etwa eine Kreditkarte, die Visa Konkurrenz machen will, sondern eine Universal-Zutrittskarte. Mit dieser kleinen Plastikkarte kann ich in der Tiersektion rund um die Uhr jede Tür öffnen. Wie du weißt, ist die Mitarbeit an dem Bonobo-Projekt nur ein kleiner Teil meines umfangreichen Fertilitätsprogramms.«

Kevin drehte sich zu Candace um. Ihr blondes Haar glänzte im Dämmerlicht. »Die Entscheidung liegt bei dir«, sagte er. »Wenn du dabei bist, bin ich auch dabei.«

»Okay«, entgegnete Candace. »Bringen wir's hinter uns.«

Melanie brauste los und bog an der Autowerkstatt nach Norden ab.

In der Werkstatt wurde auf Hochtouren gearbeitet, riesige Neonstrahler tauchten die gesamte Arbeitsbühne in helles Licht. Die meisten der Lastwagen, die zwischen der Zone und Bata verkehrten, fuhren nachts, weshalb in der Nacht weit mehr Techniker in der Werkstatt arbeiteten als tagsüber oder am frühen Abend.

Bis zur Abbiegung nach Bata überholte Melanie diverse Sattelschlepper. Danach begegnete ihnen bis zur Tiersektion nicht ein einziges Auto.

Wie in der Autowerkstatt wurde auch in der Tiersektion in drei Schichten gearbeitet, allerdings gab es hier während der Nacht nicht allzuviel zu tun. Die meisten Mitarbeiter der Nachtschicht arbeiteten im Veterinärkrankenhaus, deshalb parkte Melanie direkt vor dessen Eingang. Inmitten der anderen Autos fiel Kevins Toyota am wenigsten auf. Sie stellte den Motor ab und fixierte den direkt in das Veterinärkrankenhaus führenden Haupteingang der Tiersektion. Dabei trommelte sie nervös mit ihren Fingern auf dem Lenkrad herum.

»Wir sind da«, bemerkte Kevin. »Und wie geht es nun weiter?«

»Darüber denke ich gerade nach«, erwiderte Melanie. »Ich weiß einfach nicht, ob ich lieber allein gehen oder euch doch mitnehmen soll.«

»Mein Gott«, staunte Candace. »Das ist ja ein riesiger Komplex.« Sie hatte sich vorgebeugt und musterte das sich von der Straße bis tief in den dichten Dschungel hinein erstreckende Gebäude. »Ich bin ja schon ein paarmal in Cogo gewesen, aber die Tiersektion habe ich bisher noch nicht gesehen. Ich hätte nicht im Traum erwartet, daß der Komplex so riesig ist. Ist der Trakt da vor uns das Krankenhaus?«

»Ja«, erwiderte Melanie. »Der ganze Flügel.«

»Ich war noch nie in einem Tierkrankenhaus«, fuhr Candace fort. »Und erst recht nicht in einem, das aussieht wie ein Palast. Ich würde es mir gerne einmal von innen ansehen.«

»Es ist auf dem neuesten Stand der Technik«, erklärte Melanie stolz. »Du mußt unbedingt mal die OPs besichtigen.«

»Das darf nicht wahr sein«, seufzte Kevin und verdrehte die Augen. »Offenbar bin ich von Geisteskranken umgeben! Gerade erst hat jeder von uns die schlimmste Erfahrung seines Lebens durchgemacht,

und jetzt tut ihr so, als ob nichts gewesen wäre, und redet von einer Besichtigungstour durch das Krankenhaus.«

»Heute nacht gibt es keine Besichtigungstour«, stellte Melanie klar und stieg aus. »Komm, Candace! Ich bin sicher, daß ich deine Hilfe gut gebrauchen kann. Du, Kevin, kannst ja hier warten, wenn du willst.«

»Von mir aus«, grummelte Kevin und sah den beiden Frauen hinterher, die in Richtung Eingang verschwanden. Doch plötzlich sprang er ebenfalls aus dem Auto und folgte ihnen. Wahrscheinlich war es weniger stressig, gleich mitzugehen, als untätig und voller Unruhe auf dem Parkplatz zu warten. »Moment«, rief er ihnen hinterher und rannte ein paar Schritte, um sie einzuholen.

»Ich will aber keine Klagen hören«, wies Melanie ihn zurecht.

»Keine Angst«, erwiderte Kevin. Er kam sich vor wie ein Teenager, der von seiner Mutter getadelt wurde. »Ich glaube nicht, daß wir irgendwelche Probleme kriegen werden«, sagte Melanie. »Dr. Edwards' Büro befindet sich im Verwaltungstrakt, und da treibt sich um diese Zeit normalerweise niemand herum. Um keinerlei Mißtrauen zu erwecken, sollten wir aber als erstes in den Umkleideraum gehen. Dort könnt ihr euch dann ebenfalls einen Overall der Tiersektion überziehen. Als Besucher würdet ihr um diese Uhrzeit vermutlich doch ziemlich schnell auffallen.«

»Scheint eine gute Idee zu sein«, bemerkte Candace.

»Okay«, sagte Bertram. Während er vom Bett aus telefonierte, warf er einen Blick auf die Leuchtanzeige seines Weckers. Es war kurz nach Mitternacht. »Ich bin in einer Viertelstunde in Ihrem Büro.«

Er schwang seine Beine über die Bettkante und schlüpfte unter dem Moskitonetz her.

»Gibt's Probleme?« fragte seine Frau Trish und richtete sich auf.

»Nur ein bißchen Ärger«, erwiderte Bertram. »Schlaf weiter. In einer halben Stunde bin ich hoffentlich zurück.« Er schloß hinter sich die Schlafzimmertür, knipste im Ankleideraum das Licht an und zog sich schnell an. Gegenüber Trish hatte er die Situation zwar heruntergespielt, doch in Wahrheit machte er sich große Sorgen. Er hatte

keine Ahnung, was eigentlich vorgefallen war, aber es mußte ernsthafte Schwierigkeiten geben. Siegfried hatte ihn bisher noch nie mitten in der Nacht angerufen und ihn in sein Büro zitiert. Im Osten war inzwischen der Mond aufgegangen. Da fast Vollmond war, war es draußen beinahe taghell. Am Himmel hingen silbrigviolette Schönwetterwolken. Die Luft war schwer und feucht, und bis auf die üblichen Dschungelgeräusche herrschte absolute Stille. Das konstante Summen, Zirpen und Kreischen wurde hin und wieder von einem kurzen Schrei übertönt. Bertram hatte sich im Laufe der Jahre an diese Geräuschkulisse gewöhnt und nahm sie gar nicht mehr richtig wahr.

Obwohl es bis zum Rathaus nur ein paar hundert Meter waren, nahm er das Auto. Er platzte fast vor Neugier und wollte so schnell wie möglich wissen, was los war. Als er auf den Parkplatz fuhr, fiel ihm auf, daß die normalerweise lethargisch herumhängenden Soldaten seltsam aufgeregt wirkten. Die Gewehre im Anschlag, marschierten sie vor dem Armeeposten auf und ab und fixierten ihn nervös, als er das Licht ausschaltete und aus dem Auto stieg.

Auf dem Weg zum Eingang sah Bertram durch die Ritzen der Fensterläden von Siegfrieds Büro schwache Lichtstrahlen schimmern. Er ging hinauf in den ersten Stock, durchquerte den Empfangsbereich, in dem normalerweise Aurielo saß, und betrat Siegfrieds Büro.

Siegfried saß an seinem Schreibtisch, die Füße hatte er auf die Ecke der Tischplatte gelegt. In seiner gesunden Hand schwenkte er behutsam ein Glas Brandy hin und her. Cameron McIvers, der Sicherheitschef, hatte es sich in einem Rattansessel gemütlich gemacht und hielt ebenfalls ein Brandyglas in der Hand. In einem der Schädel brannte eine Kerze, ansonsten war der Raum nicht weiter beleuchtet. Im flackernden Kerzenschein wirkten die ausgestopften Tiere wie echt.

»Danke, daß Sie zu dieser unchristlichen Stunde gekommen sind«, begrüßte ihn Siegfried mit seinem üblichen deutschen Akzent. »Ein kleiner Drink gefällig?«

»Werde ich den brauchen?« entgegnete Bertram und zog sich ebenfalls einen Rattansessel heran. Siegfried lachte. »Ein Brandy kann nie schaden.«

Cameron holte die Flasche aus dem Regal. Er war ein stämmiger, vollbärtiger Schotte. Seine rote Knollennase ließ seine ausgeprägte Vorliebe für Alkohol jeder Art erahnen; verständlicherweise war Scotch sein Lieblingsgetränk. Er schenkte Bertram ein, nahm dann wieder Platz und widmete sich erneut seinem eigenen Drink.

»Normalerweise treibt man mich nur dann mitten in der Nacht aus dem Bett, wenn eins von unseren Tieren in Lebensgefahr ist«, sagte Bertram. Er nippte an seinem Brandy und atmete tief durch. »Aber heute nacht scheint ja wohl irgendwas anderes im Busch zu sein.«

»Allerdings«, entgegnete Siegfried. »Erst einmal muß ich Ihnen mein ausdrückliches Lob aussprechen. Ihr Tip von heute nachmittag, Kevin Marshall im Auge zu behalten, war mehr als begründet und kam genau rechtzeitig. Nach unserem Gespräch habe ich Cameron gebeten, ihn von den Marokkanern überwachen zu lassen - und was glauben Sie? Heute abend ist er zusammen mit Melanie Becket und einer der OP-Schwestern nach Isla Francesca aufgebrochen. Er hat es bis zur Anlegestelle geschafft.«

»So ein Mist!« fluchte Bertram. »Sind sie auch auf der Insel gewesen?«

»Nein«, erwiderte Siegfried. »Sie haben bloß ein bißchen mit dem Floß herumgespielt. Außerdem haben sie mit Alphonse Kimba gesprochen.«

»Dieser Kevin Marshall treibt mich noch zur Weißglut!« rief Bertram. »In der Umgebung der Insel hat niemand etwas zu suchen. Und daß jemand mit dem Pygmäen spricht, geht mir genauso gegen den Strich.«

»Das sehe ich ähnlich«, stimmte Siegfried zu. »Wo sind die drei jetzt?« wollte Bertram wissen. »Wir haben sie nach Hause gehen lassen«, erwiderte Siegfried. »Vorher haben wir ihnen aber erst mal einen ordentlichen Schrecken eingejagt. Ich glaube kaum, daß sie sich noch mal in die Nähe der Insel wagen. Jedenfalls bestimmt nicht in der nächsten Zeit.«

»Das hat mir gerade noch gefehlt!« schimpfte Bertram. »Als ob ich mit der Aufspaltung der Bonobos in zwei Gruppen nicht schon genug Probleme hätte.«

»Wobei der Zwischenfall mit Kevin Marshall viel ernster zu nehmen ist, als daß die Bonobos in zwei Gruppen leben«, bemerkte Siegfried.

»Eins ist so schlimm wie das andere«, entgegnete Bertram. »Beide Vorfälle bedrohen das reibungslose Funktionieren unseres Programms und könnten für das ganze Projekt das Ende bedeuten. Vielleicht sollten wir erneut über meinen Vorschlag nachdenken, die Tiere einzufangen, in Käfige zu sperren und sie in die Tiersektion zurückzuholen. Die Käfige sind schon draußen auf der Insel. Es wäre also nicht besonders schwer, sie herzutransportieren, und wenn wir einen der Bonobos für eine Organentnahme benötigen, hätten wir es auch viel leichter.« Als er festgestellt hatte, daß die Bonobos sich in zwei Gruppen aufgeteilt hatten, hatte er es für das beste gehalten, die Tiere sofort zusammenzutreiben, sie in Käfige zu sperren und unter Beobachtung zu stellen. Doch Siegfried hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Bertram hatte daraufhin sogar in Erwägung gezogen, sich über Siegfried hinwegzusetzen und sich an seinen direkten Chef in Cambridge, Massachusetts, zu wenden. Letztendlich hatte er davon abgesehen. Mit diesem Schritt hätte er die Führung von GenSys nur darauf aufmerksam gemacht, daß sie mit dem Bonobo-Projekt Probleme hatten.

»Diese Diskussion fangen wir jetzt nicht wieder von vorne an«, stellte Siegfried mit Nachdruck klar. »Wir bleiben dabei: die Bonobos sind am besten auf der Insel aufgehoben. Daran gibt es nichts zu rütteln. Schließlich haben wir zu Beginn des Projekts einstimmig beschlossen, daß dies die beste Lösung ist. Und in diesem Punkt habe ich meine Meinung nicht geändert. Was mir seit dem Zwischenfall mit Kevin Marshall allerdings einige Sorgen bereitet, ist die Brücke.«

»Wieso?« fragte Bertram. »Sie kann doch von niemandem einfach ausgefahren werden. Dafür braucht man einen Schlüssel.«

»Und wo ist dieser Schlüssel?« wollte Siegfried wissen. »In meinem Büro«, erwiderte Bertram.

»Ich glaube, er wäre besser hier im Hauptsafe aufgehoben«, sagte Siegfried. »Schließlich haben die meisten Ihrer Mitarbeiter Zugang zu Ihrem Büro, zum Beispiel auch Melanie Becket.«

»Da haben Sie womöglich recht«, gab Bertram zu. »Gut, daß Sie das auch so sehen«, sagte Siegfried. »Ich möchte Sie nämlich bitten, den Schlüssel zu holen. Wie viele Exemplare haben Sie?«

»Ich weiß es nicht genau«, erwiderte Bertram. »Vier oder fünf.«

»Okay«, sagte Siegfried. »Ich will sie hier im Safe haben.«

»Einverstanden«, entgegnete Bertram. »Damit habe ich kein Problem.«

»Gut«, bemerkte Siegfried, nahm seine Beine vom Schreibtisch und erhob sich. »Gehen wir. Ich begleite Sie.«

»Wollen Sie die Schlüssel etwa jetzt holen?« fragte Bertram ungläubig.

»Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen«, entgegnete Siegfried. »Ist das nicht ein Sprichwort, auf das Ihr Amerikaner steht? Wenn ich die Schlüssel sicher im Safe weiß, kann ich heute nacht bestimmt besser schlafen.«

»Soll ich auch mitkommen?« fragte Cameron. »Nein«, erwiderte Siegfried. »Nicht nötig. Das werden Bertram und ich wohl alleine schaffen.«

Kevin stand im Männer-Umkleideraum und betrachtete sich im Spiegel, der sich am Ende einer langen Reihe von Schließfächern befand. Keiner der Overalls wollte ihm richtig passen: Die kleinste Größe war zu klein und die nächste Nummer ein wenig zu groß, so daß er die Ärmel umschlagen und die Beine aufkrempeln mußte.

»Was treibst du denn so lange da drinnen?« rief Melanie. Sie hatte die Tür geöffnet, um nach ihm zu sehen. »Ich komme ja schon«, entgegnete Kevin. Er verstaute seine eigene Kleidung in einem Schließfach, schloß die Tür und eilte hinaus in den Flur.

»Dabei brauchen doch angeblich nur Frauen eine Ewigkeit zum Anziehen«, bemerkte Melanie.

»Ich konnte mich nicht entscheiden, welche Größe ich nehmen sollte«, entgegnete Kevin.

»Ist irgend jemand in die Umkleide gekommen, während du drinnen warst?« fragte Melanie. »Nein«, erwiderte Kevin. »Keine Menschenseele.«

»Gut«, sagte Melanie. »Bei uns hat sich auch niemand blicken lassen. Gehen wir!« Melanie steuerte auf die Treppe zu und gab Kevin und Candace zu verstehen, daß sie ihr folgen sollten. »Um in den Verwaltungstrakt zu gelangen, müssen wir als erstes einen Teil des Veterinärkrankenhauses durchqueren. Am besten meiden wir den Haupttrakt. Da befinden sich nämlich die Notaufnahme und die Intensivstation; dementsprechend schwirren dort immer ziemlich viele Leute herum. Wir durchqueren das Krankenhaus im ersten Stock, wo im übrigen auch die Fertilitätsabteilung ist. Wenn uns jemand anspricht, kann ich sagen, daß ich gekommen bin, um nach meinen Patienten zu sehen.«

»Super«, bemerkte Candace.

Sie stiegen hinauf in den ersten Stock. Im Haupttrakt begegneten sie einem Mitarbeiter der Tiersektion, doch falls er es seltsam fand, Kevin und Candace mitten in der Nacht im Veterinärkrankenhaus umherwandeln zu sehen, ließ er sich zumindest nichts anmerken. Er nickte ihnen nur kurz zu und ging weiter.

»Das war ja ziemlich einfach«, flüsterte Candace. »Muß an den Overalls liegen«, entgegnete Melanie. Sie bogen nach links ab, durchquerten eine Pendeltür und landeten in einem hell erleuchteten, engen Gang, von dem etliche, nicht gekennzeichnete Räume abgingen. Melanie öffnete eine der Türen und lugte in den Raum. Dann zog sie die Tür leise wieder zu. »Da drinnen ist eine von meinen Patientinnen. Ein Tiefland-Gorilla-Weibchen. Sie ist bald soweit, daß ich ihr die Eizellen entnehmen kann. Wir müssen sie auf ein ziemlich hohes Hormonlevel hochstimulieren, davon werden sie manchmal ein bißchen wild und ungehalten. Aber im Moment scheint sie tief und fest zu schlafen.«

»Darf ich sie mal sehen?« fragte Candace. »Ja«, erwiderte Melanie. »Warum nicht? Aber sei ganz leise, und vermeide jede abrupte Bewegung.« Candace nickte, woraufhin Melanie die Tür wieder öffnete und in den Raum schlüpfte. Candace folgte ihr. Kevin blieb in der Tür stehen.

»Sollten wir uns nicht lieber um die Angelegenheit kümmern, wegen der wir hergekommen sind?« flüsterte er. Melanie legte ihren

Zeigefinger auf die Lippen und bedeutete ihm, den Mund zu halten. In dem Raum gab es vier große Käfige, von denen jedoch nur einer belegt war. Auf einem Bett aus Stroh lag ein stattliches Gorilla-Weibchen und schlief. Die in die Decke eingelassenen Lampen waren heruntergedimmt und verbreiteten nur ein schwaches Licht.

Candace betastete vorsichtig eine Gitterstange und beugte sich ein wenig vor, um besser sehen zu können. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so nahe vor einem Gorilla gestanden. Wenn sie gewollt hätte, hätte sie ihn sogar anfassen können. Völlig unvermittelt wurde das Gorilla-Weibchen plötzlich wach und stürmte zur Vorderseite des Käfigs. Im nächsten Augenblick hämmerte es mit den Fäusten auf dem Boden herum wie auf einer Pauke und begann gellend zu kreischen. Candace schrie ebenfalls laut auf und brachte sich durch einen Sprung nach hinten in Sicherheit. Melanie legte ihr die Hand auf die Schulter und versuchte sie zu beruhigen.

»Ist ja gut«, sagte sie.

Das Gorilla-Weibchen warf sich noch einmal gegen die vorderen Gitterstäbe des Käfigs und schleuderte eine Handvoll frischen Kots durch den Raum, der die gegenüberliegende Wand besudelte.

Melanie führte Candace schnell aus dem Raum, Kevin zog hinter ihnen die Tür zu.

»Das tut mir wirklich leid«, wandte Melanie sich an Candace. Da sie eher ein nordischer Typ war, war Candace ohnehin immer etwas blaß, doch jetzt war sie kreideweiß. »Ist alles okay mit dir?«

»Ich glaube ja«, stammelte Candace und prüfte, ob die Vorderseite ihres Overalls etwas abbekommen hatte. »Ich fürchte, das Gorilla-Weibchen leidet unter PMS«, bemerkte Melanie. »Du hast doch hoffentlich nicht etwa eine Ladung Fäkalien abbekommen, oder?«

»Ich glaube, ich habe Glück gehabt«, erwiderte Candace und fuhr sich mit der Hand über den Kopf, um ihre Haare eingehend nach Gorillakot zu untersuchen.

»Holen wir lieber endlich die Schlüssel«, ermahnte Kevin die beiden Frauen. »Wir müssen es ja nicht unbedingt darauf anlegen, erwischt zu werden.«

Sie durchquerten die Fertilitätsabteilung und betraten durch eine

weitere Pendeltür einen großen Raum, der in zahlreiche Nischen unterteilt war. In jeder der Nischen befanden sich mehrere Käfige, in denen junge Menschenaffen verschiedener Spezies untergebracht waren.

»Wir befinden uns jetzt in der pädiatrischen Abteilung«, erklärte Melanie leise. »Verhaltet euch einfach ganz normal.« Außer ihnen waren vier Angestellte der Tiersektion im Raum. Sie hatten Stethoskope um den Hals und trugen OP-Kleidung. Jeder von ihnen begrüßte die drei mit einem freundlichen Lächeln und einem kurzen Kopfnicken. Sie waren viel zu beschäftigt, um Argwohn zu schöpfen.

Nachdem sie eine weitere Pendeltür und einen kurzen Flur durchquert hatten, standen sie vor einer schweren Feuertür. Die Tür war verschlossen, und Melanie mußte ihre Magnetkarte benutzen, um sie zu öffnen.

»Wir sind da«, flüsterte Melanie, während sie die Tür leise hinter sich ins Schloß fallen ließ. Nach dem geschäftigen Treiben in der pädiatrischen Abteilung herrschte hier eine absolute Stille; zudem war es stockdunkel. »Hier beginnt der Verwaltungstrakt. Das Treppenhaus ist am Ende des Flurs auf der linken Seite. Bleibt dicht hinter mir.«

Sie tasteten in der Dunkelheit umher, bis Candace ihre Hände auf Melanies Schultern und Kevin seine auf Candace' Schultern gelegt hatte.

»Los geht's!« spornte Melanie ihre Begleiter an. Dann begann sie sich zentimeterweise voranzubewegen, indem sie sich mit der Hand an der Wand entlangtastete. Kevin und Candace ließen sich von ihr ziehen. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit, und als sie sich der Tür zum Treppenhaus näherten, erkannten sie sogar einen schwachen Schimmer des durch die Ritzen fallenden hellen Mondlichts.

Im Treppenhaus war es verhältnismäßig hell, da es auf jedem Treppenabsatz große Fenster gab.

Auch der Flur im Erdgeschoß war wesentlich einfacher zu begehen als der im ersten Stock, denn die Glastüren im Eingangsbereich lie-

ßen ein wenig Licht in das Gebäude fallen. Melanie führte sie zu Bertrams Büro.

»Jetzt kommt die Feuerprobe«, sagte Kevin, als Melanie ihre Karte in das Schloß steckte.

Kurz darauf ertönte ein beruhigendes Klicken, und die Tür öffnete sich.

»Wie ich gesagt habe«, stellte Melanie erfreut fest. »Es ist ganz einfach.«

Kaum hatten sie das Büro betreten, tauchten sie erneut in eine nahezu totale Finsternis. Die einzige Lichtquelle war die offenstehende Tür, durch die ein äußerst schwacher Strahl vom Flur in den Raum hineinfiel.

»Und was nun?« fragte Kevin. »So finden wir bestimmt nichts.«

»Stimmt«, entgegnete Melanie und tastete die Wand nach einem Schalter ab. Als sie ihn gefunden hatte, knipste sie das Licht an.

»Oje, ist das grell«, sagte sie und blinzelte ihre Begleiter an. »Hoffentlich macht das Licht nicht die marokkanischen Söldner auf uns aufmerksam«, gab Kevin zu bedenken. »An die will ich jetzt am allerwenigsten denken«, entgegnete Melanie und durchquerte das Vorzimmer, um auch in Bertrams Arbeitszimmer das Licht anzumachen. Kevin und Candace folgten ihr.

»Ich glaube, wir sollten systematisch vorgehen«, schlug Melanie vor. »Ich nehme mir den Schreibtisch vor. Du, Candace, durchforstest den Aktenschrank, und du, Kevin, durchsuchst das Vorzimmer. Dann kannst du gleichzeitig den Flur im Auge behalten und uns Bescheid geben, wenn jemand kommt.«

»Ein schöner Gedanke«, bemerkte Kevin.

Siegfried bog bei der Autowerkstatt links in die Zufahrtsstraße zur Tiersektion ab und trat noch einmal kräftig das Gaspedal durch. Wegen seiner rechtsseitigen Behinderung hatte er seinen neuen Toyota Land-Cruiser so umbauen lassen, daß er mit der linken Hand schalten konnte.

»Weiß Cameron, warum uns die Sicherheitsbestimmungen für Isla Francesca so ein Kopfzerbrechen bereiten?« fragte Bertram.

»Nein«, erwiderte Siegfried. »Er hat keine Ahnung.«

»Hat er denn noch nie gefragt?«

»Nein. Das ist nicht seine Art. Er ist ein Mann, der Befehle entgegennimmt und sie nicht hinterfragt.«

»Warum weihen wir ihn nicht einfach ein und beteiligen ihn mit einem geringen Prozentsatz?« schlug Bertram vor. »Immerhin könnte er uns eine große Hilfe sein.«

»Auf gar keinen Fall!« empörte sich Siegfried. »Ich lasse mir doch nicht meine Anteile verwässern. Derartige Vorschläge können Sie sich in Zukunft schenken. Außerdem ist Cameron uns auch so eine große Hilfe. Er tut immer genau, was ich ihm sage.«

»Was mir bei diesem Zwischenfall mit Kevin Marshall am meisten Sorgen bereitet, ist, daß er den beiden Frauen irgend etwas erzählt haben muß«, fuhr Bertram fort. »Das Schlimmste wäre in meinen Augen, wenn sie dahintergekommen sind, daß die Bonobos auf der Insel mit Feuer umgehen können. Wenn das nämlich nach außen dringt, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis wir die Tierschutzfanatiker auf dem Hals haben. Und dann wird GenSys das Programm in Null Komma nichts einstellen.«

»Und was sollen wir Ihrer Meinung nach tun?« fragte Siegfried. »Ich könnte auch dafür sorgen, daß die drei einfach verschwinden.«

Bertram starrte Siegfried an und schauderte. Der Vorschlag war ernst gemeint, daran bestand kein Zweifel. »Nein«, erwiderte Bertram und blickte wieder nach vorn auf die Windschutzscheibe. »Das würde alles nur noch verschlimmern. Womöglich würde man uns dann eine staatliche Untersuchungskommission hier runterschicken. Ich sage es Ihnen noch einmal: Wir sollten die Bonobos betäuben, sie in die Käfige sperren, die ich bereits auf die Insel habe schaffen lassen, und sie zurückbringen in die Tiersektion. Feuerchen werden sie dann jedenfalls nicht mehr entfachen, darauf können Sie Gift nehmen.«

»Nein, zum Kuckuck!« schnauzte Siegfried ihn an. »Die Tiere bleiben auf der Insel! Wenn Sie sie herholen, kriegen wir nur noch mehr Probleme. Zwar können die Viecher drinnen nicht mehr mit Feuer herumexperimentieren, aber wir wissen doch, mit was für gerissenen

kleinen Biestern wir es zu tun haben. Wenn ich nur daran denke, wie schwer sich die Tiere einfangen lassen, kann ich mir gut vorstellen, daß sie sich in den Käfigen irgend etwas anderes einfallen lassen, was nicht weniger absonderlich ist. Als nächstes fangen dann die Tierpfleger an zu reden, und es dauert nicht mehr lange, bis wir richtig im Schlamassel sitzen.«

Bertram seufzte und fuhr sich nervös mit der Hand durch sein weißes Haar. Er mußte sich eingestehen, daß Siegfried nicht unrecht hatte. Trotzdem hielt er es für besser, die Tiere von der Insel zu holen, und zwar vor allem, um sie voneinander getrennt unter Verschluß zu halten.

»Morgen früh spreche ich mit Raymond Lyons über die Geschichte«, sagte Siegfried. »Als ich ihn vorhin angerufen habe, war er nicht da. Aber da Kevin Marshall ihn sowieso schon wegen Feuers auf der Insel belämmert hat, können wir ihn ja auch nach seiner Meinung fragen. Immerhin hat er die ganze Operation ins Leben gerufen. Und eins steht fest: Er ist genausowenig auf Ärger aus wie wir.«

»Stimmt«, pflichtete Bertram ihm bei.

»Eins würde mich ja noch interessieren«, sagte Siegfried. »Wenn die Tiere tatsächlich Feuer machen - wo haben sie es Ihrer Meinung nach ursprünglich her? Glauben Sie immer noch an einen Blitzeinschlag?«

»Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte Bertram. »Zumindest wäre das eine Möglichkeit. Andererseits darf man nicht vergessen, daß sie unseren Arbeitern jede Menge Werkzeuge, Seile und anderen Kram gestohlen haben, als sie drüben auf der Insel waren, um den Brückenmechanismus fertigzustellen. Niemand hatte auch nur die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß die Affen so etwas tun könnten. Immerhin waren sämtliche Arbeitsgeräte in Werkzeugkästen verstaut. Kurz und gut: sie könnten unter Umständen auch an Streichhölzer gekommen sein. Allerdings habe ich absolut keine Ahnung, wie sie rausgekriegt haben könnten, wie man damit Feuer macht.«

»Sie haben mich gerade auf eine Idee gebracht«, sagte Siegfried. »Warum erzählen wir Kevin und den Frauen nicht einfach, daß letzte Woche ein paar Arbeiter mit dem Auftrag auf der Insel waren, einen

Weg durch den Dschungel zu schlagen? Wir sagen ihnen einfach, wir hätten gerade herausgefunden, daß sie das Feuer entfacht haben.«

»Hervorragend!« rief Bertram. »Eine wirklich gute Idee! Und sie macht sogar Sinn. Wir haben wirklich überlegt, über den Rio Diviso eine Brücke zu bauen.«

»Warum sind wir bloß nicht früher darauf gekommen?« fragte Siegfried. »Es gibt doch kaum etwas Näherliegendes.« Vor ihnen tauchten im Licht der Scheinwerfer die ersten Gebäude der Tiersektion auf. »Wo soll ich parken?« fragte Siegfried.

»Fahren Sie direkt vor den Eingang«, erwiderte Bertram. »Sie können im Auto warten. Ich brauche nur ein paar Minuten.«

Siegfried nahm seinen Fuß vom Gaspedal und trat auf die Bremse.

»Das gibt's doch gar nicht!« rief Bertram plötzlich.

»Was ist denn?«

»In meinem Büro brennt Licht«, erwiderte Bertram.

»Das sieht vielversprechend aus«, rief Candace und zog eine dicke Mappe aus der obersten Schublade des Aktenschranks. Sie war dunkelblau und wurde von einem Gummi zusammengehalten. Rechts oben auf dem Aktendeckel stand: ISLA FRANCESCA.

Melanie schloß die Schreibtischschublade, die sie gerade durchwühlt hatte, und ging zu Candace hinüber. Kevin kam aus dem Vorzimmer herbeigeeilt.

Candace entfernte das Gummi und öffnete die Mappe. Dann breitete sie den Inhalt auf einem Tisch aus. Es kamen diverse Schaltpläne elektronischer Geräte zum Vorschein, außerdem Computerausdrucke und zahlreiche Karten, und schließlich auch ein dicker, großer Umschlag, auf dem in fetten Buchstaben STEVENSON BRIDGE geschrieben stand. »Jetzt wird es heiß«, sagte Candace. Sie öffnete den Umschlag, griff hinein und zog einen Ring mit fünf identischen Schlüsseln hervor.

»Voilà«, rief Melanie. Sie nahm den Ring und begann, einen der Schlüssel abzuziehen.

Kevin warf einen Blick auf die Pläne und zog eine detaillierte Höhenlinienkarte aus dem Stapel. Er hatte die Karte gerade zur Hälfte

entfaltet, als er aus dem Augenwinkel ein flackerndes Licht bemerkte. Nervös blickte er zum Fenster und sah, wie sich auf den halbgeöffneten Lamellen der Jalousetten Scheinwerferlichter spiegelten. Er ging ans Fenster und spähte hinaus. »O nein!« stöhnte er auf. »Ich sehe Siegfrieds Auto.«

»Schnell«, rief Melanie. »Wir müssen das ganze Zeug wieder zurück in den Schrank packen.«

Melanie und Candace stopften eilig die Papiere in die Mappe und legten sie zurück in die Schublade. Kaum hatten sie den Aktenschrank wieder verschlossen, da hörten sie auch schon, wie die Eingangstür zum Gebäude geöffnet wurde.

»Hier entlang!« flüsterte Melanie in Panik. Sie zeigte auf die Tür hinter Bertrams Schreibtisch. Schnell huschten sie hindurch. Als Kevin die Tür hinter sich schloß, hörte er, wie jemand Bertrams Vorzimmer betrat.

Sie waren in einem von Bertrams Untersuchungsräumen gelandet. Er war rundum weiß gekachelt, in der Mitte stand ein Untersuchungstisch aus rostfreiem Stahl. Genau wie im Arbeitszimmer gab es vor den Fenstern Jalousetten, durch die gerade genug Licht hereinfiel, um die Tür zum Flur zu erkennen. Dummerweise stieß Kevin während ihrer überstürzten Flucht gegen einen Metalleimer, der neben dem Untersuchungstisch auf dem Boden stand.

Der Eimer klapperte gegen das Bein des Tisches und klirrte dabei in der Stille der Nacht so laut wie die Bimmel in einem Vergnügungspark. Melanie reagierte sofort; sie riß die Tür zum Flur auf und stürmte blitzschnell in Richtung Treppenhaus. Candace folgte ihr. Als Kevin auf den Flur hinausstürzte, hörte er, wie hinter ihm die Tür zu Bertrams Arbeitszimmer aufgerissen wurde. Er hatte keine Ahnung, ob man ihn gesehen hatte oder nicht. Melanie stürzte, so schnell es in dem fahlen Mondlicht nur irgend ging, die Treppe hinunter. Sie konnte Kevin und Candace dicht hinter sich hören. Am unteren Treppenabsatz angelangt, tastete sie sich bis zur Kellertür vor. Bis sie sie gefunden und geöffnet hatte, verstrichen wertvolle Sekunden. Plötzlich wurde direkt über ihnen im Erdgeschoß die Treppenhaustür aufgerissen. Kurz darauf kamen schwere Schritte die

Metalltreppe herabgestapft.

Bis auf einen schwach leuchtenden, rechteckigen Umriß in der Ferne war es im Keller stockdunkel. Die drei nahmen sich bei den Händen und steuerten langsam auf die Lichtquelle zu. Erst als sie direkt davor standen, erkannten sie, daß es sich um eine Feuertür handelte, durch deren Ritzen ein wenig Licht fiel. Melanie suchte nach dem Schlitz, schob ihre Magnetkarte ein, und die Tür öffnete sich.

Hinter der Feuertür traten sie auf einen engen, hell erleuchteten Gang, den sie so schnell sie konnten entlangrannten. Auf halber Strecke blieb Melanie abrupt stehen und öffnete eine Tür mit der Aufschrift PATHOLOGIE.

»Schnell, rein da!« zischte sie ihren Begleitern zu. Kevin und Candace folgten ihrer Aufforderung wortlos.

Melanie zog die Tür zu und verschloß sie mit einem Schieberiegel.

Sie standen in einem Vorraum, der zu zwei Autopsiesälen führte. In dem Raum gab es diverse Waschbecken, etliche Arbeitstische und eine schwere Isoliertür, die in einen Kühlraum führte.

»Warum sind wir hier reingegangen?« fragte Kevin mit panischer Stimme. »Jetzt sitzen wir in der Falle.«

»Nein«, entgegnete Melanie. Sie war ziemlich außer Atem. »Hier entlang.« Sie gab Kevin und Candace zu verstehen, daß sie ihr folgen sollten. Zu Kevins Überraschung standen sie mit einem Mal vor einem Fahrstuhl. Melanie drückte auf den Knopf, um den Aufzug zu holen. Mit einem lauten Quietschen setzte sich der Mechanismus in Gang. Gleichzeitig begann die Stockwerkanzeige zu leuchten; der Fahrstuhl befand sich in der zweiten Etage.

»Nun komm schon!« rief Melanie, als ob ihr Flehen den Mechanismus beschleunigen könnte. Da es sich um einen Frachtaufzug handelte, war er extrem langsam. Er hatte gerade das Erdgeschoß hinter sich gelassen, als die zum Gang hinausführende Tür knarrte und gedämpfte Stimmen zu hören waren. Die drei sahen sich panisch an. »In ein paar Sekunden sind sie hier«, sagte Kevin. »Gibt es noch einen anderen Weg nach draußen?«

Melanie schüttelte den Kopf. »Nein, nur den Fahrstuhl.«

»Dann müssen wir uns verstecken«, entgegnete Kevin. »Was ist mit

dem Kühlraum?« schlug Candace vor. Da zum Diskutieren keine Zeit mehr war, eilten die drei zum Kühlraum. Kevin riß die Tür auf, woraufhin ihnen kalter Nebel entgegenschlug, der sich dann auf den Boden herabsenkte. Candace ging als erste hinein, Melanie folgte ihr, Kevin betrat als letzter den Raum und zog die Tür mit einem lauten Klicken hinter sich zu.

Der Raum maß etwa sieben mal sieben Meter. An den Wänden und in der Mitte befanden sich deckenhohe Regale aus rostfreiem Stahl, in denen riesenhafte tote Primaten lagen. Am beeindruckendsten war der auf einem der mittleren Regale liegende Kadaver eines enormen männlichen Gorillas mit silbernem Rückenhaar. Der Raum wurde lediglich von ein paar nackten, von Drahtkörben umgebenen Glühbirnen beleuchtet, die entlang der Gänge in großen Abständen von der Decke hingen.

Instinktiv huschten die drei hinter eines der Regale im mittleren Gang und duckten sich. Sie atmeten so tief ein und aus, daß sich vor ihren Gesichtern Dampfschwaden bildeten. In der Luft lag ein Hauch von Ammoniak. Es roch zwar nicht angenehm, war aber alles in allem gerade noch erträglich. Der Raum war so gut isoliert, daß sie absolut nichts hören konnten. Nicht einmal das laute Quietschen des Fahrstuhls drang zu ihnen durch. Doch plötzlich nahmen sie ein unmißverständliches Klicken wahr: Jemand hatte den Schnappriegel der Isoliertür geöffnet.

Kevin spürte, wie ihm das Herz bis zum Halse schlug. Innerlich bereitete er sich schon darauf vor, im nächsten Augenblick in das höhnische Gesicht von Siegfried zu blicken. Er hob vorsichtig den Kopf und lugte über den koloßartigen, toten Gorilla. Doch zu seiner Überraschung sah er nicht Siegfried, sondern zwei Männer in Arbeitsuniformen, die den Kadaver eines Schimpansen trugen.

Wortlos wuchteten sie den toten Affen gleich rechts neben der Tür auf ein Regal und verschwanden wieder. Als die Tür wieder zugeschnappt war, sah Kevin zu Melanie hinab und seufzte: »Heute ist der schlimmste Tag meines Lebens.«

»Und er ist noch lange nicht vorbei«, entgegnete Melanie. »Wir sind nämlich noch nicht draußen. Wenigstens haben wir gefunden,

weshalb wir hergekommen sind.« Sie öffnete ihre Faust und hielt den Schlüssel hoch, dessen verchromte Oberfläche das Licht reflektierte.

Kevin sah hinunter auf seine eigene Hand. Ohne es gemerkt zu haben, umklammerte er noch immer die Höhenlinienkarte von Isla Francesca.

Bertram verließ das Treppenhaus und knipste das Licht im Flur an. Er war zunächst in den ersten Stock hinaufgestürmt und hatte sich bei den Mitarbeitern der pädiatrischen Abteilung erkundigt, ob gerade jemand durch ihre Gänge gerannt sei. Die Antwort hatte »nein« gelautet.

Nun betrat er den Untersuchungsraum und knipste auch hier das Licht an. Im nächsten Moment erschien Siegfried in der Tür.

»Und?« fragte Siegfried.

»Ich kann einfach nicht sagen, ob hier jemand drinnen war oder nicht«, entgegnete Bertram, während er den Metalleimer ins Visier nahm, der nicht an seinem gewohnten Platz unter der Kante des Untersuchungstisches stand. »Haben Sie jemanden gesehen?« wollte Siegfried wissen. »Nein«, erwiderte Bertram. »Aber ich bin mir nicht sicher. Vielleicht haben ja auch die Leute vom Wachdienst das Licht angelassen.«

»Jedenfalls spricht jetzt noch mehr dafür, die Schlüssel im Hauptsafe aufzubewahren«, stellte Siegfried fest. Bertram nickte und beförderte den Metalleimer mit dem Fuß zurück an seinen Platz. Dann knipste er das Licht im Untersuchungsraum aus und folgte Siegfried in sein Büro. Er öffnete die oberste Schublade seines Aktenschranks und holte die Mappe mit den Unterlagen von Isla Francesca hervor. Er löste das Gummi und nahm die Papiere heraus. »Ist irgendwas?« fragte Siegfried.

Bertram hatte gezögert. Er war ein übertrieben ordnungsliebender Mensch und konnte sich nicht vorstellen, die Dokumente so chaotisch in die Mappe gestopft zu haben. Da er bereits das Schlimmste befürchtete, war er um so erleichterter, als er den Umschlag mit der Aufschrift »Stevenson Bridge« in die Hand nahm und den dicken Schlüsselring ertastete.

Kapitel 12
5. März 1997, 18.45 Uhr
New York City

So etwas Verrücktes habe ich noch nie gesehen«, sagte Jack und spähte angestrengt durch sein Mikroskop. Er hatte sich in der letzten halben Stunde so intensiv mit einem speziellen Schnitt beschäftigt, daß er nicht mehr wahrgenommen hatte, was um ihn herum passierte. Chet hatte es schließlich aufgegeben, seinem Kollegen eine Antwort zu entlocken. Wenn Jack sich auf etwas konzentrierte, war er für seine Außenwelt nicht mehr ansprechbar.

»Schön, daß du deinen Spaß hast«, bemerkte Chet. Er hatte sich gerade von seinem Schreibtisch erhoben und seine Sachen zusammengepackt, um Feierabend zu machen. Jack lehnte sich zurück und schüttelte den Kopf.

»Bei diesem Fall ist einfach nichts normal.« Dann sah er zu Chet auf und wunderte sich, daß dieser im Mantel vor ihm stand. »Willst du schon gehen?«

»Ja. Und ich versuche bereits seit einer Viertelstunde, mich von dir zu verabschieden.«

»Dann sieh dir das noch an, bevor du gehst«, forderte Jack ihn auf und zeigte auf sein Mikroskop. Er rollte mit seinem Stuhl zurück, um Chet Platz zu machen.

Chet warf einen Blick auf die Uhr und überlegte. Um sieben begann sein Aerobic-Kurs. Er hatte ein Auge auf eine der Stammkundinnen des Fitneßcenters geworfen und sich eigentlich alleine deshalb zu dem Training angemeldet, um die Frau ansprechen zu können. Das Problem war nur, daß sie im Gegensatz zu ihm in recht guter körperlicher Verfassung war; am Ende der Trainingsstunde war er jedesmal viel zu geschafft, um noch ein Wort herauszubringen.

»Nun komm schon«, drängte Jack. »Du willst mir deine Expertenmeinung doch wohl nicht vorenthalten!« Chet stellte seine Aktenta-

sche wieder ab, beugte sich hinab und sah durch das Okular. Da Jack ihm keine weiteren Erläuterungen gab, mußte er erst einmal herausfinden, mit welcher Art von Gewebe er es überhaupt zu tun hatte. »Du brütest also immer noch über diesem Leber-Gefrierschnitt«, stellte er fest.

»Allerdings«, entgegnete Jack. »Und er hat mich den ganzen Nachmittag in Atem gehalten.«

»Warum wartest du nicht, bis dir die normal präparierten Schnitte vorliegen?« wollte Chet wissen. »Diese Gefrierschnitte lassen doch gar keine definitiven Schlüsse zu.«

»Ich habe Maureen ja schon gebeten, sie so schnell wie möglich vorzubereiten«, erklärte Jack. »Aber in der Zwischenzeit ist das hier alles, was ich habe. Was hältst du von dem Bereich unter dem Zeiger?«

Chet drehte an der Okularfokussierung. Eines der zahlreichen Probleme bei den Gefrierschnitten bestand darin, daß sie meistens ziemlich dick waren und die Zellstruktur daher recht verschwommen erschien.

»Sieht nach einem Granulom aus, würde ich sagen«, erwiderte Chet. Ein Granulom war ein Zeichen für eine chronische Entzündung des Gewebes.

»Zu dem Schluß bin ich auch gekommen«, sagte Jack. »Jetzt geh mal weiter nach rechts. Da siehst du einen Teil der Leberoberfläche. Was sagst du dazu?«

Chet folgte Jacks Aufforderung. Dabei ging ihm durch den Kopf, daß der Aerobic-Kurs bestimmt voll sein würde, wenn er nicht sofort aufbrach. Der Trainer war einer der beliebtesten im ganzen Fitneßcenter.

»Sieht aus wie eine große, vernarbte Zyste«, stellte Chet fest. »Kommt dir das, was du da vor dir hast, irgendwie bekannt vor?« wollte Jack wissen.

»Kann ich nicht gerade sagen«, erwiderte Chet. »Ich finde, es sieht eher ziemlich ungewöhnlich aus.«

»Gut gesagt«, bemerkte Jack. »Und jetzt noch eine letzte Frage.«

Chet sah von dem Mikroskop auf und blickte seinen Kollegen an,

der seine gewölbte Stirn in tiefe Falten gelegt hatte. »Würdest du bei einem relativ frisch operierten Transplantationspatienten so eine Leber erwarten?«

»Um Himmels willen, nein!« rief Chet. »Eine akute Entzündung könnte ich mir ja noch vorstellen, aber bestimmt kein Granulom. Und erst recht hielte ich es für völlig ausgeschlossen, daß man das Granulom auch noch auf den ersten Blick erkennen kann - wie bei dieser großen Oberflächenzyste hier.« Jack seufzte. »Danke. Ich hatte schon langsam an mir zu zweifeln begonnen. Wie beruhigend, daß du haargenau zu demselben Schluß gekommen bist wie ich.«

»Hallo«, unterbrach sie plötzlich eine Stimme. Die beiden sahen auf. In der Tür stand Ted Lynch, der Leiter des DNA-Labors. Was seine Körpergröße betraf, so stand er Calvin Washington in nichts nach. Vor seinem Studium hatte er in Princeton in der Football-Mannschaft gespielt.

»Ich habe hier ein paar Ergebnisse für Sie«, wandte er sich an Jack. »Aber ich fürchte, sie werden Ihnen nicht gefallen. Deshalb schaue ich auch persönlich bei Ihnen vorbei. Ich weiß ja, daß Sie felsenfest von einer Lebertransplantation ausgegangen sind, aber mit dem DQ-alpha-Test haben wir eine exakte Gewebeübereinstimmung festgestellt. Das heißt also, daß es sich um die eigene Leber des Toten handeln muß.«

»Ich glaube, ich kapituliere«, stöhnte Jack und erhob verzweifelt die Hände.

»Nach dem DQ-alpha-Test bestand zunächst durchaus noch die, wenn auch unwahrscheinliche, Möglichkeit, daß wir es doch mit einem Transplantat zu tun haben«, erklärte Ted. »Es gibt bei der DQ-alpha-Sequenz einundzwanzig verschiedene mögliche Genotypen, und der Test versagt in etwa 7% der Fälle. Aber ich bin noch einen Schritt weitergegangen und habe die A-B-Null-Blutgruppen auf Chromosom 9 untersucht, und diese stimmen ebenfalls exakt überein. Wenn man die beiden Ergebnisse zusammennimmt, ist es so gut wie ausgeschlossen, daß es sich nicht um die eigene Leber des Patienten handelt.«

»Das haut mich um«, bemerkte Jack, faltete die Hände und legte sie

auf den Kopf. »Ich habe sogar einen mit mir befreundeten Chirurg angerufen und ihn gefragt, ob man aus irgendeinem anderen Grund Operationsnähte an der Vena cava, der Arteria hepatica und am Gallensystem finden kann. Und seine Antwort lautete: ›Nein. Es muß sich um eine Transplantation handeln‹.«

»Was soll ich dazu sagen?« entgegnete Ted. »Wenn ich könnte, würde ich das Ergebnis Ihnen zuliebe natürlich gerne korrigieren.« Daraufhin lachte er los, und Jack tat so, als wolle er ihm einen Haken verpassen.

Während sie sich unterhielten, klingelte unentwegt das Telefon. Jack gab Ted zu verstehen, daß er doch bitte noch einen Moment bleiben möge, und nahm den Hörer ab. »Was ist los?« fragte er unhöflich.

»Ich bin weg«, sagte Chet, winkte Jack noch einen Abschiedsgruß zu und quetschte sich an Ted vorbei aus der Tür. Jack hörte aufmerksam zu. Seine Aufgebrachtheit schlug allmählich in Interesse um. Er nickte ein paarmal und sah dann zu Ted auf. Um ihn nicht zu verstimmen, hob er einen Zeigefinger und flüsterte ihm zu: »Nur noch eine Minute.«

»Ja, sicher«, sagte er in den Hörer. »Wenn die Leute von UNOS uns empfehlen, es in Europa zu versuchen, dann tun wir das auch.« Mit einem Blick auf seine Uhr fügte er hinzu: »Da drüben ist es jetzt zwar Mitternacht, aber versuchen Sie es trotzdem!«

»Das war Bart Arnold«, erklärte er, als er den Hörer aufgelegt hatte. »Ich habe sämtliche pathologischen Ermittler darauf angesetzt, alle vor kurzem durchgeführten Lebertransplantationen abzuchecken.«

»Was bedeutet UNOS?« fragte Ted.

»United National Organ Sharing«, erklärte Jack. »Dort werden landesweit alle Organtransplantationen erfaßt.«

»Und?« fragte Ted. »Hatten sie Erfolg bei der Suche?«

»Nein«, erwiderte Jack. »Es ist mir ein völliges Rätsel. Dabei hat Bart schon bei allen größeren Transplantationszentren nachgefragt.«

»Vielleicht handelt es sich bei dieser Leber ja auch gar nicht um ein Transplantat«, gab Ted zu bedenken. »Wie ich Ihnen ja bereits sagte - die Wahrscheinlichkeit, daß beide Tests zufällig zu demselben Er-

gebnis kommen, ist äußerst gering.«

»Ich bin mir aber absolut sicher, daß man dem Toten eine Leber transplantiert hat«, entgegnete Jack. »Ansonsten gibt es keinen vernünftigen Grund, einem Menschen eine Leber herauszunehmen und wieder einzusetzen.«

»Sind Sie sich da absolut sicher?«

»Absolut«, erwiderte Jack.

»Der Fall scheint Ihnen ja sehr am Herzen zu liegen«, bemerkte Ted.

Jack lachte, obwohl ihm eigentlich nicht nach Heiterkeit zumute war. »Ich werde dieses Rätsel lösen«, stellte er klar. »Komme, was wolle. Wenn ich es nicht schaffe, verliere ich den Respekt vor mir selbst. Schließlich werden Lebertransplantationen nicht gerade jeden Tag durchgeführt. So ein Fall muß sich einfach aufklären lassen, sonst kann ich meinen Job gleich an den Nagel hängen.«

»Okay«, entgegnete Ted. »Eins kann ich noch für Sie tun: Ich könnte einen Test mit einem Polymarker durchführen, der Bereiche auf den Chromosomen vier, sechs, sieben, neun, elf und neunzehn miteinander vergleicht. Hierbei dürfte die Wahrscheinlichkeit einer zufälligen Übereinstimmung von zwei Gewebeproben mehrere Milliarden zu eins betragen. Und für meinen eigenen Seelenfrieden werde ich die DQ-alpha-Sequenz von der Leberprobe und von dem Gewebe des Toten noch einmal bestimmen, um herauszufinden, wieso sich bei meinem ersten Test eine Übereinstimmung der beiden Gewebe ergeben hat.«

»Ich bin Ihnen für jede Hilfe dankbar«, sagte Jack. »Am besten mache ich mich noch heute abend an die Arbeit«, entgegnete Ted. »Dann haben wir morgen schon die Ergebnisse.«

»Das ist ein Wort!« rief Jack erfreut und streckte Ted seine Hand entgegen, um den Deal mit einem kräftigen Schlag zu besiegeln.

Nachdem Ted gegangen war, schaltete Jack das Licht an seinem Mikroskop aus. Es kam ihm vor, als würde dieser verdammte Leberschnitt einen Schabernack mit ihm treiben. Die zahlreichen mysteriösen Ungereimtheiten waren einfach verblüffend. Er hatte die Probe so lange fixiert, daß ihm die Augen schmerzten.

Ein paar Minuten lang saß er einfach nur da und starrte auf den sich vor ihm auftürmenden Berg noch nicht abgeschlossener Fälle. Über seinen ganzen Schreibtisch verteilt stapelten sich ungleichmäßig hohe Aktentürme. Nach einer vorsichtigen Schätzung kam er auf fünfundzwanzig bis dreißig Fälle. Das war deutlich mehr, als sich sonst an Arbeit bei ihm aufstaute. Schreibarbeit war noch nie seine Stärke gewesen, und wenn einer der Fälle ihn überdurchschnittlich in Anspruch nahm, geriet er völlig ins Hintertreffen.

Frustriert stand er auf, verfluchte seine eigene Unfähigkeit und nahm seine Bomberjacke vom Garderobenhaken hinter der Bürotür. Vom Herumsitzen und Grübeln hatte er für heute genug. Was er jetzt brauchte, war hartes körperliches Training, damit er seinen Kopf ausschalten konnte - und dafür war der Basketball-Court in seiner Nachbarschaft genau das richtige.

Von der George Washington Bridge aus war der Anblick der Skyline von New York geradezu atemberaubend. Franco Ponti sah kurz zur Seite, um den Ausblick zu genießen, doch in dem starken Rushhour-Verkehr mußte er vor allem auf die Fahrbahn achten. Franco saß hinter dem Steuer einer gestohlenen Ford-Limousine und war auf dem Weg nach Englewood in New Jersey. Auf dem Beifahrersitz saß Angelo Facciolo und starrte durch die Windschutzscheibe. Beide Männer trugen Handschuhe.

»Sieh mal nach links«, sagte Franco. »Dieses Lichtermeer ist einfach der Wahnsinn! Man kann sogar Liberty Island und die Freiheitsstatue erkennen!«

»Ja«, grummelte Angelo schlecht gelaunt. »Hab' ich schon gesehen.«

»Was ist los?« fragte Franco. »Bist du heute mit dem linken Bein aufgestanden?«

»Ich hasse solche Jobs«, entgegnete Angelo. »Sie erinnern mich an die Zeit, als Cerino durchgedreht ist und Tony Ruggerio und mich durch die ganze Stadt gejagt hat, um genau diese Art von Drecksarbeit für ihn zu erledigen. Ich finde, wir sollten lieber unseren normalen Job machen und mit Leuten verhandeln, mit denen wir immer

schon verhandelt haben.«

»Vinnie Dominick ist nicht Pauli Cerino«, wandte Franco ein. »Und was soll denn schon so schlimm sein an diesem Job? Ich für meinen Teil habe gegen ein paar schnell und leicht verdiente Extra-Dollars nichts einzuwenden.«

»Die Kohle ist okay«, stimmte Angelo zu. »Aber was mir nicht gefällt, ist das Risiko, das wir eingehen müssen.«

»Was meinst du damit?« wollte Franco wissen. »Profis wie wir gehen nie ein Risiko ein.«

»Es kann immer unerwartete Zwischenfälle geben«, entgegnete Angelo. »Und so wie ich die Dinge sehe, ist bei diesem Fall bereits etwas Unerwartetes eingetreten.« Franco sah Angelo von der Seite an. Im Halbdunkel des Autos konnte er dessen vernarbtes Gesicht deutlich erkennen. Angelo meinte es ernst, soviel war klar. »Wovon redest du bloß?« fragte Franco.

»Ich rede davon, daß sich diese Laurie Montgomery eingemischt hat«, erklärte Angelo. »Diese Frau bereitet mir Alpträume. Tony und ich haben damals versucht, sie plattzumachen, aber es ist uns nicht gelungen. Es war wirklich so, als hätte der liebe Gott seine schützende Hand über sie gelegt.« Franco lachte, obwohl Angelo die Lage so bitterernst sah. »Diese Laurie Montgomery würde sich sicher geschmeichelt fühlen, wenn sie wüßte, daß jemand wie du wegen ihr Alpträume hat. Das ist doch wohl zum Totlachen.«

»Ich finde es alles andere als komisch«, entgegnete Angelo. »Nun werd doch nicht gleich sauer«, versuchte Franco ihn zu besänftigen. »Außerdem hat die Frau mit dem Job, den wir jetzt zu erledigen haben, ja wohl kaum etwas zu tun.«

»Ich sehe da schon eine Verbindung«, widersprach Angelo. »Wie sie Vinnie Amendola gegenüber erwähnt hat, will sie unter allen Umständen herausfinden, wie wir Franconis Leiche aus dem Gerichtsmedizinischen Institut herausgeschmuggelt haben.«

»Wie sollte ihr das wohl gelingen?« fragte Franco. »Die eigentliche Drecksarbeit haben doch Freddie Capuso und Richie Herns erledigt. Ich glaube, du machst dir völlig unberechtigt in die Hose.«

»Ach, meinst du wirklich?« fragte Angelo. »Du kennst diese Frau

doch gar nicht. Sie ist eine hartnäckige kleine Zecke.«

»Ist ja gut«, resignierte Franco. »Wenn du dich unbedingt runterziehen lassen willst, dann glaub doch, was du willst.« Als sie die Brücke überquert und New Jersey erreicht hatten, bog Franco nach rechts in den Palisades Interstate Parkway ein. Da Angelo allem Anschein nach weiterschmollen wollte, stellte er das Radio an, drückte ein paar Knöpfe und fand schließlich einen Sender, auf dem beliebte Oldies gespielt wurden. Er drehte die Lautstärke voll auf und begleitete Neil Diamond aus vollem Halse bei dem Song »Sweet Caroline«. Beim zweiten Refrain beugte Angelo sich vor und stellte das Radio aus.

»Okay«, sagte er. »Du hast gewonnen. Meine Laune verbessert sich auf der Stelle, wenn du mir versprichst, nicht mehr zu singen.«

»Magst du den Song etwa nicht?« fragte Franco und tat so, als wäre er beleidigt. »Für mich hängen wirklich schöne Erinnerungen an diesem Lied. Wenn ich es höre, muß ich immer daran denken, wie ich es mit Maria Provolone getrieben habe.« Dann leckte er sich die Lippen, als ob er sie noch schmecken könnte.

»Die würde ich nicht mal im Notfall anfassen«, entgegnete Angelo und lachte sich halb tot. Er war gerne mit Franco Ponti zusammen. Franco arbeitete in jeder Hinsicht professionell, außerdem hatte er jede Menge Sinn für Humor, an dem es ihm selbst, wie er sehr wohl wußte, mangelte. Franco verließ den Parkway und bog in die Palisades Avenue ein. Nachdem er die Route 9W passiert hatte, fuhr er in Richtung Westen einen langgestreckten Hügel hinab und erreichte Englewood in New Jersey. Die Umgebung veränderte sich schnell; erst säumten Fastfood-Restaurants und Tankstellen die Straße, doch schon bald befanden sie sich in einem Vorort der gehobenen Mittelklasse.

»Hast du den Plan und die Adresse griffbereit?« fragte Franco. »Ja«, erwiderte Angelo. Er holte den Plan hervor und schaltete die Innenbeleuchtung an. »Sie wohnt Overlook Place. Wir müssen gleich links abbiegen.«

Overlook Place war leicht zu finden. Fünf Minuten später rollten sie eine gewundene, von Bäumen gesäumte Straße entlang. Die Ra-

senflächen vor den prächtigen Häusern waren so riesig wie Fairways auf einem Golfplatz.

»Kannst du dir vorstellen, in so einem Haus zu wohnen?« fragte Franco, während er seinen Blick von rechts nach links schweifen ließ. »Hier kann man sich ja glatt auf dem Weg von seiner eigenen Haustür bis zur Straße verirren.«

»Mir gefällt das ganz und gar nicht«, entgegnete Angelo. »Es ist einfach zu friedlich. Wir werden hier auffallen wie zwei bunte Hunde.«

»Laß dich doch nicht so schnell aus der Fassung bringen«, versuchte Franco ihn zu beruhigen. »Im Moment erkunden wir doch nur die Umgebung. Nach welcher Hausnummer suchen wir eigentlich?«

Angelo warf einen Blick auf seinen Zettel. »Overlook Place Nummer acht.«

»Also muß das Haus auf der linken Seite liegen«, stellte Franco fest. Sie fuhren gerade an Hausnummer zwölf vorbei. Einen Augenblick später trat er auf die Bremse und fuhr rechts an den Straßenrand. Sprachlos starrten sie auf ein massives Haus im Tudorstil, das im Hintergrund von hohen Pinien gesäumt wurde. Zu dem Haus führte eine mit antiken Lampen verzierte Serpentinen-Auffahrt. In den meisten der mehrfach verglasten Fenster brannte Licht. Das Grundstück hatte ungefähr die Größe eines Fußballplatzes.

»Sieht aus wie ein verdammtes Schloß«, schimpfte Angelo. »Damit hatte ich auch nicht gerechnet«, entgegnete Franco. »Und jetzt?« fragte Angelo. »Wir können hier doch nicht einfach nur rumsitzen. Seitdem wir von der Hauptstraße abgebogen sind, ist uns kein einziges anderes Auto begegnet.« Franco legte den ersten Gang ein. Angelo hatte recht. Sie konnten nicht einfach stehenbleiben und warten. Irgend jemandem würden sie mit Sicherheit auffallen, und er würde Verdacht schöpfen und die Polizei rufen. Sie waren sogar schon an einem dieser verrückten Schilder mit der Aufschrift *Neighborhood Watch* vorbeigefahren, auf denen ein Mann zu sehen war, der darauf hinwies, daß hier regelmäßig private Wachen Patrouille gingen.

»Am besten finden wir erst mal ein bißchen mehr über dieses sechzehnjährige Küken heraus«, schlug Angelo vor. »Zum Beispiel, wo

sie zur Schule geht, was sie gerne macht und wer ihre Freunde sind. Wir können unmöglich zu dem Haus raufgehen. Unter gar keinen Umständen.«

Franco grummelte zustimmend. Als er gerade das Gaspedal durchtreten wollte, sah er in der Ferne jemanden die Haustür hinter sich zuziehen. Er konnte jedoch nicht erkennen, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte.

»Irgendjemand hat gerade das Haus verlassen«, sagte er. »Hab' ich gesehen«, entgegnete Angelo. Schweigend beobachteten die beiden, wie die Person ein paar Stufen hinabstieg und dann die Auffahrt hinunterkam. »Wer auch immer das ist«, bemerkte Franco. »Er ist ziemlich fett.«

»Und hat einen Hund bei sich«, fügte Angelo hinzu. »Heilige Madonna!« rief Franco ein paar Sekunden später. »Es ist das Mädchen.«

»Ich kann es nicht fassen«, sagte Angelo. »Glaubst du wirklich, das ist Cindy Carlson? Soviel Glück können wir doch gar nicht haben.«

Verblüfft starrten sie das Mädchen an, das noch immer die Auffahrt hinunterging und direkt auf sie zukam. Einen Moment lang schien es sogar, als wolle sie sie begrüßen. Vor ihr lief ein kleiner karamelfarbener Pudel, dessen kleines Bommel-Schwänzchen steil nach oben stand.

»Was sollen wir tun?« fragte Franco. Er erwartete keine Antwort, er hatte nur laut gedacht.

»Wie wär's, wenn wir die Polizeinummer abziehen?« schlug Angelo vor. »Bei Tony und mir hat sie immer erstklassig funktioniert.«

»Keine schlechte Idee«, stimmte Franco zu und streckte ihm seine geöffnete Hand entgegen. »Gib mir mal deine Polizeimarke von Ozone Park.«

Angelo griff in die Westentasche seines Brioni-Anzugs und reichte Franco die wie eine kleine Brieftasche aussehende Hülle der Polizeimarke.

»Du rührst dich nicht vom Fleck!« befahl Franco. »Wenn die Kleine dein Gesicht sieht, ergreift sie sofort die Flucht - und das wollen wir ja nicht riskieren.«

»Danke für das Kompliment«, erwiderte Angelo etwas säuerlich. Er

war immer sehr auf sein Äußeres bedacht und warf sich oft in Schale. Damit versuchte er, wenn auch vergeblich, von seinem Gesicht abzulenken, das wegen der Windpocken in seiner Kindheit und der starken Akne in seinen Teenagerjahren von extrem auffälligen Narben übersät war. Außerdem hatte er vor fünf Jahren nach einer Explosion Verbrennungen dritten Grades erlitten. Die Explosion hatte er Laurie Montgomery zu verdanken.

»Nun sei nicht gleich eingeschnappt«, sagte Franco und verpaßte seinem Kumpel einen freundschaftlichen Klaps auf den Hinterkopf. »Du weißt doch, daß wir dich alle lieben, auch wenn du aussiehst, als ob du gerade einem Horrorfilm entstiegen wärst.«

Angelo stieß Francos Hand zur Seite. Es gab nur zwei Menschen, denen er es nachsah, wenn sie ihn mit seinem verunstalteten Gesicht aufzogen: Franco und sein Chef, Vinnie Dominick. Trotzdem fand er es keineswegs erquicklich, wenn man ihn wegen seines Aussehens hänselte.

Das Mädchen näherte sich jetzt der Straße. Es trug eine rosa Skijacke mit dickem Futter, wodurch es noch dicker wirkte. Ihr Gesicht war aufgeschwemmt und mit ein paar Aknepickeln gesprenkelt. Sie hatte glattes Haar, das sie in der Mitte gescheitelt hatte.

»Sieht ein bißchen aus wie Maria Provolone«, bemerkte Angelo, um auch mal eine Spitze loszulassen. »Sehr witzig«, entgegnete Franco. Dann öffnete er die Tür und stieg aus.

»Entschuldigen Sie bitte!« rief er in seiner süßesten Stimme. Da er bereits mit acht Jahren angefangen hatte zu rauchen, klang seine Stimme normalerweise rauh und krächzend. »Sind Sie zufällig die berühmte Cindy Carlson?«

»Vielleicht«, entgegnete das Mädchen und blieb in der Auffahrt stehen, während der Hund neben der Pforte sein Bein hob. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Wir sind Polizisten«, erwiderte Franco und hielt die Marke hoch. Die blanke Oberfläche der Plakette reflektierte das Licht der Straßenlampe. »Wir ermitteln gegen ein paar Burschen aus dieser Gegend, und man hat uns erzählt, daß Sie uns vielleicht weiterhelfen können.«

»Ach, tatsächlich?« horchte Cindy auf.

»Ja«, entgegnete Franco. »Würden Sie bitte mit zu unserem Auto kommen, damit mein Kollege Ihnen ein paar Fragen stellen kann?«

Obwohl in den letzten fünf Minuten nicht ein einziges Auto vorbeigefahren war, sah Cindy aufmerksam nach rechts und links. Dann überquerte sie die Straße und drängte den Hund, der gerade intensiv den Stamm einer Ulme beschnuppern wollte, ihr zu folgen.

Franco ging ein Stück zur Seite, damit Cindy sich bücken und einen Blick auf Angelo werfen konnte. Bevor ein weiteres Wort gesprochen wurde, stieß Franco sie kopfüber in den Wagen. Cindy schrie, doch Angelo brachte sie schnell zum Schweigen und zog sie ins Auto.

Mit einem schnellen Griff riß Franco ihr die Hundeleine aus der Hand und verscheuchte den Pudel. Dann quetschte er sich hinter das Steuer, indem er sie noch näher an Angelo heranpreßte, ließ den Motor an und brauste davon.

Laurie war über sich selbst überrascht. Nachdem man ihr das Videoband über den Franconi-Mord gebracht hatte, hatte sie sich noch einmal mit äußerster Konzentration über ihre Schreibarbeit hergemacht. Sie hatte effektiv gearbeitet und viel geschafft. Auf der Ecke ihres Schreibtischs stapelte sich ein erfreulicher Aktenturm mit abgeschlossenen Fällen. Ihr blieb nur noch ein letzter Fall, für den sie alle erforderlichen Materialien und Berichte vorliegen hatte. Sie zog den verbliebenen Kasten mit histologischen Schnitten zu sich heran und wollte gerade durch das Okular ihres Mikroskops sehen, um den ersten Schnitt zu inspizieren, als jemand an ihre Tür klopfte. Es war Lou Soldano.

»Was machst du denn noch so spät hier?« fragte Lou und ließ sich schwerfällig auf den Stuhl neben ihrem Schreibtisch plumpsen. Er machte sich weder die Mühe, seinen Mantel auszuziehen, noch nahm er seinen Hut ab, der ihm viel zu weit und in den Nacken gerutscht war.

Laurie sah auf die Uhr. »Oh, mein Gott!« rief sie. »Ich habe gar nicht gemerkt, wie spät es geworden ist.«

»Ich habe von der Queensborough Bridge aus bei dir zu Hause an-

gerufen«, sagte Lou. »Da du dich nicht gemeldet hast, habe ich beschlossen, kurz am Institut anzuhalten. Ich hatte mir schon gedacht, daß du noch hier sein würdest. Du arbeitest zu viel.«

»Das mußt gerade du sagen!« entgegnete Laurie mit erheitertem Unterton. »Sieh dich nur mal an! Wann hast du eigentlich zum letzten Mal richtig geschlafen - abgesehen von einem Nickerchen an deinem Schreibtisch?«

»Laß uns lieber über angenehmere Dinge reden«, schlug Lou vor. »Was hältst du davon, irgendwo eine Kleinigkeit essen zu gehen? Ich muß noch kurz im Revier vorbei und ein paar Sachen diktieren, aber in einer Stunde wäre ich soweit. Ich hätte wirklich Lust, heute auszugehen. Die Kinder sind nämlich bei ihrer Tante. Wie wär's mit einem Italiener?«

»Willst du wirklich noch ausgehen?« fragte Laurie. Die Ringe unter Lous dunklen Augen erstreckten sich bereits bis zu seinen Lachfältchen, und die Bartstoppeln in seinem Gesicht konnte man längst nicht mehr als nachmittäglichen Anflug bezeichnen. Vermutlich hatte er sich mindestens seit zwei Tagen nicht rasiert.

»Irgendwas muß ich doch essen«, sagte Lou. »Wie lange willst du denn noch arbeiten?«

»Vielleicht eine halbe Stunde«, erwiderte Laurie. »Ich bin bei meinem letzten Fall.«

»Du mußt doch auch etwas essen«, insistierte Lou. »Gibt es Fortschritte im Fall Franconi?« wollte Laurie wissen. »Schön wär's«, seufzte Lou. »Das Problem bei Mafia-Anschlägen ist, daß man die Täter zügig schnappen muß. Ansonsten verläuft die Spur schnell im Sande. Leider sind wir von dem entscheidenden Durchbruch, auf den ich so gehofft hatte, noch weit entfernt.«

»Tut mir leid«, sagte Laurie.

»Danke«, entgegnete Lou. »Und wie steht es bei euch? Hast du inzwischen eine Ahnung, wie Franconis Leiche verschwunden ist?«

»Bei uns hat sich genausowenig getan«, erwiderte Laurie. »Calvin hat mir wegen meiner Nachforschungen gründlich die Leviten gelesen. Dabei habe ich nur mit einem Gehilfen der Nachtschicht ein paar Worte gewechselt. Ich fürchte, die Institutsleitung will die Ge-

schichte am liebsten unter den Teppich kehren.«

»Dann hatte Jack also recht, als er dir geraten hat, die Finger von dem Fall zu lassen«, stellte Lou fest. »Ich glaube ja«, gestand Laurie zögernd ein. »Aber bitte erzähl ihm das nicht.«

»Ich wünschte, der Polizeipräsident wollte die Sache auch unter den Teppich kehren«, sagte Lou. »Vielleicht werde ich wegen des Franconi-Falls sogar degradiert.«

»Da ist noch etwas, was ich dir erzählen wollte«, warf Laurie ein. »Eines von den Bestattungsunternehmen, die in der Nacht, in der Franconi verschwunden ist, eine Leiche abgeholt haben, heißt Spoletto. Es sitzt in Ozone Park. Irgendwie kam mir der Name bekannt vor. Und dann ist mir eingefallen, daß ich während der Cerino-Geschichte mal mit einem gräßlichen Mord an einem jungen Mafioso zu tun hatte; er war in diesem Spoletto Funeral Home umgebracht worden. Glaubst du, es ist nur ein Zufall, daß gerade dieses Beerdigungsinstitut in jener Nacht hier war, als Franconi herausgeschmuggelt wurde?«

»Ja«, erwiderte Lou. »Und ich kann dir auch erzählen, warum. Ich kenne dieses Bestattungsinstitut aus meiner Zeit in Queens, als ich noch in der Abteilung ›Organisiertes Verbrechen‹ gearbeitet habe. Zwischen dem Spoletto Funeral Home und der New Yorker Mafiaszene gibt es durch eine Einheirat eine lockere und relativ harmlose Verbindung. Allerdings ist es eine Verbindung zum falschen Clan, nämlich zur Familie Lucia. Franconi hingegen wurde von den Vaccarros umgebracht.«

»Ich verstehe«, sagte Laurie kleinlaut. »War ja auch nur so eine Idee.«

»Du kannst mich immer gerne fragen«, bot Lou an. »Dein Gedächtnis ist wirklich faszinierend. Ich hätte diese Verbindung nach all den Jahren bestimmt nicht mehr auf die Reihe gebracht. Wie sieht es denn nun aus? Gehst du mit mir essen?«

»Was hältst du davon, auf einen Teller Spaghetti zu mir nach Hause zu kommen«, schlug Laurie vor. »Du siehst so müde aus.« Die beiden waren im Laufe der letzten Jahre gute Freunde geworden. Nachdem der Cerino-Fall sie vor fünf Jahren zusammengebracht hatte,

wären sie um ein Haar eine Beziehung miteinander eingegangen. Doch sie hatten sich dann darauf geeinigt, daß sie lieber ganz normale Freunde werden wollten. Seitdem hatten sie immer großen Wert darauf gelegt, alle paar Wochen ausgiebig zusammen essen zu gehen. »Wenn es dir nichts ausmacht«, erwiderte Lou. Sich entspannt auf Lauries Couch zurücklehnen zu können, klang für ihn wie ein Angebot des Himmels.

»Nein, überhaupt nicht«, stellte Laurie klar. »Es ist mir sogar lieber, wenn wir bei mir essen. Ich habe noch Soße und jede Menge Salatzutaten im Kühlschrank.«

»Super!« freute sich Lou. »Dann besorge ich uns auf dem Weg noch einen Chianti. Ich rufe dich an, sobald ich das Polizeirevier verlasse.«

»Einverstanden«, erwiderte Laurie.

Nachdem Lou gegangen war, wandte sie sich wieder ihren Gewebeschnitten zu. Doch da Lous Besuch ihr Interesse an dem Franconi-Fall wieder hatte aufleben lassen, konnte sie sich nicht mehr konzentrieren. Außerdem war sie es leid, noch länger durch das Mikroskop zu starren. Erschöpft lehnte sie sich zurück und rieb sich die Augen.

»So ein Mist«, murmelte sie vor sich hin und starrte laut seufzend an die von Spinnengeweben überzogene Decke. Immer wenn sie sich den Kopf darüber zerbrach, wie der tote Franconi bloß aus der Leichenhalle hatte verschwinden können, grämte sie sich aufs neue. Außerdem wurde sie von Schuldgefühlen geplagt, weil sie Lou bisher kein bißchen hatte weiterhelfen können.

Sie stand auf, nahm ihren Mantel und ihre Tasche und verließ das Büro. Allerdings ging sie noch nicht nach Hause, sondern sie fuhr hinunter, um dem Büro der Leichenhalle einen weiteren Besuch abzustatten. Sie hatte Marvin Fletcher, dem Gehilfen der Nachtschicht, am vergangenen Nachmittag eine ganz bestimmte Frage zu stellen vergessen, die sie gerne beantwortet haben wollte.

Marvin saß an seinem Schreibtisch und füllte eifrig die erforderlichen Formulare für die für den Abend angekündigten Leichenabtransporte aus. Er war einer von Lauries Lieblingskollegen. Bevor Bruce Pomowski während der Cerino-Affäre auf tragische Weise

ermordet worden war, hatte Marvin in der Tagesschicht gearbeitet. Danach war er in die Abendschicht gewechselt, was in der Leichenhalle einer Beförderung gleichkam, da der für diese Schicht zuständige Mitarbeiter eine große Verantwortung trug.

»Hallo, Laurie!« rief Marvin, als er sie sah. »Was gibt's Neues?« Marvin war ein gutaussehender Afroamerikaner mit einer makellosen Haut. Laurie hatte noch nie eine so strahlend schöne Haut gesehen.

Für ein paar Minuten tauschten die beiden den wichtigsten Institutsklatsch des Tages aus, dann kam Laurie zu ihrem eigentlichen Anliegen. »Ich muß Sie etwas fragen, Marvin, und ich möchte auf keinen Fall, daß Sie sich in die Ecke gedrängt fühlen.« Sie mußte daran denken, wie Mike Passano auf ihre Fragen reagiert hatte, und sie wollte unbedingt vermeiden, daß sich auch Marvin bei Calvin beschwerte. »Worum geht's denn?« fragte Marvin.

»Um Franconi«, erwiderte Laurie. »Ich würde gerne wissen, warum Sie die Leiche nicht geröntgt haben.«

»Wovon reden Sie?« fragte Marvin entgeistert. »Sie haben richtig gehört«, erklärte Laurie. »In der Autopsiemappe war kein Röntgenbild, und die Filme habe ich auch nicht gefunden, als ich sie hier unten gesucht habe, bevor ich entdeckt hatte, daß die Leiche verschwunden war.«

»Ich habe die Leiche aber geröntgt«, stellte Marvin klar. Er war offenbar zutiefst beleidigt, weil Laurie annahm, er hätte es vergessen. »Ich röntge grundsätzlich jede Leiche, die zu uns gebracht wird - es sei denn, einer der Pathologen erteilt mir ausdrücklich die Anweisung, es nicht zu tun.«

»Und wo sind dann die Bilder und die Filme?« wollte Laurie wissen.

»Was mit der Aufnahme passiert ist, weiß ich nicht«, erwiderte Marvin. »Die Filme hat Dr. Bingham.«

»Bingham hat die Filme mitgenommen?« hakte Laurie nach. Sie fand das zwar äußerst merkwürdig, aber wahrscheinlich hatte er sie an sich genommen, weil er die Obduktion am nächsten Morgen persönlich hatte vornehmen wollen. »Er hat mir gesagt, er würde sie mit in sein Büro nehmen«, erklärte Marvin. »Hätte ich dem Boß etwa

sagen sollen, daß er sie nicht mitnehmen darf? Das kann ich mir nicht erlauben!«

»Natürlich nicht«, sagte Laurie schnell. Ihr Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Daß nun doch Röntgenaufnahmen von Franconis Leiche existierten, kam für sie völlig überraschend. Ohne die dazugehörige Leiche konnte sie nicht viel damit anfangen, aber sie fragte sich, warum man ihr die Existenz der Filme verschwiegen hatte. Andererseits hatte sie Bingham erst wieder zu Gesicht bekommen, als bereits bekannt gewesen war, daß die Leiche entführt worden war.

»Ich bin froh, daß ich mit Ihnen gesprochen habe«, sagte Laurie, als sie aus ihrer Grübelei erwachte. »Außerdem möchte ich mich dafür entschuldigen, daß ich Sie verdächtigt habe, die Leiche nicht geröntgt zu haben.«

»Ist schon okay«, entgegnete Marvin.

Sie wollte gerade gehen, als ihr das Beerdigungsinstitut Spoletto in den Sinn kam. Sie fragte Marvin, was er von dem Unternehmen halte.

Marvin zuckte mit den Achseln. »Was soll ich Ihnen erzählen?« fragte er. »Ich weiß nicht viel über das Institut. Da gewesen bin ich noch nie, falls Sie das meinen.«

»Was sind das zum Beispiel für Leute, die von Spoletto zu uns kommen?« fragte Laurie.

»Ganz normale Leute«, erwiderte Marvin und zuckte wieder mit den Achseln. »Wahrscheinlich habe ich sie nur ein paarmal zu Gesicht bekommen. Ich weiß wirklich nicht, worauf Sie hinauswollen.«

Laurie nickte. »War eine dumme Frage. Ich weiß selber nicht, worauf ich eigentlich hinauswill.«

Sie verabschiedete sich von Marvin und verließ die Leichenhalle über die Laderampe, die auf die 30th Street hinausführte. Irgendwie hatte sie den Eindruck, daß bei dem Franconi-Fall rein gar nichts so verlief wie gewöhnlich. Als sie über die First Avenue in Richtung Süden schlenderte, kam sie plötzlich auf die Idee, daß es doch recht verlockend wäre, dem Spoletto Funeral Home einen Überraschungsbesuch abzustatten. Sie zögerte kurz, überlegte noch einmal und trat dann auf die Straße und winkte ein Taxi heran. »Wo soll’s denn hin-

gehen, junge Frau?« fragte der Fahrer. Wie Laurie seiner Lizenz entnahm, hieß er Michael Neuman. »Wissen Sie, wo Ozone Park liegt?« fragte Laurie. »Klar«, erwiderte Michael. »Das ist drüben in Queens.« Michael war schon etwas älter, Laurie schätzte ihn auf Ende Sechzig. Er saß auf einem Schaumgummikissen, das an mehreren Stellen aufgeplatzt war. Über seiner Rückenlehne hing ein Holzperlengeflecht.

»Wie lange brauchen wir bis dahin?« wollte Laurie wissen. Wenn es Stunden dauerte, wollte sie lieber doch nicht hinfahren.

Michael dachte kurz nach und preßte dabei die Lippen aufeinander. »Nicht lange«, sagte er dann vage. »Im Moment ist nicht viel Verkehr. Ich war gerade draußen am Kennedy-Flughafen und bin astrein durchgekommen.«

»Okay«, entgegnete Laurie. »Fahren Sie los.« Michael hatte recht gehabt, sie kamen zügig voran. Als sie den Van Wyck Expressway erreichten, waren sie schon fast am Ziel. Unterwegs erfuhr Laurie, daß Michael schon seit über dreißig Jahren Taxi fuhr. Er war äußerst gesprächig, hatte zu allem eine Meinung und verströmte irgendwie einen väterlichen Charme.

»Kennen Sie zufällig die Gold Road?« fragte Laurie. Sie hatte wirklich Glück, daß sie einen Taxifahrer erwischt hatte, der sich auskannte. Da sie den Kalender des Leichenhallenbüros genau studiert hatte, erinnerte sie sich an die Adresse des Spoletto Funeral Home. Der Straßenname hatte sich fest in ihr Gedächtnis eingeprägt, weil er so treffend für das blühende Geschäft stand, das man mit Bestattungen machen konnte. »Gold Road«, wiederholte Michael. »Kein Problem. Die Gold Road ist die Verlängerung der 89th Street. Suchen Sie eine bestimmte Hausnummer?«

»Ich möchte zum Spoletto Funeral Home«, erwiderte Laurie. »Kein Problem«, entgegnete Michael. »In ein paar Minuten sind wir da.«

Laurie lehnte sich zufrieden zurück und nahm Michaels unaufhörliches Geplapper nur mit halbem Ohr wahr. Im Moment schien das Glück auf ihrer Seite zu sein. Jack hatte nämlich falschgelegen; zwischen dem Beerdigungsinstitut und der Mafia gab es sehr wohl eine Verbindung. Genau deshalb wollte sie dem Unternehmen auch einen

Besuch abstatten. Wenn die Verbindung auch laut Lou zu der falschen Familie bestand, so erschien es Laurie schon verdächtig genug, daß das Spoletto Funeral Home überhaupt etwas mit der Mafia zu tun hatte. Getreu seinem Versprechen hielt Michael nach einer überraschend kurzen Fahrt vor einem dreistöckigen Schindeldachhaus, das rechts und links zwischen Mietskasernen eingekeilt war. Mehrere Säulen im griechischen Stil stützten das Dach einer geräumigen Veranda. Auf einer winzigen Rasenfläche vor dem Haus stand ein gläsernes Schild, dessen Leuchtschrift verkündete: »Spoletto Funeral Home, ein Familienunternehmen, das sich seit zwei Generationen liebevoll um ihre Verstorbenen kümmert«.

In dem Bestattungsinstitut herrschte reger Betrieb. Sämtliche Räume waren hell erleuchtet. Auf der Veranda standen ein paar Besucher und rauchten. Durch die Fenster im Erdgeschoß waren weitere Menschen zu sehen.

»Würden Sie bitte ein paar Minuten auf mich warten?« bat Laurie, als Michael gerade das Taxameter abstellen wollte. »Es wird bestimmt nicht lange dauern, und hier kommt fast nie ein Taxi vorbei.«

»Aber selbstverständlich«, erwiderte Michael. »Darf ich meine Tasche im Auto lassen?« fragte Laurie. »Es sind keine Wertsachen drin.«

»Bei mir ist die Tasche sicher aufgehoben«, entgegnete Michael. Laurie stieg aus und ging auf den Eingang zu. Mit jedem Schritt wurde ihr flauer zumute. Sie erinnerte sich noch genau an den Fall, den Dr. Dick Katzenburg vor fünf Jahren auf der Donnerstagnachmittag-Konferenz präsentiert hatte; es war, als wäre die Konferenz erst gestern gewesen. Man hatte damals im Spoletto Funeral Home einen Mann von Mitte Zwanzig bei lebendigem Leibe einbalsamiert, der zusammen mit anderen einen Anschlag auf Pauli Cerino verübt hatte. Sie hatten dem Mafia-Boß Batteriesäure ins Gesicht geschleudert. Laurie lief es kalt den Rücken herunter, doch sie zwang sich, die Stufen hinaufzugehen. Wahrscheinlich würde sie den Cerino-Fall nie vergessen.

Die Raucher auf der Veranda nahmen sie gar nicht wahr. Durch die geschlossene Eingangstür drang leise Orgelmusik nach draußen. Sie

drehte am Türknauf, stellte fest, daß die Tür nicht abgeschlossen war, und trat ein.

Mit Ausnahme der seichten Musik war es absolut still. Auf den Böden lagen dicke Teppiche. In der Eingangshalle standen etliche Personen in kleinen Gruppen zusammen und unterhielten sich flüsternd.

Zu ihrer Linken sah Laurie einen Raum, in dem kunstvoll gearbeitete Särge und Urnen ausgestellt waren. Rechts befand sich der Raum, in dem die Toten aufgebahrt wurden. Einige Trauernde saßen auf Klappstühlen um einen Sarg, der am anderen Ende des Raums auf einem Blumenbett aufgebahrt war. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?« säuselte plötzlich jemand mit sanfter Stimme.

Neben ihr stand ein schlanker Mann in ihrem Alter. Er wirkte asketisch und hatte traurige Gesichtszüge. Bis auf einen weißen Schlips war er vollkommen schwarz gekleidet. Offenbar gehörte er zur Belegschaft. Er entsprach genau Lauries Bild von einem puritanischen Priester.

»Sind Sie hier, um Jonathan Dibartolo die letzte Ehre zu erweisen?« fragte der Mann.

»Nein«, erwiderte Laurie. »Ich bin wegen Frank Gleason gekommen.«

»Wie bitte?« Verblüfft beäugte der Mann sie. Laurie wiederholte den Namen. Es entstand eine Pause. »Wie ist Ihr Name?« fragte der Mann. »Dr. Laurie Montgomery.«

»Einen Augenblick bitte«, sagte der Mann und verschwand mit eingezogenem Kopf.

Laurie sah zu den Trauernden hinüber. Mit dieser Seite des Todes war sie selbst erst einmal in Berührung gekommen. Als sie fünfzehn gewesen war, war ihr damals neunzehnjähriger Bruder an einer Überdosis Rauschgift gestorben. Es war für sie in jeder Hinsicht ein traumatisches Erlebnis gewesen, doch der Schock hatte besonders tief gesessen, weil sie es gewesen war, die ihren Bruder gefunden hatte.

»Dr. Montgomery«, hörte sie hinter sich eine leise, salbungsvolle Stimme. »Ich bin Anthony Spoletto. Wie ich gehört habe, sind Sie gekommen, um Mr. Frank Gleason die letzte Ehre zu erweisen.«

»Das ist richtig«, entgegnete Laurie und wandte sich zu dem Mann um, der ebenfalls einen schwarzen Anzug trug. Er war fettleibig und sah genauso schmierig aus, wie seine Stimme vermuten ließ. Seine glänzende Stirn reflektierte das Licht der hellen Deckenlampen.

»Das ist leider nicht möglich«, erklärte Mr. Spoletto. »Ich habe aber heute nachmittag angerufen«, erklärte Laurie. »Man hat mir gesagt, Mr. Gleason sei aufgebahrt.«

»Stimmt«, entgegnete Mr. Spoletto. »Aber das war heute nachmittag. Auf Wunsch der Familie durfte dem Toten zwischen sechzehn und achtzehn Uhr die letzte Ehre erwiesen werden.«

»Ich verstehe«, sagte Laurie gedehnt. Sie hatte ihren Besuch nicht bis ins Detail durchgeplant und eigentlich vorgehabt, sich einfach erst einmal den Toten anzusehen, um eine Ausgangsbasis für weitere Nachforschungen zu haben. Da der tote Gleason nun nicht mehr da war, stand sie ziemlich dumm da. »Vielleicht könnte ich mich wenigstens in das Kondolenzbuch eintragen«, schlug sie deshalb vor.

»Ich fürchte, das ist auch nicht mehr möglich«, entgegnete Mr. Spoletto. »Die Familie hat es bereits mitgenommen.«

»Na dann eben nicht«, sagte Laurie und zuckte mit den Schultern.

»Tut mir leid«, entgegnete Mr. Spoletto. »Wissen Sie, wann die Beerdigung stattfindet?« fragte Laurie. »Im Moment noch nicht«, erwiderte Mr. Spoletto. »Danke«, sagte Laurie.

»Nichts zu danken«, entgegnete Mr. Spoletto und öffnete ihr die Tür.

Laurie ging hinaus und stieg in das wartende Taxi. »Und?« fragte Michael. »Wo soll’s jetzt hingehen?« Laurie nannte ihm ihre Hausnummer auf der 19th Street und beugte sich ein wenig vor, um noch einen letzten Blick auf das Spoletto Funeral Home zu werfen. Ihr kleiner Abstecher hatte nichts gebracht. Oder vielleicht doch? Immerhin hatte sie kurz mit Mr. Spoletto gesprochen und dabei festgestellt, daß es keineswegs Fett gewesen war, das auf seiner Stirn geglänzt hatte. Der Mann hatte geschwitzt, und das, obwohl es in dem Besucherraum des Bestattungsinstitutes empfindlich kühl war. Sie fragte sich, ob das wohl irgend etwas zu bedeuten hatte oder ob sie nur wieder nach dem erstbesten Strohhalm griff.

»War es ein Bekannter von Ihnen?« fragte Michael. »Wer war ein Bekannter?«

»Na, der Verstorbene.«

»Wohl kaum«, erwiderte Laurie und lachte kurz und freudlos auf.

»Ich weiß schon, was Sie meinen«, sagte Michael, während er Laurie durch den Rückspiegel musterte. »Beziehungen funktionieren heutzutage manchmal sehr kompliziert. Und ich erzähle Ihnen jetzt mal, warum…«

Laurie lächelte und lehnte sich zurück, um dem Mann zuzuhören. Sie liebte es, wenn Taxifahrer über die Welt philosophierten, und unter seinesgleichen war Michael ein regelrechter Plato.

Als sie ihr Ziel erreicht hatten und der Taxifahrer rechts an den Rand fuhr, sah Laurie eine bekannte Gestalt in der Eingangshalle stehen. Es war Lou Soldano, der sich erschöpft auf die Briefkästen stützte; mit der einen Hand umklammerte er eine Papiertüte, in der sich offensichtlich eine Weinflasche befand. Laurie bezahlte, gab Michael ein großzügiges Trinkgeld und eilte zu Lou.

»Tut mir leid, daß du warten mußtest«, sagte sie. »Ich dachte, du wolltest vorher anrufen.«

Lou blinzelte, als ob er gerade geschlafen hätte. »Ich habe ja angerufen«, entgegnete er und wurde von einem Hustenanfall geschüttelt. »Ich habe dir aufs Band gesprochen, als ich mich auf den Weg gemacht habe.«

Laurie warf einen Blick auf ihre Uhr und schloß die Tür zum Treppenhaus auf. Wie sie erwartet hatte, war sie nur eine gute Stunde weg gewesen.

»Du wolltest doch nur noch eine halbe Stunde arbeiten, oder?« fragte Lou. »Ich habe gar nicht mehr gearbeitet«, entgegnete Laurie und drückte auf den Fahrstuhlknopf. »Ich habe dem Spoletto Funeral Home einen kurzen Besuch abgestattet.« Lou runzelte sorgenvoll die Stirn.

»Jetzt fang du nicht auch noch an, an mir herumzumäkeln!« sagte Laurie, als sie den Fahrstuhl betraten. »Und?« fragte Lou sarkastisch. »Was hast du gefunden? Lag Franconi aufgebahrt da?«

»Wenn du mir so kommst, werde ich dir überhaupt nichts erzäh-

len«, entgegnete Laurie. »Okay«, sagte Lou. »Tut mir leid.«

»Ich habe überhaupt nichts herausgefunden«, gestand Laurie. »Der Tote, den ich mir eigentlich ansehen wollte, war gar nicht mehr aufgebahrt. Die Familie hat nur bis sechs Uhr Trauergäste zugelassen.«

Die Fahrstuhltür öffnete sich. Während Laurie noch mit den Schlüsseln herumhantierte, begrüßte Lou Debra Engler mit einer höflichen Verbeugung. Wie immer hatte sich ihre Tür bis zum Anschlag der Kette geöffnet.

»Der Geschäftsführer wirkte allerdings ein bißchen verdächtig«, fuhr Laurie fort. »Zumindest in meinen Augen.«

»Wie kommst du denn darauf?« fragte Lou, als sie das Apartment betraten. Tom kam aus dem Schlafzimmer geflitzt und rieb sich schnurrend an Lauries Beinen. Laurie legte ihre Tasche auf dem kleinen halbmondförmigen Flurtischchen ab und beugte sich hinunter, um Tom liebevoll hinter den Ohren zu kraulen.

»Er hatte einen Schweißausbruch, als ich mit ihm gesprochen habe«, erklärte Laurie.

Lou stockte, obwohl er gerade dabei war, sich den Mantel auszuziehen. »Ist das alles?« fragte er. »Der Mann hat geschwitzt, und das findest du verdächtig?«

»Ja«, erwiderte Laurie. »Das ist alles.« Sie wußte genau, was Lou dachte; es stand ihm förmlich ins Gesicht geschrieben. »Hat er zu schwitzen angefangen, nachdem du ihn mit schwierigen und belastenden Fragen über Franconis Leiche bombardiert hast?« wollte Lou wissen. »Oder hat er schon geschwitzt, bevor du mit ihm geredet hast?«

»Schon vorher«, gestand Laurie.

Lou verdrehte die Augen. »Du bist wirklich der geborene Sherlock Holmes. Vielleicht solltest du lieber meinen Job übernehmen. Ich verfüge nämlich leider nicht über solche intuitiven Kräfte, und mit meiner Fragentaktik bringe ich die Leute meistens auch nicht zum Schwitzen.«

»Du hast versprochen, nicht an mir herumzumäkeln«, ermahnte Laurie ihn mit einem Augenzwinkern. »Hab' ich nie versprochen«, entgegnete Lou. »Okay«, lenkte Laurie ein. »Mein Abstecher hat

also nichts gebracht. Wollen wir jetzt essen? Ich bin halb verhungert.« Lou beförderte die Weinflasche von einer Hand in die andere, um endlich den Trenchcoat abstreifen zu können. Dabei stieß er ungeschickt gegen Lauries Tasche, die daraufhin krachend zu Boden fiel und aufsprang. Der gesamte Inhalt verteilte sich quer über den Flur, was wiederum die Katze in Panik versetzte. Nach ein paar verzweifelten Startversuchen auf dem blankpolierten Parkettfußboden raste Tom geduckt ins Schlafzimmer.

»Was bin ich bloß für ein Trampel!« rief Lou. »Es tut mir furchtbar leid.« Als er sich bückte, um all die Papiere, Stifte, Objektträger und den anderen Krimskrams wieder einzusammeln, stieß er zusätzlich mit Laurie zusammen. »Ich glaube, du setzt dich am besten aufs Sofa«, schlug Laurie vor und lachte.

»Aber zuerst hebe ich deine Sachen wieder auf«, schnaufte Lou.

Als er fast alles wieder in der Tasche verstaut hatte, hielt er plötzlich ein Videoband in der Hand. »Was ist das denn?« fragte er. »Dein Lieblings-Porno?«

»Wohl kaum«, erwiderte Laurie.

Lou drehte das Band um und las die Aufschrift. »Das Franconi-Attentat?« fragte er. »Hat CNN dir das einfach so geschickt?«

Laurie richtete sich auf. »Nein, ich hatte darum gebeten. Ich wollte eigentlich mit Hilfe der Aufnahmen nach der Autopsie meine Befunde untermauern. Ich hatte vor, einen interessanten Aufsatz über die Zuverlässigkeit der Gerichtsmedizin zu schreiben.«

»Darf ich es mir ansehen?« fragte Lou.

»Wieso?« entgegnete Laurie. »Hast du die Erschießung nicht schon zigmal im Fernsehen gesehen?«

»Natürlich«, erwiderte Lou. »Es lief ja schließlich in allen Sendern rauf und runter. Aber ich würde es mir trotzdem gerne noch einmal ansehen.«

»Habt ihr denn im Polizeirevier keine Kopie?« fragte Laurie.

»Das überrascht mich etwas.«

»Vielleicht haben wir ja eine«, entgegnete Lou. »Jedenfalls habe ich sie nicht in die Finger gekriegt.«

»Ist wohl nicht dein Tag heute, Kumpel!« zog Warren Jack auf. »Du wirst wohl doch langsam alt.«

Jack war viel zu spät auf dem Basketball-Court erschienen und mußte warten, bis er mitspielen konnte. Er hatte sich vorgenommen, heute unter allen Umständen zu gewinnen - egal, in welcher Mannschaft er auch spielen sollte. Doch es war gänzlich anders gekommen. Da Warren und Spit in der gegnerischen Mannschaft gelandet waren und die beiden nie den Korb verfehlten, hatte Jack alle Spiele verloren. Die Mannschaft der beiden hatte auch das letzte Spiel gewonnen, das mit einem gekonnten Doppelpaß zu Ende gegangen war, der Spit die Möglichkeit zu einem eleganten Korbleger gegeben hatte. Mit wackligen Beinen ging Jack an den Spielfeldrand. Er hatte sich völlig verausgabt und schwitzte wie ein Stier. Er zog sein Handtuch aus dem Maschendrahtzaun, wo er es zuvor deponiert hatte, und trocknete sich das Gesicht. Sein Herz raste und pochte ihm stürmisch gegen die Brust.

»Na los, Kumpel!« rief Warren ihm vom Spielfeld aus zu, wo er mit seinen Füßen einen Ball hin- und herdribbelte. »Ein Spiel noch. Diesmal lassen wir dich auch gewinnen.«

»Verscheißer mich nicht, Alter!« rief Jack zurück. »Du läßt nie freiwillig jemanden gewinnen.« Er achtete darauf, sich auch sprachlich seiner Umgebung anzupassen. »Ich haue jetzt ab.« Warren kam herangeschlendert, hakte sich mit einem Finger am Maschendraht fest und lehnte sich gegen den Zaun. »Was ist eigentlich mit deiner *shortie* los?« fragte er. »Natalie quetscht mich ständig nach Laurie aus und geht mir schon langsam auf den Geist. Von euch beiden hört und sieht man nichts mehr.«

Jack sah Warren an. Dem makellosen Gesicht seines Basketballfreundes war nicht anzusehen, daß er schwitzte. Er schien nicht einmal schneller zu atmen. Dabei hatte er schon eine ganze Weile gespielt, bevor Jack dazugekommen war. Der einzige Hinweis dafür, daß er sich sportlich betätigt hatte, war ein winziges nasses Schweißdreieck auf der Vorderseite seines abgeschnittenen Sweatshirts.

»Du kannst Natalie bestellen, daß es Laurie gutgeht«, sagte Jack. »Wir haben uns eine Weile nicht gesehen. Es lag wohl größtenteils

an mir. Ich wollte unser Verhältnis ein bißchen abkühlen lassen.«

»Aha«, grummelte Warren.

»Aber gestern abend war ich bei ihr«, fügte Jack hinzu. »Ich glaube, es geht wieder bergauf mit uns. Laurie hat sich übrigens auch nach dir und Natalie erkundigt.«

Warren nickte. »Willst du wirklich abhauen, oder spielst du noch eine Runde mit?«

»Mir reicht's für heute«, stellte Jack klar. »Paß auf dich auf, Kumpel«, sagte Warren und stieß sich vom Zaun ab. Dann schrie er den anderen zu: »Auf geht's, ihr faulen Säcke!«

Jack schüttelte ungläubig den Kopf. Warren tänzelte aufs Spielfeld zurück, als wäre nichts gewesen; er schien kein bißchen ausgelaugt zu sein. Dieser Mann hatte ein Durchhaltevermögen, um das Jack ihn beneidete.

Er zog sich sein Sweatshirt an und machte sich auf den Weg nach Hause. Seine Mannschaft hatte nicht ein einziges Spiel gewonnen, und obwohl ihn das während des Spiels zunehmend frustriert hatte, war es ihm jetzt völlig egal. Das harte Training hatte ihm den Kopf wieder freigepustet. In den eineinhalb Stunden, in denen er gespielt hatte, hatte er nicht ein einziges Mal an seine Arbeit denken müssen.

Doch kaum hatte er die 106th Street überquert, als ihm das Rätsel um die Wasserleiche erneut im Kopf herumspukte und ihn verrückt machte. Während er seine von Abfällen übersäte Treppe hinaufstieg, fragte er sich, ob Ted bei der DNA-Analyse nicht vielleicht doch ein Fehler unterlaufen war. Er selbst war jedenfalls nach wie vor davon überzeugt, daß dem Opfer eine Leber transplantiert worden war.

Er war gerade auf dem Treppenabsatz der zweiten Etage angelangt, als er ein Telefon schrillen hörte. Es mußte seins sein, denn Denise, die alleinerziehende Mutter, die ebenfalls auf seiner Etage wohnte, besaß kein Telefon. Mit einer letzten Kraftanstrengung quälte er seine müden Glieder eine weitere Treppe hinauf und hantierte ungeschickt an seinem Türschloß. Er hatte die Tür gerade aufgeschlossen, als auch schon sein Anrufbeantworter ansprang. Er konnte immer wieder kaum glauben, daß die Stimme, die er da hörte, seine eigene sein sollte.

Er lief zum Telefon, riß den Hörer von der Gabel und unterbrach damit den Ansagetext.

»Hallo«, röchelte er in den Hörer. Nach den eineinhalb Stunden auf dem Basketball-Court hatte ihm der Endspurt nach oben den Rest gegeben. Er war dem Kollaps nahe. »Erzähl mir bloß nicht, du kommst jetzt erst vom Basketball«, meldete sich Laurie. »Es ist schon neun Uhr. Dann bist du doch normalerweise längst zu Hause.«

»Ich war erst um halb acht von der Arbeit zurück«, erklärte Jack und japste zwischendurch nach Luft. Er mußte sich ständig das Gesicht abtupfen, damit sein Schweiß nicht auf den Boden tropfte.

»Dann hast du also noch nicht gegessen«, vermutete Laurie. »Nein«, entgegnete Jack.

»Lou ist bei mir«, fuhr Laurie fort. »Wir essen gleich Salat und Spaghetti. Hast du Lust, vorbeizukommen?«

»Ich will doch nicht euer gemütliches Beisammensein stören«, erwiderte Jack im Scherz. Aber er spürte, wie ein leises Gefühl von Eifersucht in ihm hochkroch. Er wußte, daß die beiden einmal für kurze Zeit zusammengewesen waren, und er fragte sich, ob sich da womöglich wieder etwas anbahnte. Auf der anderen Seite hatte er kein Recht, eifersüchtig zu sein; schließlich war er derjenige, der die Frauen normalerweise auf Distanz hielt. Nachdem er seine Familie verloren hatte, wußte er nicht, ob er sich je wieder binden wollte. Er war überzeugt, daß er einen derartigen Schmerz nicht noch einmal ertragen konnte. Gleichzeitig mußte er sich aber auch eingestehen, daß er ziemlich einsam war und sich in Lauries Gesellschaft wirklich wohl fühlte.

»Du störst mit Sicherheit nicht unser gemütliches Beisammensein«, versicherte Laurie. »Es gibt auch nur eine Kleinigkeit zu essen. Vor allem wollen wir dir etwas zeigen. Etwas, das dich ganz schön überraschen dürfte. Wenn du es gesehen hast, willst du dir bestimmt am liebsten selbst in den Hintern treten. Wir sind jedenfalls ziemlich aufgedreht, wie du vielleicht merkst.«

»Ach ja?« fragte Jack. Sein Mund war mit einem Mal staubtrocken. Er hörte Lou im Hintergrund lachen und brauchte nur zwei und zwei zusammenzuzählen, um darauf zu kommen, was die beiden ihm zei-

gen wollten: einen Ring! Lou hatte um Lauries Hand angehalten!

»Es ist schon ziemlich spät«, versuchte er sich rauszureden. »Und ich habe noch nicht mal geduscht.«

»Nun rappeln Sie sich schon hoch, Sie alter Knochenklempner!« hörte er plötzlich Lou aus dem Hörer dröhnen. Er hatte Laurie den Hörer aus der Hand genommen. »Laurie und ich brennen darauf, Ihnen etwas zu zeigen.«

»Okay«, gab Jack schließlich nach. »Ich springe schnell unter die Dusche und bin in vierzig Minuten da.«

»Also bis gleich, alter Kumpel«, entgegnete Lou. Jack legte den Hörer auf. »Alter Kumpel«, murmelte er vor sich hin. Das klang überhaupt nicht nach Lou. Der Detective schien im siebten Himmel zu schweben.

»Ich wünschte, ich wüßte, wie ich dich aufheitern könnte«, sagte Darlene. Sie hatte sich extra in ein aufreizendes Seidengewand von Victorias Secret gehüllt, doch Raymond hatte es nicht einmal gemerkt.

Er lag auf dem Sofa und hatte sich einen Beutel mit Eiswürfeln auf die Stirn gelegt; die Augen hatte er geschlossen. »Bist du sicher, daß du nichts essen willst?« fragte Darlene. Sie hatte blondgefärbtes Haar, eine recht weiblich ausgeprägte Figur und war mit ihren fast ein Meter achtzig eine recht große Frau. Da sie erst sechsundzwanzig war und Raymond schon zweiundfünfzig, war sie gerade mal halb so alt wie ihr Geliebter. Bevor sie Raymond im Auction House, einer gemütlichen East-Side-Kneipe, kennengelernt hatte, hatte sie als Model gearbeitet.

Raymond nahm sich vorsichtig den Eisbeutel von der Stirn und starrte Darlene an. Ihre lebendige und übersprudelnde Art ging ihm im Moment auf die Nerven.

»Ich fühle mich, als hätte ich einen dicken Knoten im Magen«, jammerte er mit leidender Miene. »Ich kann nicht mal an Essen denken. Ist das so schwer zu verstehen?«

»Ich weiß nicht, warum du so sauer bist«, entgegnete Darlene. »Dabei müßte es dich doch eigentlich fröhlich stimmen, daß gerade

diese Ärztin aus Los Angeles angerufen und mitgeteilt hat, daß sie in das Projekt mit einsteigen will. Immerhin heißt das, daß du bald ein paar Filmstars als Kunden haben wirst. Ich finde, das sollten wir feiern.«

Raymond legte sich den Eisbeutel zurück auf die Stirn und schloß die Augen. »Was die geschäftliche Seite des Projekts angeht, hat es noch nie Probleme gegeben. Da läuft alles wie am Schnürchen. Es ist dieser unerwartete Schlamassel, der mir Kopfschmerzen bereitet. Etwa die Sache mit Franconi oder dieser Kevin Marshall.« Cindy Carlson erwähnte er Darlene gegenüber sicherheitshalber gar nicht erst; am liebsten wollte er den Teenager völlig aus seinem Kopf verdrängen. »Warum machst du dir denn immer noch Sorgen um Franconi?« fragte Darlene. »Das Problem hat sich doch längst erledigt.«

»Jetzt hör mir mal zu, Darlene«, sagte Raymond und bemühte sich, nicht noch ungeduldiger zu werden. »Warum setzt du dich nicht einfach vor den Fernseher und läßt mich in Ruhe?«

»Möchtest du vielleicht ein Toastbrot oder ein Schälchen Müsli?« bohrte Darlene hartnäckig weiter.

»Jetzt laß mich endlich in Ruhe!« schrie Raymond sie an und richtete sich viel zu schnell auf. Den Eisbeutel in der Hand, starrte er sie mit vorstehenden Augen und gerötetem Gesicht an.

»Wenn ich hier nicht erwünscht bin, gehe ich eben«, entgegnete Darlene beleidigt. Als sie gerade den Raum verlassen wollte, klingelte das Telefon. »Soll ich abnehmen?« fragte sie und drehte sich zu Raymond um.

Er nickte und bat sie, den Anruf im Arbeitszimmer entgegenzunehmen. Falls der Anruf für ihn sei, fügte er hinzu, solle sie nicht jedem auf die Nase binden, daß er zu Hause sei, denn er wolle mit niemandem sprechen.

Als Darlene in Richtung Arbeitszimmer verschwand, seufzte er erleichtert und packte sich die Eiswürfel wieder auf die Stirn. Dann legte er sich zurück und versuchte, zu entspannen. Doch er hatte kaum eine gemütliche Lage gefunden, als Darlene schon wieder im Zimmer stand.

»Es war gar nicht das Telefon«, erklärte sie. »Es war die Haus-

sprechanlage. Unten steht ein Mann, der mit dir reden will. Er heißt Franco Ponti und behauptet, es sei wichtig. Ich habe ihm gesagt, daß ich mal nachsehen werde, ob du da bist. Was soll ich ihm ausrichten?«

Raymond setzte sich steil auf. Er spürte, wie ihn eine neue Welle von Panik überrollte. Im Augenblick konnte er den Namen nicht einordnen, doch irgendwie mißfiel ihm schon der Klang. Dann fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen. Franco Ponti war einer von Vinnie Dominicks Leuten; er war am vergangenen Vormittag zusammen mit dem anderen Mafioso in seinem Apartment gewesen.

»Was denn nun?« drängte Darlene.

»Ich spreche mit ihm«, erwiderte Raymond und schluckte hart. Dann griff er hinter das Sofa, wo sich ein Nebenanschluß befand. Mit einem kurzen »Hallo« versuchte er so viel Selbstsicherheit wie möglich in seine Stimme zu legen. »Wie geht's, Doc?« meldete sich Franco. »Hätte mich aber auch wirklich enttäuscht, wenn Sie nicht zu Hause gewesen wären.«

»Ich wollte gerade ins Bett gehen«, entgegnete Raymond. »Finden Sie es nicht ein bißchen spät für einen Besuch?«

»Für die späte Stunde entschuldige ich mich«, sagte Franco. »Aber Angelo Facciolo und ich müssen Ihnen unbedingt etwas zeigen.«

»Warum zeigen Sie es mir nicht morgen?« fragte Raymond. »Zum Beispiel zwischen neun und zehn.«

»Nein«, entgegnete Franco. »So lange können wir nicht warten. Kommen Sie runter, Doc! Machen Sie's uns doch nicht so schwer! Es ist Vinnies ausdrücklicher Wunsch, daß wir Sie aus nächster Nähe mit unseren Serviceleistungen bekannt machen.«

Raymond suchte krampfhaft nach einer Entschuldigung, doch in seinem Kopf hämmerte es so heftig, daß ihm einfach nichts einfallen wollte.

»Nur zwei Minuten«, drängte Franco. »Mehr verlangen wir gar nicht von Ihnen.«

»Ich bin entsetzlich müde«, entgegnete Raymond. »Ich fürchte…«

»Jetzt hören Sie mir mal zu, Doc!« fiel Franco ihm ins Wort. »Ich muß darauf bestehen, daß Sie runterkommen - oder es wird Ihnen

sehr leid tun. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt.«

»Schon gut«, entgegnete Raymond. Er sah ein, daß ihm wohl nichts anderes übrigblieb. Schließlich war er nicht so naiv zu glauben, daß Vinnie Dominick und seine Leute leere Drohungen aussprachen.

»Ich komme sofort.« Er ging zur Garderobe und zog sich seinen Mantel an. »Du gehst nach draußen?« fragte Darlene verblüfft. »Ich habe wohl keine andere Wahl«, erwiderte Raymond. »Wahrscheinlich sollte ich froh sein, daß ich sie nicht hier oben empfangen muß.«

Während er mit dem Fahrstuhl nach unten fuhr, versuchte er sich zu beruhigen, doch da seine Kopfschmerzen jetzt noch schlimmer geworden waren, war das nicht gerade einfach. Unerwartete, unwillkommene Besuche dieser Art gehörten definitiv zu den Dingen, die ihm das Leben schwermachten. Er hatte keine Ahnung, was diese Männer ihm zeigen wollten; wahrscheinlich wollten sie mit ihm darüber sprechen, wie sie mit Cindy Carlson verfahren sollten.

»Guten Abend, Doc«, sagte Franco, als Raymond aus der Tür trat. »Tut mir leid, daß wir Ihnen Umstände machen.«

»Machen wir's kurz«, entgegnete Raymond selbstbewußt, obwohl ihm in Wirklichkeit äußerst unbehaglich zumute war. »Es wird kurz *und* befriedigend für Sie werden, das verspreche ich Ihnen«, sagte Franco. »Wenn Sie mir bitte folgen würden.« Er zeigte zur Straße, wo die Ford-Limousine am Fahrbahnrand neben einem Feuerhydranten parkte. Angelo lümmelte sich neben dem Kofferraum und rauchte.

Raymond folgte Franco zum Auto. Angelo trat einen Schritt zur Seite.

»Wir möchten Sie bitten, einen schnellen Blick in den Kofferraum zu werfen«, erklärte Franco, als sie das Auto erreicht hatten. Dann hantierte er mit dem Schlüssel. »Kommen Sie hierher, dann sehen Sie besser. Das Licht ist nicht besonders gut.« Raymond trat in die Lücke zwischen dem Ford und dem dahinter parkenden Auto. Er stand ganz dicht vor dem Kofferraum, als Franco den Deckel hochhob.

Im nächsten Augenblick glaubte Raymond, sein Herz würde aussetzen. Zusammengekrümmt im Kofferraum lag die gespenstisch

aussehende Leiche von Cindy Carlson. Genau in dem Moment, als er sie flüchtig betrachtete, bemerkte er hinter sich ein Blitzlicht. Taumelnd trat er zurück. Der Anblick des fettleibigen Mädchens mit dem fahlen Gesicht hatte sich auf alle Zeiten in sein Gehirn eingemeißelt. Er fühlte sich elend, und ihm war schwindelig von dem Blitzlicht, das, wie er schnell erkannte, von einer Polaroid-Kamera verursacht worden war. Franco schloß den Kofferraum und wischte sich die Hände ab.

»Wie ist das Foto geworden?« wandte er sich an Angelo. »Eine Minute noch«, erwiderte Angelo, der den Abzug an den Rändern festhielt und darauf wartete, daß sich das Bild entwickelte.

»Nur noch einen Augenblick«, sagte Franco daraufhin zu Raymond.

Raymond stöhnte unwillkürlich auf, während er angestrengt seinen Blick umherschweifen ließ. Er hatte panische Angst, daß irgend jemand die Leiche gesehen haben könnte. »Sieht gut aus«, rief Angelo und reichte Franco das Foto, der derselben Meinung zu sein schien.

Franco hielt Raymond die Aufnahme zur Begutachtung hin. »Ich würde sagen, Sie sind von Ihrer besten Seite getroffen.« Raymond schluckte und betrachtete das lebensechte Abbild seines schockierten Gesichts, das sich über die grausig aussehende Leiche des Mädchens beugte.

Franco verstaute das Bild in seiner Tasche. »Das war’s schon, Doc«, sagte er. »Ich hatte Ihnen ja versprochen, daß wir Sie nicht lange aufhalten würden.«

»Warum haben Sie das getan?« brachte Raymond krächzend hervor.

»Es war Vinnies Idee«, erklärte Franco. »Er hielt es für das Beste, eine handfeste Erinnerung an den Gefallen zu haben, den er Ihnen erwiesen hat. Nur für alle Fälle.«

»Für welchen Fall?« wollte Raymond wissen. »Eben für alle Fälle«, entgegnete Franco und gestikulierte vage mit den Händen.

Franco und Angelo stiegen in den Wagen. Raymond trat auf den Bürgersteig und sah dem Ford hinterher, bis er um die nächste Straßenecke verschwand.

»Oh, mein Gott!« stöhnte er vor sich hin. Dann drehte er sich um und ging auf wackligen Beinen zurück zu seiner Haustür. Jedesmal, wenn er ein Problem gelöst hatte, kam ein neues hinzu.

Nach dem Duschen fühlte sich Jack wie neu geboren. Da Laurie ihm diesmal nicht ausdrücklich verboten hatte, mit dem Fahrrad zu fahren, beschloß er, eine späte Radtour zu machen. Er trat kräftig in die Pedalen und kam auf seinem Weg nach Süden flott voran. Da ihm sein unangenehmes Central-Park-Erlebnis aus dem vergangenen Jahr noch frisch in Erinnerung war, hielt er sich bis zum Columbus Circle auf der Central Park West. Am Columbus Circle bog er in die 59th Street ein, auf der er blieb, bis er die Park Avenue erreichte. Zu dieser späten Stunde herrschte auf der Park Avenue kaum Verkehr, so daß er auf dem Weg bis zu Lauries Straße nicht ein einziges Mal anhalten mußte. Er schloß sein Fahrrad mit etlichen Schlössern ab und ging zu Lauries Haustür. Bevor er klingelte, sammelte er sich einen Augenblick und überlegte sich, wie er gleich reagieren und was er sagen sollte.

Laurie erwartete ihn schon an der Tür. Sie strahlte über das ganze Gesicht und umarmte ihn überschwenglich, bevor er ein Wort sagen konnte. In der Hand hielt sie ein Glas Wein. »Wie siehst du denn aus?« fragte sie und trat einen Schritt zurück, um seine wilde Frisur zu mustern. »Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß du bloß nicht mit dem Fahrrad kommen sollst. Erzähl mir nicht, du bist mit deinem neuen Drahtesel hier!« Jack zuckte schuldbewußt mit den Achseln. »Wenigstens bist du heile angekommen«, sagte Laurie. Dann zog sie den Reißverschluß seiner Lederjacke auf und streifte sie ihm von den Schultern.

Auf dem Sofa sah Jack Lou sitzen, der ebenfalls grinste wie ein Honigkuchenpferd.

Laurie hakte sich bei Jack ein und führte ihn ins Wohnzimmer. »Sollen wir dir zuerst die Überraschung zeigen, oder wollen wir erst essen?« fragte sie. »Erst die Überraschung«, erwiderte Jack. »Gut«, sagte Lou, stand auf und steuerte auf den Fernseher zu. Laurie führte Jack zu dem Sofaplatz, den Lou gerade frei gemacht hatte. »Möch-

test du ein Glas Wein?« Jack nickte. Er war ziemlich verwirrt, denn er hatte keinen Ring gesehen, und Lou studierte aus irgendwelchen Gründen intensiv die Fernbedienung des Videorecorders. Laurie verschwand kurz in der Küche und kam mit einem Glas Wein zurück.

»Ich weiß nicht, wie dieses Ding funktioniert«, klagte Lou. »Bei mir zu Hause macht das immer meine Tochter.« Laurie nahm ihm die Fernbedienung aus der Hand und erklärte ihm, daß er als erstes den Fernsehapparat anschalten müsse. Jack nippte an seinem Wein und stellte fest, daß er auch nicht viel besser war als der, den er am vergangenen Abend mitgebracht hatte.

Dann setzten sich auch Laurie und Lou zu ihm auf die Couch. Jack musterte die beiden aufmerksam, doch sie ignorierten ihn. Statt dessen starrten sie angestrengt auf den Bildschirm. »Was ist denn nun mit der Überraschung?« fragte Jack. »Sieh einfach genau hin«, erwiderte Laurie und zeigte auf die Mattscheibe, auf der bisher nur ein gestörtes Bild zu erkennen war.

Verwirrter denn je starrte Jack auf den Bildschirm. Plötzlich hörte er Musik und erkannte das CNN-Logo. Dann erschien ein leicht übergewichtiger Mann, der gerade ein Manhattaner Restaurant verließ. Jack erkannte, daß es sich um das Positano handelte. Der Mann war von einer Menschentraube umringt. »Soll ich den Ton anstellen?« fragte Laurie. »Nein«, erwiderte Lou. »Nicht nötig.«

Jack sah sich die Szene bis zu Ende an und warf Laurie und Lou einen fragenden Blick zu. Doch die beiden grinsten nur. »Was soll das Ganze?« wollte er wissen. »Und wieviel Wein habt ihr eigentlich schon getrunken?«

»Hast du erkannt, was du da gerade gesehen hast?« fragte Laurie. »Oder erinnert dich die Szene an irgend etwas?«

»Erinnert mich an die alten Aufnahmen von der Erschießung Lee Harvey Oswalds«, erwiderte Jack. »Zeigen wir ihm die Szene noch einmal«, schlug Lou vor. Jack sah sich den Ausschnitt zum zweiten Mal an, wobei er seinen Blick ein paarmal zwischen dem Bildschirm und Laurie und Lou hin- und herschweifen ließ. Die beiden starrten fasziniert auf den Fernseher.

»Und?« wandte sich Laurie nach dem zweiten Durchlauf wieder an

Jack.

Jack zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst.«

»Am besten zeige ich dir mal ein paar Ausschnitte in Zeitlupe«, sagte Laurie und spulte das Band bis zu dem Moment zurück, in dem Franconi in seine Limousine steigen wollte. Sie ließ die Szene ganz langsam laufen und drückte auf die Stoptaste, als die Schüsse abgefeuert wurden. Dann ging sie zum Bildschirm und zeigte auf den Nackenansatz des Mannes. »Hier ist die Eintrittsstelle«, erklärte sie.

Mit einem erneuten Druck auf die Play-Taste ließ sie die Szene weiterlaufen, bis das Opfer von der nächsten Kugel getroffen wurde und nach rechts zu Boden fiel.

»Das gibt's doch gar nicht!« rief Jack elektrisiert. »Ist meine Wasserleiche etwa Carlo Franconi?«

Laurie drehte sich mit glänzenden Augen zu ihm um. »Du hast es erfaßt!« entgegnete sie triumphierend. »Bewiesen haben wir es zwar noch nicht, aber wenn ich an die Einschußstellen denke und an den Weg, den sich die Kugeln bei der Wasserleiche gebahnt haben, würde ich glatt fünf Dollar darauf wetten, daß es sich um Franconi handelt.«

»Hört, hört!« bemerkte Jack. »Eine Fünf-Dollar-Wette mit dir kann ich natürlich nicht ausschlagen. So viel hast du schließlich in meiner Gegenwart noch nie geboten. Bist du dir eigentlich im klaren, daß dies eine hundertprozentige Steigerung deines bisher höchsten Einsatzes ist?«

»Ich bin mir eben absolut sicher«, entgegnete Laurie.

»Laurie ist unglaublich schnell, wenn es darum geht, komplexe Zusammenhänge zu erkennen«, sagte Lou. »Sie hat die Ähnlichkeiten sofort erkannt. Ich komme mir neben ihr manchmal ziemlich dämlich vor.«

»Hörst du wohl auf!« wies Laurie ihn zurecht und gab ihm einen Stups.

»War das die Überraschung, von der ihr geredet habt?« fragte Jack vorsichtig. Er wollte sich lieber nicht zu früh freuen.

»Ja«, erwiderte Laurie. »Was ist los mit dir? Bist du etwa nicht so

fasziniert wie wir?«

»Doch«, erwiderte Jack und lachte vor Erleichterung. »Ich freue mich diebisch.«

»Ich weiß immer noch nicht, wann du es ernst meinst und wann nicht«, beklagte sich Laurie. Sie glaubte, einen Funken von Jacks typischem Sarkasmus in seiner Antwort erkannt zu haben.

»Für mich ist es die beste Neuigkeit der letzten Tage«, fügte Jack hinzu. »Wenn nicht sogar der letzten Wochen.«

»Nun übertreib nicht gleich wieder«, entgegnete Laurie und stellte den Fernseher und den Videorecorder aus. »Das war's mit der Überraschung. Jetzt wird gegessen.« Beim Essen unterhielten sie sich darüber, warum nicht längst jemand in Erwägung gezogen hatte, daß es sich bei der Wasserleiche womöglich um Franconi handelte.

»Also, mich haben vor allem die Verletzungen durch die Schrotkugeln irritiert«, erklärte Laurie. »Schließlich ist Franconi nicht mit einem Schrotgewehr erschossen worden, das war klar. Und dann hat man die Leiche draußen vor Coney Island entdeckt. Wenn sie jemand aus dem East River gefischt hätte, wäre der Groschen bei uns vielleicht schon früher gefallen.«

»Ich habe mich wahrscheinlich aus den gleichen Gründen täuschen lassen«, sagte Jack. »Und als ich dann wußte, daß die Schrotkugel-Verletzungen dem Opfer erst nach seinem Tod zugefügt wurden, habe ich mich voll und ganz auf die Sache mit der Leber konzentriert. Ach übrigens - hat man Franconi eine Leber transplantiert?«

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Lou. »Er war seit etlichen Jahren krank, aber ich habe keine Ahnung, was er hatte. Von einer Lebertransplantation habe ich jedenfalls nichts gehört.«

»Wenn man ihm keine Leber transplantiert hat, ist die Wasserleiche auch nicht Franconi«, stellte Jack klar. »Das DNA-Labor tut sich zwar noch schwer mit einer Bestätigung, aber ich bin absolut davon überzeugt, daß es sich bei der Leber der Wasserleiche um eine gespendete Leber handelt.«

»Wie könnt ihr Pathologen denn sonst beweisen, daß die Wasserleiche und Franconi ein und dieselbe Person sind?« fragte Lou.

»Wir können die Mutter um eine Blutprobe bitten«, erwiderte Lau-

rie. »Wenn wir mitochondriales DNA miteinander vergleichen, das wir alle nur von unseren Müttern erben, können wir ganz klar sagen, ob die Wasserleiche Franconi ist. Die Mutter wird bestimmt einwilligen, denn sie ist schon mal bei uns im Institut gewesen, um ihren Sohn zu identifizieren.«

»Es ist wirklich zu dumm, daß der tote Franconi bei seiner Einlieferung nicht geröntgt wurde«, bemerkte Jack. »Dann hätten wir jetzt etwas in der Hand.«

»Aber es gibt Röntgenaufnahmen!« rief Laurie aufgeregt. »Das habe ich eben erst erfahren. Marvin hat die Leiche geröntgt.«

»Und wo, zum Teufel, sind die Röntgenbilder dann?« wollte Jack wissen.

»Wie mir Marvin erzählt hat, hat Bingham sie an sich genommen«, erwiderte Laurie. »Sie müssen in seinem Büro sein.«

»Dann würde ich vorschlagen, wir starten einen kleinen Überfall auf die Leichenhalle«, sagte Jack. »Diese Sache muß ich unbedingt klären.«

»Binghams Büro ist mit Sicherheit abgeschlossen«, gab Laurie zu bedenken.

»Ich würde sagen, die jetzige Situation rechtfertigt durchaus auch etwas kreativere Maßnahmen«, entgegnete Jack. »Stimmt«, sagte Lou. »Vielleicht ist das der entscheidende Durchbruch, auf den ich schon so lange warte.« Als sie zu Ende gegessen und die Küche aufgeräumt hatten - darauf hatten Jack und Lou bestanden -, nahmen sie sich ein Taxi und fuhren zum Gerichtsmedizinischen Institut. Sie betraten die Leichenhalle über die Laderampe und marschierten direkt in das Empfangsbüro.

»Du lieber Himmel!« rief Marvin, als er Jack und Laurie sah. Es kam fast nie vor, daß sich zwei Pathologen gleichzeitig am späten Abend blicken ließen. »Ist eine Naturkatastrophe passiert?«

»Wo sind die Hausmeister?« wollte Jack wissen. »Als ich sie zum letzten Mal gesehen habe, waren sie in der Grube«, erwiderte Marvin. »Jetzt mal im Ernst, was ist los?«

»Ich habe eine Identitätskrise«, griente Jack. Die drei machten sich auf den Weg in den Sektionssaal. Jack ging voran und riß die Tür

auf. Marvin hatte recht gehabt; beide Hausmeister waren gerade dabei, den teuren Terrazzoboden zu wischen.

»Ich nehme an, ihr beiden habt Schlüssel zum Büro des Chefs«, begann Jack.

»Natürlich«, erwiderte Daryl Foster. Daryl arbeitete seit beinahe dreißig Jahren im Gerichtsmedizinischen Institut. Sein Kollege Jim O'Donnel war erst seit relativ kurzer Zeit im Institut beschäftigt.

»Wir müssen in Binghams Büro«, sagte Jack. »Können Sie uns die Tür öffnen?«

Daryl zögerte. »Der Chef ist da ein bißchen empfindlich«, sagte er. »Er hat es nicht gerne, wenn jemand in sein Büro geht.«

»Ich übernehme die Verantwortung«, entgegnete Jack. »Es handelt sich um einen Notfall. Außerdem wird Lieutenant Detective Soldano von der New Yorker Polizei uns begleiten. Er paßt auf, daß wir nur das Allernötigste entwenden.«

»Ich weiß nicht«, sagte Daryl. Er fühlte sich sichtbar unbehaglich und ließ sich von Jacks Humor nicht im geringsten beeindrucken.

»Dann geben Sie mir den Schlüssel«, schlug Jack vor und streckte Daryl seine Hand entgegen. »Wenn ich aufschließe, haben Sie nichts damit zu tun.«

Mit zwiespältigen Gefühlen zog Daryl zwei Schlüssel von seinem Schlüsselbund ab und reichte sie Jack. »Einer ist für das Vorzimmer und der andere für Dr. Binghams Büro.«

»Ich bringe sie Ihnen in fünf Minuten zurück«, versprach Jack. Daryl gab keine Antwort.

»Sie haben den armen Kerl ganz schön eingeschüchtert«, bemerkte Lou, als sie mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoß fuhren. »Wenn Jack etwas durchziehen will, geht er über Leichen«, sagte Laurie.

»Bürokratische Hindernisse gehen mir auf die Nerven«, entgegnete Jack. »Außerdem haben die Röntgenaufnahmen nichts im Büro des Chefs zu suchen.«

Er öffnete zuerst die Vorzimmertür, dann die Tür zu Binghams Arbeitszimmer und schaltete das Licht an. Das Büro war ziemlich geräumig. Links stand unter einem hohen Fenster der Schreibtisch, rechts stand ein großer Bibliothekstisch, auf dessen Kopfende diverse

Lehrmaterialien herumlagen, unter anderem eine Tafel und ein Schaukasten für Röntgenbilder.

»Wo sollen wir nach den Aufnahmen suchen?« fragte Laurie. »Ich hatte gehofft, sie auf dem Schaukasten zu finden«, erwiderte Jack. »Aber ich sehe sie nicht. Paß auf - ich nehme mir den Schreibtisch und den Aktenschrank vor, und du siehst dich in der Nähe des Schaukastens um.«

»Okay«, sagte Laurie. »Und was soll ich machen?« fragte Lou. »Gar nichts«, erwiderte Jack. »Sie passen auf, daß wir nichts klauen.«

Jack zog ein paar Schubladen auf und machte sie schnell wieder zu. Die Ganzkörper-Röntgenaufnahmen, die in der Leichenhalle gemacht wurden, steckten immer in großen, nicht zu übersehenden Aktenmappen.

»Ich glaube, ich habe sie gefunden«, rief Laurie. Sie hatte direkt unter dem Schaukasten einen Aktenständer mit einem Stapel Röntgenbilder entdeckt, den sie jetzt auf den Tisch wuchtete, um die Namen überfliegen zu können. Franconi war dabei. Sie zog die Mappe mit den Aufnahmen heraus. Als sie wieder im Kellergeschoß waren, besorgte Jack die Röntgenbilder der Wasserleiche und kehrte mit beiden Mappen zurück in den Sektionssaal. Dort übergab er Daryl die Schlüssel von Binghams Büro und bedankte sich bei ihm. Daryl nickte nur.

»Jetzt wird’s spannend«, sagte Jack und ging an die Sichtwand. »Der kritische Augenblick ist gekommen.« Er klemmte zuerst die Aufnahmen von Franconi fest und hängte dann die der kopflosen Wasserleiche daneben.

»Keine Frage«, sagte Jack, nachdem er nur einen kurzen Blick auf die Bilder geworfen hatte. »Ich schulde Laurie fünf Dollar.« Laurie strahlte und triumphierte, als Jack ihr das Geld gab. Lou kratzte sich am Kopf und ging näher an die Sichtwand heran. »Woran erkennt ihr das denn so schnell?« fragte er, während er die Bilder angestrengt musterte.

Jack zeigte auf die klumpigen Schatten auf den Aufnahmen der Wasserleiche. Sie rührten von den Pistolenkugeln her, waren aber

zum Teil durch die vielen Schrotkugeln verdeckt. Dann zeigte er Lou, daß die Einschußstellen exakt denen auf den Aufnahmen von Franconi entsprachen. Außerdem wies er ihn noch auf die identisch verheilten Schlüsselbeinfrakturen hin, die auf den Röntgenbildern beider Leichen zu erkennen waren.

»Das ist ja der Wahnsinn!« rief Lou und rieb sich begeistert die Hände. Er war nun genauso aus dem Häuschen wie Laurie. »Endlich haben wir ein Corpus delicti! Jetzt werden wir mit unserem Fall bestimmt ein gutes Stück vorankommen, da bin ich sicher.«

»Und ich werde hoffentlich herausfinden, was zum Teufel mit der Leber von diesem Kerl passiert ist«, fügte Jack hinzu. »Und ich könnte losziehen und mein gewonnenes Geld verprassen«, sagte Laurie und küßte ihren Fünf-Dollar-Schein. »Aber zuerst finde ich noch heraus, wie und warum die Leiche aus unserem Institut verschwunden ist.«

Obwohl er schon zwei Schlaftabletten genommen hatte, konnte Raymond nicht einschlafen. Um Darlene nicht zu stören, stahl er sich leise aus dem Bett. Allerdings mußte er sich um Darlenes Nachtruhe keine Sorgen machen, denn sie schlief normalerweise wie ein Stein und würde sich selbst durch eine einstürzende Wand nicht aufwecken lassen.

Er schlich in die Küche und knipste das Licht an. Er hatte zwar keinen Hunger, glaubte aber, daß ein Glas warme Milch seinem rumorenden Magen vielleicht ganz guttun würde. Seitdem die beiden Mafia-Typen ihn gezwungen hatten, einen Blick in den Kofferraum der Ford-Limousine zu werfen, litt er unter einem furchtbaren Sodbrennen. Er hatte es schon mit Maaloxan, Pepdd AC und schließlich sogar mit Pepto-Bismol probiert, doch nichts hatte geholfen.

In der Küche kannte Raymond sich nicht besonders gut aus, deshalb stellte er sich ziemlich ungeschickt an. Es dauerte seine Zeit, bis er die Milch erwärmt und ein passendes Glas gefunden hatte. Als er endlich soweit war, nahm er das Glas mit in sein Arbeitszimmer und setzte sich an den Schreibtisch.

Er hatte gerade ein paarmal an dem Glas genippt, als er feststellte,

daß es bereits Viertel nach drei war. Obwohl er sich von den zwei Schlaftabletten ein wenig benebelt fühlte, kam ihm sofort in den Sinn, daß es in der Zone kurz nach neun war, eine gute Zeit also, um Siegfried Spallek anzurufen. Die Verbindung war in Sekundenschnelle hergestellt, denn um diese Uhrzeit telefonierte in Nordamerika fast niemand. Aurielo meldete sich bereits nach dem ersten Klingeln und stellte Raymond zu dem Zonenmanager durch. »Sie sind aber früh auf den Beinen«, stellte Siegfried fest. »Ich hätte Sie erst in vier oder fünf Stunden angerufen.«

»Ich konnte nicht schlafen«, entgegnete Raymond. »Was ist denn los bei Ihnen? Und wieso gibt es Probleme mit Kevin Marshall?«

»Ich glaube, die Sache hat sich schon erledigt«, erklärte Siegfried und resümierte die Ereignisse der vergangenen Nacht, wobei er hervorhob, daß Bertram Edwards ihn auf Kevin aufmerksam gemacht hatte und er ihn nur deshalb hatte beschatten lassen. Ferner fügte er hinzu, daß die Soldaten Kevin und seinen Freundinnen mit Sicherheit so einen Schrecken eingejagt hatten, daß sie sich nicht ein weiteres Mal in die Nähe der Insel wagen würden.

»Freundinnen?« hakte Raymond nach. »Habe ich da richtig gehört? Ich kenne Kevin Marshall eigentlich nur als Einzelgänger.«

»Er war mit der Reproduktionstechnologin und einer der OP-Schwestern zusammen«, erwiderte Siegfried. »Aber genau das hat uns hier auch gewundert. Er war doch immer so ein Schlemihl - oder wie nennt ihr Amerikaner jemanden, der in Gesellschaft anderer nicht zurechtkommt?«

»Einen Eigenbrötler«, sagte Raymond. »Genau«, entgegnete Siegfried.

»Ich nehme an, er wollte auf die Insel, weil er sich immer noch wegen dieser Rauchwolken Sorgen macht. Sehe ich das richtig?«

»Zumindest sieht Bertram Edwards das so«, erwiderte Siegfried. »Bertram hatte übrigens eine gute Idee. Wir wollen Kevin erzählen, daß ein paar Arbeiter auf der Insel waren, um eine Brücke über den Fluß zu bauen, der die Insel in zwei Teile teilt.«

»Aber das stimmt doch nicht«, warf Raymond ein. »Natürlich nicht«, sagte Siegfried. »Den letzten Arbeitertrupp haben wir rüber-

geschickt, als wir den Pfeiler für die ausfahrbare Brücke gebaut haben. Und dann hat Bertram natürlich ein paar Leute mit nach drüben genommen, als er die hundert Käfige auf die Insel transportiert hat.«

»Davon weiß ich ja gar nichts«, entgegnete Raymond. »Wieso hat er Käfige auf die Insel gebracht? Wovon reden Sie?«

»Bertram tritt seit einiger Zeit dafür ein, die Insel- und Isolationsidee wieder aufzugeben«, erklärte Siegfried. »Er ist dafür, die Bonobos in die Tiersektion zurückzuholen und sie dort irgendwie unter Verschluß zu halten.«

»Ich bestehe darauf, daß sie auf der Insel bleiben«, stellte Raymond mit Nachdruck klar. »Diese Vereinbarung habe ich vor Jahren mit GenSys getroffen, und dabei bleibt es. Wenn man bei GenSys erführe, daß wir die Tiere zurückgeholt haben, könnten sie das sogar zum Anlaß nehmen, das ganze Projekt fallenzulassen. Die Leute von GenSys haben eine Wahnsinnsangst vor schlechter Publicity.«

»Ich weiß«, sagte Siegfried. »Genau das habe ich Bertram zu verstehen gegeben, und er kann die Entscheidung auch nachvollziehen. Allerdings möchte er die Käfige trotzdem lieber drüben lassen - für alle Fälle, sagt er. Darin sehe ich eigentlich kein Problem. Im Gegenteil - ich finde, es macht sogar Sinn, auf alle unerwarteten Eventualitäten vorbereitet zu sein.« Raymond fuhr sich nervös mit der Hand durchs Haar. Er wollte nichts von irgendwelchen »unerwarteten Eventualitäten« hören.

»Ich hatte Sie angerufen, um Sie zu fragen, wie wir Ihrer Meinung nach mit Kevin und den beiden Frauen verfahren sollten«, fuhr Siegfried fort. »Aber nachdem wir uns nun eine Erklärung für den Rauch haben einfallen lassen und wir den dreien einen gehörigen Schrecken eingejagt haben, dürfte die Situation hier wohl wieder unter Kontrolle sein.«

»Sie sind also nicht auf der Insel gewesen?« fragte Raymond. »Nein«, erwiderte Siegfried. »Sie sind nur bis zur Brückenplattform gekommen.«

»Es gefällt mir überhaupt nicht, daß irgendwelche Leute in der Nähe der Insel herumschnüffeln«, sagte Raymond. »Ich weiß«, entgegnete Siegfried. »Ich glaube aber nicht, daß Kevin sich noch einmal

dort hinwagt. Ich habe Ihnen ja gesagt, warum ich mir da so sicher bin. Um aber jedes Risiko auszuschließen, kann ich für ein paar Tage einen marokkanischen Söldner und ein paar äquatorialguinesische Soldaten abstellen, um die Gegend zu bewachen. Vorausgesetzt, Sie sind damit einverstanden.«

»Eine gute Idee«, sagte Raymond. Dann zögerte er kurz und fragte: »Was halten Sie eigentlich von diesen Rauchwolken - vorausgesetzt, Kevin liegt mit seiner Behauptung richtig?«

»Ich?« entgegnete Siegfried entgeistert. »Es ist mir scheißegal, was diese Viecher da draußen treiben. Jedenfalls solange sie ihre Insel nicht verlassen und gesund bleiben. Machen Sie sich etwa Sorgen?«

»Nein«, erwiderte Raymond. »Nicht im geringsten.«

»Vielleicht sollten wir den Affen ein paar Fußbälle rüberschicken«, schlug Siegfried vor und lachte herzhaft. »Dann könnten sie sich besser amüsieren.«

»Das ist nicht zum Lachen«, entgegnete Raymond gereizt. Er mochte Siegfried nicht besonders, wußte seinen harten Führungsstil aber sehr zu schätzen. Vor seinem inneren Auge sah er den Zonenmanager umgeben von seinen ausgestopften Tieren und Totenschädeln an seinem Schreibtisch sitzen. »Wann kommen Sie, um den Patienten abzuholen?« fragte Siegfried. »Ich habe gehört, daß es dem Mann phantastisch geht und daß er bald nach Hause kann.«

»Habe ich auch gehört«, entgegnete Raymond. »Ich habe schon in Cambridge angerufen. Sobald das GenSys-Flugzeug verfügbar ist, mache ich mich auf den Weg. Ich schätze, ich komme morgen oder übermorgen.«

»Geben Sie mir Bescheid«, sagte Siegfried. »Dann schicke ich Ihnen einen Wagen nach Bata.«

Raymond legte den Hörer auf und seufzte vor Erleichterung. Es war eine gute Idee gewesen, in Afrika anzurufen. Seine derzeitige Panik rührte zum Teil daher, daß Siegfried ihm die beunruhigende Nachricht hinterlassen hatte, es gebe ein Problem mit Kevin. Nun wußte er, daß die Krise bewältigt war, und fühlte sich schon wieder viel besser. Wenn es ihm jetzt auch noch gelang, endlich nicht mehr an diesen Schnappschuß zu denken, der ihn gemeinsam mit der Leiche

von Cindy Carlson zeigt, wäre er auf dem besten Wege, wieder ganz der alte zu sein.

Kapitel 13
6. März 1997, 12.00 Uhr mittags
Cogo, Äquatorialguinea

Kevin hatte sich seit Stunden intensiv auf seinen Computerbildschirm konzentriert und dabei jegliches Zeitgefühl verloren, als ihn ein lautes Klopfen aus seinen Gedanken riß. Er öffnete die Labortür und stand Melanie gegenüber, die ihn kurz begrüßte und sofort an ihm vorbei ins Zimmer rauschte. In der Hand trug sie eine große Papiertüte.

»Wo sind denn deine Assistenten?« fragte sie. »Ich habe ihnen für den Rest des Tages freigegeben«, erwiderte Kevin. »Ich wäre heute sowieso nicht großartig weitergekommen, deshalb habe ich ihnen gesagt, daß sie lieber ein wenig die Sonne genießen sollen. Die Regenzeit hat schließlich lange genug gedauert, und in Null Komma nichts ist es wieder vorbei mit dem schönen Wetter.«

»Und wo ist Candace?« wollte Melanie wissen und stellte ihre Tüte auf einer Laborbank ab.

»Keine Ahnung«, erwiderte Kevin. »Ich habe sie weder gesehen noch irgendwas von ihr gehört, seitdem wir sie heute morgen am Krankenhaus abgesetzt haben.«

Die drei hatten eine lange Nacht hinter sich. Nachdem sie sich über eine Stunde lang im Kühlraum der pathologischen Abteilung versteckt hatten, hatte Melanie Candace und Kevin schließlich dazu überreden können, unbemerkt in den Bereitschaftsraum der Tiersektion zu schleichen. Dort hatten sie bis zum Arbeitsbeginn der Vormittagsschicht ausgeharrt und so gut wie gar nicht geschlafen. Am frühen Morgen hatten sie sich dann problemlos unter die kommenden und gehenden Mitarbeiter gemischt und waren ohne weitere Zwischenfälle zurück nach Cogo gefahren.

»Hast du eine Ahnung, wie man sie erreichen kann?« fragte Melanie. »Wahrscheinlich muß man nur im Krankenhaus anrufen und sie anpiepen lassen«, schlug Kevin vor. »Oder sie ist in ihrem Zimmer

im *Inn,* was ich mir durchaus vorstellen kann, da es Horace Winchester ja schon wieder recht gut geht.« Der *»Inn«* war die gängige Bezeichnung für den Gebäudeteil, in dem das Krankenhauspersonal untergebracht wurde, das sich nur vorübergehend in der Zone aufhielt. Dieser Gebäudetrakt war in den großen Krankenhaus- und Laborkomplex integriert.

»Eine gute Idee«, sagte Melanie und griff zum Telefon, um sich von dem Vermittler zu Candace' Zimmer durchstellen zu lassen. Nach dem dritten Klingeln nahm Candace den Hörer ab. Offenbar hatte das Telefon sie aus dem Schlaf geschreckt. »Kevin und ich fahren zur Insel rüber«, meldete sich Melanie ohne jede weitere Einleitung. »Willst du mitkommen, oder bleibst du lieber hier?«

»Was soll das?« fuhr Kevin nervös dazwischen. »Wovon redest du überhaupt?«

Melanie gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er den Mund halten solle. »Wann?« wollte Candace wissen.

»Sobald du hier bist«, erwiderte Melanie. »Wir sind in Kevins Labor.«

»Ich bin in einer guten halben Stunde da«, sagte Candace. »Ich muß nur noch schnell duschen.«

»Okay, dann bis gleich«, entgegnete Melanie und legte auf.

»Bist du wahnsinnig?« fragte Kevin. »Wir müssen doch erst mal ein bißchen Zeit verstreichen lassen, bevor wir einen zweiten Versuch starten.«

»Da kenne ich aber ein Mädchen, das ganz anderer Meinung ist«, entgegnete Melanie und klopfte sich auf die Brust. »Je früher wir es noch einmal versuchen, um so besser. Wenn Bertram erst herausfindet, daß einer von seinen Schlüsseln fehlt, wird er sofort das Schloß auswechseln - und dann können wir wieder ganz von vorne anfangen. Denk daran, was ich dir gestern nacht gesagt habe: Spallek und Bertram glauben, daß sie uns zu Tode erschreckt haben. Sie rechnen bestimmt nicht damit, daß wir es so schnell noch einmal versuchen könnten.«

»Ich glaube, ich bin solchen Abenteuern nicht gewachsen«, sagte Kevin.

»Ach nein?« fragte Melanie ein wenig von oben herab. »Du hast doch davon angefangen, daß mit unseren Bonobo-Kreationen möglicherweise irgend etwas schiefgelaufen sein könnte. Seitdem mache ich mir wahnsinnige Sorgen. Außerdem habe ich heute morgen schon wieder ein Indiz dafür entdeckt, daß irgend etwas ganz und gar nicht stimmt.«

»Was denn?« fragte Kevin.

»Ich bin in der Tiersektion in unserem Bonobo-Freigehege gewesen«, erwiderte sie. »Niemand hat mich reingehen sehen - du brauchst dich also gar nicht erst aufzuregen! Ich habe über eine Stunde suchen müssen, bis ich endlich eine Mutter mit einem unserer Bonobo-Babys aufgespürt habe.«

»Und?« fragte Kevin, obwohl er nicht sicher war, ob er den Rest wirklich hören wollte.

»Das Junge ist auf den Hinterbeinen herumgelaufen«, erwiderte Melanie mit bewegter Stimme. »Genauso wie du und ich. Und zwar während der ganzen Zeit, während der ich es beobachtet habe.« Ihre dunklen Augen blitzten vor Erregung. »Was wir immer für ach so niedlich gehalten haben, ist in Wirklichkeit ein Hinweis darauf, daß wir es mit Zweifüßern zu tun haben!«

Kevin nickte und wich Melanies Blick aus. Er konnte es nur schwer ertragen, daß sie all seine eigenen Ängste so deutlich und drastisch auf den Punkt brachte.

»Wir müssen unbedingt herausfinden, mit was für Kreaturen wir es eigentlich zu tun haben«, stellte Melanie klar. »Und das können wir nur, indem wir zu der Insel rüberfahren und nachsehen.« Kevin nickte.

»Ich habe uns jede Menge Sandwiches geschmiert«, fuhr Melanie fort und zeigte auf ihre Papiertüte. »Nennen wir unsere Aktion doch einfach einen kleinen Picknickausflug.«

»Ich habe heute morgen auch etwas Beunruhigendes entdeckt, das ich dir zeigen möchte«, sagte Kevin. Er zog einen Stuhl vor den Computer und gab Melanie zu verstehen, daß sie sich setzen solle. Dann holte er sich seinen eigenen Stuhl. Er ließ seine Finger über die Tastatur flitzen und holte die Skizze von Isla Francesca auf den Bild-

schirm.

»Ich habe den Computer heute morgen so programmiert, daß er die Aktivitäten aller dreiundsiebzig Bonobos auf der Insel über mehrere Stunden Echtzeit verfolgt«, erklärte er. »Später habe ich die Daten komprimiert, um mir das Ergebnis im Schnellvorlauf ansehen zu können. Jetzt paß auf.« Nachdem er die Bildfolge mit einem Mausklick gestartet hatte, sah man eine Unmenge kleiner roter Lämpchen umherflitzen, die immer wieder neue geometrische Muster erscheinen ließen. Nach ein paar Sekunden war die Aufzeichnung durchgelaufen.

»Sieht aus wie eine Szene aus dem Hühnerstall«, bemerkte Melanie.

»Mit Ausnahme dieser beiden Punkte«, entgegnete Kevin und zeigte auf zwei Lämpchen.

»Stimmt«, stellte Melanie fest. »Die haben sich offenbar gar nicht bewegt.«

»Ganz genau«, stimmte Kevin ihr zu. »Es handelt sich um Nummer sechzig und Nummer siebenundsechzig.« Dann kramte er die Höhenlinienkarte der Insel hervor, die er versehentlich aus Bertrams Büro hatte mitgehen lassen. »Ich habe Nummer sechzig auf einer sumpfigen Lichtung südlich des Lago Hippo geortet. Laut Karte gibt es dort keine Bäume.«

»Und?« wollte Melanie wissen. »Wie lautet deine Erklärung dafür?«

»Warte einen Augenblick«, bat Kevin noch um ein wenig Geduld. »Als nächstes habe ich den Maßstab des dargestellten Ausschnitts vergrößert, bis auf dem gesamten Bildschirm ein Feld zu sehen war, das einer Fläche von fünfzehn mal fünfzehn Metern entsprach. Es war genau die Fläche, auf der ich vorher den Bonobo Nummer sechzig geortet hatte. Und jetzt zeige ich dir mal, was dort passiert ist.«

Kevin gab den entsprechenden Befehl ein und startete mit einem Mausklick die Bildfolge. Wieder sah man das rote Lämpchen, das den Bonobo Nummer sechzig darstellte. »Er hat sich überhaupt nicht bewegt«, rief Melanie. »Richtig beobachtet«, entgegnete Kevin. »Glaubst du, er schläft die ganze Zeit?«

»Mitten am Vormittag?« fragte Kevin zurück. »Bei diesem Maßstab müßten wir die geringste Bewegung erkennen können. Wir würden sogar sehen, wenn sich das Tier im Schlaf umdreht. Das Ortungssystem reagiert äußerst empfindlich.«

»Aber was ist nur los mit ihm, wenn er nicht schläft?« wollte Melanie wissen.

Kevin zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Vielleicht hat er es geschafft, sich den Mikrochip zu entfernen.«

»Daran habe ich nicht gedacht«, staunte Melanie. »Ein unheimlicher Gedanke.«

»Ansonsten kann ich mir nur noch vorstellen, daß er gestorben ist«, fügte Kevin hinzu.

»Ausgeschlossen ist das natürlich nicht«, entgegnete Melanie. »Aber ich halte es für ziemlich unwahrscheinlich. Schließlich sind die Tiere alle jung und außergewöhnlich gesund, dafür haben wir ja selber gesorgt. Außerdem leben sie in einer Umgebung ohne natürliche Feinde und haben reichlich zu fressen.« Kevin seufzte. »Was auch immer dahintersteckt - ich finde es jedenfalls beunruhigend. Falls wir es diesmal auf die Insel schaffen, sollten wir unbedingt nachsehen, was mit den beiden Tieren los ist.«

»Ob Bertram wohl davon weiß?« fragte Melanie. »Es verheißt für das Projekt im allgemeinen schließlich nicht gerade Gutes.«

»Ich muß wohl mal mit ihm darüber reden«, entgegnete Kevin. »Aber besser erst, wenn wir von der Insel zurück sind«, schlug Melanie vor.

»Da hast du sicher recht«, stimmte Kevin ihr zu. »Ist dir sonst noch irgend etwas aufgefallen, als du dieses Echtzeit-Programm hast durchlaufen lassen?«

»Ja«, erwiderte Kevin. »Ich bin mir jetzt fast sicher, daß die Bonobos tatsächlich die Höhlen benutzen! Sieh mal!« Er veränderte die Koordinaten und holte einen anderen Ausschnitt der Insel auf den Bildschirm. Er wollte Melanie einen bestimmten Bereich der Kalkstein-Erhebung zeigen. Dann erteilte er dem Computer den Befehl, die Bewegungen seines eigenen Doubles, des Bonobos Nummer eins, zu verfolgen. Gebannt beobachtete Melanie, wie sich das rote

Lämpchen auf ein bestimmtes geometrisches Gebilde zubewegte und dann verschwand. Kurz darauf erschien es an exakt derselben Stelle wieder und bewegte sich auf ein weiteres geometrisches Gebilde zu, um erneut zu verschwinden und kurz darauf wieder zu erscheinen. Im weiteren Verlauf geschah das gleiche ein drittes Mal.

»Du hast recht«, sagte Melanie. »Es sieht so aus, als würde dein Double in irgendwelchen Höhlen verschwinden und wieder herauskommen.«

»Wenn wir auf die Insel gelangen, sollten wir auf jeden Fall auch nach unseren eigenen Doubles sehen«, schlug Kevin vor. »Sie sind am längsten auf der Insel, und wenn sich überhaupt irgendwelche der transgenen Bonobos wie Frühmenschen verhalten, dann müßten es diese beiden sein.« Melanie nickte. »Wenn ich mir vorstelle, meinem eigenen Double gegenüberzustehen, läuft es mir kalt den Rücken herunter. Allerdings dürften wir auf der Insel nicht über allzuviel Zeit verfügen. Immerhin ist sie fast dreißig Quadratkilometer groß, und da dürfte es wohl extrem schwierig werden, irgendein bestimmtes Tier ausfindig zu machen.«

»Falsch«, entgegnete Kevin. »Ich habe Handgeräte, mit denen die Arbeiter die Bonobos orten, wenn sie sie für eine Rückholaktion einfangen wollen.« Er stand auf und ging an seinen Schreibtisch. Als er zurückkam, hielt er die Instrumente in der Hand, die Bertram ihm gegeben hatte. Er zeigte Melanie das Ortungsgerät und den Positionsbestimmer und erklärte ihr, wie die Geräte funktionierten. Melanie war beeindruckt.

»Wo Candace nur bleibt?« fragte Melanie und warf einen Blick auf die Uhr. »Ich hatte eigentlich gedacht, daß wir den Besuch auf der Insel möglichst während der Mittagszeit hinter uns bringen.«

»Hat Siegfried heute morgen mit dir gesprochen?« wollte Kevin wissen.

»Nein«, erwiderte Melanie. »Aber Bertram war ziemlich fies und hat mir erzählt, er sei von mir enttäuscht. Kannst du dir das vorstellen? Ob er sich wohl einbildet, mich dadurch von irgend etwas abbringen zu können?«

»Hat er dir zufällig auch eine Erklärung für die Rauchwolken gege-

ben, die ich gesehen habe?« fragte Kevin. »O ja, das hat er«, erwiderte Melanie. »Er hat mir lang und breit erzählt, daß er gerade erst von Siegfried erfahren habe, daß dieser einen Trupp Arbeiter auf die Insel geschickt habe, die dort eine Brücke bauen sollten und dabei angeblich altes Gestrüpp verbrannt haben. Angeblich ist das alles ohne sein Wissen geschehen.«

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Kevin. »Ich habe heute morgen um kurz nach neun einen Anruf von Siegfried bekommen. Er hat mir haargenau dieselbe Geschichte erzählt.

Außerdem hat er mir erzählt, daß er gerade mit Dr. Lyons gesprochen habe und daß Dr. Lyons ebenfalls zutiefst enttäuscht von uns sei.«

»Da kommen einem ja glatt die Tränen«, entgegnete Melanie. »Ich glaube, sie haben die Geschichte mit den Arbeitern nur erfunden«, sagte Kevin.

»Natürlich«, stellte Melanie klar. »Das ist alles erstunken und erlogen. Schließlich legt Bertram immer größten Wert darauf, über alles Bescheid zu wissen, was auf Isla Francesca vor sich geht. Da fragt man sich doch, für wie doof die uns eigentlich halten.«

Kevin stand auf und fixierte nervös durch das Laborfenster die in der Ferne erkennbare Insel.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?« wollte Melanie wissen. »Siegfried«, erwiderte Kevin und sah Melanie an. »Immerhin hat er uns damit gedroht, uns nach äquatorialguinesischem Recht zu bestrafen. Weshalb hat er uns wohl sonst daran erinnert, daß das Betreten der Insel als Kapitalverbrechen geahndet werden kann? Glaubst du nicht auch, daß wir diese Drohung äußerst ernst nehmen sollten?«

»Um Himmels willen, nein!« rief Melanie. »Wieso bist du dir da so sicher?« wollte Kevin wissen. »Siegfried ist mir absolut unheimlich.«

»Wenn ich Äquatorialguinesin wäre, hätte ich wahrscheinlich ganz schön Manschetten vor ihm«, erklärte Melanie. »Aber wir sind nun einmal Amerikaner, und auch wenn wir hier in der Zone arbeiten, gilt für uns das gute alte, amerikanische Recht. Das schlimmste, was uns passieren kann, ist, daß sie uns rausschmeißen. Und wie ich ja bereits

gestern abend sagte - damit könnte ich ganz gut leben. Manhattan übt dieser Tage einen immer größeren Reiz auf mich aus.«

»Ich wünschte, ich wäre so zuversichtlich wie du«, sagte Kevin. »Hat sich eigentlich heute morgen bei deiner Rumspielerei am Computer wieder bestätigt, daß die Bonobos sich in zwei Gruppen gespalten haben?«

Kevin nickte. »Es gibt eine größere und eine kleinere Gruppe. Die größere hält sich immer in der Umgebung der Höhlen auf. In dieser Gruppe sind vor allem ältere Bonobos, unter anderem auch unsere beiden Doubles. Die andere Gruppe lebt in einem Waldgebiet nördlich des Rio Diviso. Es sind vor allem jüngere Tiere, allerdings ist auch der drittälteste Bonobo dabei. Er ist das Double von Raymond Lyons.«

»Das ist ja kurios«, bemerkte Melanie.

»Hallo!« rief Candace überschwenglich, während sie ohne anzuklopfen in den Raum hereingeplatzt kam. »War ich nicht schnell? Ich habe mir nicht einmal die Haare gefönt.« Sie hatte ihr Haar heute nicht zu einer raffinierten französischen Rolle zurechtgesteckt, sondern hatte es lediglich nach hinten gekämmt.

»Du warst wirklich schnell«, versicherte ihr Melanie. »Und du warst als einzige so klug, dir ein paar Stündchen Schlaf zu gönnen. Ich hingegen bin ziemlich am Ende.«

»Hat Siegfried Spallek sich bei dir gemeldet?« wollte Kevin wissen.

»Ja«, erwiderte Candace. »Um halb zehn. Er hat mich aus dem Tiefschlaf gerissen. Ich hoffe, ich habe nicht allzu benebelt gewirkt.«

»Und?« fragte Kevin. »Was wollte er?«

»Er war richtig nett zu mir«, erwiderte Candace. »Stellt euch vor - er hat sich sogar für letzte Nacht entschuldigt. Und dann hat er mir erklärt, warum von der Insel Rauchwolken aufgestiegen sind. Er hat gesagt, ein paar Arbeiter hätten irgendwelches Gestrüpp verbrannt.«

»Uns hat er dasselbe erzählt«, sagte Kevin. »Und was haltet ihr von der Geschichte?« fragte Candace. »Wir kaufen sie ihm nicht ab«, erwiderte Melanie. »Es paßt einfach alles zu gut.«

»Ich hatte da auch so meine Bedenken«, sagte Candace. »Na, dann

kann's ja losgehen«, rief Melanie und schnappte sich ihre Tüte.

»Hast du auch den Schlüssel dabei?« fragte Kevin, während er das Ortungsgerät und den Positionsbestimmer einsteckte. »Natürlich habe ich den Schlüssel«, erwiderte Melanie. Während sie den Raum verließen, zeigte Melanie Candace ihre Lunchpakete.

»Super!« rief Candace. »Ich sterbe jetzt schon vor Hunger.«

»Einen Moment noch!« sagte Kevin, als sie die Treppe erreichten. »Mir ist da gerade etwas eingefallen. Man muß uns gestern verfolgt haben. Es kann keine andere Erklärung dafür geben, daß sie uns so plötzlich überrascht haben. Das wiederum heißt aber, daß sie ursprünglich mich verfolgt haben, was auch durchaus Sinn macht, denn schließlich hatte ich ja zuvor mit Bertram Edwards über die Rauchwolken auf Isla Francesca gesprochen.«

»Ein interessanter Aspekt«, bemerkte Melanie. Die drei starrten sich ein paar Sekunden lang an. »Was sollen wir nun tun?« fragte Candace. »Wir wollen schließlich nicht noch einmal verfolgt werden.«

»Wir sollten auf keinen Fall mein Auto nehmen«, schlug Kevin vor. »Am besten fahren wir mit deinem Wagen, Melanie. Bei dem trockenen Wetter können wir auf den Vierradantrieb gut verzichten.«

»Okay«, entgegnete Melanie. »Er steht unten auf dem Parkplatz. Ich war ja vorhin schon in der Tiersektion.«

»Hat dich jemand verfolgt?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Melanie. »Ich habe nicht darauf geachtet.«

»Hmm«, grummelte Kevin vor sich hin. »Wenn sie jemanden beschatten lassen, dann wahrscheinlich nur mich. Paß auf, Melanie. Du gehst jetzt runter und fährst mit deinem Wagen nach Hause.«

»Und was ist mit dir und Candace?«

»Es gibt einen Tunnel, der vom Keller bis zum Kraftwerk führt. Warte bei dir zu Hause etwa fünf Minuten, und hol uns dann am Kraftwerk ab. Eine der Seitentüren dort führt direkt hinaus auf den Parkplatz. Weißt du, welche Tür ich meine?«

»Ich glaube ja«, erwiderte Melanie. »Okay«, sagte Kevin. »Dann bis gleich.« Im Erdgeschoß trennten sich ihre Wege. Während Mela-

nie in die Mittagshitze hinaustrat, stiegen Candace und Kevin die Treppe hinab in den Keller.

Nachdem sie eine Viertelstunde marschiert waren, sagte Candace, daß sie ein derartiges Labyrinth aus unterirdischen Gängen beim besten Willen nicht erwartet hätte. »Die gesamte Energie für den Krankenhaus- und Laborkomplex wird in diesem Kraftwerk erzeugt«, erklärte Kevin. »Es ist durch Tunnel mit allen Hauptgebäuden verbunden. Nur die Tiersektion hat ein eigenes Kraftwerk.«

»Hier unten kann man sich ganz schön leicht verirren«, bemerkte Candace.

»Das ist mir sogar schon ein paarmal passiert«, gestand Kevin. »Während der Regenzeit nehme ich gern diesen Weg. Es ist hier unten dann angenehm trocken und kühl.« Als sie sich dem Kraftwerk näherten, hörten und spürten sie immer deutlicher die von den Turbinen verursachten Vibrationen. Eine Metalltreppe führte hinauf zu der von Kevin erwähnten Seitentür. Sie hatten die Tür kaum geöffnet, als Melanie, die unter einem Baum geparkt hatte, auch schon vorfuhr und sie einsteigen ließ.

Kevin quetschte sich nach hinten auf die Rückbank, Candace nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Als sie saßen, brauste Melanie sofort los. Bei der unerträglichen Hitze und den beinahe hundert Prozent Luftfeuchtigkeit sorgte die Klimaanlage für eine herrliche kühle Brise.

»Ist dir irgend etwas Verdächtiges aufgefallen?« fragte Kevin. »Nein«, erwiderte Melanie. »Absolut nichts. Ich bin sogar noch ein bißchen in der Gegend herumgefahren und habe so getan, als würde ich ein paar Besorgungen machen. Mir ist bestimmt keiner gefolgt, da bin ich ziemlich sicher.« Kevin sah sich um und beobachtete durch die Heckscheibe von Melanies Honda, wie das Kraftwerk in der Ferne immer kleiner wurde und nach einer Kurve schließlich ganz verschwand. Weit und breit waren weder Menschen noch Autos in Sicht. »Sieht gut aus«, sagte er schließlich und ließ sich so tief wie möglich in den Sitz sinken, um von niemandem erkannt zu werden.

Während Melanie den nördlichen Rand der Stadt umfuhr, packte Candace die Sandwiches aus.

»Nicht schlecht«, sagte sie und biß genüßlich in eine mit Thunfisch

belegte Vollkornstulle.

»Ich habe sie in der Kantine der Tiersektion zubereiten lassen«, erklärte Melanie. »Die Getränke sind ganz unten in der Tasche.«

»Hast du auch Appetit?« wandte Candace sich an Kevin. »Ja«, erwiderte er und verharrte geduckt auf seiner Seite, während Candace ihm zwischen den vorderen Sitzen ein Sandwich und eine Limonade durchreichte.

Sie kamen zügig voran und hatten bald die Straße erreicht, die stadtauswärts in Richtung Osten zu dem Dorf der Einheimischen führte. Aus seinem Blickwinkel konnte Kevin nur die Wipfel der mit Lianen überzogenen Bäume erkennen, die die Straße säumten. Hin und wieder erhaschte er auch einen Streifen des dunstigen, blauen Himmels. Nach so vielen Monaten, in denen der Himmel immer wolkenverhangen gewesen war, war es eine Wohltat, endlich einmal wieder die Sonne zu sehen. »Folgt uns jemand?« fragte Kevin, nachdem sie eine Weile gefahren waren.

Melanie sah in den Rückspiegel. »Ich habe bis jetzt kein einziges Auto gesehen«, erwiderte sie. Auf der Dorfstraße waren kaum Autos unterwegs, dafür aber jede Menge Frauen, die alle zu Fuß gingen und schwere Lasten auf ihren Köpfen trugen. Nachdem sie den Parkplatz vor dem Gemischtwarenladen überquert hatten und in den Weg eingebogen waren, der zu der Brücke und nach Isla Francesca führte, richtete Kevin sich auf. Hier mußte er keine Angst mehr haben, von irgendwelchen Verfolgern aufgespürt zu werden. Trotzdem drehte er sich alle paar Minuten um und vergewisserte sich, daß die Luft rein war. Er war ein einziges Nervenbündel, doch den Frauen gegenüber wollte er sich das möglichst nicht anmerken lassen. »Jetzt müßte gleich der Baumstamm kommen, den ich gestern abend übersehen habe«, warnte Kevin seine Kollegin. »Komischerweise war der Baumstamm nicht mehr da, als die Soldaten uns zurückgebracht haben«, bemerkte Melanie. »Sie müssen ihn zur Seite geschafft haben.«

»Stimmt«, sagte Kevin. Er war beeindruckt, daß Melanie sich an solche Details erinnerte. Er hingegen konnte sich, was den vergangenen Abend betraf, fast an gar keine Einzelheiten mehr erinnern; dafür hatten die Maschinengewehrsalven gesorgt. Da er vermutete, daß sie

sich allmählich ihrem Ziel näherten, rückte er in die Mitte und spähte zwischen den beiden Vordersitzen hindurch durch die Windschutzscheibe. Trotz der grellen Mittagssonne waren die Sichtverhältnisse in dem sich zu beiden Seiten des Weges erstreckenden dichten Dschungel kaum besser als am Abend zuvor. Durch die üppige Vegetation drang kaum Licht; es war, als wären sie rechts und links von Mauern umgeben.

Melanie fuhr auf die Lichtung und hielt an. Links von ihnen war die Garage, rechts begann der schmale Weg, der zum Ufer und zur Brücke hinunterführte. »Soll ich mit dem Auto bis ans Ufer fahren?« fragte Melanie.

Kevin wurde immer nervöser. Es gefiel ihm ganz und gar nicht, in eine Sackgasse hineinzufahren. Wahrscheinlich, überlegte er, gab es am Ufer keine Wendemöglichkeit, so daß sie später im Rückwärtsgang zur Lichtung würden zurückfahren müssen. »Ich glaube, wir parken besser hier«, sagte er. »Aber du solltest das Auto schon jetzt in Fahrtrichtung stellen.« Eigentlich hatte er Widerworte erwartet, doch Melanie setzte kommentarlos dazu an, den Wagen zu wenden. Keiner wagte auszusprechen, daß sie nun zu Fuß an der Stelle vorbeigehen mußten, an der erst gestern auf sie geschossen worden war. »Geschafft!« rief Melanie, als sie ihr Wendemanöver vollendet und die Handbremse gezogen hatte. »Jetzt kann’s losgehen!« Sie war bemüht, gute Laune zu verbreiten, denn sie waren alle Nervenbündel.

»Mir ist da gerade etwas durch den Kopf gegangen, das mir ganz und gar nicht gefällt«, sagte Kevin. »Was ist denn nun schon wieder?« fragte Melanie und sah ihn durch den Rückspiegel an.

»Vielleicht sollte ich erst mal allein zur Brücke runterschleichen und mich vergewissern, ob die Luft auch rein ist«, schlug er vor.

»Wer sollte denn wohl da unten sein?« entgegnete Melanie, obwohl sie ebenfalls Angst hatte, in der Wildnis erneut auf eine unangenehme Überraschung zu stoßen. »Alphonse Kimba zum Beispiel«, erwiderte Kevin. »Oder sonst irgendwer.« Er holte tief Luft, faßte sich ein Herz und stieg aus dem Wagen. Im Gehen rückte er noch seine Hose zurecht, dann marschierte er los.

Der Weg zum Ufer war so dicht mit Pflanzen überwuchert, daß er

hier noch intensiver das Gefühl hatte, einen Tunnel zu passieren. Nach ein paar Metern bog der Weg nach rechts ab. Das Dach aus Bäumen und Kletterpflanzen ließ so gut wie keine Lichtstrahlen durch. Die Pflanzen auf dem Mittelstreifen des Weges waren so hoch, daß man eigentlich gar keinen richtigen Weg, sondern nur zwei parallel nebeneinander verlaufende Spuren erkennen konnte.

Kevin nahm die erste Wegbiegung und blieb abrupt stehen. Er hörte unverwechselbare Geräusche, die ihm auf der Stelle den Magen umdrehten: Stiefelgetrappel auf feuchtem Urwaldboden und ein Klirren, als ob Metall gegen Metall stieß. Vor ihm machte der Weg eine Biegung nach links. Kevin hielt die Luft an. Im nächsten Augenblick sah er eine Gruppe äquatorialguinesischer Soldaten in Tarnuniformen um die Kurve kommen. Sie trugen alle chinesische Maschinengewehre und kamen direkt auf ihn zu.

Kevin machte auf dem Absatz kehrt und rannte so schnell er konnte zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Als er endlich die Lichtung erreichte, schrie er Melanie zu, daß sie sofort abhauen müßten. Am Auto angelangt, riß er die Hintertür auf und warf sich hinein.

»Was ist denn los?« schrie Melanie, während sie versuchte, das Auto zu starten.

»Soldaten!« keuchte Kevin. »Ein ganzer Haufen Soldaten!« Als der Motor endlich aufheulte, hatten auch die Soldaten die Lichtung erreicht. Einer von ihnen schrie Melanie etwas zu, doch sie gab bereits Vollgas.

Der Kleinwagen machte einen Satz nach vorn, und Melanie hatte Mühe, das Lenkrad unter Kontrolle zu halten. Plötzlich krachte eine Maschinengewehrsalve los, Sekunden später zerbarst die Rückscheibe des Hondas in tausend Scherben. Kevin warf sich flach auf die Rückbank. Candace schrie, als auch ihr Fenster von Kugeln getroffen wurde.

Gleich hinter der Lichtung machte der Weg eine scharfe Linkskurve. Um ein Haar hätte Melanie die Kontrolle über den Wagen verloren. Sie drückte das Gaspedal voll durch, doch sie waren noch keine hundert Meter gefahren, da krachte eine weitere Maschinengewehrsalve durch den Urwald. Ein paar vereinzelte Kugeln jagten heulend

über das Auto hinweg, während Melanie eine weitere enge Kurve bewältigte. »O Gott!« stöhnte Kevin und setzte sich auf, um sich die Glasscherben abzuschütteln.

»Jetzt reicht’s mir aber!« fluchte Melanie. »Das war ja wohl kaum ein harmloser Warnschuß! Die haben mir glatt die Heckscheibe zerschossen.«

»Ich glaube, ich reiche meine Kündigung ein«, sagte Kevin. »Die Soldaten haben mir vom ersten Tag an Angst eingejagt, jetzt weiß ich endlich warum.«

»Der Schlüssel zur Brücke wird uns also auch nicht viel weiterhelfen«, bemerkte Candace. »Schade eigentlich. Wo wir doch keine Mühe gescheut haben, um in seinen Besitz zu gelangen.«

»Es ist wirklich ärgerlich«, stimmte Melanie ihr zu. »Wir müssen uns unbedingt einen Alternativplan ausdenken.«

»Ich gehe erst mal ins Bett«, stellte Kevin klar und legte die Hand auf sein pochendes Herz; es schlug heftiger als je zuvor. Die beiden Frauen verblüfften ihn immer wieder. Sie schienen einfach keine Furcht zu kennen.

Kapitel 14
6. März 1997, 6.45 Uhr
New York City

Jack trat kräftig in die Pedalen und schaffte gerade noch die Grünphase an der Kreuzung First Avenue und 30th Street. Mit vollem Tempo schoß er die Einfahrt zur Leichenhalle hinab und bremste erst in allerletzter Minute. Ein paar Sekunden später hatte er sein Fahrrad abgestellt und abgeschlossen und war auf dem Weg in das Büro von Janice Jaeger, der pathologischen Ermittlerin, die immer nur nachts arbeitete. Er war ziemlich aufgedreht. Nachdem eigentlich so gut wie kein Zweifel mehr daran bestand, daß es sich bei der Wasserleiche um Carlo Franconi handelte, hatte er fast kein Auge zugetan. Er hatte während der Nacht unzählige Male mit Janice telefoniert und sie schließlich dazu gebracht, ins Manhattan General Hospital zu fahren und ihm die Kopien sämtlicher von Franconi existierender Krankenberichte zu besorgen. Wie sie bereits bei ihren vorhergehenden Ermittlungen herausgefunden hatte, war Franconi mehrmals im Manhattan General behandelt worden.

Des weiteren hatte er Janice gebeten, ihm von Bart Arnolds Schreibtisch die Telefonnummern sämtlicher europäischer, für die Zuteilung menschlicher Transplantationsorgane zuständigen Institutionen zu besorgen. Den sechsstündigen Zeitunterschied beachtend hatte er um kurz nach drei damit begonnen, die verschiedenen Institute abzutelefonieren. Am meisten interessierte er sich für eine Institution mit dem Namen Euro Transplant, die ihren Sitz in den Niederlanden hatte, doch dort hatte man einen Carlo Franconi nicht als Empfänger einer Leber registriert. Daraufhin hatte er sämtliche nationalen Institutionen angerufen, von denen er die Telefonnummern hatte; unter anderem hatte er nach Frankreich, England, Italien, Schweden, Ungarn und Spanien telefoniert, doch nirgends hatte man je von einem Carlo Franconi gehört. Außerdem hatten die Mitarbeiter der diversen Institutionen ihm mitgeteilt, daß Ausländer sowieso

nur äußerst selten in den Genuß einer Organtransplantation kämen, da in fast allen Ländern lange Wartelisten eigener, auf ein Organ wartender Staatsbürger existierten.

Von seiner Neugier getrieben, war er bereits nach wenigen Stunden Schlaf wieder aufgewacht. Da er sowieso nicht wieder einschlafen konnte, hatte er beschlossen, noch früher als sonst zur Leichenhalle zu radeln und sich anzusehen, was Janice über Nacht zusammengetragen hatte.

»Sie sind ja vielleicht eifrig«, begrüßte ihn Janice, als er ihr Büro betrat.

»Dies ist ja auch ein Fall, der einen als Gerichtsmediziner mal so richtig herausfordert«, entgegnete er. »Wie ist es denn im Manhattan General gelaufen?«

»Ich habe jede Menge Material für Sie«, sagte Janice. »Mr. Franconi war während der letzten Jahre ziemlich oft im Krankenhaus, meistens wegen Hepatitis und Leberzirrhose.«

»Aha, jetzt wird's interessant«, bemerkte Jack. »Wann ist er denn zum letzten Mal eingeliefert worden?«

»Vor etwa zwei Monaten«, erwiderte Janice. »Aber es ist keine Transplantation bei ihm vorgenommen worden. Zwar ist in seiner Akte die Rede davon, doch falls man ihm wirklich eine Leber transplantiert hat, dann jedenfalls nicht im MGH.« Sie überreichte Jack eine dicke Aktenmappe. »Verdammt viel Lesestoff«, stellte er fest und klemmte sich die Mappe mit einem Grinsen unter den Arm. »Ich glaube, einiges wiederholt sich immer wieder«, entgegnete Janice.

»Und wie sieht es mit einem Hausarzt aus?« fragte Jack. »Hatte er einen festen Arzt, oder hat er ständig gewechselt?«

»Meistens ist er immer zu demselben Arzt gegangen«, erwiderte Janice. »Er heißt Dr. Daniel Levitz und hat seine Praxis auf der Fifth Avenue zwischen der 64th und der 65th Street. Die Hausnummer steht auf dem Deckel der Aktenmappe.«

»Sie arbeiten sehr effizient«, lobte Jack seine Mitarbeiterin. »Ich versuche mein Bestes«, entgegnete Janice. »Haben Sie bei einer der europäischen Transplantationsinstitutionen etwas herausgefunden?«

»Absolut gar nichts«, erwiderte Jack. »Richten Sie Bart bitte aus,

daß er mich unbedingt anrufen soll, sobald er reinkommt. Wir müssen auch in den USA noch einmal bei sämtlichen Transplantationszentren unser Glück versuchen, immerhin können wir ja jetzt nach einem konkreten Namen fragen.«

»Falls Bart noch nicht dasein sollte, wenn ich Feierabend mache, lege ich ihm einen Zettel hin«, versprach Janice. Auf seinem Weg zum ID-Raum durchquerte Jack pfeifend die Telefonzentrale. Er mußte nur an die erste Tasse Kaffee des Tages denken, die er gleich zu sich nahm, um in Hochstimmung zu geraten und das herrliche Aroma bereits in der Nase zu spüren. Doch als er den Raum betrat, mußte er feststellen, daß er zu früh war. Vinnie Amendola war gerade dabei, das Wasser in die Maschine zu füllen.

»Beeil dich mal ein bißchen«, trieb Jack ihn an und knallte die schwere Aktenmappe auf den Metallschreibtisch, an dem Vinnie sonst seine Zeitung las. »Wir müssen uns heute morgen um einen eiligen Notfall kümmern.«

Da Vinnie keine Antwort gab und das nicht zu ihm paßte, hakte Jack nach. »Hast du etwa immer noch schlechte Laune?« Vinnie schwieg zwar hartnäckig weiter, doch Jack war in Gedanken längst woanders, denn ihm war die Schlagzeile von Vinnies Zeitung ins Auge gesprungen: FRANCONI-LEICHNAM GEFUNDEN. Die in etwas kleineren Buchstaben gedruckte Unterzeile lautete: »Toter Franconi fault 24 Stunden im Gerichtsmedizinischen Institut vor sich hin, bevor Leiche identifiziert wird.«

Jack setzte sich und überflog den Artikel, der wie immer kein gutes Haar an den städtischen Gerichtsmedizinern ließ. Wenn man dem Artikel glaubte, waren sie allesamt Stümper. Während der Journalist erstaunlich viele Informationen über das Drama um den toten Franconi zusammengetragen hatte, schien er nicht gewußt zu haben, daß man der Leiche Kopf und Hände abgetrennt hatte, um ihre Identifizierung zu erschweren. Auch die Schrotverletzungen im oberen rechten Bauchbereich wurden mit keinem Wort erwähnt. Nachdem Vinnie die Kaffeemaschine angeworfen hatte, ging er zu Jack und baute sich vor ihm auf. Ungeduldig verlagerte er sein Gewicht von einem Bein auf das andere. Als Jack schließlich aufsah, fuhr Vinnie ihn

gereizt an: »Ich würde gerne mal einen Blick in meine Zeitung werfen - wenn du nichts dagegen hast!«

»Hast du diesen Artikel gelesen?« fragte Jack und tippte auf die Titelseite.

»Hmm«, grummelte Vinnie.

Jack widerstand der Versuchung, Vinnie zu ermahnen, richtig mit ihm zu reden. »Bist du nicht überrascht? Oder hast du etwa gestern bei unserer Obduktion schon geahnt, daß wir da womöglich den vermißten Franconi vor uns auf dem Tisch haben?«

»Nein«, entgegnete Vinnie. »Warum sollte ich?«

»Ich behaupte ja nicht, daß du etwas geahnt hast«, versuchte Jack ihn zu besänftigen. »Ich frage doch nur.«

»Nein«, wiederholte Vinnie. »Und jetzt gib mir endlich meine Zeitung! Warum kaufst du dir nicht endlich mal eine eigene? Dann mußt du nicht immer meine lesen.« Jack stand auf, schob Vinnie die Zeitung hin und nahm seine Aktenmappe vom Tisch. »Irgendwie habe ich das Gefühl, als wärst du in der letzten Zeit nicht so ganz auf der Höhe. Vielleicht solltest du mal Urlaub machen. Du bist auf dem besten Weg, ein brummiger, alter Kauz zu werden.«

»Zumindest bin ich nicht so ein Knauser wie du«, entgegnete Vinnie und sortierte die Zeitungsseiten, die Jack herausgenommen hatte, wieder in der richtigen Reihenfolge ein. Jack ging zur Kaffeemaschine und schenkte sich seine Tasse so voll, daß sie fast überschwappte. Dann nahm er sie mit an den Planungstisch. Während er genüßlich seinen Kaffee nippte, blätterte er die unzähligen Krankenhausberichte über Franconi durch. Da er sich bei der ersten Sichtung des Materials nur einen groben Überblick verschaffen wollte, studierte er zunächst die Zusammenfassungen der jeweiligen Entlassungsberichte. Wie Janice ihm ja bereits mitgeteilt hatte, war Franconi meistens wegen seiner Leberprobleme eingeliefert worden; zum ersten Mal waren sie im italienischen Neapel aufgetreten, wo er sich eine Hepatitis zugezogen hatte. Während er in seine Lektüre vertieft war, erschien Laurie. Noch bevor sie sich ihren Mantel ausgezogen hatte, fragte sie Jack, ob er schon die Zeitung gelesen und die Morgennachrichten gehört habe. Jack erwiderte, er habe einen Blick auf die *Post*

geworfen.

»Bist du dafür verantwortlich?« wollte Laurie wissen, während sie ihren Mantel über eine Stuhllehne hängte.

»Wovon sprichst du?«

»Von der undichten Stelle«, erwiderte Laurie. »Irgendjemand muß der Presse gesteckt haben, daß wir die Wasserleiche als Franconi identifiziert haben.«

Jack lachte kurz auf. Er war fassungslos. »Daß du ausgerechnet mich in Verdacht hast, haut mich wirklich um. Warum sollte ich mich wohl an die Presse wenden?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Laurie. »Vielleicht weil du gestern nacht so aus dem Häuschen warst. Aber nichts für ungut! Ich war nur überrascht, unsere neuen Erkenntnisse so schnell in den Nachrichten wiederzufinden.«

»Dann waren wir wohl beide gleichermaßen überrascht«, stellte Jack fest. »Vielleicht steckt Lou dahinter.«

»Das kann ich mir noch weniger vorstellen«, entgegnete Laurie. »Dann würde ich doch eher auf dich tippen.«

»Wieso auf mich?« fragte Jack ein wenig beleidigt. »Ich denke da nur an die Pestfälle im letzten Jahr«, erwiderte Laurie.

»Das war doch eine vollkommen andere Situation«, ereiferte sich Jack. »Damals ging es darum, Menschenleben zu retten.«

»Reg dich doch nicht gleich so auf«, entgegnete Laurie und wechselte das Thema. »Was haben wir denn heute für Fälle?«

»Ich habe sie mir noch nicht angesehen«, gestand Jack. »Aber der Aktenstapel ist ziemlich klein, deshalb habe ich eine Bitte: Wenn es sich irgendwie einrichten läßt, hätte ich heute gerne einen Schreibtisch- oder Recherchetag.« Laurie beugte sich über den Aktenstapel und zählte die Fälle durch.

»Nur zehn«, sagte sie dann. »Kein Problem. Ich glaube, ich selber werde mir heute nur einen Fall vornehmen. Da der Franconi-Leichnam jetzt wieder da ist, interessiert mich brennender denn je, wie die Leiche überhaupt aus dem Institut verschwinden konnte. Je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir, daß auf die eine oder andere Weise ein Mitarbeiter aus unserem Haus in die Sache

involviert gewesen sein muß.« Sie hatte kaum zu Ende gesprochen, als es hinter ihnen platschte und Vinnie aufsprang und lauthals losfluchte. Jack und Laurie wandten sich zu ihm um. Er hatte seinen Kaffee über den ganzen Tisch verschüttet und sogar seine Hose bekleckert. »Vor Vinnie mußt du dich heute in acht nehmen«, sagte Jack. »Er hat mal wieder schlechte Laune.«

»Alles in Ordnung, Vinnie?« rief Laurie ihm zu. »Ja, ist schon gut«, knurrte Vinnie und stakste auf die Kaffeemaschine zu, um sich ein paar Papiertücher zu holen. »Eins verstehe ich nicht ganz«, sagte Jack zu Laurie. »Warum interessiert dich nach der Rückkehr von Franconi nach wie vor, wie die Leiche verschwunden ist?«

»Vor allem wegen der Ergebnisse, die du bei der Autopsie zutage gebracht hast«, erwiderte Laurie. »Zuerst dachte ich, daß vielleicht irgendjemand die Leiche aus reiner Boshaftigkeit gestohlen hat. Eventuell wollte ihm der Mörder eine ordentliche Beerdigung vorenthalten oder etwas in dieser Richtung. Aber so wie die Dinge jetzt liegen, hat man den Leichnam offensichtlich nur entführt, um die Leber des Toten zu zerstören. Das finde ich höchst seltsam. Während mich am Anfang einfach nur gereizt hat, herauszufinden, wie die Leiche entführt wurde, glaube ich inzwischen, daß wir auch dem Mörder dicht auf der Spur sind, wenn wir das Rätsel um das Verschwinden der Leiche lösen.«

»Langsam verstehe ich, was Lou damit meint, er komme sich neben dir immer so blöd vor, wenn es darum geht, komplexe Zusammenhänge zu erkennen«, bemerkte Jack. »Ich dachte bisher, es gehe vor allem darum, herauszufinden, warum Franconis Leiche entführt wurde. Allmählich leuchtet mir aber ein, daß auch das ›Wie‹ eine Rolle spielt, womöglich gibt es da tatsächlich einen Zusammenhang.«

»Genau«, stimmte Laurie ihm zu. »Das ›Wie‹ führt uns zum ›Wer‹ und das ›Wer‹ zum ›Warum‹.«

»Und du glaubst wirklich, einer von unseren Kollegen hat etwas mit der Geschichte zu tun?« fragte Jack. »Ich fürchte, ja«, erwiderte Laurie. »Ohne Mithilfe aus dem Hause ist es kaum denkbar, so eine Geschichte zu schaukeln. Allerdings habe ich keinen blassen Schimmer, wo wir zu suchen anfangen sollen.«

Nachdem Raymond bei Siegfried angerufen hatte, hatten die Schlaftabletten, die er genommen hatte, endlich Wirkung gezeigt, und er hatte die verbleibenden Stunden der Nacht tief und fest geschlafen.

Als er wieder zu sich kam, stand Darlene im Zimmer und öffnete die Vorhänge, um das Tageslicht hereinzulassen. Es war kurz vor acht, genau die Zeit, zu der er geweckt werden wollte.

»Geht's dir heute besser?« fragte Darlene und bat ihn, sich ein wenig aufzurichten, damit sie das Kissen aufschütteln konnte. »Ja«, erwiderte Raymond, obwohl er sich von den Schlaftabletten noch ein wenig benommen fühlte.

»Ich habe dir heute dein Lieblingsfrühstück zubereitet«, flötete Darlene und ging zur Spiegelkommode, auf der sie zuvor ein Korbtablett abgestellt hatte. Sie brachte Raymond das Tablett ans Bett und plazierte es auf seinen Schoß. Raymond ließ seinen Blick über das Tablett schweifen. Vor ihm präsentierten sich ein frisch gepreßter Orangensaft, eine dampfende Tasse Kaffee sowie ein Teller mit Toast, zwei Streifen Frühstücksschinken und ein aus einem Ei zubereitetes Omelett. Daneben lag die Morgenzeitung.

»Na, wie findest du das?« fragte Darlene stolz. »Super«, erwiderte Raymond und gab ihr einen Kuß. »Sag mir Bescheid, wenn du mehr Kaffee haben möchtest«, fügte sie hinzu und verließ dann das Schlafzimmer. Raymond freute sich wie ein Kind, als er die Toastscheiben mit Butter bestrich und an seinem Orangensaft nippte. Es gab für ihn nichts Schöneres, als von dem Duft frischen Kaffees und leicht angebratenen Frühstücksschinkens geweckt zu werden. Um den Gaumenkitzel in vollen Zügen zu genießen, schob er sich ein wenig Omelett und Schinken zugleich in den Mund. Dann nahm er die Zeitung, klappte sie auseinander und las die Schlagzeile.

Im nächsten Augenblick rang er nach Luft und sog sich dabei versehentlich ein paar Essensbrocken in die Luftröhre. Er mußte so kräftig husten, daß er das Tablett vom Bett stieß. Es landete verkehrt herum auf dem Teppich.

Darlene kam ins Zimmer geeilt und blieb händeringend vor dem

Bett stehen, während Raymond sich die Lunge aus dem Hals hustete, bis er rot war wie eine Tomate. »Wasser!« keuchte er zwischen zwei Hustenanfällen. Darlene rannte ins Badezimmer und kehrte mit einem Glas zurück. Raymond griff gierig danach und schaffte es, einen kleinen Schluck zu trinken. Die Schinken-und-Omelett-Mischung, die er sich gerade einverleibt hatte, war in einem großen Bogen um und im Bett verteilt.

»Geht's wieder?« fragte Darlene. »Oder soll ich den Notarzt rufen?«

»Hab' mich nur verschluckt«, krächzte Raymond und zeigte auf seinen Adamsapfel.

Er brauchte fünf Minuten, bis er sich ein wenig von dem Anfall erholt hatte. Allerdings tat ihm nun der Hals weh, und er war heiser. Bis auf die Kaffeeflecken auf dem weißen Teppich hatte Darlene den gröbsten Schmutz beseitigt. »Hast du schon die Zeitung gelesen?« wandte Raymond sich an Darlene.

Sie schüttelte den Kopf, woraufhin Raymond ihr die Titelseite vor die Nase hielt. »Ach du meine Güte!« rief sie.

»Und gestern hast du dich noch darüber lustig gemacht, daß ich mir über Franconi den Kopf zerbrochen habe«, sagte er sarkastisch und zerknüllte wütend die Zeitung. »Was willst du jetzt tun?« fragte Darlene. »Ich fürchte, ich muß noch mal mit Vinnie Dominick reden«, erwiderte Raymond. »Schließlich hat er mir versprochen, die Leiche verschwinden zu lassen. Das hat er wirklich super hingekriegt!«

Als das Telefon klingelte, fuhr Raymond zusammen. »Soll ich abnehmen?« fragte Darlene.

Raymond nickte. Er fragte sich, wer wohl so früh am Morgen schon anrufen mochte.

Darlene nahm den Hörer ab, meldete sich mit einem kurzen »Hallo« und antwortete zum wiederholten Male mit »Ja!«. Schließlich bat sie den Anrufer, einen Moment zu warten. »Es ist Dr. Walter Anderson«, berichtete sie Raymond mit einem breiten Feixen. »Er möchte in das Projekt mit einsteigen.« Raymond atmete erleichtert auf. Er hatte gar nicht gemerkt, daß er die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. »Sag ihm, daß wir uns freuen und daß ich ihn später zurückru-

fe.« Darlene folgte seiner Aufforderung und legte auf. »Endlich mal eine gute Nachricht.«

Raymond rieb sich die Stirn. »Wenn doch bloß alles andere auch so gut liefe wie unsere Geschäfte!« seufzte er und stöhnte hörbar.

Dann klingelte schon wieder das Telefon. Raymond bat Darlene, abzunehmen. Nachdem sie sich gemeldet und ein paar Sekunden lang schweigend zugehört hatte, verflüchtigte sich das Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie hielt Raymond den Hörer hin und teilte ihm mit, daß Taylor Cabot ihn zu sprechen wünsche. Raymond schluckte einmal kräftig. Seine Kehle war plötzlich wie ausgetrocknet. Hastig stürzte er einen Schluck Wasser hinunter und nahm dann den Hörer.

»Guten Morgen, Sir!« brachte er mühsam hervor. Er war immer noch heiser.

»Ich rufe von einem Autotelefon an«, sagte Taylor. »Deshalb werde ich mir Details ersparen. Wie man mich soeben informierte, ist erneut ein Problem aufgetaucht, das ich längst für erledigt gehalten hatte. Ich wollte Sie nur daran erinnern, daß nach wie vor gilt, was ich zu dieser Angelegenheit bereits gesagt habe. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt.«

»Natürlich, Sir«, fiepte Raymond. »Ich…« Dann stockte er, nahm den Hörer vom Ohr und starrte ihn an. Taylor hatte einfach aufgelegt.

»Das hat mir gerade noch gefehlt«, jammerte er und gab Darlene das Telefon zurück. »Tabot hat noch einmal damit gedroht, das ganze Projekt fallenzulassen.«

Vorsichtig schwang er seine Beine über die Bettkante. Als er aufstand und in seinen Bademantel schlüpfte, spürte er, daß seine Kopfschmerzen vom Vortag wiederkehrten. »Vinnie Dominick ist meine letzte Rettung. Er muß ein Wunder vollbringen.«

Um Punkt acht standen Laurie und die anderen Pathologen unten in der »Grube« und begannen mit ihren Obduktionen. Jack war im ID-Raum geblieben und studierte die Berichte über Carlo Franconis zahlreiche Krankenhausaufenthalte. Als er merkte, wie spät es schon war, ging er zurück in den gerichtsmedizinischen Bereich; er konnte sich gar nicht erklären, warum Bart Arnold, der leitende pathologi-

sche Ermittler, sich immer noch nicht bei ihm gemeldet hatte. Überrascht stellte er fest, daß der Mann längst in seinem Büro am Schreibtisch saß.

»Hat Janice Ihnen denn nichts ausgerichtet?« fragte Jack. Er war so gut mit Bart befreundet, daß er sich nichts dabei dachte, einfach in dessen Büro hereinzuplatzen und sich auf dem nächstbesten Stuhl niederzulassen.

»Ich bin erst vor einer Viertelstunde gekommen«, entgegnete Bart. »Und da war Janice schon weg.«

»Hat sie Ihnen denn keine Nachricht auf Ihrem Schreibtisch hinterlassen?« wollte Jack wissen.

Bart begann, in seinen Utensilien herumzuwühlen. Sein Schreibtisch sah dem von Jack ziemlich ähnlich. Auf einmal fischte er einen Zettel aus dem Durcheinander und las die Nachricht laut vor: »Wichtig! Bitte melden Sie sich sofort bei Jack Stapleton!« Unterschrieben war die Notiz mit »Janice«. »Tut mir leid«, sagte Bart und lächelte verlegen; er wußte, daß es für seine Nachlässigkeit keine Entschuldigung gab. »Irgendwann hätte ich den Zettel bestimmt gefunden.«

»Sie haben bestimmt gehört, daß wir meine Wasserleiche mit fast hundertprozentiger Sicherheit als Carlo Franconi identifiziert haben«, fuhr Jack fort. »Ja«, nickte Bart.

»Ich möchte Sie bitten, noch einmal bei UNOS und all den anderen Zentren nachzufragen, die Lebertansplantationen vornehmen. Mit einem konkreten Namen müßte sich die Suche eigentlich etwas einfacher gestalten.«

»Viel einfacher sogar«, entgegnete Bart. »Gestern konnte ich sie ja nur bitten, abzuchecken, ob einer von ihren neueren Transplantationspatienten auf der Vermißtenliste steht. Da ich die Telefonnummern bereits alle herausgesucht habe, kann ich die Anrufe in kürzester Zeit erledigen.«

»Ich habe die halbe Nacht am Telefon gehangen und mit allen möglichen europäischen Institutionen gesprochen, die für die Zuteilung von Transplantationsorganen zuständig sind«, sagte Jack. »Aber ich konnte absolut nichts in Erfahrung bringen.«

»Haben Sie es auch bei Eurotransplant in den Niederlanden ver-

sucht?« fragte Bart.

»Da habe ich zuerst angerufen«, erwiderte Jack. »Sie haben noch nie von einem Franconi gehört.«

»Dann können Sie ziemlich sicher davon ausgehen, daß Franconi seine Leber nicht in Europa bekommen hat«, erklärte Bart. »Bei Eurotransplant werden die Daten des ganzen Kontinents registriert.«

»Außerdem sollte jemand Franconis Mutter besuchen und sie dazu bringen, uns eine Blutprobe zu überlassen. Ted Lynch soll das mitochondriale DNA mit dem der Wasserleiche vergleichen. Bei einer Übereinstimmung ist die Identität hundertprozentig bestätigt. Schließlich sollte einer von Ihren Ermittlern Franconis Mutter fragen, ob man ihrem Sohn eine Leber transplantiert hat. Die Antwort dürfte äußerst interessant sein.«

»Noch etwas?« fragte Bart, während er sich Jacks Wünsche notierte.

»Ich glaube, das war's fürs erste«, erwiderte Jack. »Wie Janice herausgefunden hat, war der Hausarzt von Franconi ein gewisser Dr. Daniel Levitz. Haben Sie schon mal mit ihm zu tun gehabt?«

»Wenn es der Levitz ist, der seine Praxis auf der Fifth Avenue hat, kenne ich ihn.«

»Was halten Sie von ihm?« wollte Jack wissen. »Er betreibt eine Luxuspraxis für Reiche. Soweit ich das beurteilen kann, ist er ein guter Internist. Allerdings finde ich es ein bißchen seltsam, daß zu seinen Patienten auch jede Menge Mafiafamilien zählen. Deshalb wundert es mich nicht im geringsten, daß Carlo Franconi bei ihm in Behandlung war.«

»Er behandelt Mafiosi, die untereinander verfeindet sind?« fragte Jack ungläubig.

»Seltsam, nicht wahr?« entgegnete Bart. »Das dürfte der armen Rezeptionsdame bei ihrer Terminvergabe einiges an Kopfzerbrechen bereiten. Oder hätten Sie Lust, zusammen mit zwei rivalisierenden Mafiagangstern und ihren jeweiligen Bodyguards im Wartezimmer zu sitzen?«

»Im Leben geht es manchmal verrückter zu als im Krimi«, bemerkte Jack.

»Soll ich Dr. Levitz einen Besuch abstatten und ihn über Franconi ausquetschen?« fragte Bart.

»Das mache ich lieber selber«, erwiderte Jack. »Ich habe den leisen Verdacht, daß in diesem Fall wichtiger ist, was Franconis Arzt nicht sagt, als das, was er ausplaudert. Konzentrieren Sie sich lieber darauf, herauszufinden, wo Franconi die neue Leber bekommen hat. Ich glaube, das ist die Schlüsselinformation für die Klärung dieses Falls. Wer weiß, vielleicht deckt sich alles auf, wenn wir endlich wissen, wo sie ihm die Leber eingesetzt haben.«

»Da sind Sie ja!« dröhnte eine Stimme durch den Raum. Jack und Bart sahen auf. In der Tür stand Dr. Calvin Washington, der stellvertretende Leiter des Instituts. Seine stattliche Figur füllte buchstäblich den gesamten Türrahmen aus. »Ich habe Sie schon im ganzen Haus gesucht, Stapleton!« raunzte Calvin. »Kommen Sie mit! Der Chef will mit Ihnen sprechen.«

Jack zwinkerte Bart zu und erhob sich. »Wahrscheinlich will er mir wieder eine Belobigung zukommen lassen. Wäre ja nicht das erste Mal.«

»Ich würde den Mund an Ihrer Stelle nicht so voll nehmen«, geiferte Calvin und machte Jack Platz, damit er vorbeigehen konnte. »Sie haben den alten Mann ganz schön auf die Palme gebracht.«

Jack folgte Calvin in den Verwaltungstrakt. Bevor er das Vorzimmer betrat, warf er einen flüchtigen Blick in den Warteraum, in dem sich an diesem Tag mehr Journalisten als sonst versammelt hatten.

»Ist irgend etwas Besonderes vorgefallen?« fragte Jack. »Das müssen gerade Sie fragen«, entgegnete Calvin wütend. Jack verstand zwar nicht, worauf Calvin hinauswollte, doch es ergab sich auch keine weitere Gelegenheit, nachzuhaken. Calvin erkundigte sich bereits bei Mrs. Sanford, Binghams Sekretärin, ob der Chef frei sei.

Wie sich herausstellte, hatte Bingham gerade keine Zeit. Jack wurde dazu verbannt, gegenüber von Mrs. Sanfords Schreibtisch auf einer Bank Platz zu nehmen. Allem Anschein nach war sie genauso aufgebracht wie ihr Chef und warf Jack hin und wieder finstere Blicke zu. Jack kam sich vor wie ein ungezogener Schuljunge, der darauf wartete, daß der Direktor ihm die Leviten las. Calvin nutzte die

Zeit, um von seinem Büro aus ein paar Anrufe zu erledigen.

Jack ahnte natürlich, warum der Chef so sauer auf ihn war. Er überlegte, wie er ihm sein Verhalten würde erklären können, doch leider wollte ihm einfach nichts Vernünftiges einfallen. Schließlich hätte er ohne weiteres bis zum morgendlichen Eintreffen Binghams auf die Röntgenbilder von Franconi warten können.

»Sie können jetzt reingehen«, sagte Mrs. Sanford, ohne ihr Tippen zu unterbrechen. Sie hatte aus dem Augenwinkel bemerkt, daß das Lämpchen an der Nebenstelle erloschen war; ihr Chef hatte sein Telefonat also beendet.

Als Jack das Büro betrat, hatte er ein Déjà-vu-Erlebnis. Vor einem Jahr, als ihn eine ganze Serie mysteriöser Infektionsfälle in Atem gehalten hatte, hatte er seinen Chef mit seiner Hartnäckigkeit zur Raserei getrieben und sich mehrmals in dessen Büro einfinden müssen.

»Kommen Sie rein, und setzen Sie sich!« forderte Bingham ihn auf.

Jack nahm vor dem Schreibtisch seines Vorgesetzten Platz. Die letzten Jahre waren nicht spurlos an Bingham vorübergegangen; er wirkte deutlich älter als dreiundsechzig. Er starrte Jack durch seine Drahtgestellbrille an. Seine Hängewangen und seine schlaffe Haut ließen zwar sein Alter erkennen, seine Augen jedoch strahlten die gleiche Intensität und Intelligenz aus wie eh und je.

»Da war ich gerade auf bestem Wege, zu glauben, Sie würden sich endlich in unsere Struktur einfügen«, begann Bingham. »Und dann wieder so was!«

Jack antwortete nicht. Er hielt es für das beste, zu schweigen, bis sein Chef ihm eine konkrete Frage stellte. »Dürfte ich wenigstens erfahren, warum Sie das getan haben?« kam Bingham ihm entgegen. Er hatte eine rauhe, sehr tiefe Stimme.

»Aus Neugier«, sagte Jack und zuckte mit den Achseln. »Ich war total aufgedreht und konnte nicht länger warten.«

»Neugier!« brüllte Bingham. »Mit der gleichen lahmen Entschuldigung sind Sie mir doch auch schon vor einem Jahr gekommen, als Sie sich ständig meinen Anordnungen widersetzt und im MGH alle Leute gegen sich aufgebracht haben.«

»Bei mir wissen Sie wenigstens, woran Sie sind«, entgegnete Jack.

Bingham schäumte fast vor Wut. »Und unverschämt sind Sie auch noch! Sie haben sich also offenbar nicht verändert, hab' ich recht?«

»Doch«, erwiderte Jack. »Beim Basketball habe ich Fortschritte gemacht.«

Jack hörte, wie hinter ihm die Tür geöffnet wurde. Er drehte sich um und sah Calvin den Raum betreten und sich wie ein Haremswächter mit verschränkten Armen neben dem Schreibtisch aufbauen.

»Ich komme auf keinen grünen Zweig mit ihm«, wandte Bingham sich an Calvin und tat so, als sei Jack unsichtbar. »Hatten Sie nicht behauptet, er hätte sich gebessert?«

»Hatte er ja auch«, erwiderte Calvin und starrte auf Jack hinab.

»Bis zu diesem Zwischenfall. Es ärgert mich wirklich ungemein«, wandte er sich an Jack, »daß Sie im Alleingang die Presse einschalten, obwohl Sie genau wissen, daß bei uns ausschließlich Dr. Bingham oder die Presseabteilung für Veröffentlichungen zuständig sind. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder Pathologe hier einfach so seine Befunde in die Welt hinausposaunen dürfte! Unsere Arbeit ist in höchstem Maße politisch brisant, und in Anbetracht unserer gegenwärtigen Probleme können wir beim besten Willen nicht noch mehr schlechte Presse gebrauchen.«

»Jetzt machen Sie mal eine Pause«, meldete sich Jack zu Wort. »Irgend etwas stimmt hier nicht. Ich fürchte, wir reden ziemlich aneinander vorbei.«

»Würden Sie das bitte noch einmal wiederholen?« forderte Bingham ihn auf.

»Sie haben richtig gehört«, sagte Jack. »Ich glaube, wir reden über unterschiedliche Dinge. Ich dachte, Sie wollten mir den Marsch blasen, weil ich den Hausmeister bedrängt habe, mir die Schlüssel zu Ihrem Büro auszuhändigen. Ich mußte mir gestern abend unbedingt noch die Röntgenbilder von Franconi ansehen.«

»Um Himmels willen - nein!« schrie Bingham und zielte mit dem Finger auf Jacks Nase. »Ich habe Sie herbestellt, weil Sie der Presse gesteckt haben, daß wir angeblich Franconis Leichnam hier im Gerichtsmedizinischen Institut entdeckt haben, nachdem man denselben

erst kurz zuvor von hier entführt hatte. Was haben Sie sich bloß dabei gedacht? Daß Sie Ihre Karrierechancen auf diese Weise verbessern?«

»Halten Sie bitte mal kurz die Luft an«, entgegnete Jack. »Erstens bin ich gar nicht darauf aus, Karriere zu machen. Und zweitens habe ich absolut nichts damit zu tun, daß die Presse von der Franconi-Geschichte Wind bekommen hat.«

»Sie haben nicht mit der Presse gesprochen?« hakte Bingham nach.

»Nun schieben Sie den Verdacht bloß nicht auf Laurie Montgomery«, fügte Calvin hinzu.

»Auf keinen Fall«, entgegnete Jack. »Aber ich war es auch nicht. Um die Wahrheit zu sagen - ich halte das Ganze nicht einmal für eine Story.«

»Das sieht man bei den Medien aber offenbar ein bißchen anders«, wandte Bingham ein. »Sogar der Bürgermeister ist auf hundertachtzig. Er hat mich heute morgen schon zweimal angerufen und mich gefragt, was wir hier eigentlich für einen Zirkus veranstalten. Diese Franconi-Geschichte rückt uns in den Augen der gesamten Stadt in ein schlechtes Licht - und zwar um so mehr, wenn wir uns auch noch von Nachrichten aus unserem eigenen Institut überrumpeln lassen müssen.«

»Das wirklich Interessante an der Franconi-Geschichte hat kaum etwas mit dem nächtlichen Verschwinden des Leichnams zu tun«, erklärte Jack. »Man hat dem Mann ziemlich sicher eine Leber transplantiert. Aber von der Transplantation scheint niemand etwas zu wissen, und sie läßt sich anhand von DNA-Analysen auch nur äußerst schwer nachweisen. Irgendjemand hat mit allen Mitteln zu vertuschen versucht, daß Franconi eine neue Leber bekommen hat.«

Bingham sah Calvin an, der abwehrend die Hände hob. »Das ist mir völlig neu«, sagte er.

Jack faßte Bingham kurz seine Autopsieergebnisse zusammen und berichtete ihm auch von den verwirrenden Resultaten, die Ted Lynchs DNA-Analysen zutage gebracht hatten. »Klingt in der Tat äußerst seltsam«, stimmte Bingham zu, während er die Brille abnahm und sich seine wäßrigen Augen rieb. »Wobei ich so etwas gar nicht

gerne höre, weil ich die ganze verdammte Franconi-Geschichte am liebsten unter den Teppich kehren würde. Wenn an Ihrer Vermutung etwas dran ist und Franconi tatsächlich unter seltsamen Umständen und möglicherweise sogar auf illegale Weise eine Leber bekommen hat, wird wohl nichts daraus, einfach Gras über die Sache wachsen zu lassen.«

»Im Laufe des Tages werde ich sicher mehr erfahren«, sagte Jack. »Ich habe Bart Arnold darauf angesetzt, mit sämtlichen inländischen Transplantationszentren zu telefonieren, John DeVries untersucht derweil, ob und welche Immunsuppressiva das Opfer genommen hat, Maureen O'Conner aus dem Histologielabor kümmert sich um die Gewebeschnitte, und Ted ist gerade dabei, einen DNA-Test mit einem Polymarker durchzuführen, der, wie er behauptet, jeden Zweifel ausräumen soll. Heute nachmittag wissen wir mit absoluter Sicherheit, ob man dem Opfer eine Leber transplantiert hat, und mit ein wenig Glück wissen wir auch, wo die Operation durchgeführt wurde.«

»Und Sie sind wirklich nicht für die heutige Titelgeschichte in der *Post* verantwortlich?« vergewisserte sich Bingham noch einmal und zwinkerte Jack über den Schreibtisch hinweg zu.

»Ich gebe Ihnen mein Indianerehrenwort«, erwiderte Jack und formte zwei Finger zu einem V.

»Okay, dann entschuldige ich mich hiermit«, sagte Bingham. »Aber denken Sie daran, Stapleton - diese Geschichte müssen Sie für sich behalten! Und verärgern Sie nicht dauernd irgendwelche Leute, die dann bei mir auf der Matte stehen und sich über Ihr Verhalten beschweren. Sie verfügen nämlich über ein außerordentliches Talent, anderen auf den Wecker zu fallen. Und zum Schluß versprechen Sie mir bitte noch, daß Sie niemals irgend etwas an die Presse geben, ohne mich vorher zu informieren. Ist das klar?«

»Sonnenklar«, erwiderte Jack.

Während des ganzen Tages hatte Jack kaum Gelegenheit gefunden, das Institut zu verlassen und sich auf sein Fahrrad zu schwingen, so daß es ihm jetzt richtig Spaß bereitete, mit dem Verkehrsstrom die

First Avenue hinauf zuradeln. Er war auf dem Weg zu Dr. Levitz. Die Sonne ließ sich zwar noch nicht blicken, aber die Temperatur war mit zehn bis fünfzehn Grad schon recht angenehm und ließ erste Frühlingsgefühle aufkommen. Für Jack stand fest, daß es in New York im Frühling am schönsten war.

Nachdem er sein Fahrrad an einem Halteverbotsschild festgekettet hatte, steuerte er auf den Eingang von Dr. Levitz' Praxis zu. Er hatte den Arzt zwar vorher angerufen, um sicherzugehen, daß er überhaupt da war, doch er hatte absichtlich keinen Termin vereinbart. Irgendwie sagte ihm sein Gefühl, daß er mit einem Überraschungsbesuch mehr erreichen würde. Falls man Franconi eine Leber transplantiert hatte, war diese Operation zweifellos mit irgendeinem Geheimnis verbunden. »Wie ist Ihr Name?« fragte ihn eine silberhaarige, matronenhafte Dame am Empfang.

Jack ließ kurz seine Marke des Gerichtsmedizinischen Instituts aufblitzen. Sie sah so schön offiziell aus, und die meisten, denen man sie kurz hinhielt, verwechselten sie mit einer Polizeimarke. In Situationen wie dieser unterließ Jack es tunlichst, seinem Gegenüber die Herkunft der Marke zu erläutern. Es passierte kaum, daß die Marke keine Reaktion hervorrief. »Ich muß mit Dr. Levitz sprechen«, sagte er und ließ die Marke schnell wieder in seiner Jackentasche verschwinden. »Und zwar je früher, um so besser.«

Als die Rezeptionsdame ihre Stimme wiedergefunden hatte, fragte sie Jack noch einmal nach seinem Namen. Er nannte ihn, verschwieg jedoch seinen Doktortitel, um ihr nicht etwa einen Hinweis auf seinen Beruf zu geben.

Die Rezeptionsdame erhob sich von ihrem Stuhl und verschwand hinter einer der Türen.

Jack ließ seinen Blick durch das geräumige und luxuriöse Wartezimmer schweifen. Er hatte selbst mal als niedergelassener Arzt gearbeitet, doch der rein zweckmäßig ausgestattete Wartebereich seiner damaligen Augenarztpraxis war mit diesem Prunk und Protz nicht zu vergleichen. Die aggressive Durchsetzung der kostenorientierten Gesundheitspolitik hatte ihn damals gezwungen, eine weitere Facharztausbildung zu absolvieren. Heute hatte er oft das Gefühl, damals

in einer anderen Welt und als ein anderer Mensch gelebt zu haben, und in vielerlei Hinsicht stimmte das auch.

Im Warteraum saßen fünf gutgekleidete Patienten, die ihn insgeheim musterten, während sie in ihren Zeitschriften herumblätterten. Während sie geräuschvoll die Seiten umschlugen, spürte Jack die geladene Atmosphäre. Es war, als wüßten sie bereits, daß er den Terminplan durcheinanderbringen würde und ihnen eine noch längere Wartezeit bevorstand. Er hoffte nur, daß sich unter den Wartenden kein berühmt-berüchtigter Mafioso befand, der diese Unannehmlichkeit für eine wie auch immer geartete Rache zum Anlaß nehmen könnte. Die Rezeptionsdame betrat erneut den Raum und geleitete ihn in das private Arbeitszimmer von Dr. Levitz. Sie gebärdete sich peinlich unterwürfig, schloß schnell die Tür hinter ihm und verschwand wieder.

Da Dr. Levitz nicht im Raum war, setzte Jack sich auf einen der beiden Stühle, die vor dem Schreibtisch standen, und ließ seinen Blick umherschweifen. Die Wände waren mit den üblichen Titeln und Diplomen geschmückt, daneben hingen Familienporträts, und auf dem Tisch stapelten sich ungelesene medizinische Fachzeitschriften. Jack kam das alles nur zu bekannt vor, und ihm lief ein kalter Schauer über den Rücken. Aus seiner jetzigen Sicht konnte er sich nicht mehr erklären, wie er es selbst so lange in einem derart einengenden Ambiente hatte ertragen können.

Kurz darauf betrat Dr. Levitz durch die andere Tür das Zimmer. Er trug einen weißen Kittel, die Taschen hatte er mit Zungenspateln und Stiften vollgestopft. Um seinen Hals baumelte ein Stethoskop. Verglichen mit Jacks muskulöser, breitschultriger Statur und seinen eins dreiundachtzig wirkte Dr. Levitz eher klein und beinahe schmächtig.

Jack bemerkte sofort, daß der Mann unter einem nervösen Tick litt, der sich durch häufiges Zucken der Gesichtsmuskeln und durch ein ständiges Kopfnicken äußerte. Dr. Levitz selbst schien seine ständigen Bewegungen gar nicht zu registrieren. Er schüttelte Jack steif die Hand und zog sich dann hinter seinen riesigen Schreibtisch zurück.

»Ich habe viel zu tun«, sagte er. »Aber für die Polizei nehme ich mir natürlich immer Zeit.«

»Ich komme nicht von der Polizei«, entgegnete Jack. »Mein Name ist Dr. Jack Stapleton, und ich arbeite als Pathologe am Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York.« Dr. Levitz reagierte mit einem heftigen Zucken, das sogar seinen spärlichen Schnäuzer erzittern ließ. »Oh«, brachte er hervor und schluckte.

»Ich möchte mit Ihnen über einen Ihrer Patienten reden«, erklärte Jack.

»Die Daten meiner Patienten sind streng vertraulich«, erwiderte Dr. Levitz, als hätte er den Satz auswendig gelernt. »Selbstverständlich«, sagte Jack und lächelte. »Aber nicht mehr, wenn der Patient gestorben und zu einem Fall für die Gerichtsmedizin geworden ist. Es geht um Carlo Franconi.« Jack beobachtete, wie Dr. Levitz ein paar bizarre Bewegungen vollführte. Zum Glück, dachte er, war der Mann nicht Hirnchirurg geworden.

»Auch wenn er tot ist, genießt er immer noch Vertrauensschutz«, entgegnete Dr. Levitz.

»Vom ethischen Standpunkt aus kann ich Ihre Einstellung durchaus verstehen«, sagte Jack. »Aber ich muß Sie daran erinnern, daß ein Gerichtsmediziner im Staat New York die Befugnis hat, Sie in einem solchen Fall unter Strafandrohung vorzuladen. Warum unterhalten wir uns nicht einfach ein bißchen? Wäre doch durchaus möglich, daß sich dabei die eine oder andere Ungereimtheit aufklären läßt, nicht wahr?«

»Was wollen Sie wissen?« fragte Dr. Levitz. »Den etlichen Krankenhausberichten über Mr. Franconi zufolge hat der Mann jahrelang unter Leberproblemen gelitten, die schließlich sogar zu völligem Leberversagen geführt haben«, erklärte Jack.

Dr. Levitz nickte, wobei seine rechte Schulter mehrmals zuckte. Jack wartete, bis die unkontrollierten Bewegungen des Mannes nachließen.

»Ich will die Sache direkt auf den Punkt bringen«, fuhr er dann fort. »Die große Frage lautet: Hat man Mr. Franconi eine Leber transplantiert oder nicht?«

Statt einer Antwort zuckte Dr. Levitz nur nervös, was Jack darin bestärkte, den Mann auszusitzen.

»Ich weiß nichts von einer Lebertransplantation«, antwortete Dr. Levitz schließlich.

»Wann haben Sie Franconi zum letzten Mal gesehen?« bohrte Jack weiter.

Dr. Levitz telefonierte kurz mit seiner Assistentin und bat sie, ihm die Krankenunterlagen über Mr. Franconi zu bringen. »Einen Augenblick bitte«, bat er um ein wenig Geduld. »Vor etwa drei Jahren haben Sie in einem Einweisungsbericht über Mr. Franconi ausdrücklich daraufhingewiesen, daß Sie eine Transplantation für notwendig halten. Erinnern Sie sich daran?«

»Nein«, erwiderte Dr. Levitz. »So genau weiß ich das nicht mehr. Aber ich erinnere mich, daß der Zustand von Mr. Franconi sich stetig verschlechtert hat, was unter anderem daran lag, daß er nicht mit dem Trinken aufhören konnte.«

»Später haben Sie nie wieder etwas von seinen Leberproblemen erwähnt«, fuhr Jack fort. »Das überrascht mich doch sehr. Immerhin konnten Sie in all den Jahren anhand der Leberfunktionstests genau beobachten, wie sich der Zustand Ihres Patienten langsam, aber kontinuierlich verschlechtert hat.«

»Ein Arzt kann nicht mehr tun, als seinem Patienten ins Gewissen zu reden und ihm zu einer Änderung seiner Lebensgewohnheiten zu raten«, versuchte sich Dr. Levitz zu rechtfertigen.

Die Tür wurde geöffnet, und die unterwürfige Rezeptionsdame brachte eine dicke Patientenakte. Wortlos legte sie Dr. Levitz die Akte auf den Tisch und zog sich wieder zurück. Dr. Levitz klappte sie auf, überflog ein paar Eintragungen und teilte Jack dann mit, daß er Carlo Franconi vor einem Monat zum letzten Mal gesehen habe. »Warum hat er Sie aufgesucht?«

»Er litt unter einer Infektion der oberen Atemwege«, erwiderte Dr. Levitz. »Ich habe ihm Antibiotika verschrieben, und offenbar haben sie gewirkt.«

»Haben Sie den Mann untersucht?«

»Selbstverständlich!« erwiderte Dr. Levitz empört. »Ich untersuche meine Patienten immer.«

»Hatte man ihm zwischenzeitlich eine Leber transplantiert?«

»So gründlich habe ich ihn natürlich nicht untersucht«, stellte Dr. Levitz klar. »Ich habe mich vor allem auf die Beschwerden und die Symptome des Mannes konzentriert.«

»Sie haben seine Leber nicht einmal abgetastet?« hakte Jack nach. »Obwohl Sie wußten, wie es um seine Leber bestellt war?«

»Falls ich es getan habe, habe ich es jedenfalls nicht aufgeschrieben«, erwiderte Dr. Levitz.

»Haben Sie eine Blutuntersuchung gemacht, aus der seine Leberwerte hervorgehen?« fragte Jack weiter. »Ich habe lediglich einen Bilirubintest gemacht«, erwiderte Dr. Levitz.

»Und warum haben Sie nur seine Bilirubinwerte geprüft?«

»Mr. Franconi hatte mal eine Gelbsucht«, erklärte Dr. Levitz. »Inzwischen hatte er sich aber davon erholt. Wahrscheinlich wollte ich das mit dem Test dokumentieren.«

»Wie sah das Ergebnis aus?« fragte Jack. »Die Werte befanden sich im Normalbereich«, erwiderte Dr. Levitz.

»Dann ging es Ihrem Patienten also relativ gut«, bohrte Jack weiter. »Natürlich abgesehen von seiner Atemwegsinfektion.«

»Ich glaube, das kann man so sagen«, stimmte Dr. Levitz ihm zu. »Klingt wie ein Wunder«, bemerkte Jack. »Finden Sie nicht? Vor allem, wenn man bedenkt, daß Mr. Franconi keineswegs dem Alkohol abschwören wollte, wie Sie eben selbst gesagt haben.«

»Vielleicht hat er sich am Ende ein wenig gemäßigt«, entgegnete Dr. Levitz. »Menschen sollen sich ja umstellen können.«

»Dürfte ich mal einen Blick auf Ihre Aufzeichnungen werfen?« fragte Jack.

»Nein«, sagte Dr. Levitz empört. »Wie ich Ihnen eben bereits gesagt habe, halte ich mich an gewisse ethische Grundsätze; unter anderem behandle ich die Daten meiner Patienten streng vertraulich. Wenn Sie die Krankenakte einsehen wollen, müssen Sie den offiziellen Weg gehen. Tut mir leid. Ich will Sie wirklich nicht bei Ihrer Arbeit behindern.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Jack und erhob sich von seinem Stuhl. »Ich werde den Staatsanwalt davon in Kenntnis setzen, wie Sie reagiert haben. Danke, daß Sie mir Ihre kostbare Zeit geopfert

haben. Ich schaue demnächst bestimmt noch einmal bei Ihnen vorbei, denn irgend etwas ist bei diesem Mr. Franconi äußerst seltsam gelaufen. Aber ich werde der Sache auf den Grund gehen, darauf können Sie Gift nehmen.« Mit einem breiten Grinsen löste Jack die diversen Ketten, mit denen er sein Fahrrad gesichert hatte. Es war offensichtlich, daß Dr. Levitz mehr wußte, als er preisgeben wollte. Wie viel genau er wußte, vermochte Jack nicht einzuschätzen, doch seine Heimlichtuerei war ein weiteres Indiz dafür, daß irgend etwas nicht stimmte. Der Fall Franconi schien sich allmählich als der interessanteste Fall seiner bisherigen Pathologenlaufbahn zu entpuppen, womöglich war es sogar der interessanteste Fall, mit dem er je zu tun haben würde.

Zurück im Gerichtsmedizinischen Institut, stellte er sein Fahrrad an seinem Stammplatz ab, fuhr kurz hinauf in sein Büro, legte dort seinen Mantel ab und machte sich dann umgehend auf den Weg ins DNA-Labor. Doch er hatte Pech: Ted war noch nicht soweit.

»Ich brauche noch ein paar Stunden«, vertröstete er ihn. »Ich rufe Sie an, wenn ich fertig bin. Sie brauchen nicht extra herzukommen.«

Enttäuscht, aber keineswegs entmutigt fuhr Jack eine Etage tiefer ins Histologielabor. Er wollte nachsehen, wie weit man dort mit seinen Objektträgern war, die inzwischen als ›Fall Franconi‹ gekennzeichnet waren.

»Mein Gott!« beklagte sich Maureen. »Wir können hier doch keine Wunder vollbringen! Ich kümmere mich ja schon vorrangig um Ihre Objektträger und lasse alle anderen Kollegen warten, aber vor heute nachmittag sind sie bestimmt nicht soweit.«

Immer noch bemüht, sich bei Laune und seine Neugier unter Kontrolle zu halten, fuhr Jack mit dem Fahrstuhl hinunter in den ersten Stock, wo John DeVries sein Labor hatte. »Es ist gar nicht so einfach, Cyclosporin A und FK 506 nachzuweisen«, raunzte John ihn an. »Außerdem hat man uns die Mittel gekürzt. Bei dem Budget, mit dem ich neuerdings arbeiten muß, können Sie beim besten Willen keinen Sofort-Service erwarten.«

»Ist ja schon gut«, versuchte Jack ihn zu besänftigen und zog sich schnell aus dem Labor zurück. John war ein jähzorniger Typ, der auf

passive Art schnell aggressiv reagierte. Jack wußte sehr wohl, daß er John auf keinen Fall gegen sich aufbringen durfte, wenn er seine Testergebnisse nicht erst in ein paar Wochen haben wollte.

Also fuhr er noch ein Stockwerk tiefer und stattete Bart Arnold einen Besuch ab. Er beschwor den Ermittler, ihm doch bitte irgendeine Neuigkeit zu präsentieren, da alle anderen Kollegen ihn abgewimmelt hatten.

»Ich habe mir die Finger wund telefoniert«, sagte Bart. »Aber Sie wissen ja, wie das heutzutage mit der Voice mail ist. Man hat sozusagen nie mehr direkt jemanden am Apparat. Also habe ich jede Menge Nachrichten hinterlassen und kann jetzt nur hoffen, daß mich irgendwann mal jemand zurückruft.«

»Mist«, fluchte Jack. »Dabei kribbelt es mir im Bauch, als wäre ich ein frisch herausgeputzter Teenie, der darauf wartet, zum Schülerball abgeholt zu werden.«

»Tut mir leid«, entgegnete Bart. »Aber falls es Sie tröstet - wir haben der Mutter von Franconi inzwischen eine Blutprobe entnommen. Sie ist bereits oben im DNA-Labor.«

»Haben Sie die Mutter auch gefragt, ob man ihrem Sohn kürzlich eine Leber transplantiert hat?«

»Natürlich«, erwiderte Bart. »Aber Mrs. Franconi hat der Ermittlerin versichert, daß sie nichts von einer Transplantation wisse. Sie hat allerdings eingeräumt, daß ihr Sohn in letzter Zeit wesentlich gesünder gewirkt habe.«

»Und wie erklärt sie sich die plötzliche Genesung?« fragte Jack.

»Sie behauptet, ihr Sohn sei irgendwohin in Urlaub gefahren und als ein neuer Mensch zurückgekehrt.«

»Hat sie auch rein zufällig erwähnt, wo ihr Sohn hingefahren ist?«

»Sie wußte es nicht«, erwiderte Bart. »Das hat sie zumindest der Ermittlerin erzählt, und die meint, daß die alte Frau die Wahrheit gesagt hat.«

Jack nickte und stand auf. »Was die Mutter sagt, muß nicht viel heißen«, bemerkte er. »Von ihr kann man keinen Tip erwarten, der Franconi womöglich in ein schlechtes Licht stellt, das wäre naiv.«

»Sobald die ersten Rückrufe eingehen, halte ich Sie auf dem lau-

fenden«, sagte Bart. »Danke«, erwiderte Jack.

Etwas frustriert durchquerte er die Telefonzentrale und steuerte den ID-Raum an, wo er sich mit einer Tasse Kaffee aufheitern wollte. Er war überrascht, dort Lieutenant Detective Lou Soldano anzutreffen, der sich ebenfalls gerade an der Kaffeemaschine bediente.

»Oh«, entfuhr es Lou. »Sie haben mich auf frischer Tat ertappt.«

Jack musterte den Detective der Mordkommission. Er sah erheblich besser aus als in den vergangenen Tagen. Nicht nur war sein Hemd bis oben hin zugeknöpft, auch sein Schlips saß korrekt, und er war ordentlich gekämmt und rasiert. »Sie sehen ja wieder wie ein richtiger Mensch aus«, stellte Jack fest.

»So fühle ich mich auch«, entgegnete Lou. »Letzte Nacht habe ich endlich mal wieder ein paar Stunden Schlaf bekommen. Wo ist eigentlich Laurie?«

»In der Grube, nehme ich an«, erwiderte Jack. »Ich muß ihr noch mal auf die Schulter klopfen«, sagte Lou. »Es ist wirklich unglaublich, wie schnell sie die Wasserleiche mit Franconi assoziiert hat, als wir das Video gesehen haben. Bei uns im Revier gehen alle davon aus, daß das der entscheidende Durchbruch war. Inzwischen sind auch schon eine Menge gute Tips von unseren Informanten eingegangen. Die Geschichte hat auf den Straßen ein ziemliches Gerede ausgelöst, vor allem in Queens.«

»Laurie und ich waren ziemlich baff, daß die Story heute morgen schon in den Zeitungen stand«, bemerkte Jack. »So schnell hätten wir wirklich nicht damit gerechnet. Haben Sie eine Ahnung, wer den Medien den Tip gegeben hat?«

»Ich«, erwiderte Lou vollkommen unschuldig. »Aber ich habe keinerlei Details ausgeplaudert. Ich habe nur mitgeteilt, daß die Leiche identifiziert sei. Warum - gibt es deshalb irgendwelche Probleme?«

»Bingham ist im Sechseck gesprungen«, erwiderte Jack. »Und mich hat er als Schuldigen ausgeguckt und zu sich ins Büro zitiert.«

»Oh, das tut mir leid«, sagte Lou. »Es ist mir überhaupt nicht in den Sinn gekommen, daß Sie deswegen Ärger kriegen könnten. So ein Mist - hätte ich bloß vorher mit Ihnen gesprochen! Na ja, zu spät, dann haben Sie also einen dicken Gefallen bei mir gut.«

»Vergessen Sie's einfach«, winkte Jack ab und schenkte sich Kaffee, Milch und Zucker ein. »Die Sache hat sich schon erledigt.«

»Zumindest hat die Veröffentlichung der Geschichte bei unseren Informanten auf der Straße die gewünschte Wirkung erzielt«, sagte Lou. »Es gibt sogar schon eine wichtige Neuigkeit. Die Leute, die Franconi getötet haben, waren definitiv nicht dieselben, die seinen Leichnam entführt und zerstückelt haben.«

»Das überrascht mich nicht«, bemerkte Jack. »Nein?« fragte Lou. »Ich dachte, das sei hier die übereinstimmende Meinung gewesen. Zumindest laut Laurie.«

»Inzwischen glaubt sie, daß die Leute den Leichnam entführt haben, weil sie vertuschen wollten, daß Franconi eine neue Leber hatte«, erklärte Jack. »Ich glaube hingegen nach wie vor, daß sie in erster Linie die Identität des Opfers verschleiern wollten.«

»Ach, tatsächlich?« entgegnete Lou nachdenklich und nippte an seinem Kaffee. »Das macht in meinen Augen keinen Sinn. Wir können nämlich mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, daß die Leiche auf Anordnung des Lucia-Clans verschleppt wurde. Die Lucias sind die direkten Rivalen der Vaccarros, die nach unserem Wissen für die Ermordung Franconis verantwortlich sind.«

»Das ist ja furchtbar!« rief Jack. »Sind Sie sicher?«

»Ziemlich sicher«, entgegnete Lou. »Der Informant, von dem wir den Hinweis haben, ist normalerweise absolut zuverlässig. Wir kennen allerdings keine Namen. Das ist das Verdrießliche an der Sache.«

»Allein bei dem Gedanken, daß wir es mit dem organisierten Verbrechen zu tun haben, läuft es mir kalt den Rücken herunter«, sagte Jack. »Das bedeutet, daß die Lucia-Leute auf irgendeine Weise mit Organtransplantationen zu tun haben. Wenn einem das keine schlaflosen Nächte bereitet, was dann?«

»Nun beruhigen Sie sich doch!« schrie Raymond in den Hörer. Er war gerade im Begriff gewesen, seine Wohnung zu verlassen, als das Telefon erneut geklingelt hatte. Da es Dr. Levitz war, hatte er das Gespräch entgegengenommen. »Kommen Sie mir nicht mit solchen

Sprüchen!« brüllte Dr. Levitz zurück. »Haben Sie nicht die Zeitungen gesehen? Sie haben Franconis Leiche! Gerade eben hatte ich Besuch von einem gewissen Dr. Jack Stapleton. Er ist Gerichtsmediziner und wollte Franconis Krankenakte mitnehmen.«

»Die haben Sie ihm ja wohl hoffentlich nicht gegeben«, entgegnete Raymond.

»Natürlich nicht«, raunzte Dr. Levitz zurück. »Aber er hat mich ziemlich herablassend daran erinnert, daß er die Unterlagen jederzeit per Gerichtsbescheid einfordern kann. Der Bursche hat kein Blatt vor den Mund genommen und war außerdem verdammt aggressiv. Er hat mir geschworen, der Sache auf den Grund zu gehen. Außerdem ahnt er bereits, daß man Franconi eine Leber transplantiert hat. Er hat mich direkt darauf angesprochen.«

»Geht aus Ihren Unterlagen irgend etwas über die Transplantation hervor?« fragte Raymond. »Oder irgend etwas, das auf unser Projekt schließen läßt?«

»Nein«, erwiderte Dr. Levitz. »Ich habe mich strikt an Ihre Vorschläge gehalten. Aber wenn wirklich jemand meine Aufzeichnungen unter die Lupe nimmt, wird er sich mit Sicherheit wundern. Schließlich habe ich über Jahre hinweg die stetige Verschlechterung von Franconis Gesundheitszustand festgehalten. Und plötzlich, wie aus heiterem Himmel, sind seine Leberwerte wieder vollkommen normal - ohne irgendeine Erklärung! Und ich habe dieses Phänomen in der Akte nicht mit einem einzigen Kommentar gewürdigt! Eins schwöre ich Ihnen - das wird auf jeden Fall ein Nachspiel haben. Und ich weiß nicht, ob ich den bohrenden Fragen gewachsen bin. Mir reicht’s! Ich wünschte, ich hätte mich nie auf diese Geschichte eingelassen.«

»Nun übertreiben Sie mal nicht!« entgegnete Raymond und bemühte sich, trotz seiner eigenen desolaten Verfassung Ruhe auszustrahlen. »Dieser Stapleton wird unser Geheimnis nie lüften. Unsere Angst vor einer Autopsie war doch rein hypothetisch und beruhte einzig und allein auf der völlig unwahrscheinlichen Eventualität, daß womöglich jemand mit einem IQ in der Größenordnung von Einstein auf die Quelle unserer Transplantationsorgane stoßen könnte. Aber

dieser Fall wird nie eintreten. Jedenfalls war es klug von Ihnen, mich über den Besuch von Dr. Stapleton zu informieren. Wie es der Zufall will, bin ich nämlich gerade auf dem Sprung zu Vinnie Dominick. Dem wird schon etwas einfallen, wie wir auch dieser Sache Herr werden können. Immerhin ist er ja der Hauptverantwortliche für diesen neuen Schlamassel.« Raymond beendete das Gespräch so schnell wie möglich. Auch wenn er die ganze Zeit beruhigend auf Dr. Levitz eingeredet hatte, hatte seine eigene Panik nicht im geringsten nachgelassen. Nachdem er Darlene instruiert hatte, was sie dem Chef von GenSys im unwahrscheinlichen Fall eines erneuten Anrufs von Taylor Cabot ausrichten solle, verließ er die Wohnung. An der Ecke Madison und 64th Street winkte er ein Taxi heran und erklärte dem Fahrer den Weg zur Corona Avenue in Elmhurst.

Die Szene in dem neapolitanischen Restaurant war exakt die gleiche wie am Vortag, nur daß inzwischen der abgestandene Muff von ein paar hundert weiteren Zigaretten hinzugekommen war. Vinnie Dominick saß wieder in seiner Nische, seine Kumpanen lümmelten sich wieder auf Barhockern vor der Theke herum. Der fettleibige Mann mit dem Vollbart spülte emsig Gläser, als ob er seine Arbeit nie unterbrochen hätte. Raymond schob den im Eingang hängenden, schweren roten Samtvorhang zur Seite, ging schnurstracks auf Vinnies Nische zu und nahm Platz, ohne auf eine Einladung zu warten. Dann legte er die zerknüllte Zeitung auf den Tisch, die er vorher sorgfältig zu glätten versucht hatte.

Vinnie warf einen Blick auf die Schlagzeile. Er gab sich wie immer betont lässig.

»Wie Sie sehen, haben wir ein Problem«, begann Raymond. »Sie hatten versprochen, die Leiche zu beseitigen. Aber Sie haben die Sache offenbar gehörig vermasselt.« Vinnie nahm seine Zigarette aus dem Aschenbecher, zog daran und blies den Rauch gegen die Decke.

»Lieber Doc«, entgegnete er dann nach einer langen Pause. »Sie erstaunen mich immer wieder. Entweder sind Sie mit den Nerven völlig am Ende, oder Sie sind wahnsinnig. So respektlos dürfen mir nicht einmal meine getreuesten Lieutenants gegenübertreten. Sie haben zwei Möglichkeiten: Entweder Sie formulieren Ihre Worte noch

einmal um, oder Sie stehen sofort auf und verpissen sich, bevor ich wirklich wütend werde.«

Raymond schluckte und rückte seinen Kragen zurecht. Als er sich in Erinnerung rief, wem er da eigentlich gegenübersaß, lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Ihm wurde regelrecht schwummerig. Ein kurzes Nicken von Vinnie Dominick würde schon reichen, und er triebe ohne Verzögerung mausetot im East River.

»Tut mir leid«, stammelte Raymond unterwürfig. »Ich glaube, ich kann im Moment nicht klar denken, so sehr habe ich mich aufgeregt. Erst mußte ich heute morgen diese Schlagzeile lesen, und dann hat mich auch noch der Geschäftsführer von GenSys angerufen und damit gedroht, das ganze Projekt zu stoppen. Als ob das nicht genug wäre, hat sich zu allem Überfluß auch noch Franconis Arzt bei mir gemeldet und mir erzählt, daß bei ihm bereits ein Gerichtsmediziner aufgetaucht ist. Ein gewisser Jack Stapleton ist einfach so in seine Praxis hereingeschneit und wollte die Krankenakte von Franconi sehen.«

»Angelo!« rief Vinnie in den Raum. »Komm mal her!« Angelo schlenderte gemächlich auf die Nische zu. Vinnie fragte ihn, ob er einen Dr. Jack Stapleton kenne, der in der Leichenhalle arbeite. Angelo schüttelte den Kopf. »Gesehen habe ich ihn noch nie«, erklärte er. »Aber Vinnie Amendola hat den Namen erwähnt, als er heute morgen angerufen hat. Er hat gesagt, dieser Jack Stapleton sei total aus dem Häuschen und wolle den Fall Franconi unter allen Umständen klären. Franconi ist nämlich sein Fall.«

»Wie Sie sehen, habe ich auch ein paar Anrufe bekommen«, sagte Vinnie. »Als erstes hatte ich Vinnie Amendola an der Strippe. Er sitzt immer noch auf heißen Kohlen, weil wir den toten Franconi mit seiner Unterstützung aus der Leichenhalle geschafft haben. Später hat mich dann auch noch der Bruder meiner Frau angerufen, der ja der Boß des Beerdigungsinstituts ist, das die Leiche abtransportiert hat. Er hat sich beklagt, daß eine Dr. Laune Montgomery bei ihnen aufgekreuzt ist und einen Toten habe sehen wollen, den es gar nicht gibt.«

»Tut mir wirklich leid, daß das alles so schlecht gelaufen ist«, be-

merkte Raymond.

»Sowohl für Sie als auch für mich«, fügte Vinnie hinzu. »Um Ihnen die Wahrheit zu sagen - es ist mir völlig unerklärlich, wie die Leiche wieder im Gerichtsmedizinischen Institut landen konnte. Nachdem wir feststellen mußten, daß der Boden draußen in Westchester viel zu hart gefroren war, um Franconi zu verbuddeln, haben wir keine Mühe gescheut; wir sind ziemlich weit rausgefahren und haben ihn weit draußen vor Coney Island ins Meer geworfen.«

»Aber irgend etwas muß offenbar schiefgegangen sein«, wandte Raymond ein. »Bei allem Respekt möchte ich Sie dennoch fragen - was kann man jetzt noch tun?«

»Die Leiche ist wieder da, daran läßt sich nichts mehr ändern. Wie Angelo von Vinnie Amendola weiß, hat die Obduktion bereits stattgefunden - und damit basta.« Raymond seufzte tief und faßte sich an den Kopf. Sein Brummen im Schädel war wieder schlimmer geworden.

»Da ist noch etwas, Doc«, fuhr Vinnie fort, »das Sie vielleicht ein wenig beruhigen könnte. Ich wußte ja, daß eine Autopsie unter Umständen das gesamte Projekt gefährden würde. Deshalb hatten Angelo und Carlo den Auftrag, Franconis Leber komplett zu zerstören.«

Raymond hob den Kopf. Sollte es doch noch ein Fünkchen Hoffnung geben? »Wie haben sie das gemacht?« fragte er. »Mit einem Schrotgewehr«, erwiderte Vinnie. »Sie haben ihm die gesamte Leber weggepustet. Nicht nur die Leber - sie haben ihm fast den ganzen Bauch durchsiebt.« Bei diesen Worten umkreiste er mit der Hand den oberen rechten Bereich seines Leibes. »Stimmt's, Angelo?« Angelo nickte. »Wir haben das ganze Magazin einer Remington-Pumpgun leergeschossen. Der Typ hat danach ausgesehen wie ein zermatschter Hamburger.«

»Sehen Sie«, wandte sich Vinnie an Raymond. »Sie brauchen sich also gar keine Sorgen zu machen.«

»Wenn Ihre Leute Franconis Leber wirklich komplett zerstört haben - wieso ist dieser Jack Stapleton dann darauf gekommen, daß man Franconi eine Leber transplantiert hat«, gab Raymond zu bedenken.

»Ach, hat er tatsächlich Verdacht geschöpft?« fragte Vinnie. »Er hat Dr. Levitz doch direkt darauf angesprochen«, erinnerte Raymond ihn.

Vinnie zuckte mit den Achseln. »Dann muß er wohl irgendein anderes Anzeichen entdeckt haben. Jedenfalls können wir jetzt offenbar feststellen, daß sich unser Problem auf zwei Personen konzentriert: auf diesen Dr. Jack Stapelton und seine Kollegin Dr. Laurie Montgomery.« Raymond runzelte erwartungsvoll die Stirn.

»Ich sagte es Ihnen ja bereits, Doc«, fuhr Vinnie fort. »Wenn es nicht um Vinnie junior und seine kaputten Nieren ginge, hätte ich mich aus diesem ganzen Mist rausgehalten. Daß ich nun auch noch meinen Schwager in die Geschichte mit reingezogen habe, erschwert meine Situation zusätzlich. Natürlich kann ich ihn jetzt nicht hängenlassen - Sie verstehen sicher, was ich meine? Hier also mein Vorschlag: Ich bitte Angelo und Franco, diesen beiden Ärzten einen Besuch abzustatten und die Sache ein für allemal zu regeln. Was hältst du davon, Angelo?« Raymond sah Angelo hoffnungsvoll an und entdeckte auf dem Gesicht des Mafiosos zum ersten Mal ein Grinsen. Es war kein breites Grinsen, denn Angelos vernarbtes Gewebe ließ kaum irgendwelche Gesichtsregungen zu, doch der Ansatz eines Lächelns war immerhin zu erkennen.

»Ich warte schon seit fünf Jahren auf den Tag, an dem ich Laurie Montgomery einen Besuch abstatten kann«, sagte Angelo. »Das hatte ich mir schon gedacht«, entgegnete Vinnie. »Kannst du dir die Adressen von Vinnie Amendola besorgen?«

»Die Adresse von Dr. Stapleton gibt er uns sicher gern«, erwiderte Angelo. »Schließlich ist ihm genau wie uns daran gelegen, daß endlich klar Schiff gemacht wird. Und die Adresse von Laurie Montgomery habe ich schon in der Tasche.« Vinnie drückte seine Zigarette aus und runzelte nun ebenfalls die Stirn. »Also, Doc, was halten Sie von der Idee, Angelo und Franco zu den beiden lästigen Gerichtsmedizinern zu schicken, damit sie den beiden beibiegen, die Dinge ein bißchen in unserem Sinne zu sehen? Sie müssen ihnen nur zu verstehen geben, daß sie uns äußerst lästig sind. Sie verstehen sicher, was ich meine?« Dann grinste er ironisch und zwinkerte Raymond zu.

Raymond lachte kurz auf.

»Eine bessere Lösung fällt mir auch nicht ein«, sagte er erleichtert und versuchte, sich seinen Weg aus der geschwungenen Samt-Sitzecke zu bahnen. Schon stehend, fügte er noch hinzu: »Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, Mr. Dominick, und ich möchte mich nochmals für meine unüberlegten Worte zu Beginn unserer Unterhaltung entschuldigen.«

»Einen Augenblick noch, Doc«, sagte Vinnie. »Wir müssen noch über die Vergütung reden.«

»Ich war eigentlich davon ausgegangen, daß diese kleine Gefälligkeit noch unter der Rubrik unserer vorherigen Vereinbarung läuft und somit bereits abgegolten ist«, entgegnete Raymond. Er bemühte sich, so geschäftsmäßig wie möglich zu klingen, ohne Vinnie zu beleidigen. »Schließlich sollte Franconis Leiche ja nicht wiederauftauchen.«

»Ich sehe das anders«, sagte Vinnie. »Dies ist ein Extra-Service. Und da Sie sich meine Jahresbeiträge bereits haben abhandeln lassen, müssen wir, fürchte ich, über die teilweise Rückerstattung meiner Aufnahmegebühr sprechen. Was halten Sie von zwanzigtausend? Ist doch eine schöne, runde Zahl, nicht wahr?«

Raymond war schockiert, doch er schaffte es gerade noch, sich eine Antwort zu verkneifen. Er erinnerte sich nur zu gut daran, was beim letzten Mal passiert war, als er versucht hatte, mit Vinnie zu feilschen: der Preis hatte sich verdoppelt. »Es könnte ein bißchen dauern, bis ich das Geld zusammenhabe«, brachte Raymond hervor.

»Ist schon in Ordnung«, entgegnete Vinnie. »Eine Vereinbarung ist für mich eine Vereinbarung. Dann können Angelo und Franco also in Aktion treten.«

»Wunderbar«, stammelte Raymond, bevor er das Restaurant verließ.

»Sollen wir den beiden Gerichtsmedizinern im Ernst einen Besuch abstatten?« wollte Angelo von Vinnie wissen.

»Ich fürchte, es muß sein«, erwiderte Vinnie. »Wahrscheinlich war es keine besonders clevere Idee, meinen Schwager mit in die Sache hineinzuziehen. Aber wir hatten keine andere Wahl. Wie dem auch

sei - ich muß die Sache wieder ins Lot bringen, sonst reißt meine Frau mir die Eier ab. Das einzig Gute ist, daß der Doc für eine Arbeit blecht, die wir sowieso hätten erledigen müssen.«

»Wann sollen wir uns um die beiden kümmern?« fragte Angelo.

»Je früher, desto besser«, stellte Vinnie klar. »Bringt es am besten noch heute abend hinter euch.«

Kapitel 15
6. März 1997, 19.30 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Um wieviel Uhr hatten Sie Ihre Gäste denn erwartet?« wollte Esmeralda von Kevin wissen. Sie hatte sowohl ihren Körper als auch ihren Kopf in hübsche orange und grüne Tücher gehüllt.

»Um sieben«, erwiderte Kevin, froh über jede Ablenkung. Er hatte an seinem Schreibtisch gesessen und versucht, in einer seiner molekularbiologischen Fachzeitschriften zu lesen, doch in Wirklichkeit ging er im Geiste ständig die grauenhaften Ereignisse des Nachmittags durch.

Vor seinem inneren Auge sah er noch immer die Soldaten mit ihren roten Baretten und ihren Tarnuniformen auf ihn zukommen, die, wie es schien, aus dem Nichts aufgetaucht waren. In seinen Ohren hallten noch der auf der feuchten Erde trappelnde Marschschritt und das Klirren der Kampfausrüstung wider. Das schlimmste aber war, daß ihm nach wie vor die entsetzliche Panik in den Knochen saß, die ihm während seiner Flucht durch Mark und Bein gegangen war, als er jeden Moment damit gerechnet hatte, von einer Maschinengewehrsalve durchsiebt zu werden.

Verglichen mit seinem anfänglichen Schock waren seine Flucht über die Lichtung zum Auto und die wilde Rückfahrt nur halb so interessant gewesen. Daß die Fenster zerschossen worden waren, kam ihm beinahe unwirklich und längst nicht so dramatisch vor wie die Schrecksekunde, als er die Soldaten gesehen hatte. Wieder einmal hatte Melanie völlig anders auf den Zwischenfall reagiert als er, was ihn darüber nachdenken ließ, ob ihre Kindheit in Manhattan sie wohl irgendwie abgehärtet und auf derartige Situationen vorbereitet hatte. Anstatt sich einschüchtern zu lassen, war sie wütend geworden. Vor allen Dingen hatte sie getobt, weil die Soldaten mutwillig ihr Eigentum zerstört hatten; dabei gehörte das Auto in Wahrheit GenSys.

»Das Essen ist fertig«, sagte Esmeralda. »Ich halte es warm, bis Ih-

re Gäste eintreffen.«

Kevin bedankte sich bei seiner aufmerksamen Haushälterin, die daraufhin in die Küche zurückging. Dann warf er seine Zeitschrift zur Seite, stand auf und ging hinaus auf die Veranda. Es war inzwischen dunkel geworden, und er machte sich allmählich Sorgen, wo Melanie und Candace nur blieben. Vor Kevins Haus befand sich ein kleiner Rasenplatz, der von altmodischen Straßenlaternen beleuchtet wurde. Dem Platz direkt gegenüber war das Haus von Siegfried Spallek. Es sah so ähnlich aus wie das von Kevin: Im Erdgeschoß war es von Arkaden geziert, die erste Etage war von einer Veranda umgeben, und die Schlafzimmer befanden sich in dem relativ steilen Dachgeschoß. Im Moment brannte nur in der Küche Licht. Offenbar war der Manager noch nicht zu Hause. Als von links lachende Stimmen an sein Ohr drangen, drehte Kevin sich um und sah in Richtung Meer. Am Abend war ein kräftiger tropischer Wolkenbruch niedergegangen, es hatte eine Stunde lang in Strömen gegossen und erst vor fünfzehn Minuten aufgehört zu regnen. Von dem von der Sonne noch immer aufgeheizten Kopfsteinpflaster stiegen dampfende Wolken auf, und aus einem dieser Nebelschleier traten plötzlich die beiden Frauen hervor. Sie gingen Arm in Arm und lachten fröhlich.

»Hallo, Kevin!« rief Melanie, als sie ihn auf dem Balkon entdeckte. »Warum hast du uns keine Kutsche geschickt?« Die Frauen kamen näher und blieben direkt unter ihm stehen. Es war ihm peinlich, daß die beiden so laut herumjohlten. »Wie bitte?« fragte Kevin entgeistert.

»Du hättest doch mal daran denken können, daß wir nicht gern bis auf die Haut durchnäßt zum Dinner erscheinen«, scherzte Melanie, woraufhin Candace zu kichern begann. »Kommt am besten erst mal rauf«, forderte Kevin seine Gäste auf und ließ seinen Blick über den kleinen Platz schweifen. Er hoffte, daß seine Nachbarn nichts mitbekommen hatten. Mit lautem Spektakel stiegen die Frauen die Treppen hinauf. Kevin empfing sie auf dem Treppenabsatz, wo Melanie sich nicht davon abhalten ließ, ihm zur Begrüßung auf jede Wange einen Kuß zu drücken. Candace tat es ihr gleich. »Tut mir leid, daß wir zu spät sind«, entschuldigte sich Melanie.

»Aber bei dem Regen blieb uns nichts anderes übrig, als in der Chickee Bar Zuflucht zu suchen.«

»Und dann haben ein paar nette Männer aus der Autowerkstatt darauf bestanden, uns Piña Coladas zu spendieren«, fügte Candace fröhlich hinzu.

»Ist ja nicht weiter schlimm«, beschwichtigte Kevin. »Aber das Essen ist schon seit einer Weile fertig.«

»Phantastisch!« rief Candace. »Ich sterbe fast vor Hunger.«

»Ich auch«, sagte Melanie, während sie sich bückte, um ihre Schuhe auszuziehen. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, wenn ich barfuß gehe. Auf dem Weg hierher habe ich klatschnasse Füße bekommen.«

»Ich auch«, sagte Candace und zog sich ebenfalls die Schuhe aus.

Kevin zeigte in Richtung Eßzimmer und bat die Frauen, ihm zu folgen. Esmeralda hatte den Tisch nur an einem Ende gedeckt, denn er bot Platz für zwölf Personen. Ein kleines Tischtuch bedeckte genau die Fläche, auf der die Gedecke standen. Die Kerzen in den gläsernen Haltern sorgten für eine feierliche Beleuchtung.

»Wie romantisch«, bemerkte Candace.

»Ich hoffe, es gibt Wein«, sagte Melanie und ließ sich auf dem erstbesten Stuhl nieder.

Candace ging um den Tisch und nahm gegenüber von Melanie Platz, so daß das Tischende für Kevin reserviert blieb. »Weiß oder rot?« fragte Kevin.

»Die Farbe ist mir ganz egal«, erwiderte Melanie und lachte. »Was gibt es denn zu essen?« fragte Candace.

»Einen einheimischen Fisch«, erwiderte Kevin. »Einen Fisch! Wie passend!« rief Melanie, woraufhin die beiden Frauen so heftig lachen mußten, daß ihnen die Tränen kamen.

»Was ist denn daran so lustig?« fragte Kevin. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß er in Anwesenheit dieser beiden Frauen nichts mehr unter Kontrolle hatte und nur die Hälfte der Unterhaltung verstand.

»Das erklären wir dir später«, brachte Melanie mühselig hervor. »Hol lieber den Wein. Der ist jetzt viel wichtiger.«

»Ich bin für Weißwein«, sagte Candace. Kevin ging in die Küche und nahm eine Flasche aus dem Kühlschrank, die er zuvor hineinge-

legt hatte. Dabei vermied er es, Esmeralda anzusehen; er machte sich Sorgen, was sie wohl davon halten mochte, diese angeheiterten Frauen zu bewirten. Er selber wußte auch nicht, wie er die Situation einschätzen sollte. Während er die Weinflasche öffnete, hörte er die beiden Frauen sich lebhaft miteinander unterhalten und immer wieder aufs neue laut loslachen. Das gute an den beiden war, daß nie peinliche Pausen entstanden, wenn er mit ihnen zusammen war.

»Was für einen Wein kredenzt du uns denn?« fragte Melanie, als Kevin zurückkehrte. Kevin zeigte ihr die Flasche. »Ach, du liebe Güte«, staunte sie. »Montrachtet! Wir werden ja ganz schön verwöhnt heute abend.«

Kevin hatte keine Ahnung, was er aus seiner Weinsammlung hervorgezaubert hatte, doch er freute sich, daß Melanie offensichtlich von seiner Wahl beeindruckt war. Während Esmeralda den ersten Gang servierte, schenkte er die Gläser voll. Das Abendessen erwies sich als ein uneingeschränkter Erfolg. Sogar Kevin begann sich allmählich zu entspannen. Er mußte sich anstrengen, mit dem Weinkonsum der Frauen mitzuhalten. Sie waren noch bei der Vorspeise, als er bereits zurück in die Küche gehen und eine weitere Flasche öffnen mußte. »Du wirst nie erraten, wer noch in der Chickee Bar war«, sagte Melanie, als Esmeralda die Vorspeisenteller abräumte. »Unser furchtloser Boß Siegfried Spallek.«

Kevin verschluckte sich an seinem Wein und mußte sich das Gesicht mit seiner Serviette abtupfen. »Ihr habt ja hoffentlich nicht mit ihm geredet, oder?«

»Das ließ sich kaum vermeiden«, erwiderte Melanie. »Er hat uns auf seine liebenswürdigste Art gefragt, ob er sich zu uns gesellen darf. Er hat sogar eine Runde ausgegeben. Und nicht etwa nur für uns - die Männer von der Werkstatt hat er auch eingeladen.«

»Eigentlich war er recht charmant«, bemerkte Candace. Kevin spürte, wie ihm ein kalter Schauer den Rücken hinunterlief. Die zweite Tortur, die er an diesem Nachmittag hatte über sich ergehen lassen müssen und die ihn nervlich beinahe genauso fertiggemacht hatte wie die erste, war ein Besuch bei Siegfried Spallek gewesen. Kaum waren sie den äquatorialguinesischen Soldaten entkommen, da hatte

Melanie darauf bestanden, im Büro des Zonenmanagers aufzumarschieren. Sie hatte sich durch nichts davon abbringen lassen. »Eine derartige Behandlung lasse ich mir nicht gefallen«, hatte Melanie gewütet, während sie die Treppen zu Spalleks Büro hinaufgestiegen waren. Sie hatte Aurielo keines Blickes gewürdigt und war schnurstracks in das Chefzimmer gestürmt, wo sie Siegfried dazu aufgefordert hatte, persönlich dafür Sorge zu tragen, daß ihr Auto unverzüglich repariert werde. Candace hatte Melanie in Spalleks Zimmer begleitet; Kevin hatte die Szene aus Aurielos Vorzimmer beobachtet.

»Ich habe gestern nacht meine Sonnenbrille da draußen verloren«, hatte Melanie gesagt. »Und dann fahren wir drei noch einmal raus, um sie zu suchen - und was passiert? Man nimmt uns unter Beschuß!«

Kevin hatte erwartet, daß Siegfried explodieren würde. Doch er hatte sich getäuscht. Anstatt in die Luft zu gehen, hatte Siegfried sich sofort entschuldigt und den beiden erklärt, daß die Soldaten nur da draußen seien, um unbefugte Personen von der Insel fernzuhalten und daß sie auf keinen Fall hätten schießen dürfen. Dann hatte er Melanie nicht nur versprochen, ihr Auto reparieren zu lassen, er hatte ihr sogar angeboten, ihr für die Übergangszeit einen Leihwagen zur Verfügung zu stellen. Zu guter Letzt hatte er sich großzügig erboten, seine Soldaten die Gegend nach der verlorenen Sonnenbrille absuchen zu lassen.

Esmeralda erschien mit dem Nachtisch. Melanie und Candace freuten sich, denn Esmeralda hatte ihn mit Kakao aus der Region um Cogo zubereitet.

»Hat Siegfried noch irgend etwas zu den heutigen Ereignissen gesagt?« fragte Kevin.

»Er hat sich erneut entschuldigt«, erwiderte Candace. »Er hat gesagt, er habe mit den marokkanischen Söldnern gesprochen, und hat uns versichert, daß es keine weiteren Schießereien geben werde. Wenn sich demnächst jemand in der Nähe der Brücke blicken lasse, werde er lediglich darauf hingewiesen, daß er die Region um die Insel nicht betreten dürfe.«

»Wer’s glaubt, wird selig«, bemerkte Kevin. »So schießwütig wie

diese Kinder sind, die hier Soldaten genannt werden, kann man wohl kaum davon ausgehen.« Melanie lachte. »Apropos Soldaten - da fällt mir noch etwas ein. Wie Siegfried uns erzählt hat, haben sie stundenlang nach meiner nicht existierenden Sonnenbrille gesucht. Geschieht ihnen recht!«

»Außerdem hat er uns gefragt, ob wir mit den Arbeitern sprechen wollen, die auf der Insel altes Gestrüpp verbrannt haben«, fügte Candace hinzu. »Ist das nicht unglaublich?«

»Und was habt ihr darauf geantwortet?« wollte Kevin wissen. »Wir haben ihm gesagt, das sei nicht nötig«, erwiderte Candace. »Wir wollen ja nicht, daß er denkt, wir würden uns immer noch Sorgen wegen des Rauchs machen. Schließlich soll er auf keinen Fall Lunte riechen, daß wir der Insel nach wie vor unter allen Umständen einen Besuch abstatten wollen.«

»Aber das wollen wir doch gar nicht«, entgegnete Kevin und musterte die Frauen, die sich verschwörerische Blicke zuwarfen. Zweimal um ein Haar erschossen worden zu sein, hatte ihn mehr als genug überzeugt, von einem Inselbesuch ein für alle Male abzusehen.

»Du hast uns doch eben gefragt, warum wir so gelacht haben, als du gesagt hast, es gebe Fisch«, sagte Melanie. »Erinnerst du dich?«

»Ja«, erwiderte Kevin besorgt. Er ahnte, daß Melanie ihm etwas erzählen würde, das er lieber nicht hören wollte. »Wir mußten lachen, weil wir fast den ganzen Nachmittag mit Fischern geredet haben«, erklärte Melanie. »Sie kommen ein paarmal die Woche nach Cogo. Wahrscheinlich war sogar der dabei, der den Fisch gefangen hat, den wir gerade gegessen haben. Die Fischer stammen aus einem Dorf namens Acalayong. Es liegt ungefähr zehn bis zwölf Meilen östlich von hier.«

»Ich kenne das Dorf«, entgegnete Kevin. Es war der Ausgangspunkt, um von Äquatorialguinea nach Cocobeach in Gabun zu gelangen. Auf der Strecke verkehrten Motorkanus, die in Cogo *pirogues* genannt wurden.

»Wir haben uns für zwei bis drei Tage ein Boot von ihnen geliehen«, fuhr Melanie stolz fort. »Damit können wir auf dem Wasserweg nach Isla Francesca gelangen und müssen uns nicht mehr in die

Nähe der Brücke begeben.«

»Ohne mich!« stellte Kevin mit Nachdruck klar. »Mir reicht's. Wir können froh sein, daß wir überhaupt noch leben! Wenn ihr fahren wollt - nur zu! Ich weiß ja inzwischen, daß ihr euch durch nichts von euren irrsinnigen Vorhaben abbringen laßt.«

»Ist ja toll«, entgegnete Melanie spöttisch. »Du willst also einfach aufgeben. Würdest du mir denn vielleicht mal verraten, wie wir jemals herausfinden sollen, ob wir beide eine Horde frühmenschlicher Kreaturen geschaffen haben? Immerhin hast du davon angefangen und uns alle damit verrückt gemacht.« Melanie und Candace starrten Kevin an. Für ein paar Minuten sagte niemand ein Wort. Nur die nächtlichen Dschungelgeräusche, die sie bisher gar nicht wahrgenommen hatten, waren zu hören.

Kevin fühlte sich zunehmend unwohler und brach schließlich das Schweigen. »Ich weiß noch nicht, was ich unternehmen werde«, sagte er. »Aber irgend etwas wird mir schon einfallen.«

»Gar nichts wird dir einfallen«, entgegnete Melanie. »Du hast selbst gesagt, daß es nur eine Möglichkeit gibt, herauszufinden, wie es um die Tiere bestellt ist, und die lautet: Wir müssen auf die Insel! Kannst du dich denn nicht mal mehr an deine eigenen Worte erinnern?«

»Doch«, stammelte Kevin. »Natürlich erinnere ich mich. Es ist nur…«

»Ist schon gut«, schnitt Melanie ihm das Wort ab. »Wenn du zu feige bist, herauszufinden, was du mit deiner genetischen Herumbastelei angestellt hast, dann laß es bleiben. Wir hatten uns zwar darauf verlassen, daß du mitkommen und uns mit dem Motorboot helfen würdest, aber das schaffen Candace und ich auch alleine. Nicht wahr, Candace?«

»Klar«, erwiderte Candace.

»Wir haben unseren Trip gründlich geplant«, fuhr Melanie fort. »Wir haben nämlich nicht nur ein großes Motorboot gemietet, sondern zusätzlich auch noch ein kleines Paddelboot. Das Paddelboot wollen wir ins Schlepptau nehmen. Sobald wir die Insel erreichen, steigen wir in das kleine Boot um und paddeln den Rio Diviso hin-

auf. Vielleicht müssen wir nicht einmal an Land gehen. Schließlich wollen wir die Tiere ja nur für eine Weile beobachten.«

Kevin nickte und ließ seinen Blick zwischen den beiden Frauen hin und her schweifen, die ihn erbarmungslos ins Visier nahmen. Als er es nicht mehr aushielt, sprang er auf und lief zur Tür.

»Wohin willst du?« wollte Melanie wissen. »Ich hole noch eine Flasche Wein«, erwiderte Kevin.

Innerlich aufgewühlt und ziemlich wütend stapfte er in den Keller und holte eine dritte Flasche, diesmal einen weißen Burgunder. Er öffnete die Flasche und kehrte zurück ins Eßzimmer. Dann deutete er auf den Wein und sah Melanie fragend an. Als sie nickte, schenkte er ihr ein weiteres Mal das Glas voll. Als nächstes füllte er Candace nach, zum Schluß gönnte er sich selbst ebenfalls noch ein Gläschen.

Er setzte sich wieder, nahm einen kräftigen Schluck, hustete und fragte die beiden dann, für wann sie ihre große Expedition geplant hatten.

»Morgen in aller Frühe soll's losgehen«, erklärte Melanie. »Wahrscheinlich brauchen wir bis zur Insel gut eine Stunde. Bevor die Sonne so richtig knallt, wollen wir eigentlich zurück sein.«

»Ein bißchen Verpflegung haben wir schon im Schnellrestaurant besorgt«, fügte Candace hinzu. »Ich habe uns sogar eine Kühltasche aus dem Krankenhaus organisiert.«

»Um den Brückenbereich und die Anlegestelle machen wir einen großen Bogen«, fuhr Melanie fort. »Das ist also kein Problem.«

»Ich glaube, es wird ein richtig netter Ausflug«, sagte Candace. »Ich würde wahnsinnig gerne ein Nilpferd sehen.« Kevin nahm noch mal einen kräftigen Schluck von seinem Wein.

»Du wirst uns ja hoffentlich diese elektronischen Geräte zur Ortung der Tiere überlassen«, bemerkte Melanie. »Und die Höhenlinienkarte können wir auch gut gebrauchen. Wir gehen auch bestimmt sorgsam mit den Sachen um.« Kevin seufzte und sackte immer tiefer in seinem Stuhl zusammen.

»Okay, ihr habt mich überredet. Um wieviel Uhr soll's losgehen?«

»Oh, klasse!« rief Candace und klatschte vor Freude in die Hände. »Ich wußte, daß du mitkommen würdest.«

»Die Sonne geht um kurz nach sechs auf«, sagte Melanie. »Dann sollten wir schon unterwegs sein. Mein Plan sieht so aus, daß wir zuerst nach Westen fahren. Erst wenn wir weit draußen in der Flußmündung sind, kehren wir um und fahren nach Osten. Auf diese Weise erregen wir bei niemandem Verdacht. Jeder, der uns mit dem Boot wegfahren sieht, wird denken, daß wir nach Acalayong wollen.«

»Aber was ist mit deiner Arbeit?« fragte Kevin. »Vermißt dich denn niemand im Labor?«

»Nein«, versicherte Melanie. »Ich habe meinen Mitarbeitern gesagt, daß ich in der Tiersektion zu tun habe und für niemanden zu sprechen bin. Und den Leuten in der Tiersektion habe ich erzählt…«

»Ich verstehe schon«, unterbrach sie Kevin. »Und wie sieht es bei dir aus, Candace?«

»Kein Problem«, erwiderte sie. »Mr. Winchester geht es schon wieder so gut, daß ich im Grunde genommen arbeitslos bin. Die Chirurgen spielen den ganzen Tag nur Golf oder Tennis. Was die können, kann ich auch.«

»Dann muß ich wohl meinen leitenden Assistenten anrufen und ihm erzählen, daß ich morgen nicht zur Arbeit komme, weil ich vorübergehend unzurechnungsfähig bin«, sagte Kevin. »Oje«, entfuhr es Candace plötzlich. »Mir fällt da gerade noch etwas ein.«

Kevin saß mit einem Ruck kerzengerade. »Was denn?« fragte er besorgt.

»Ich habe keine Sonnencreme dabei«, erklärte sie. »Bei meinen letzten Aufenthalten in Cogo hat sich die Sonne nämlich nie blicken lassen.«

Kapitel 16
6. März 1997, 14.30 Uhr
New York City

Da im Falle Franconi noch kein einziges Testergebnis vorlag, hatte Jack sich gezwungen, in sein Büro zurückzugehen und zu versuchen, sich auf seine anderen unerledigten Fälle zu konzentrieren. Zu seiner eigenen Überraschung war er ziemlich gut vorangekommen, bis um halb drei das Telefon klingelte.

»Spreche ich mit Dr. Stapleton?« fragte eine weibliche Stimme mit italienischem Akzent.

»Ja, der ist am Apparat«, erwiderte Jack. »Sind Sie Mrs. Franconi?«

»Ja, ich bin Imogene Franconi. Sie hatten um Rückruf gebeten.«

»Nett, daß Sie sich melden, Mrs. Franconi«, sagte Jack. »Zunächst möchte ich Ihnen mein herzliches Beileid aussprechen.«

»Danke«, erwiderte Imogene. »Carlo war ein guter Junge. All diese Geschichten, die jetzt in den Zeitungen über ihn verbreitet werden, sind erstunken und erlogen. Er hat hier in Queens für die Fresh Fruit Company gearbeitet. Mit dem organisierten Verbrechen hatte er absolut nichts zu tun, das haben sich die Journalisten alles nur aus den Fingern gesogen.«

»Furchtbar, was sie alles tun, um ihre Auflagen zu steigern«, bemerkte Jack.

»Der Mann, der heute morgen bei mir war, hat mir erzählt, daß die Leiche meines Sohnes wieder bei Ihnen aufgetaucht ist«, fuhr Imogene fort.

»Wir vermuten es zumindest«, entgegnete Jack. »Um absolute Gewißheit zu haben, müssen wir erst noch das Resultat Ihrer Blutuntersuchung abwarten. Vielen Dank, daß Sie uns geholfen haben.«

»Ich habe Ihren Kollegen gefragt, warum ich nicht einfach bei Ihnen im Institut vorbeikommen soll, um die Leiche zu identifizieren«, sagte Imogene. »So wie beim ersten Mal. Der Mann konnte mir nicht sagen, warum es nicht erwünscht ist, daß ich noch einmal komme.«

Jack überlegte krampfhaft, wie er der Frau taktvoll beibringen konnte, warum es bei der Identifizierung erhebliche Probleme gab, doch ihm wollte einfach nichts Rechtes einfallen. »Es fehlen ein paar Körperteile«, erklärte er schließlich vage und hoffte, daß sich Mrs. Franconi damit zufriedengeben würde. »Ach ja?« entgegnete sie.

»Ich erkläre Ihnen am besten mal, warum ich mit Ihnen sprechen wollte«, sagte Jack schnell. Er hatte Angst, daß Mrs. Franconi nicht mehr auf seine Fragen eingehen würde, wenn er sie zu sehr schockierte. »Sie haben dem Ermittler gesagt, daß Ihr Sohn eine Reise gemacht hat und daß es ihm danach gesundheitlich erheblich besser gegangen ist. Erinnern Sie sich?«

»Natürlich«, erwiderte Imogene.

»Wie mein Kollege mir erzählt hat, wissen Sie nicht, wohin Ihr Sohn gefahren ist«, fuhr Jack fort. »Könnten Sie das vielleicht irgendwie herausfinden?«

»Ich fürchte nicht«, erwiderte Imogene. »Er hat mir nur gesagt, daß seine Reise nichts mit seiner Arbeit zu tun habe und daß niemand etwas davon wissen dürfe.«

»Wissen Sie denn wenigstens noch, wann er die Reise unternommen hat?« fragte Jack.

»Nicht genau«, erwiderte Imogene. »Etwa vor fünf oder sechs Wochen.«

»Ist er in den USA geblieben?« wollte Jack wissen. »Keine Ahnung«, entgegnete Imogene. »Er hat wirklich nur gesagt, daß niemand etwas von der Reise wissen solle.«

»Falls Sie doch noch herausbekommen, wohin Ihr Sohn gefahren ist - würden Sie mich dann bitte anrufen?« fragte Jack. »Ja,« erwiderte Imogene, »warum nicht?«

»Das wäre wirklich nett«, bedankte sich Jack. »Warten Sie«, sagte Imogene plötzlich. »Mir fällt gerade ein, daß er sich diesmal ziemlich seltsam von mir verabschiedet hat. Er hat mir gesagt, daß er mich sehr lieb habe und daß ich daran denken solle, falls er nicht zurückkommen würde.«

»Haben Sie sich darüber gewundert?« fragte Jack. »Ja, irgendwie schon«, erwiderte Imogene. »Ich habe damals gedacht, daß es eigent-

lich ganz schön anständig ist, seiner Mutter so etwas zu sagen.«

Jack bedankte sich bei Mrs. Franconi und legte auf. Er hatte das Gespräch kaum beendet, als das Telefon erneut klingelte. Diesmal war Ted Lynch am Apparat.

»Ich glaube, Sie kommen am besten mal bei mir vorbei«, sagte Ted.

»Ich bin schon unterwegs«, entgegnete Jack. Ted saß an seinem Schreibtisch und kratzte sich den Kopf, als Jack das Büro betrat.

»Wenn ich nicht wüßte, daß es nicht so ist, könnte man meinen, Sie wollten mich mal so richtig drannehmen«, sagte Ted aufgebracht. »Setzen Sie sich!«

Jack nahm Platz. Ted saß vor einem Stapel Computerpapier und einem weiteren Stapel mit entwickelten Röntgenfilmen, auf denen Hunderte von schmalen, dunklen Streifen zu erkennen waren. Als Jack sich gesetzt hatte, stand Ted auf und packte seinem Kollegen den gesamten Stapel auf den Schoß. »Was zum Teufel ist das?« fragte Jack und nahm ein paar Zelluloidbögen in die Hand, um sie gegen das Licht zu halten. Ted beugte sich herunter und deutete mit dem Radiergummiende eines altmodischen Bleistifts auf die Aufnahmen. »Das sind die Ergebnisse des DNA-Polymarker-Tests«, erklärte er und zog dann einen Computerausdruck aus dem Stapel. »Und dieses Datengewimmel hier dient einem Vergleich der jeweiligen Nukleotiden-Sequenzen der DQ-alpha-Regionen des MHC, also des Haupthistokompatibilitätskomplexes.«

»Tun Sie mir das nicht an, Ted!« stöhnte Jack. »Könnten Sie bitte so mit mir reden, daß ich Ihnen folgen kann? Sie wissen doch, daß ich absolut nichts von diesen Dingen verstehe.«

»Okay«, entgegnete Ted ein wenig verärgert. »Der Polymarker-Test hat ergeben, daß Franconis DNA und das DNA aus dem Lebergewebe, das Sie der Leiche entnommen haben, kaum unterschiedlicher sein könnten.«

»Das ist doch super«, sagte Jack. »Dann haben wir es also tatsächlich mit einem Transplantat zu tun.«

»Sieht ganz danach aus«, bemerkte Ted, doch er klang wenig überzeugt. »Aber die DQ-alpha-Sequenz ist identisch, und zwar bis hin zu dem allerletzten Nukleotid.«

»Und?« fragte Jack. »Was hat das zu bedeuten?«

Ted hob die Hände, als ob er um Gnade flehen wollte, und runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht. Ich kann es mir absolut nicht erklären. Nach den Gesetzen der Mathematik ist das Ergebnis eigentlich undenkbar. Die Wahrscheinlichkeit, bei einem Transplantat auf identisches DQ-alpha zu stoßen, ist im Grunde gleich Null. Schließlich reden wir hier von einer Übereinstimmung von Tausenden und Abertausenden von Basenpaaren - und das sogar in Bereichen, in denen über lange Strecken Wiederholungen auftreten. Die Nukleotiden-Sequenzen sind absolut identisch, deshalb hat das DQ-alpha-Screening auch eine Identität der beiden Gewebeproben ergeben.«

»Aber der Tenor Ihrer ganzen Untersuchungen ist doch, daß wir es mit einem Transplantat zu tun haben«, entgegnete Jack. »Oder sehe ich das falsch?«

»Wenn Sie mich zu einer Antwort nötigen, würde ich Ihnen zustimmen«, erwiderte Ted. »Aber es ist mir ein absolutes Rätsel, wieso das DQ-alpha identisch ist. So viel Zufall grenzt wirklich an ein Wunder.«

»Und was hat die Untersuchung der mitochondrialen DNA ergeben?« fragte Jack. »Das Ergebnis müßte uns doch eine eindeutige Bestätigung dafür liefern, ob wir es bei der Wasserleiche auch tatsächlich mit Franconi zu tun haben.«

»Da reicht man dem Mann einen kleinen Finger, und schon will er die ganze Hand«, beklagte sich Ted. »Wir haben die Blutprobe doch gerade erst bekommen. Auf das Ergebnis werden Sie wohl noch ein bißchen warten müssen. Vergessen Sie nicht, daß schon für diese Untersuchungen das ganze Labor für Sie kopfgestanden hat. Außerdem interessiert mich viel mehr, warum die Analyse der DQ-alpha-Situation in so einem diametralen Gegensatz zu den Ergebnissen des Polymarker-Tests steht. Irgend etwas stimmt da nicht.«

»Ich hoffe, Sie haben deshalb keine schlaflosen Nächte«, bemerkte Jack. Dann stand er auf und gab Ted die gesammelten Materialien zurück, die dieser ihm auf den Schoß gestapelt hatte. »Vielen Dank für Ihre Mühe. Sie haben mir genau die Information geliefert, die ich haben wollte. Sobald die mitochondrialen DNA-Werte vorliegen,

können Sie mich ja anrufen.« Teds Ergebnisse hatten ihn in Hochstimmung versetzt; über die Untersuchung des mitochondrialen DNA machte er sich kaum noch Gedanken. Die Röntgenaufnahmen waren für ihn Beweis genug, daß es sich bei der Wasserleiche und Franconi um ein und dieselbe Person handelte.

Er ging zum Fahrstuhl. Da jetzt bewiesen war, daß man Franconi eine Leber transplantiert hatte, hoffte er voll und ganz, daß Bart Arnold auch den Rest des Rätsels bald würde lösen können. Während er nach unten fuhr, grübelte er darüber nach, warum Ted sich so über die DQ-alpha-Ergebnisse aufgeregt hatte. Ted war im Grunde kein Typ, der schnell aus dem Häuschen geriet. Das Ergebnis, das er ihm gerade präsentiert hatte, mußte also wirklich ziemlich außergewöhnlich und bedeutsam gewesen sein. Jack nahm sich vor, so bald wie möglich ein wenig über dieses Thema nachzulesen.

Seine Hochstimmung schwand in dem Augenblick, als er Barts Büro betrat. Der pathologische Ermittler hing gerade am Telefon, doch als er Jack sah, schüttelte er nachdrücklich den Kopf. Jack interpretierte die Geste als schlechte Nachricht. Er setzte sich und wartete.

»Kein Glück gehabt?« fragte er, als Bart den Hörer auflegte. »Ich fürchte nein«, erwiderte Bart. »Ich war fest davon ausgegangen, bei UNOS etwas zu erfahren. Aber als sie mir dann mitgeteilt haben, daß sie für einen Carlo Franconi keine Leber besorgt hätten und daß der Mann nicht einmal auf ihrer Warteliste gestanden habe, war mir klar, daß unsere Chancen, die Herkunft der Leber herauszufinden, mit einem Schlag rapide gesunken waren. Eben habe ich mit dem Columbia-Presbyterian telefoniert, aber dort weiß auch niemand etwas von einem Carlo Franconi. Genauso wie alle anderen Zentren, die Lebertransplantationen durchführen. Niemand will ihm die Leber eingepflanzt haben.«

»Das ist ja verrückt«, entgegnete Jack. Dann berichtete er Bart von Teds Ergebnissen, die definitiv bestätigten, daß Franconi sich einer Lebertransplantation unterzogen hatte. »Ich bin ratlos«, sagte Bart.

»Wenn sich jemand ein Organ transplantieren läßt und diese Operation weder in Nordamerika noch in Europa durchführen läßt - wo könnte er hingefahren sein?« fragte Jack. Bart zuckte mit den Schul-

tern. »Es gibt nur wenige andere Möglichkeiten: Australien, Südafrika, es geht sogar in ein paar südamerikanischen Städten, aber nachdem ich mit meinem Kontaktmann bei UNOS gesprochen habe, können wir diese Möglichkeiten meiner Meinung nach getrost außer acht lassen.«

»Im Ernst?« fragte Jack. Was er da hörte, gefiel ihm gar nicht.

»Es ist mir ein absolutes Rätsel«, sagte Bart. »Bei diesem Fall ist aber auch wirklich alles kompliziert«, klagte Jack und erhob sich von seinem Stuhl. »Ich bleibe am Ball«, versprach Bart. »Das wäre nett«, entgegnete Jack.

Ein wenig deprimiert verließ er den Arbeitsbereich der pathologischen Ermittler. Er hatte das ungute Gefühl, irgend etwas Wesentliches übersehen zu haben, aber er hatte keine Ahnung, was es sein konnte und wie er bloß darauf stoßen sollte. Im ID-Raum angelangt, schenkte er sich eine weitere Tasse Kaffee ein, der jedoch zu dieser Tageszeit eher an eine schlammartige Brühe als an Kaffee erinnerte. Mit der Tasse in der Hand stieg er die Treppe zum Labor hinauf. »Ich habe Ihre Proben durchlaufen lassen«, sagte John DeVries. »Sie waren negativ. Weder Spuren von Cyclosporin A noch von FK 506.«

Jack war vollkommen baff und starrte den bleichen, ausgemergelten Labordirektor ratlos an. Er wußte nicht einmal mehr, was ihn mehr überraschte: die Tatsache, daß John die Proben schon bearbeitet hatte, oder daß die Ergebnisse negativ waren. »Sie machen wohl Scherze«, brachte Jack schließlich hervor. »Nein«, erwiderte John. »Das ist nicht meine Art.«

»Aber der Mann muß Immunsuppressiva genommen haben«, wandte Jack ein. »Man hat ihm vor nicht allzulanger Zeit eine Leber transplantiert. Könnte das Ergebnis rein theoretisch falsch sein?«

»Wir checken unsere Ergebnisse gegen«, erwiderte John. »Auf uns können Sie sich verlassen.«

»Ich hatte felsenfest damit gerechnet, daß Sie eines der beiden Mittel finden würden«, sagte Jack.

»Tut mir leid, daß wir unsere Ergebnisse nicht Ihren Erwartungen anpassen können«, entgegnete John mürrisch. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden. Ich habe noch jede Menge zu tun.«

Jack sah dem Labordirektor hinterher, der ihn nicht weiter beachtete und sich an irgendeinem Instrument zu schaffen machte. Schließlich wandte Jack sich ab und verließ das Labor noch deprimierter als er es betreten hatte. Die DNA-Ergebnisse von Ted Lynch und die Untersuchungen im Hinblick auf den Nachweis von Immunsuppressiva widersprachen einander. Falls man Franconi eine Leber transplantiert hatte, mußte er entweder Cyclosporin A oder FK 506 eingenommen haben. Das war die Standardmedikation bei Transplantationspatienten. Er verließ den Fahrstuhl im vierten Stock und steuerte auf das Histologielabor zu. Auf dem Weg zerbrach er sich den Kopf, ob es irgendeine rationale Erklärung für diese widersinnigen Ergebnisse geben konnte, doch ihm fiel nichts ein.

»Na, wer kommt denn da?« rief Maureen O'Conner in ihrem derben irischen Akzent. »Schon wieder der gute alte Doc. Kann es denn die Wahrheit sein, daß Sie uns wegen eines einzigen Falles so im Nacken sitzen?«

»Dieser spezielle Fall treibt mich allmählich in den Wahnsinn«, entgegnete Jack. »Wie sieht es mit den Objektträgern aus?«

»Ein paar habe ich fertig«, sagte Maureen. »Wollen Sie die schon mitnehmen, oder soll ich Ihnen später den ganzen Stoß bringen lassen?«

»Ich nehme, was ich kriegen kann«, erwiderte Jack. Mit ihren geschickten Fingern suchte Maureen ein paar bereits getrocknete Gewebeproben aus und plazierte sie zwischen den Glasplättchen. Dann reichte sie Jack das Tablett mit den Objektträgern.

»Sind auch Leberproben dabei?« fragte Jack voller Hoffnung. »Ich glaube ja«, erwiderte Maureen. »Zumindest eine oder zwei. Der Rest kommt später.«

Jack nickte, verließ das Histologielabor und ging ein paar Türen weiter den Flur entlang zu seinem eigenen Büro. Als er es betrat, sah Chet von seiner Arbeit auf und grinste.

»Na, Kumpel, wie läuft's denn so?« begrüßte er ihn.

»Nicht besonders gut«, erwiderte Jack. Dann setzte er sich und schaltete das Lämpchen an seinem Mikroskop an.

»Probleme mit dem Fall Franconi?« fragte Chet. Jack nickte und

begann, die Objektträger nach Lebergewebeproben zu durchforsten. Er fand nur eine. »Bei diesem Fall ist nichts normal. Es ist, als ob man Wasser aus einem Stein pressen wollte.«

»Gut, daß du da bist«, sagte Chet. »Gleich ruft wahrscheinlich ein Arzt aus North Carolina für mich an. Ich will nur von ihm wissen, ob ein bestimmter Patient unter Herzproblemen gelitten hat. Kannst du den Anruf für mich entgegennehmen? Ich muß nämlich weg, weil ich Paßbilder für meine Indienreise machen lassen will.«

»Na klar«, erwiderte Jack. »Wie heißt der Patient?«

»Clarence Potemkin«, erwiderte Chet. »Die Akte liegt auf meinem Tisch.«

»Okay«, sagte Jack und schob den einzigen Objektträger mit einer Leberprobe unter das Mikroskop. Chet nahm seinen Mantel vom Haken hinter der Tür und ging, doch das nahm Jack nicht mehr wahr. Er fuhr das Objektiv auf den Objektträger hinab und wollte gerade durch die Okulare sehen, als er innehielt. Chets Anliegen, schnell ein paar Paßbilder machen zu lassen, brachte ihn plötzlich auf eine Idee. Falls Franconi, wofür immer mehr sprach, ins Ausland gereist war, um sich eine Leber transplantieren zu lassen, konnte es eine Möglichkeit geben, herauszufinden, wohin er gefahren war. Er griff zum Telefon, wählte die Nummer des Polizeireviers und fragte nach Lieutenant Detective Lou Soldano. Eigentlich hatte er damit gerechnet, mit einem Anrufbeantworter verbunden zu werden, doch zu seiner Überraschung war Lou persönlich am Apparat.

»Gut, daß Sie anrufen«, sagte Lou. »Ich habe Ihnen doch heute morgen erzählt, daß wir einen Tip bekommen haben, nach dem angeblich der Luda-Clan für die Entführung der Leiche verantwortlich gewesen sein soll. Gerade hat uns ein anderer Informant diese Version bestätigt. Ich dachte, das würde Sie vielleicht interessieren.«

»Allerdings«, entgegnete Jack. »Ist ja wirklich erstaunlich. Ich möchte Sie etwas fragen.«

»Dann schießen Sie mal los«, forderte Lou ihn auf. Jack berichtete ihm, daß Carlo Franconi unter Umständen ins Ausland gereist war, um sich dort einer Operation zu unterziehen. Dann fügte er hinzu, daß der Mann seiner Mutter zufolge vor vier bis sechs Wochen eine

Urlaubsreise gemacht hatte.

»Ich wollte Sie fragen, ob uns irgendeine Behörde sagen könnte, ob Franconi kürzlich außer Landes gewesen ist? Und wenn ja, wohin er gefahren ist?«

»Das müßte entweder der Zoll wissen oder die Einwanderungs- und Einbürgerungsbehörde«, erwiderte Lou. »Ich würde sagen, am besten stehen die Chancen bei der Einwanderungsbehörde. Es sei denn, der Knabe hat so viel Zeug mit zurückgebracht, daß er es verzollen mußte. Außerdem habe ich bei der Einwanderungsbehörde einen Freund. Wenn ich ihn um Hilfe bitte, komme ich erheblich schneller an die Information als auf dem normalen Dienstweg. Soll ich ihn mal anrufen?«

»Das wäre wirklich nett«, entgegnete Jack. »Dieser Fall raubt mir langsam den letzten Nerv.«

»Mach' ich doch gern«, sagte Lou. »Wie ich heute morgen bereits sagte - Sie haben einen Gefallen bei mir gut.« Jack legte auf und freute sich über den neuen Hoffnungsschimmer. Neu motiviert beugte er sich über sein Mikroskop und fokussierte die Okulare.

Lauries Tag war ganz und gar nicht nach ihren Vorstellungen verlaufen. Eigentlich hatte sie sich nur eine Leiche vornehmen wollen, hatte dann aber doch noch eine zweite obduziert. Schließlich war auch noch George Fontworth mit seiner von Kugeln durchsiebten Leiche nicht zurechtgekommen, woraufhin sie sich bereit erklärt hatte, ihm zu helfen. Obwohl sie sich nicht einmal eine Mittagspause gegönnt hatte, war sie erst nach drei Uhr aus der ›Grube‹ herausgekommen. Nachdem sie sich umgezogen hatte, machte sie sich auf den Weg in ihr Büro. Im Vorbeigehen sah sie Marvin im Büro der Leichenhalle sitzen; er hatte gerade seinen Dienst angetreten und war emsig dabei, sein Büro in Ordnung zu bringen, das wie immer nach einem aufreibenden Tag ziemlich chaotisch aussah. Laurie stoppte und unterhielt sich kurz mit ihm.

»Wir haben die Röntgenbilder von Franconi gefunden«, sagte sie. »Und wie sich herausgestellt hat, handelt es sich bei der Wasserleiche von vorgestern um unseren vermißten Mafioso.«

»Hab' ich schon in der Zeitung gelesen«, entgegnete Marvin. »Ist ja 'ne tolle Geschichte.«

»Letztendlich waren es die Röntgenbilder, die uns die Identifizierung ermöglicht haben«, erklärte Laurie. »Deshalb wollte ich mich noch mal bei Ihnen bedanken, daß Sie an die Aufnahmen gedacht haben.«

»Ich habe nur meinen Job erledigt«, antwortete Marvin. »Jedenfalls wollte ich mich bei Ihnen entschuldigen, weil ich Sie fälschlicherweise bezichtigt hatte, es vergessen zu haben«, fuhr Laurie fort.

»Kein Problem«, entgegnete Marvin.

Laurie ging weiter, besann sich dann aber eines anderen und machte kehrt. Diesmal betrat sie das Büro und schloß hinter sich die Tür.

Marvin sah sie fragend an.

»Dürfte ich Sie noch etwas fragen?« bat Laurie. »Es bleibt auch auf jeden Fall unter uns.«

»Warum nicht?« Marvin zuckte mit den Achseln. »Wie Sie wissen, will ich herausfinden, wie Franconis Leiche von hier verschwinden konnte«, erklärte Laurie. »Ich hatte Sie schon vorgestern nachmittag darauf angesprochen. Erinnern Sie sich?«

»Natürlich«, erwiderte Marvin.

»Ich bin dann später noch mal hier unten gewesen und habe mit Mike Passano gesprochen«, fuhr Laurie fort. »Hab' ich gehört«, entgegnete Marvin.

»Das kann ich mir denken«, sagte Laurie. »Aber glauben Sie mir - ich habe ihn auf keinen Fall wegen irgend etwas beschuldigt.«

»Verstehe«, brummte Marvin. »Mike ist manchmal ein bißchen empfindlich.«

»Ich kann mir absolut nicht erklären, wie die Leiche entführt werden konnte«, sagte Laurie. »Irgendjemand war immer hier unten anwesend, entweder Mike oder einer von den Sicherheitsleuten.«

Marvin zuckte mit den Schultern. »Ich begreife es auch nicht«, entgegnete er. »Ehrlich.«

»Okay«, sagte Laurie. »Bestimmt hätten Sie es mir gesagt, wenn Sie irgendeinen Verdacht hätten; darauf wollte ich auch gar nicht hinaus. Aber irgendwie werde ich den Verdacht nicht los, daß einer

unserer Mitarbeiter in die Geschichte involviert war. Haben Sie eine Ahnung, wer von Ihren Kollegen hier in der Leichenhalle etwas mit der Sache zu tun haben könnte?« Marvin dachte eine Minute nach und schüttelte dann den Kopf. »Mir fällt niemand ein.«

»Es muß während Mikes Schicht passiert sein«, stellte Laurie fest. »Kennen Sie die beiden Fahrer Pete und Jeff eigentlich gut?«

»Nein«, erwiderte Marvin. »Ich habe sie gelegentlich hier rumlaufen sehen und hin und wieder auch schon mal ein paar Worte mit ihnen gewechselt, aber da wir in verschiedenen Schichten arbeiten, haben wir nicht viel miteinander zu tun.«

»Aber Sie haben die beiden nicht in Verdacht?«

»Nein«, erwiderte Marvin. »Jedenfalls nicht mehr als irgend jemanden sonst.«

»Danke«, sagte Laurie. »Ich hoffe, ich habe Sie mit meinen Fragen nicht belästigt.«

»Kein Problem«, entgegnete Marvin.

Laurie dachte kurz nach und kaute geistesabwesend auf ihrer Unterlippe herum. Irgend etwas mußte ihr noch entgangen sein. »Ich habe eine Idee«, sagte sie dann. »Vielleicht sollten Sie mir einfach mal ganz genau beschreiben, wie Sie hier verfahren, wenn eine Leiche abgeholt wird.«

»Jeden einzelnen Schritt?« fragte Marvin. »Ja, bitte«, erwiderte Laurie. »Ich habe zwar eine vage Vorstellung davon, was Sie hier machen, aber so genau weiß ich es auch nicht.«

»Wo soll ich anfangen?« fragte Marvin. »Fangen Sie ganz von vorne an«, forderte Laurie ihn auf. »Beginnen Sie mit dem Anruf des Bestattungsinstituts.«

»Okay«, sagte Marvin. »Der Anruf kommt rein, es meldet sich jemand von irgendeinem Bestattungsinstitut und kündigt an, daß er eine Leiche abholen möchte. Dann nennen sie mir den Namen und die Eingangsnummer der Leiche.«

»Das ist alles?« fragte Laurie. »Und dann legen Sie auf?«

»Nein«, entgegnete Marvin. »Ich bitte den Anrufer, einen Moment zu warten, und gebe die Eingangsnummer in den Computer ein. Schließlich muß ich ja erst mal checken, ob ihr Pathologen die Lei-

che überhaupt freigegeben habt und wo sie sich befindet.«

»Und wenn Sie das gecheckt haben?«

»Dann sage ich, daß es okay ist«, erwiderte Marvin. »Und daß sie die Leiche abholen können. Normalerweise frage ich sie noch, wann sie ungefähr kommen werden. Es macht ja keinen Sinn, sich zu beeilen, wenn sie erst in zwei oder drei Stunden anrücken wollen.«

»Und dann?« fragte Laurie. »Ich hole die Leiche und überprüfe die Eingangsnummer«, erklärte Marvin. »Dann bringe ich sie vorne in den begehbaren Kühlraum. Wir haben da einen speziellen Platz für die abzuholenden Leichen. Und wir halten uns an die Reihenfolge, in der sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch abgeholt werden. Das macht die Sache vor allem den Fahrern etwas leichter.«

»Und was passiert dann?« fragte Laurie. »Dann kommen irgendwann die Leute vom Bestattungsinstitut«, erwiderte Marvin und zuckte wieder mit den Achseln. »Und wenn sie da sind?« fragte Laurie. »Was passiert dann?«

»Sie kommen hier ins Büro und füllen eine Empfangsbestätigung aus«, erwiderte Marvin. »Schließlich muß alles dokumentiert werden. Mit ihrer Unterschrift bestätigen sie, daß sich die Leiche ab diesem Zeitpunkt in ihrem Gewahrsam befindet.«

»Okay«, sagte Laurie. »Als nächstes gehen Sie zurück in den Kühlraum und holen die Leiche - sehe ich das richtig?«

»Ja«, erwiderte Marvin. »Oder einer der Fahrer von dem jeweiligen Bestattungsinstitut holt sie. Die meisten sind hier alle schon zigmal ein und aus gegangen.«

»Gibt es eine abschließende Kontrolle?« wollte Laurie wissen. »Aber natürlich«, entgegnete Marvin. »Bevor sie die Leiche hier rausrollen, überprüfen wir noch einmal die Eingangsnummer und registrieren diese abschließend in unseren eigenen Unterlagen. Es wäre zu peinlich, wenn die Fahrer mit der falschen Leiche in ihrem Bestattungsinstitut ankämen.«

»Klingt so, als wäre das System ziemlich sicher«, sagte Laurie überzeugt. Bei so vielen Kontrollen dürfte es nicht gerade einfach sein, eine Leiche verschwinden zu lassen. »Jedenfalls funktioniert dieses System seit Jahrzehnten einwandfrei«, stellte Marvin klar. »Es

hat noch nie eine Panne gegeben. Mit dem Computer ist natürlich alles viel leichter geworden. Früher mußte man alles mühsam per Hand in ein Dienstbuch eintragen.«

»Danke, Marvin«, sagte Laurie. »Keine Ursache, Doc«, entgegnete Marvin. Laurie verließ das Büro der Leichenhalle und legte auf dem Weg zu ihrem Büro noch einen kurzen Zwischenstopp in der ersten Etage ein, wo sie sich in der Kantine an einem der Verkaufsautomaten einen Snack zog. Einigermaßen gestärkt fuhr sie hinauf in den vierten Stock. Als sie sah, daß die Tür zu Jacks Büro offenstand, blieb sie stehen und lugte hinein. Jack saß über sein Mikroskop gebeugt.

»Hast du da was Interessantes?« fragte sie. Jack sah auf und lächelte. »Etwas sehr Interessantes sogar«, sagte er. »Willst du es dir mal ansehen?« Er rollte mit seinem Stuhl ein Stück zur Seite und ließ Laurie einen Blick durch die Okulare werfen.

»Sieht aus wie ein winziges Granulom in einer Leber«, sagte sie.

»Stimmt«, entgegnete Jack. »Was du da siehst, ist ein winziger Rest von Franconis Leber. Viel ist ja nicht übriggeblieben.«

»Hmm«, murmelte Laurie, ohne von dem Mikroskop aufzusehen. »Irgendwie merkwürdig, daß sie Franconi offensichtlich eine infizierte Leber transplantiert haben. Eigentlich würde man doch annehmen, daß der Spender etwas gründlicher unter die Lupe genommen worden wäre. Hast du noch mehr von diesen kleinen Granulomen entdeckt?«

»Maureen hatte erst einen Objektträger mit Lebergewebe präpariert«, erwiderte Jack. »Außer diesem hier habe ich in dem Schnitt kein weiteres Granulom gefunden. Deshalb glaube ich nicht, daß es viele sind. Allerdings habe ich auf dem Gefrierschnitt auch eins entdeckt. Außerdem läßt sich auf dem Gefrierschnitt erkennen, daß die ganze Oberfläche der Leber mit winzigen zurückgegangenen Zysten übersät war, die man sogar mit bloßem Auge hätte erkennen können. Das Transplantationsteam muß sie gesehen und sich nicht darum geschert haben.«

»Wenigstens ist nicht die ganze Leber entzündet«, bemerkte Laurie. »Der Mann hat die Spenderleber ja offenbar gut angenommen.«

»Sehr gut sogar«, entgegnete Jack. »Eigentlich sogar viel zu gut. Aber das ist schon wieder ein anderes Thema. Was glaubst du, was wir hier unter der Linse haben?« Laurie drehte ein wenig an der Schärfeneinstellung und betrachtete die unterschiedlichen Ausschnitte der Gewebeprobe. Sie konnte ein paar seltsame Flecken aus basophilem Material erkennen. »Keine Ahnung. Ich weiß nicht einmal, ob wir es nicht mit einem Artefakt zu tun haben.«

»Ich weiß es auch nicht«, gestand Jack. »Es sei denn, es ist das, was das Granulom hervorgerufen hat.«

»Wäre durchaus eine Überlegung wert«, entgegnete Laurie und richtete sich auf. »Was meinst du damit, daß der Mann die Leber viel zu gut angenommen hat?«

»Wie das Labor herausgefunden hat, hat Franconi offenbar keinerlei Immunsuppressiva genommen«, erklärte Jack. »Da die Leber nicht entzündet ist, erscheint mir das in höchstem Maße unwahrscheinlich.«

»Können wir denn ganz sicher sein, daß wir es auch wirklich mit einem Transplantat zu tun haben?« fragte Laurie.

»Absolut sicher«, erwiderte Jack und faßte zusammen, was er gerade von Ted Lynch erfahren hatte.

Laurie war genauso verblüfft wie Jack. »Ich kann mir absolut nicht vorstellen, wie die DQ-alpha-Sequenzen bei zwei Personen absolut identisch sein sollen«, sagte sie. »Es sei denn, es handelt sich um eineiige Zwillinge.«

»Klingt so, als wüßtest du über dieses Thema mehr als ich«, entgegnete Jack. »Ich habe den Begriff DQ-alpha nämlich vor ein paar Tagen zum ersten Mal gehört.«

»Weißt du inzwischen, wo man Franconi die Leber transplantiert hat?« fragte Laurie.

»Schön wär's«, erwiderte Jack und berichtete ihr von Barts vergeblichen Bemühungen. Er erzählte ihr auch, daß er selbst während der vergangenen Nacht stundenlang am Telefon gehangen und Transplantationszentren in ganz Europa angerufen hatte.

»Ach du liebe Güte«, bemerkte Laurie. »Ich habe sogar Lou um Hilfe gebeten«, fuhr Jack fort. »Wie ich nämlich von Franconis Mut-

ter erfahren habe, hat ihr Sohn angeblich eine Urlaubsreise unternommen und ist als ein neuer Mensch zurückgekehrt. Ich glaube immer mehr, daß er sich während dieser Reise hat operieren lassen. Leider hat die Mutter keine Ahnung, wo ihr Sohn hingefahren ist. Lou hat mir versprochen, bei der Einwanderungsbehörde nachzuforschen, ob Franconi das Land verlassen hat.«

»Wenn es irgendjemand herausfinden kann, dann Lou«, nickte Laurie.

»Ach übrigens«, warf Jack in einem leicht überheblichen Ton ein. »Wie Lou mir gestanden hat, war er es, der unsere Neuigkeiten in Sachen Franconi den Zeitungen gesteckt hat.«

»Das glaube ich nicht«, staunte Laurie. »Ich weiß es aber aus erster Hand«, sagte Jack. »Willst du dich jetzt vielleicht mal in aller Form bei mir entschuldigen?«

»Tue ich hiermit«, entgegnete Laurie. »Ich bin absolut baff. Hat er dir vielleicht auch verraten, warum er mit der Presse geredet hat?«

»Er hat gesagt, die Polizei habe die Information durchsickern lassen, um zu sehen, ob daraufhin vielleicht ein paar Informanten mit weiteren Hinweisen rüberkommen würden. Bis zu einem gewissen Grad soll diese Taktik sogar erfolgreich gewesen sein. Sie haben nämlich einen Tip bekommen, nach dem der Lucia-Clan hinter der Entführung von Franconis Leiche steckt. Und später ist dieser Tip sogar bestätigt worden.«

»O nein!« rief Laurie. Ihr lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Dieser Fall erinnert mich immer mehr an die Cerino-Geschichte.«

»Ich weiß schon, was du meinst«, sagte Jack. »Nur geht es diesmal nicht um Augen, sondern um Lebertransplantationen.«

»Glaubst du etwa, es gibt in den Vereinigten Staaten ein Privatkrankenhaus, in dem geheime Lebertransplantationen durchgeführt werden?« fragte Laurie.

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, erwiderte Jack. »Natürlich würde so manch einer bestimmt eine Menge Geld springen lassen, um an eine neue Leber zu kommen. Aber die Frage ist - wo soll die Leber herkommen? Allein in den USA warten mehr als siebentausend Menschen auf eine Spenderleber. Und von diesen Leuten dürf-

ten die meisten wohl kaum über genug Geld verfügen, um ein Geschäft mit Lebertransplantaten tatsächlich lohnenswert zu machen.«

»Ich wünschte, ich wäre mir da so sicher wie du«, sagte Laurie. »Die Profitgier hat das amerikanische Gesundheitssystem im Sturm erobert.«

»Aber das große Geld wird mit der riesigen Masse von Patienten gemacht«, erklärte Jack. »Auf Spenderlebern hingegen warten nur sehr wenige Leute, die wirklich reich sind. Die Investition in ein Krankenhaus und die erforderlichen Maßnahmen zur Geheimhaltung würden sich niemals auszahlen - und schon gar nicht, wenn man auch noch bedenkt, daß es sowieso nicht ausreichend Spenderorgane gibt. Diese Vorstellung klingt in meinen Ohren eher wie das Drehbuch für einen zweitklassigen Science-fiction-Film. In Wirklichkeit wäre so ein Projekt viel zu unsicher und riskant. Ein Geschäftsmann mit klarem Verstand würde sich nie auf so etwas einlassen, so geldgierig er auch sein mag.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, bemerkte Laurie. »Ich bin davon überzeugt, daß wir irgend etwas übersehen«, fuhr Jack fort. »Es gibt bei diesem Fall einfach zu viele unerklärliche Fakten. Zum Beispiel dieses frappierende Ergebnis des DQ-alpha-Tests oder die Tatsache, daß Franconi keinerlei Immunsuppressiva eingenommen hat. Wir müssen etwas Wichtiges übersehen. Etwas, mit dem niemand rechnen würde.«

»Was für ein Aufwand, um einen Fall aufzuklären!« klagte Laurie. »Eins ist jedenfalls sicher: Ich bin froh, daß ich dir diesen Fall übergeben habe.«

»Vielen Dank auch«, witzelte Jack. »Einen schön frustrierenden Fall hast du mir da angedreht. Aber jetzt mal etwas Erfreulicheres: Warren hat mir gestern abend beim Basketball erzählt, daß Natalie nach dir gefragt hat. Was hältst du davon, wenn wir vier dieses Wochenende zusammen essen gehen oder uns gemeinsam einen Film ansehen - vorausgesetzt natürlich, die beiden haben Zeit?«

»Das fände ich super«, erwiderte Laurie. »Ich hoffe, du hast Warren erzählt, daß ich mich auch schon nach ihnen erkundigt habe.«

»Habe ich«, sagte Jack. »Aber um noch einmal auf unsere Arbeit

zurückzukommen: Wie ist es denn bei dir heute so gelaufen? Hast du inzwischen eine Ahnung, wie Franconis Leiche für eine Nacht verschwinden konnte? Daß wir Lous Informationen zufolge nun wissen, daß eine Mafiafamilie für die Entführung verantwortlich sein soll, bringt uns ja auch nicht gerade viel weiter. Was wir brauchen, sind konkrete Hinweise.«

»Leider habe ich nichts aufzuweisen«, gestand Laurie. »Ich habe bis eben gerade unten in der ›Grube‹ am Seziertisch gestanden und deshalb nichts von dem geschafft, was ich mir vorgenommen hatte.«

»Schade«, sagte Jack und grinste. »Da ich schon nicht so recht vorankomme, hatte ich mich eigentlich darauf verlassen, daß du den entscheidenden Durchbruch schaffst.« Nachdem sie vereinbart hatten, abends noch einmal miteinander zu telefonieren, um ihre Wochenendpläne unter Dach und Fach zu bringen, ging Laurie in ihr eigenes Büro. Voller guter Absichten setzte sie sich an ihren Schreibtisch und begann die Laborberichte und die übrige Korrespondenz durchzugehen, die ihre noch offenstehenden Fälle betrafen und im Laufe des Tages hereingekommen waren. Doch sie konnte sich nicht richtig konzentrieren.

Daß Jack ausgerechnet ihr den Durchbruch im Franconi-Fall zutraute, verstärkte ihr Schuldgefühl; hatte sie es doch immer noch nicht geschafft, eine vernünftige Hypothese dafür aufzustellen, wie Franconis Leiche hatte verschwinden können. Jack gab sich solche Mühe, den Fall zu lösen, daß sie ihre eigenen Anstrengungen am liebsten verdoppeln wollte. Sie nahm sich ein weißes Blatt Papier und notierte sämtliche Einzelheiten, die sie von Marvin über die Prozedur bei der Abholung von Leichen erfahren hatte. Ihre Intuition sagte ihr, daß die mysteriöse Entführung von Franconis Leiche irgendwie mit den anderen beiden Leichen in Verbindung stehen mußte, die an jenem Abend abgeholt worden waren. Und da Lou inzwischen herausgefunden hatte, daß der Lucia-Clan seine Finger im Spiel hatte, war sie überzeugter denn je, daß die Leute vom Spoletto Funeral Home keine reine Weste hatten.

Raymond beendete sein Telefongespräch und sah zu Darlene auf,

die gerade in sein Arbeitszimmer gekommen war. »Na, wie sieht's aus?« fragte sie. Sie hatte ihr blondes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Da sie gerade im Nebenraum auf dem Heimtrainer trainiert hatte, trug sie enganliegende Sportkleidung, in der sie sehr sexy aussah. Raymond lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück und seufzte. »Es sieht so aus, als würden sich die Dinge endlich zum Besseren wenden«, sagte er mit einem Lächeln. »Ich habe gerade mit dem Logistikchef von GenSys in Cambridge, Massachusetts, gesprochen. Das Flugzeug steht ab morgen abend bereit. Wir fliegen dann direkt los nach Afrika. Natürlich machen wir einen Zwischenstopp zum Auftanken, aber ich weiß noch nicht wo.«

»Kann ich mitkommen?« fragte Darlene voller Hoffnung.

»Ich fürchte nein, mein Schatz«, erwiderte Raymond und griff nach ihrer Hand. Er wußte, daß sie es in den letzten Tagen nicht gerade leicht mit ihm gehabt hatte, und hatte ein schlechtes Gewissen. Er führte sie um den Tisch und zog sie zu sich auf den Schoß, was er jedoch sofort bereute, denn sie war doch schwerer, als er gedacht hatte.

»Mit dem Patienten und dem Chirurgenteam sind wir auf dem Rückflug voll besetzt«, brachte er mühsam hervor; sein Gesicht war vor Anstrengung rot angelaufen.

»Nie nimmst du mich mit«, klagte Darlene und zog einen Schmollmund.

»Nächstes Mal«, ächzte Raymond und klopfte ihr auf den Rücken, damit sie sich wieder erhob. »Es ist wirklich nur ein Kurztrip. Ich fliege hin und gleich wieder zurück. Eine Vergnügungsreise wird es bestimmt nicht.«

Darlene brach in Tränen aus und stürzte aus dem Zimmer. Raymond zog kurz in Erwägung, ihr zu folgen und sie zu trösten, doch ein Blick auf seine Schreibtischuhr hielt ihn zurück. Es war kurz nach drei, also war es in Cogo kurz nach neun. Wenn er noch mit Siegfried sprechen wollte, sollte er es besser sofort versuchen. Raymond wählte die Nummer des Zonenmanagers und ließ sich von der Haushälterin mit Siegfried verbinden. »Ist bei Ihnen immer noch alles in Ordnung?« fragte Raymond erwartungsvoll.

»Alles bestens«, erwiderte Siegfried. »Nach meinem letzten Stand ist der Patient wohlauf. Es könnte ihm kaum besser gehen.«

»Das ist sehr beruhigend«, stellte Raymond fest. »Und das heißt, wir dürfen uns auf einen weiteren Transplantationsbonus freuen«, sagte Siegfried.

»Selbstverständlich«, entgegnete Raymond, obwohl er wußte, daß es eine Verzögerung geben würde. Schließlich mußte er für Vinnie Dominick zwanzigtausend Dollar cash aufbringen, weshalb der fällige Transplantationsbonus erst ausgezahlt werden konnte, wenn die nächste Aufnahmegebühr eines neuen Kunden einging.

»Und was ist aus der Geschichte mit Kevin Marshall geworden?« fragte Raymond.

»Alles wieder in Ordnung«, erwiderte Siegfried. »Abgesehen von einem kleinen Zwischenfall, als die drei während der Mittagszeit noch einmal einen Abstecher zur Brücke gemacht haben.«

»Das klingt aber nicht gerade so, als wäre alles in bester Ordnung«, wandte Raymond ein.

»Kein Grund zur Aufregung«, entgegnete Siegfried. »Sie sind nur zurückgefahren, um die verlorene Sonnenbrille von Melanie Becket zu suchen. Erfreulich war der Trip für sie bestimmt nicht«, dröhnte er und lachte herzhaft. »Die Soldaten, die ich da draußen postiert habe, haben ihnen ein bißchen Feuer unterm Hintern gemacht.«

Raymond wartete, bis Siegfried sich wieder eingekriegt hatte. »Was ist denn daran so lustig?« fragte er dann. »Diese hohlköpfigen Soldaten haben das Rückfenster von Melanies Auto mit Schüssen durchsiebt«, erklärte Siegfried. »Sie ist daraufhin zwar ziemlich ausgerastet, aber ich denke, die kleine Abreibung hatte den gewünschten Effekt. Ich bin absolut sicher, daß sie sich bestimmt nicht noch einmal in die Nähe der Insel wagen.«

»Das will ich aber auch hoffen«, stellte Raymond klar. »Außerdem habe ich die beiden Frauen heute nachmittag auf einen Drink eingeladen«, fuhr Siegfried fort. »Dabei habe ich den Eindruck gewonnen, daß zwischen unserem eigenbrötlerischen Forscher und diesen beiden Frauen irgend etwas im Busch ist.«

»Was wollen Sie damit sagen?« hakte Raymond nach. »Ich glaube,

unser guter Kevin wird demnächst weder die Zeit noch die Energie aufbringen, um sich über irgendwelchen Rauch auf Isla Francesca den Kopf zu zerbrechen«, erklärte Siegfried. »So wie ich die Dinge sehe, ist er gerade dabei, sich auf ein Techtelmechtel zu dritt einzulassen.«

»Im Ernst?« fragte Raymond. So wie er Kevin Marshall kannte, erschien ihm diese Vorstellung geradezu absurd. Wann immer er auch mit ihm zu tun gehabt hatte, hatte Kevin niemals auch nur das geringste Interesse am anderen Geschlecht erkennen lassen. Daß er sich jetzt an eine, womöglich sogar an zwei Frauen heranmachen sollte, erschien ihm geradewegs haarsträubend.

»Jedenfalls kam es mir so vor«, erwiderte Siegfried. »Sie hätten nur mal hören müssen, wie die beiden Frauen von ihrem süßen Forscher geschwärmt haben. Sie haben richtig gehört, so haben sie ihn genannt. Sie waren auf dem Weg zu ihm. Er hat sie zum Abendessen eingeladen. Soweit ich mich erinnere, ist es das erste Mal, daß er jemanden zu sich nach Hause einlädt. Und ich muß es wissen, denn ich wohne ihm direkt gegenüber.«

»Dann sollten wir wohl dankbar sein«, bemerkte Raymond. »Ich glaube eher, wir sollten neidisch sein«, entgegnete Siegfried und wurde erneut von einem Lachanfall geschüttelt, womit er Raymond ziemlich auf die Nerven ging. »Ich wollte Ihnen eigentlich mitteilen, daß ich morgen abend hier abfliege«, wechselte Raymond das Thema. »Wann ich in Bata ankomme, weiß ich noch nicht. Das hängt davon ab, wo wir auftanken. Ich rufe Sie also entweder von unserem Zwischenstopp an oder lasse Sie von dem Piloten anfunken.«

»Wird Sie jemand begleiten?« wollte Siegfried wissen. »Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Raymond. »Kann ich mir aber nicht vorstellen, weil wir auf dem Rückweg sozusagen voll besetzt sein werden.«

»Wir erwarten Sie«, sagte Siegfried. »Dann bis bald«, entgegnete Raymond. »Wie wär’s, wenn Sie uns unsere Prämien gleich mitbringen?« schlug Siegfried vor.

»Ich will sehen, was sich machen läßt«, versprach Raymond. Er legte den Hörer auf und grinste. Dann schüttelte er den Kopf. Kevin Marshall hatte ihn wirklich verblüfft. »Man kann nie wissen«, sagte

er laut zu sich selbst, während er aufstand und das Zimmer verließ. Er wollte Darlene suchen, um sie ein wenig aufzumuntern. Zum Trost wollte er sie zum Abendessen in ihr Lieblingsrestaurant einladen.

Jack hatte den einzigen Lebergewebeschnitt, den Maureen ihm präpariert hatte, konzentriert und aufmerksam studiert. Er hatte sogar die Öl-Immersionslinse benutzt und immer wieder verzweifelt auf die basophilen Flecken im Herzen des winzigen Granuloms gestarrt. War es wirklich eine wichtige Entdeckung, oder hatten diese kleinen Sprenkel nichts weiter zu bedeuten? Er hatte keine Ahnung.

Da der Gewebeschnitt seine eigenen histologischen und pathologischen Kenntnisse überforderte, wollte er den Objektträger gerade zur pathologischen Abteilung des New York University Hospital hinüberbringen, als sein Telefon klingelte. Es war der Anruf, den Chet aus North Carolina erwartet hatte; Jack stellte die entsprechende Frage und notierte die Antwort. Dann legte er auf und nahm seine Jacke vom Aktenschrank. Er hatte sich gerade angezogen und den Objektträger in die Tasche gesteckt, als das Telefon schon wieder klingelte. Diesmal war es Lou Soldano.

»Volltreffer!« meldete sich Lou. Er wirkte aufgedreht. »Ich habe gute Nachrichten für Sie.«

»Ich bin ganz Ohr«, entgegnete Jack, streifte sich seine Bomberjacke ab und setzte sich wieder.

»Ich habe meinen Freund bei der Einwanderungsbehörde um Hilfe gebeten, und er hat mich gerade zurückgerufen«, erklärte Lou. »Als ich ihm Ihre Frage gestellt habe, hat er mich gebeten, einen Moment zu warten. Ich konnte hören, wie er den Namen in den Computer eingegeben hat, und zwei Sekunden später hat der Rechner die Antwort ausgespuckt: Carlo Franconi ist genau vor siebenunddreißig Tagen eingereist, und zwar am 29. Januar in Teterboro in New Jersey.«

»Teterboro?« wiederholte Jack. »Das habe ich ja noch nie gehört.«

»Ein Privatflughafen«, erklärte Lou. »Dort herrscht zwar auch ganz regulärer Flugverkehr, aber weil der Flughafen so nah an der City ist,

stehen da draußen jede Menge schicker Privatjets herum.«

»Ist Carlo Franconi mit einem Privatjet eingereist?« fragte Jack. »Keine Ahnung«, erwiderte Lou. »Ich habe nur die Flugzeugnummer oder das Registrierzeichen, wie auch immer die das nennen. Sie wissen schon, diese Nummern und Buchstaben am Heck des Flugzeugs. Mal sehen, ich hab's mir aufgeschrieben. Die Nummer lautet: N69SU.«

»Weiß man, wo das Flugzeug hergekommen ist?« fragte Jack, während er sich die Kombination aus Nummern und Buchstaben und das Datum notierte.

»Aber ja«, erwiderte Lou. »Das muß festgehalten werden. Das Flugzeug kam aus Lyon in Frankreich.«

»Das kann doch nicht sein!« rief Jack.

»So steht es aber im Computer«, entgegnete Lou. »Wie kommen Sie darauf, daß es nicht stimmen soll?«

»Weil ich heute morgen in Frankreich sämtliche für die Zuteilung von Transplantationsorganen zuständigen Institutionen abtelefoniert habe«, erklärte Jack. »Und man mir dort ausdrücklich bestätigt hat, daß ein Amerikaner namens Franconi bei ihnen nicht registriert ist. Außerdem haben sie mich mehrfach darauf hingewiesen, daß sie jede Menge Franzosen auf der Warteliste haben und daher bei der Zuteilung eines Organs bestimmt keinen Amerikaner vorziehen würden.«

»Die Einwanderungsbehörde übernimmt die Flugdaten von der FAA - das ist die Abkürzung für Federal Aviation Agency -, und diese Daten müssen mit denen der europäischen Luftfahrtbehörden übereinstimmen«, erklärte Lou. »So habe ich das zumindest verstanden.«

»Ob Ihr Freund von der Einwanderungsbehörde wohl in Frankreich jemanden kennt, der uns vielleicht weiterhelfen könnte?« fragte Jack.

»Würde mich nicht wundern«, erwiderte Lou. »Schließlich müssen die höheren Tiere in diesen Behörden irgendwie miteinander kooperieren. Ich kann ihn ja mal fragen. Aber warum interessiert Sie das überhaupt?«

»Wenn Franconi wirklich in Frankreich war, würde ich gerne wissen, wann er eingereist ist«, erklärte Jack. »Mich interessiert jede

Information, die die Franzosen uns liefern können. Vor allem möchte ich wissen, wo der Mafioso gewesen ist. Wahrscheinlich können die Franzosen das bei nicht-europäischen Ausländern über die Hotelbuchungen zurückverfolgen.«

»Okay«, entgegnete Lou. »Ich will sehen, was sich machen läßt. Ich rede noch mal mit meinem Bekannten und rufe Sie dann zurück.«

»Und dann noch etwas«, sagte Jack. »Wie können wir herausfinden, wer der Eigentümer von N69SU ist?«

»Das ist kein Problem«, erklärte Lou. »Da müssen Sie nur die zentrale Flugkontrolle der FAA in Oklahoma City anrufen. Dort kann Ihnen zwar jeder Auskunft geben, aber zum Glück habe ich da ebenfalls einen Freund.«

»Nicht schlecht«, bemerkte Jack. »Sie haben Ihre Freunde offenbar an den richtigen Stellen sitzen.«

»Das hängt mit meinem Job zusammen«, entgegnete Lou. »Wir müssen uns ständig gegenseitig aushelfen. Wenn wir bei jeder Kleinigkeit den offiziellen Dienstweg einhalten würden, könnten wir nie einen Fall abschließen.«

»Dann habe ich ganz schön Glück, daß ich von Ihrem großen Kontaktnetz profitieren kann«, stellte Jack fest. »Soll ich für Sie meinen Freund bei der FAA anrufen?« bot Lou an.

»Wäre wirklich prima, wenn Sie das tun könnten«, erwiderte Jack.

»Mach' ich gerne«, sagte Lou. »Es bringt mich doch selbst voran, wenn ich Ihnen helfe. Schließlich liegt es auch mir am Herzen, daß dieser Fall endlich gelöst wird. Vielleicht rette ich damit sogar meinen Job.«

»Ich muß gerade mal zum University Hospital rüberlaufen«, erklärte Jack. »Wie war's, wenn ich Sie in etwa einer halben Stunde zurückrufe?«

»In Ordnung«, erwiderte Lou und legte den Hörer auf. Jack schüttelte den Kopf. Wie alles andere in diesem Fall waren auch diese neuen Informationen überraschend und verwirrend zugleich. Daß Franconi ausgerechnet nach Frankreich gereist war, hatte er am allerwenigsten erwartet. Er zog sich zum zweiten Mal seine Jacke an und verließ sein Büro. Da das University Hospital ganz in der Nähe

war, ließ er sein Fahrrad stehen und ging zu Fuß. Er brauchte nur zehn Minuten.

Er betrat das Universitätskrankenhaus, in dem reger Betrieb herrschte, und fuhr mit dem Fahrstuhl hinauf in die pathologische Abteilung. Er hoffte, dort Dr. Malovar anzutreffen. Peter Malovar war auf seinem Fachgebiet unschlagbar und trotz seiner zweiundachtzig Jahre einer der scharfsinnigsten Pathologen, die Jack je kennengelernt hatte. Jack versuchte, möglichst keines der Seminare auszulassen, die Dr. Malovar einmal im Monat anbot. Wenn Jack eine schwierige pathologische Frage hatte, ging er damit nicht zu Bingham, sondern wandte sich an den alten Mann im Universitätskrankenhaus. Während Binghams Stärke eher auf dem Gebiet der forensischen Pathologie lag, war Dr. Malovar ein ausgewiesener Experte für allgemeine Pathologie.

»Der Professor ist wie immer in seinem Labor«, teilte ihm die überarbeitete Sekretärin der pathologischen Abteilung mit. »Finden Sie den Weg allein?«

Jack nickte und steuerte eine alte Milchglastür an, die zu »Malovars Höhle« führte, wie das Labor des alten Pathologen allgemein genannt wurde. Jack klopfte an. Als niemand antwortete, drückte er die Klinke herunter. Die Tür war nicht verschlossen. Drinnen saß Dr. Malovar über sein geliebtes Mikroskop gebeugt. Der alte Mann sah ein bißchen wie Einstein aus; er hatte wildes graues Haar und einen buschigen Schnurrbart. Aufgrund seiner krummen Körperhaltung konnte man fast annehmen, er sei von Geburt an dazu bestimmt, sich über ein Mikroskop zu beugen und durch die Okulare zu sehen. Von seinen fünf Sinnen hatte nur das Hörvermögen im Laufe der Jahre gelitten.

Der Professor begrüßte Jack flüchtig und fixierte mit gierigen Augen den Objektträger in seiner Hand. Er liebte es, wenn andere Pathologen ihm ihre problematischen Fälle zur Begutachtung vorbeibrachten. Jack hatte schon so manches Mal von der Leidenschaft des alten Mannes profitiert. Er reichte dem Professor den Objektträger und wollte gerade dazu anheben, den Hintergrund des Falles zusammenzufassen, als Dr. Malovar die Hand hob, um ihn zum Schweigen

zu bringen. Dr. Malovar war ein richtiger Detektiv, und er wollte sich lieber einen eigenen Eindruck machen, statt sich von anderen Meinungen beeinflussen zu lassen. Der alte Mann tauschte Jacks Objektträger gegen den aus, den er gerade unter dem Mikroskop gehabt hatte, und starrte ohne ein weiteres Wort eine Minute lang aufmerksam durch die Okulare. Dann hob er den Kopf, gab einen Tropfen Öl auf den Objektträger und brachte die Öl-Immersionslinse in Position, um den Ausschnitt nochmals zu vergrößern. Diesmal musterte er den Objektträger nur ein paar Sekunden.

»Sehr interessant!« sagte er dann, während er aufblickte und Jack ansah. Das Wort »interessant« war ein dickes Kompliment, wenn es aus dem Munde des alten Mannes kam. Weil er so schlecht hören konnte, sprach er ziemlich laut. »Ich würde sagen, wir haben es hier mit Lebergewebe und mit einem Granulom zu tun. Außerdem habe ich auch noch die vernarbten Reste eines weiteren Granuloms gesehen. Beim genaueren Betrachten der kleinen Geschwülste glaube ich zudem ein paar Merozoiten entdeckt zu haben, aber ich bin mir nicht ganz sicher.«

Jack nickte. Er nahm an, daß Dr. Malovar von den winzigen basophilen Flecken redete, die ihm auch selber im Kern des Granuloms aufgefallen waren.

Dr. Malovar griff zum Telefon, wählte die Nummer eines Kollegen und bat ihn, für einen Augenblick herüberzukommen. Wenige Minuten später erschien ein großer, dünner, sehr ernst wirkender Afroamerikaner, der einen langen, weißen Kittel trug. Dr. Malovar stellte ihn als Dr. Colin Osgood vor, Chef der Parasitologie.

»Ich würde gerne mal Ihre Meinung hören, Colin«, sagte Dr. Malovar und zeigte auf das Mikroskop. Dr. Osgood betrachtete den Gewebeschnitt ein paar Sekunden länger als Dr. Malovar.

»Auf jeden Fall parasitär«, sagte er dann, ohne aufzusehen. »Ich sehe da lauter Merozoiten, aber ich kann sie nicht bestimmen. Entweder handelt es sich um eine neue Spezies oder um einen Parasiten, der normalerweise keine Menschen befällt. Ich würde vorschlagen, Dr. Lander Hammersmith zu Rate zu ziehen und ihn um seine Meinung zu bitten.«

»Eine gute Idee«, stimmte Dr. Malovar zu und sah Jack fragend an. »Könnten Sie uns den Objektträger über Nacht hierlassen? Dann bitte ich Dr. Hammersmith gleich morgen früh, sich die Probe anzusehen.«

»Wer ist denn Dr. Hammersmith?« fragte Jack. »Er ist Veterinärpathologe«, erwiderte Dr. Osgood. »Von mir aus gern«, willigte Jack ein. Er wäre nie darauf gekommen, die Gewebeprobe von einem Veterinärpathologen begutachten zu lassen.

Er bedankte sich bei den beiden Männern, ging zurück zu der Sekretärin und bat sie, ob er kurz telefonieren dürfe. Die Sekretärin führte ihn an einen unbesetzten Schreibtisch und erklärte ihm, wie er nach draußen wählen konnte. Er rief im Polizeirevier an und ließ sich mit Lou verbinden. »Gut, daß Sie anrufen«, meldete sich Lou. »Ich habe ein paar interessante Dinge herausgefunden. Bei diesem Privatjet handelt es sich um eine richtige Luxusmaschine, genauer gesagt um eine G4. Sie wissen sicher, was das heißt, oder?«

»Ich fürchte nicht«, erwiderte Jack, obwohl Lou so geklungen hatte, als ob er es hätte wissen müssen. »G4 steht für Gulfstream 4«, erklärte Lou. »Das ist sozusagen der Rolls-Royce unter den Privatjets. So ein Ding kostet um die zwanzig Millionen Dollar.«

»Ganz schön beeindruckend«, entgegnete Jack. »Allerdings«, stimmte Lou ihm zu. »Okay, mal sehen, was ich noch herausgefunden habe. Aha, hier steht's. Das Flugzeug gehört einer gewissen Firma namens Alpha Aviation in Reno, Nevada. Schon mal von denen gehört?«

»Nein«, erwiderte Jack. »Sie?«

»Ich auch nicht«, erwiderte Lou. »Muß irgendeine Leasingfirma sein. Aber da war doch noch etwas. Ach ja, hier! Das dürfte Sie am meisten interessieren. Mein Freund von der Einwanderungsbehörde hat seinen französischen Kollegen privat zu Hause angerufen und ihn gefragt, ob er ihm etwas über Carlo Franconis Urlaub in Frankreich erzählen könne. Offenbar hat dieser französische Beamte von seinem PC zu Hause aus Zugang zum zentralen Rechner der Einwanderungsbehörde. Und wissen Sie, was er herausgefunden hat?«

»Spannen Sie mich nicht auf die Folter«, drängte Jack. »Franconi

ist nie in Frankreich gewesen!« erklärte Lou. »Es sei denn, er hatte einen falschen Paß und ist unter falschem Namen gereist. Jedenfalls hat die Behörde weder seine Ein- noch Ausreise registriert.«

»Und was hat es dann mit diesem Flugzeug auf sich, das angeblich eindeutig aus Lyon gekommen ist?« fragte Jack. »Hey«, wies Lou ihn zurecht. »Nun werden Sie doch nicht gleich ungeduldig.«

»Werde ich ja gar nicht«, entgegnete Jack. »Sie haben mir doch selber erklärt, daß die Flugdaten und die Angaben der Einwanderungsbehörde übereinstimmen müssen.«

»Tun sie ja auch«, stellte Lou klar. »Daß das Flugzeug aus Lyon gekommen ist, muß noch lange nicht heißen, daß dort auch jemand ein- oder ausgestiegen ist. Vielleicht hat es nur einen Zwischenstopp zum Auftanken eingelegt.«

»Ein guter Einwand«, lobte Jack. »Auf diese Idee bin ich nicht gekommen. Läßt sich das überprüfen?«

»Ich könnte ja noch mal meinen Freund bei der FAA anrufen«, schlug Lou vor.

»Großartig«, entgegnete Jack. »Ich gehe jetzt zurück ins Institut. Soll ich Sie gleich von meinem Büro aus anrufen, oder wollen Sie sich bei mir melden?«

»Ich rufe Sie zurück«, erwiderte Lou.

Nachdem Laurie sich im Anschluß an ihre Unterhaltung mit Marvin genau aufgeschrieben hatte, was der Assistent der Leichenhalle ihr über die Abholprozedur der Leichname erzählt hatte, hatte sie ihre Notizen erst einmal beiseite gelegt und sich ihrer sonstigen Arbeit gewidmet. Nach einer halben Stunde nahm sie sich das Blatt noch einmal vor. Sie überflog die Aufzeichnungen ein weiteres Mal mit klarem Verstand, und diesmal sprang ihr gleich beim ersten Lesen etwas ins Auge: Ihr fiel auf, wie häufig sie den Begriff Eingangsnummer notiert hatte. Im Grunde überraschte sie das natürlich nicht. Schließlich entsprach die Eingangsnummer einer Leiche in etwa der Sozialversicherungsnummer eines lebendigen Menschen. Die Nummer diente der Identifizierung und ermöglichte es den Mitarbeitern des Gerichtsmedizinischen Instituts, die unzähligen eingelieferten

und wieder abgeholten Leichen sowie den mit ihnen verbundenen Papierkram auseinanderzuhalten. Wann immer eine neue Leiche eintraf, wurde sie als erstes mit einer Eingangsnummer versehen. Als nächstes band man ihr ein kleines Schildchen mit der Nummer um den großen Zeh.

Während Laurie auf das Wort »Eingangsnummer« starrte, stellte sie zu ihrer Überraschung fest, daß sie sich noch nie Gedanken darüber gemacht hatte, was es eigentlich bedeutete. Dabei verwendete sie es jeden Tag, ohne es je hinterfragt zu haben. Jede Notiz und jeder Bericht aus dem Labor, jeder Röntgenfilm, jeder Bericht der pathologischen Ermittler - einfach jedes interne Schriftstück trug die Eingangsnummer. In vielerlei Hinsicht war die Nummer sogar wichtiger als der Name der Leiche. Während sie über die eigentliche Bedeutung des Wortes »Eingang« nachgrübelte, kamen ihr unter anderem Worte wie »Zugang« oder »Zulieferung« in den Sinn. »Eingang« bezog sich also ganz konkret auf die Einlieferung der Leiche in das Gerichtsmedizinische Institut.

Sie suchte erneut die Nummern und Namen der Leichen heraus, die am Abend oder während der Nacht des vierten März abgeholt worden waren, der Nacht also, in der auch Franconis Leiche verschwunden war. Unter dem Tablett mit den Objektträgern fand sie den Zettel mit der Notiz: Dorothy Kline # 101455 und Frank Gleason # 100385. Nachdem sie so intensiv über die Bedeutung des Wortes »Eingangsnummer« nachgedacht hatte, fiel ihr jetzt etwas auf, das ihr vorher entgangen war. Die Eingangsnummer von Dorothy Kline war um mehr als tausend höher als die von Frank Gleason! Da die Nummern fortlaufend vergeben wurden, war dies äußerst seltsam. Laurie wußte in etwa, wie viele Leichen durch das Gerichtsmedizinische Institut geschleust wurden, deshalb schätzte sie, daß zwischen den Einlieferungen dieser beiden Leichname mehrere Wochen liegen mußten. Da Leichen normalerweise nie länger als ein paar Tage im Institut verblieben, kam ihr diese außergewöhnliche Zeitspanne merkwürdig vor. Sie gab die Eingangsnummer von Frank Gleason in ihren Computer ein. Es war seine Leiche gewesen, die das Spoletto Funeral Home abgeholt hatte. Die Information auf dem Bildschirm ließ sie

aus allen Wolken fallen. »Um Himmels willen«, schluckte sie.

Lou war bester Dinge. Entgegen dem romantischen Image, das die meisten Menschen vom Arbeitsalltag eines Detectives hatten, war es in Wirklichkeit äußerst zermürbend und undankbar, tagein, tagaus ermitteln und recherchieren zu müssen. Jetzt jedoch saß er gemütlich in seinem Büro und führte nützliche Telefongespräche; endlich einmal erschien ihm sein Job angenehm und erfüllend. Außerdem war es nett, sich mal wieder bei seinen alten Bekannten zu melden.

»Meine Güte, Soldano!« rief Mark Servert. Mark war Lous Kontaktperson bei der FAA in Oklahoma City. »Da hört man ein ganzes Jahr nichts von Ihnen, und heute rufen Sie mich schon zum zweiten Mal an! Sie scheinen da ja wirklich einem heißen Fall auf der Spur zu sein!«

»Der Fall ist wirklich einsame Klasse«, entgegnete Lou. »Aber ich habe noch eine Frage. Wie wir inzwischen herausgefunden haben, ist der G4-Flieger, über den wir vor ein paar Stunden gesprochen haben, am neunundzwanzigsten Januar von Lyon in Frankreich nach Teterboro in New Jersey geflogen. Allerdings ist der Mann, für den wir uns interessieren, den offiziellen Angaben zufolge nicht in Frankreich eingereist. Deshalb wüßten wir jetzt gerne, ob man irgendwie in Erfahrung bringen kann, wo die Maschine N69SU herkam, bevor sie in Lyon gelandet ist.«

»Eine knifflige Frage«, bemerkte Mark. »Ich weiß, daß die ICAO…«

»Einen Augenblick bitte«, unterbrach ihn Lou. »Ich kann mir diese verdammten Abkürzungen einfach nicht merken. Was bedeutet ICAO?«

»International Civil Aviation Organization«, erklärte Mark. »Die Internationale Verkehrsluftfahrtorganisation. Soweit ich weiß, registrieren sie da sämtliche Flüge, die nach Europa gehen oder die Europa verlassen.«

»Super«, freute sich Lou. »Kennen Sie da vielleicht irgend jemanden, den man fragen könnte?«

»Das schon«, erwiderte Mark. »Aber es würde Ihnen nicht viel nüt-

zen. Die ICAO bewahrt derartige Daten nur fünfzehn Tage lang auf, danach werden sie vernichtet.«

»Ist ja großartig«, bemerkte Lou mit einem sarkastischen Unterton.

»Das gleiche gilt für die europäische Flugsicherungszentrale in Brüssel«, fügte Mark hinzu. »Es gibt einfach zu viele Daten. Denken Sie nur an all die privaten Firmenflüge.«

»Und sonst gibt es keine Möglichkeit?« hakte Lou nach. »Da muß ich mal überlegen«, entgegnete Mark. »Wollen Sie mich vielleicht zurückrufen?« schlug Lou vor. »Ich bin noch etwa eine Stunde im Büro.«

»Okay«, entgegnete Mark, »eine gute Idee.« Lou wollte gerade auflegen, als Mark ihn zurückhielt, indem er seinen Namen in die Leitung brüllte. »Mir ist da gerade etwas eingefallen«, sagte Mark. »Es gibt eine Organisation mit dem Namen Central Flow Management. Sie unterhält Büros in Paris und Brüssel und ist für die Festlegung der Start- und Landezeiten zuständig. Dort wickelt man den gesamten europäischen Flugbetrieb ab, ausgenommen sind nur Österreich und Slowenien, aus welchen Gründen auch immer. Wenn die Maschine mit der Registriernummer N69SU also nicht aus Österreich oder Slowenien gekommen ist, müßte der Flugplan dort bekannt sein.«

»Kennen Sie zufällig jemanden, der bei dieser Organisation arbeitet?« fragte Lou.

»Nein«, erwiderte Mark. »Aber ich kenne jemanden, der dort jemanden kennt. Mal sehen, was ich für Sie tun kann.«

»Das wäre wirklich nett«, sagte Lou. »Tu' ich doch gern«, entgegnete Mark.

Lou legte auf und trommelte mit dem Bleistift auf seinem zerkratzten, ramponierten Metallschreibtisch herum. Die Tischplatte war von unzähligen Brandmalen übersät. Sie rührten von glimmenden Zigaretten her, die er im Eifer des Gefechts vergessen hatte. Er grübelte darüber nach, wie er die Firma Alpha Aviation ausfindig machen konnte. Als erstes rief er die Telefonauskunft in Reno an, doch wie er erwartet hatte, war Alpha Aviation nicht registriert. Als nächstes wählte er die Nummer der Polizeidienststelle von Reno. Er erklärte,

wer er war, und bat die Telefonistin, ihn mit seinem dortigen Kollegen, dem Leiter der Mordkommission, zu verbinden. Sein Name war Paul Hersey.

Nachdem sie ein wenig miteinander herumgeflachst hatten, faßte Lou seinem Kollegen in groben Zügen den Franconi-Fall zusammen. Dann fragte er ihn, ob er schon mal etwas von einer Firma namens Alpha Aviation gehört habe. »Nein«, erwiderte Paul, »nie gehört.«

»Die FAA behauptet, die Firma habe ihren Sitz in Reno, Nevada«, erklärte Lou.

»Kann schon sein«, entgegnete Paul. »Hier in Nevada ist es erheblich unkomplizierter als anderswo, eine neue Firma zu gründen. In Reno gibt es jede Menge teure Anwaltsfirmen, die sich ausschließlich mit der Gründung neuer Gesellschaften befassen.«

»Haben Sie eine Idee, wer mir vielleicht etwas über diese Firma sagen könnte?« fragte Lou.

»Versuchen Sie es mal in der Geschäftsstelle des Secretary of State von Nevada in Carson City«, schlug Paul vor. »Wenn Alpha Aviation wirklich in Nevada eingetragen ist, muß ein öffentlich zugängliches Schriftstück existieren. Oder sollen wir für Sie dort anrufen?«

»Danke, das mache ich lieber selber«, erwiderte Lou. »Ich weiß ja im Moment noch nicht einmal genau, was ich eigentlich alles wissen will.«

»Wir können Ihnen ja zumindest die Nummer raussuchen«, bot Paul an und legte für ein paar Sekunden den Hörer beiseite. Lou hörte, wie er einem seiner Mitarbeiter etwas zurief. Kurz darauf war er wieder am Apparat und gab ihm die Telefonnummer durch. »Normalerweise müßte man Ihnen dort weiterhelfen können. Falls Sie Probleme haben, können Sie mich gerne noch mal anrufen. Und wenn Sie in Carson City Unterstützung benötigen, wenden Sie sich am besten an Todd Arronson. Er ist der dortige Leiter der Mordkommission, und er ist ein netter Kerl.«

Ein paar Minuten später hatte Lou die Geschäftsstelle des Secretary of State von Nevada am Apparat. Eine Telefonistin stellte ihn zu einer Sachbearbeiterin durch, die sich von ihrer freundlichsten und kooperativsten Seite zeigte. Ihr Name war Brenda Whitehall.

Lou erklärte ihr, daß er so viel wie möglich über eine gewisse Firma namens Alpha Aviation herausfinden wolle, die angeblich ihren Sitz in Reno, Nevada, habe.

»Einen Augenblick bitte«, sagte Brenda. Lou hörte, wie sie den Namen in einen Computer eingab. »Ja, ich habe sie«, meldete sie sich kurz darauf. »Warten Sie, ich hole mir die Akte.« Lou legte die Beine auf den Schreibtisch und lehnte sich gemütlich zurück. Er verspürte einen beinahe unwiderstehlichen Drang, sich eine Zigarette anzuzünden, doch diesmal blieb er eisern.

»Da bin ich wieder«, meldete sich Brenda. Lou hörte, wie sie mit Papieren raschelte. »Was wollen Sie denn über die Firma wissen?«

»Was für Informationen haben Sie denn?« gab Lou die Frage zurück.

»Ich habe hier die Gründungsurkunde«, erwiderte Brenda. Es entstand eine kurze Pause, in der sie den Text überflog. Dann fügte sie hinzu: »Alpha Aviation ist eine Kommanditgesellschaft, und der unbeschränkt haftende Gesellschafter nennt sich Alpha Management.«

»Was heißt das im Klartext?« fragte Lou. »Ich bin nämlich weder Jurist noch Geschäftsmann.«

»Das heißt, daß die Kommanditgesellschaft Alpha Aviation von der Firma Alpha Management geführt wird«, erklärte Brenda geduldig.

»Haben Sie auch die Namen von irgendwelchen Personen?« wollte Lou wissen.

»Natürlich«, erwiderte Brenda. »In der Gründungsurkunde müssen die Namen und Anschriften der Geschäftsführer, des Firmenvertreters, an dessen Anschrift Gerichtsdokumente zugestellt werden sollen, sowie der Komplementär und die Kommanditisten genannt sein.«

»Klingt gut«, bemerkte Lou. »Würden Sie mir die Namen bitte verraten?« Wieder hörte Lou Brenda in den Seiten blättern.

»Hmm«, grummelte sie. »Seltsamerweise habe ich hier nur einen einzigen Namen und auch nur eine Adresse.«

»Soll das heißen, daß eine Person all diese Posten innehat?«

»Ich kann jedenfalls keine weiteren Namen finden«, erwiderte Brenda.

»Okay«, sagte Lou und legte sich ein Blatt Papier zurecht. »Wie lautet der Name?«

»Samuel Hartman von der Firma Wheeler, Hartman, Gottlieb und Sawyer. Die Anschrift lautet: Rodeo Drive 8 in Reno.«

»Klingt nach einer Anwaltskanzlei«, stellte Lou fest. »Richtig«, entgegnete Brenda. »Der Name kommt mir bekannt vor.«

»Damit komme ich leider doch nicht weiter«, resignierte Lou. Einer Anwaltskanzlei irgendwelche Informationen zu entlocken, war so gut wie ausgeschlossen.

»In Nevada werden viele Firmen nach diesem Schema gegründet«, erklärte Brenda. »Aber ich kann ja mal nachsehen, ob irgendwelche Änderungen vermerkt sind.« Lou dachte bereits daran, Paul noch einmal zurückzurufen und ihn zu bitten, ihm Informationen über die Kanzlei von Samuel Hartman zu besorgen, als Brenda vor sich hin murmelte, daß sie möglicherweise doch noch etwas Interessantes entdeckt habe. »Es wurden tatsächlich ein paar Änderungen eingetragen«, erklärte sie. »Mr. Hartman ist während der ersten Vorstandssitzung als Vorsitzender und Geschäftsführer von Alpha Management zurückgetreten. Er wurde durch die Ernennung von Frederick Rouse ersetzt.«

»Haben Sie von diesem Mr. Rouse auch eine Adresse?« fragte Lou.

»Ja«, erwiderte Brenda. »Er ist Leiter des Finanzwesens bei der GenSys Corporation, und diese Firma hat ihren Sitz am Kendall Square 150 in Cambridge, Massachusetts.« Lou notierte sich die Daten und bedankte sich bei Brenda. Er wußte ihre Hilfsbereitschaft wohl zu schätzen, denn er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß man ihn in der New Yorker Geschäftsstelle des Secretary of State in Albany ähnlich zuvorkommend bedient hätte.

Er hatte schon den Hörer in der Hand, um Jack anzurufen und ihm mitzuteilen, wem das Flugzeug gehörte, als es klingelte. Es war Mark Servert.

»Sie haben wirklich Glück«, meldete er sich. »Mein Bekannter hatte zufällig gerade Dienst, als ich angerufen habe. Sie wissen schon: der Bekannte, der jemanden von Central Flow Management in Europa kennt. Er scheint genau der richtige Mann für Ihre Frage zu sein.

Er arbeitet nämlich auf dem Kennedy Airport und ist dort unter anderem dafür zuständig, den Verkehr über den Nordatlantik zu dirigieren. Deshalb redet er ständig mit den Leuten von Central Flow Management und konnte Ihre, den neunundzwanzigsten Januar betreffende Frage direkt in den Computer eingeben. Offenbar hatte er die Antwort sofort auf dem Bildschirm: Die Maschine N69SU kam aus Bata in Äquatorialguinea, bevor sie in Lyon gelandet ist.«

»Das gibt's doch nicht!« rief Lou. »Wo ist das denn?«

»Fragen Sie mich was Leichteres«, entgegnete Mark. »Spontan würde ich auf Westafrika tippen.«

»Seltsam ist auch, daß das Flugzeug sofort nach der Landung in Lyon per Funk eine Starterlaubnis für den Weiterflug nach Teterboro in New Jersey erbeten hat«, fügte Mark hinzu. »Es scheint auf der Rollbahn geblieben zu sein, bis die Starterlaubnis erteilt wurde.«

»Vielleicht haben sie nur aufgetankt«, vermutete Lou. »Könnte sein«, entgegnete Mark. »Aber selbst dann würde man eher um einen durchgehenden Flugplan mit Zwischenstopp in Lyon bitten, als sich zwei unterschiedliche Flugpläne zuweisen zu lassen. Wenn sie Pech gehabt hätten, hätten sie stundenlang in Lyon warten müssen. Sie haben es bewußt darauf ankommen lassen.«

»Vielleicht haben sie sich kurzfristig umentschieden«, schlug Lou vor.

»Schon möglich«, stimmte Mark ihm zu. »Oder sie wollten vertuschen, daß sie aus Äquatorialguinea gekommen sind«, mutmaßte Lou.

»Auf die Idee wäre ich nie gekommen«, sagte Mark. »Aber vermutlich sind deshalb auch Sie ein genialer Detective und ich nur ein langweiliger FAA-Bürokrat.«

Lou lachte. »Genial bin ich wohl kaum. Ich fürchte sogar, daß mein Job mich zynisch und mißtrauisch gemacht hat.«

»Immer noch besser als langweilig«, entgegnete Mark. Lou bedankte sich bei seinem alten Freund. Bevor er auflegte, versprachen sie sich gegenseitig, sich bald wieder einmal zu treffen.

Dann saß er ein paar Minuten da und grübelte darüber nach, warum zum Teufel sich ein Mafiaboß der mittleren Führungsebene aus

Queens, New York, von einem zwanzig Millionen Dollar teuren Privatjet aus einem afrikanischen Land zurücktransportieren ließ, von dem er noch nie zuvor gehört hatte. So ein abgelegenes Dritte-Welt-Land war bestimmt kein medizinisches Mekka, das jemanden anziehen konnte, sich ausgerechnet dort einer hochkomplizierten Operation wie einer Lebertransplantation zu unterziehen.

Nachdem Laurie die Eingangsnummer von Frank Gleasons Leiche in den Computer eingegeben hatte, grübelte sie eine Weile über die offenkundige Unstimmigkeit nach. Vor allem versuchte sie sich darüber klarzuwerden, welche Bedeutung die Information im Zusammenhang mit dem Verschwinden von Franconis Leichnam haben konnte. Allmählich nahm in ihrem Kopf eine Idee Gestalt an.

Plötzlich sprang sie auf und fuhr hinunter in die Leichenhalle, um noch einmal mit Marvin zu sprechen. Da sie ihn nicht in seinem Büro antraf, sah sie im Kühlraum nach, wo sie ihn auch tatsächlich fand. Er war gerade dabei, die Bahren der für den späteren Abtransport bestimmten Leichen in die richtige Reihenfolge zu bringen.

Als Laurie den Raum betrat, kam in ihr die Erinnerung an eine furchtbare Szene hoch, die sich während der Cerino-Äffäre in genau diesem begehbaren Kühlraum abgespielt hatte. Da sie sich äußerst unwohl fühlte, wollte sie lieber gar nicht erst versuchen, sich im Kühlraum mit Marvin zu unterhalten. Sie bat ihn statt dessen, ins Büro der Leichenhalle zu kommen, sobald er seine Arbeit beendet habe.

Fünf Minuten später war Marvin da. Er deponierte einen Stapel Papiere auf dem Schreibtisch, ging zum Waschbecken in der Ecke des Zimmers und wusch sich die Hände. »Ist alles in Ordnung?« fragte Laurie, um irgend etwas zu sagen.

»Ich denke schon«, erwiderte Marvin und setzte sich an den Schreibtisch, um die Papiere der Leichen in die Reihenfolge zu bringen, in der sie abgeholt werden sollten.

»Nachdem ich vorhin mit Ihnen gesprochen habe, ist mir etwas ziemlich Überraschendes aufgefallen«, sagte Laurie und kam damit direkt auf ihr Anliegen zu sprechen.

»Was denn?« fragte Marvin. Er war mit dem Sortieren fertig und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Ich habe die Eingangsnummer von Frank Gleason in den Computer eingegeben«, erklärte Laurie. »Dabei habe ich festgestellt, daß seine Leiche schon vor mehr als zwei Wochen bei uns eingeliefert wurde. Außerdem war der Nummer kein Name zugewiesen. Es handelte sich also um einen nicht identifizierten Toten!«

»Ach du Scheiße!« rief Marvin. Als er merkte, was ihm gerade herausgerutscht war, fügte er schnell hinzu: »Ich wollte sagen, das haut mich um.«

»Mich auch«, entgegnete Laurie. »Ich habe schon versucht, Dr. Besserman zu erreichen. Er hat die Autopsie durchgeführt. Ich wollte ihn fragen, ob die Leiche vielleicht erst kürzlich als Frank Gleason identifiziert wurde, aber er ist nicht in seinem Büro. Finden Sie es eigentlich komisch, daß Mike Passano offenbar nicht wußte, daß die Leiche im Computer noch immer als nicht identifiziert ausgewiesen war?«

»Nein, nicht unbedingt«, erwiderte Marvin. »Das könnte mir genausogut passieren. Wir geben die Eingangsnummer ja eigentlich nur ein, um festzustellen, ob die Leiche auch freigegeben ist. Um den Namen kümmern wir uns im Grunde genommen überhaupt nicht.«

»Das hatten Sie mir bereits erklärt«, stellte Laurie fest. »Aber Sie haben noch etwas gesagt, über das ich die ganze Zeit nachdenken mußte. Wie Sie erwähnt haben, holen Sie die abholbereiten Leichen nicht immer selber aus dem Kühlraum, sondern lassen dies manchmal die Leute von den Bestattungsinstituten tun.«

»Manchmal ja«, entgegnete Marvin. »Aber das kommt nur vor, wenn das betreffende Institut gleich zwei Leute zum Abholen schickt und wenn die beiden zudem schon ein paarmal hier gewesen sind und unsere Verfahrensweise kennen. Dadurch können wir die Prozedur ein bißchen beschleunigen. Einer von den beiden holt die Leiche aus dem Kühlraum, während der andere mit mir den Papierkram erledigt.«

»Wie gut kennen Sie Mike Passano?« wollte Laurie wissen.

»Nicht besser und nicht schlechter als die anderen Kollegen hier

unten«, erwiderte Marvin.

»Wir beide kennen uns jetzt seit sechs Jahren«, stellte Laurie fest. »Ich würde uns als Freunde bezeichnen.«

»Ja«, stimmte Marvin zu. »Das kann man wohl so nennen.«

»Ich möchte Sie als Freund um einen Gefallen bitten«, fuhr Laurie fort. »Aber Sie sollen es nur tun, wenn Sie sich dabei nicht unwohl fühlen.«

»Was denn?« wollte Marvin wissen.

»Ich möchte Sie bitten, Mike Passano anzurufen und ihm mitzuteilen, daß ich herausgefunden habe, daß es sich bei einer der Leichen, die er in der Nacht der Entführung der Franconi-Leiche hat abtransportieren lassen, um einen unidentifizierten Toten gehandelt hat.«

»Das wäre aber total merkwürdig«, wandte Marvin ein. »Aus welchem Grund sollte ich ihn wohl anrufen, anstatt zu warten, bis er wieder Dienst hat?«

»Sagen Sie ihm einfach, daß Sie es gerade erfahren haben - was im übrigen sogar stimmt«, entgegnete Laurie. »Und erinnern Sie ihn daran, daß er an dem betreffenden Abend und in der Nacht doch Dienst hatte und daß Sie ihm deshalb lieber Bescheid geben wollten.«

»Ich weiß nicht«, grummelte Marvin wenig überzeugt vor sich hin.

»Wenn Sie ihn informieren, klingt es in seinen Ohren nicht wie eine Anschuldigung«, erklärte Laurie, »und genau das ist mir wichtig. Wenn ich hingegen mit ihm spreche, fühlt er sich gleich wieder unter Druck gesetzt. Und ich würde wirklich gerne wissen, wie er reagiert, wenn er sich nicht in die Enge getrieben fühlt. Was aber noch wichtiger ist - ich möchte, daß Sie ihn fragen, ob das Spoletto Funeral Home an jenem Abend zwei Leute geschickt hat, und wenn ja, ob er sich daran erinnert, wer die Leiche aus dem Kühlraum geholt hat.«

»Klingt ganz so, als sollte ich ihn in eine Falle locken«, beklagte sich Marvin.

»Ich sehe das anders«, widersprach Laurie. »Sie geben ihm vielmehr eine Chance, seine Unschuld zu beweisen. Ich gehe nämlich davon aus, daß es die Spoletto-Leute waren, die Franconis Leiche entführt haben.«

»Es ist mir äußerst unangenehm, ihn deshalb anzurufen«, stellte Marvin klar. »Er ahnt doch sofort, daß da irgend etwas im Busch ist. Warum sprechen Sie ihn nicht selber darauf an?«

»Das habe ich Ihnen doch gerade erklärt«, erwiderte Laurie. »Dann fühlt er sich sofort unter Druck gesetzt. Als ich ihm letztes Mal ein paar vage Fragen gestellt habe, ist er gleich ausgerastet. Aber okay - wenn Sie partout nicht wollen, lassen Sie's. Dann möchte ich Sie wenigstens bitten, mir bei einer kleinen Durchsuchung zu helfen.«

»Wie bitte?« fragte Marvin. Er verlor allmählich die Geduld. »Können Sie mir eine Aufstellung sämtlicher Kühlfächer ausdrucken, die zur Zeit belegt sind?« wollte Laurie wissen. »Klar«, erwiderte Marvin. »Das ist kein Problem.«

»Dann tun Sie das bitte«, forderte Laurie ihn auf und zeigte auf den Computer. »Und wenn Sie schon dabei sind, können Sie auch gleich zwei Exemplare ausdrucken.« Marvin zuckte mit den Achseln und setzte sich vor den Bildschirm. Obwohl er nur mit zwei Fingern tippte, spuckte der Computer die von Laurie gewünschte Liste umgehend aus. Marvin gab einen Druckbefehl ein und überreichte Laurie dann die beiden Seiten.

»Hervorragend«, bedankte sich Laurie und warf einen Blick auf die Liste. »Gehen wir!« Sie verließ das Büro und gab Marvin durch einen Wink zu verstehen, daß er ihr folgen solle. Sie gingen über einen Flur mit fleckigem Zementfußboden zur Mitte der Leichenhalle, wo sich wie auf einer Art Insel die Kühlfächer befanden, in denen die Leichen vor ihrer jeweiligen Obduktion aufbewahrt wurden. Die Kühlfächer waren sowohl an der vorderen als auch an der hinteren Seite dieser Anlage angebracht.

Laurie reichte Marvin eine der Listen.

»Ich möchte, daß wir in jedes Kühlfach, das laut Ihrer Liste nicht belegt ist, einen kurzen Blick werfen«, erklärte Laurie. »Ich nehme mir diese Seite vor, Sie nehmen die andere.« Marvin verdrehte die Augen, nahm die Liste entgegen und legte los. Er öffnete ein Fach nach dem anderen, warf einen kurzen Blick hinein und schlug es wieder zu. Laurie ging auf die andere Seite und tat es ihm gleich. »Oh!« rief Marvin plötzlich nach fünf Minuten. Laurie hielt inne.

»Was ist los?«

»Kommen Sie mal rüber«, rief Marvin.

Laurie ging um die Insel herum. Marvin stand am anderen Ende vor einem geöffneten Kühlfach und kratzte sich am Kopf, während er auf seine Liste starrte. »Dieses Fach sollte eigentlich leer sein«, sagte er. Laurie warf einen Blick hinein und spürte, wie ihr Herz zu rasen begann. In dem Fach lag eine nackte männliche Leiche, die kein Schild um den großen Zeh trug. Die Nummer des Fachs lautete vierundneunzig; es war also nicht allzuweit von Nummer einhundertelf entfernt, dem Fach, in dem Franconi ein paar Tage zuvor hatte aufbewahrt werden sollen. Marvin zog die Rollbahre heraus, woraufhin die Stille der verlassenen Leichenhalle von den ratternden Kugellagern erschüttert wurde. Bei der Leiche handelte es sich um einen Mann mittleren Alters, der an den Beinen und am Torso erhebliche Verletzungen aufwies.

»Damit wäre also auch das geklärt«, stellte Laurie fest. In ihrer Stimme schwang eine Mischung aus Triumph, Wut und Angst mit. »Das hier ist unsere bislang nicht identifizierte Leiche. Ein Unfall mit Fahrerflucht auf dem FDR Drive.«

Jack trat aus dem Fahrstuhl und hörte sofort das penetrante Klingeln eines Telefons. Während er auf sein Büro zusteuerte, wurde ihm klar, daß es sein eigenes sein mußte, denn nur er ließ seine Tür immer einen Spalt offenstehen. Er beschleunigte seinen Schritt und rutschte kurz vorm Ziel beinahe auf dem Vinyl-Fußboden aus. Gerade noch rechtzeitig nahm er den Hörer ab. Es war Lou.

»Wo, zum Teufel, sind Sie denn die ganze Zeit gewesen?« meldete er sich.

»Im University Hospital«, erwiderte Jack. »Es hat leider etwas länger gedauert.« Nachdem er Dr. Malovar um seine Meinung gebeten hatte, hatte der alte Mann ihm einige Objektträger gezeigt, mit denen er sich gerade beschäftigte, und Jack hatte sich nicht getraut, ihn abzuweisen.

»Ich habe im Viertelstundentakt bei Ihnen angerufen«, beschwerte sich Lou. »Tut mir leid«, entgegnete Jack.

»Ich halte es kaum noch aus, Ihnen endlich zu erzählen, was ich rausgefunden habe«, sagte Lou. »Dieser Fall ist wirklich so seltsam wie kein anderer.«

»Das ist mir nichts Neues«, bemerkte Jack trocken. »Was haben Sie denn nun rausbekommen?«

Plötzlich nahm Jack aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr. Er drehte sich um und sah Laurie in der Tür stehen. Sie sah alles andere als normal aus. Ihre Augen glänzten, sie war kreideweiß und hatte ihre Lippen fest zusammengepreßt. »Warten Sie mal eine Sekunde!« unterbrach Jack Lou. »Laurie, was ist los?«

»Ich muß mit dir reden«, brachte sie stammelnd hervor. »Kein Problem«, entgegnete Jack. »Kannst du noch zwei Minuten warten?« fragte er und zeigte auf den Hörer. »Nein!« schrie Laurie. »Ich will jetzt mit dir reden!«

»Ist ja schon gut«, versuchte Jack sie zu beruhigen. Sie war mit den Nerven am Ende, das war mehr als deutlich. »Hören Sie mal, Lou«, sagte Jack in den Hörer. »Laurie ist gerade reingekommen, und sie scheint völlig aus dem Häuschen zu sein. Ich rufe Sie gleich zurück.«

»Warte mal!« rief Laurie dazwischen. »Sprichst du gerade mit Lou Soldano?«

»Ja«, erwiderte Jack zögernd. Für einen Augenblick überkam ihn der irrationale Gedanke, daß Laurie so überreizt war, weil er mit Lou redete. »Wo ist er?« wollte Laurie wissen.

Jack zuckte mit den Achseln. »In seinem Büro, nehme ich an.«

»Frag ihn!« fuhr Laurie ihn an.

Jack stellte seine Frage. Lou antwortete mit einem Ja, woraufhin Jack Laurie zunickte. »Er ist in seinem Büro.«

»Sag ihm, daß wir gleich bei ihm vorbeikommen«, befahl sie. Jack zögerte. Er war verwirrt.

»Nun sag’s ihm schon!« wiederholte Laurie. »Wir fahren sofort los.«

»Haben Sie gehört, was Laurie gesagt hat?« fragte Jack in den Hörer, während Laurie in ihr eigenes Büro stürzte. »Ja«, erwiderte Lou. »Was ist denn bloß los?«

»Wenn ich das wüßte«, sagte Jack. »Sie ist gerade hier reingeplatzt.

Entweder ich rufe Sie gleich zurück, oder wir sind in ein paar Minuten bei Ihnen.«

»Okay«, entgegnete Lou. »Ich warte.«

Jack legte den Hörer auf und lief hinaus auf den Flur. Laurie kam ihm bereits entgegen und versuchte sich im Gehen den Mantel anzuziehen. Während sie an ihm vorbei auf den Fahrstuhl zustürmte, fixierte sie ihn mit ihren scharfen Augen. Er lief hinter ihr her, um sie einzuholen.

»Was ist passiert?« fragte er vorsichtig. Er hatte Angst, sie noch mehr aus der Fassung zu bringen.

»Ich bin mir zu neunundneunzig Prozent sicher, wie Franconis Leiche aus dem Institut geschafft wurde«, erklärte sie wütend. »Dabei sind mir zwei Dinge klargeworden: Zum einen muß das Spoletto Funeral Home in die Sache verwickelt sein, und zum anderen muß auf jeden Fall einer unserer Mitarbeiter bei der Entführung geholfen haben. Um die Wahrheit zu sagen - ich weiß im Moment nicht, was mich mehr beunruhigt.«

»Mann, ist das heute wieder ein Chaos auf den Straßen«, sagte Franco Ponti zu Angelo Facciolo. »Ich bin froh, daß wir nach Manhattan rein- und nicht hinausfahren.« Franco und Angelo saßen in Francos schwarzem Cadillac und fuhren auf der Queensboro Bridge in Richtung Westen. Es war halb sechs - Höhepunkt der Rush-hour. In ihrem eleganten Outfit sahen sie aus, als wären sie unterwegs zu einem feudalen Dinner.

»In welcher Reihenfolge sollen wir es machen?« fragte Franco. Angelo zuckte mit den Schultern. »Nehmen wir uns die Dame zuerst vor«, sagte er und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen. »Du freust dich schon darauf, hab' ich recht?« wollte Franco wissen.

Angelo runzelte die Stirn, soweit seine vernarbte Gesichtshaut das zuließ. »Ich warte seit fünf Jahren darauf, dieser Schlampe einen professionellen Besuch abzustatten«, erwiderte er. »Ich hatte schon gar nicht mehr zu hoffen gewagt, daß ich tatsächlich noch einmal dazu komme.«

»Du weißt ja wohl, daß wir uns strikt an die Anweisungen vom Boß

zu halten haben«, erinnerte ihn Franco. »Und zwar bis ins letzte Detail.«

»Cerino war nie so kleinlich«, entgegnete Angelo. »Er hat uns einfach irgendeinen Job übertragen, und wie wir die Sache dann durchgezogen haben, war ihm völlig egal.«

»Genau deshalb sitzt Cerino auch im Knast, während Vinnie den Laden schmeißt«, stellte Franco klar. »Ich hab' eine Idee«, wechselte Angelo das Thema. »Was hältst du davon, wenn wir als erstes nachsehen, wie und wo dieser Jack Stapleton eigentlich wohnt. In der Wohnung von Laurie Montgomery bin ich schon mal gewesen, deshalb weiß ich, wie wir problemlos bei ihr reinkommen. Die andere Adresse hingegen macht mich neugierig. West 106th Street - das ist nicht gerade die Gegend, in der man einen Doc vermuten würde.«

»Ist wahrscheinlich gar keine dumme Idee, mal eben da vorbeizufahren«, stimmte Franco zu.

Als sie in Manhattan angelangt waren, fuhr Franco auf der 59th Street in westlicher Richtung weiter. Er umrundete das südliche Ende des Central Parks und bog dann in die Central Park West ein, um nach Norden zu gelangen. Angelo rief sich währenddessen jenen verhängnisvollen Tag am Pier der American Fresh Fruit Company in Erinnerung, als Laurie die Explosion verursacht hatte. Er hatte zwar seit seiner Kindheit Hautprobleme gehabt, doch erst die Verbrennungen, für die er allein Laurie Montgomery verantwortlich machte, hatten ihn zu dem Monstrum gemacht, als das er sich selber betrachtete.

Franco hatte irgend etwas gesagt, doch Angelo war so in seine finsteren Gedanken vertieft, daß Franco seinen Satz wiederholen mußte.

»Ich kann mir gut vorstellen, daß du es dieser Laurie Montgomery gerne mal so richtig zeigen würdest«, sagte er. »So würde es mir jedenfalls gehen.«

Angelo lachte einmal kurz und häßlich auf. Dabei hob er unbewußt den linken Arm, um sich die beruhigende Gewißheit zu verschaffen, daß die Walther TPH Automatik nach wie vor in seinem Schulterhalfter steckte.

Franco bog links in die 106th Street ein. Sie fuhren an einem Sport-

platz vorbei, auf dem sich jede Menge Leute tummelten. Am meisten war auf dem Basketball-Court los; am Spielfeldrand standen jede Menge Zuschauer und beobachteten das Spiel.

»Das Haus muß auf der linken Seite sein«, sagte Franco. Angelo warf einen Blick auf den Zettel, auf dem er sich Jacks Adresse notiert hatte. »Da vorne ist es. Das Haus mit dem verschnörkelten Dach.«

Franco fuhr langsamer und parkte gegenüber von Jacks Haus in zweiter Reihe. Sofort begann hinter ihnen ein Auto zu hupen. Franco kurbelte die Fensterscheibe herunter und gab dem Fahrer durch ein Handzeichen zu verstehen, daß er vorbeifahren solle, was der Mann auch tat, jedoch nicht ohne ein paar wüste Beschimpfungen loszulassen. Franco schüttelte den Kopf. »Hast du den Typen gehört? In dieser Stadt hat wirklich keiner mehr Manieren.«

»Warum sich ein Arzt wohl ausgerechnet diese Gegend aussucht«, grübelte Angelo laut vor sich hin, während er das Haus, in dem Jack lebte, durch die Windschutzscheibe ins Visier nahm.

»Keine Ahnung«, entgegnete Franco und schüttelte erneut den Kopf. »Sieht aus wie eine Bruchbude.«

»Amendola hat ja gesagt, daß dieser Stapleton ein seltsamer Typ ist«, erklärte Angelo. »Angeblich fährt er jeden Tag mit dem Fahrrad von hier bis runter zur Leichenhalle an der Ecke First Avenue und 30th Street.

»Das gibt’s doch gar nicht!« staunte Franco. »Hat Amendola aber behauptet«, sagte Angelo. »Die ganze Gegend hier sieht aus wie ein verdammter Schrottplatz«, stellte Franco fest, während er sich aufmerksam umsah.

»Vielleicht steht unser Doc auf Drogen.« Angelo öffnete die Autotür und stieg aus.

»Wo willst du hin?« wollte Franco wissen.

»Ich sehe nur mal nach, ob er auch wirklich hier wohnt«, erwiderte Angelo. »Wie Amendola gesagt hat, liegt seine Wohnung im dritten Stock auf der Hinterseite des Gebäudes. Ich bin in zwei Minuten zurück.«

Angelo ging um das Auto herum, wartete, bis er die Straße überqueren konnte, und steuerte auf die Treppe zu, die zu Jacks Haustür

hinaufführte. Vorsichtig stieß er die Außentür auf und warf einen Blick auf die Briefkästen, von denen die meisten zerbrochen waren. Kein einziger verfügte über ein funktionierendes Schloß.

Beim hastigen Durchstöbern der Post entdeckte er einen Katalog, der an Jack adressiert war. Er legte den gesamten Stapel zurück und versuchte als nächstes, die Tür zum Treppenhaus zu öffnen. Sie war nicht verschlossen.

Als er den Flur betrat, verschlug es ihm den Atem. In der Luft hing ein unangenehmer, muffiger Geruch. Auf der Treppe lag Müll herum, die Farbe blätterte von den Wänden, die Birnen in dem einst stilvollen Kronleuchter waren fast alle kaputt. Im ersten Stock angelangt, hörte er gedämpftes Gebrüll, das von einem Familienstreit herrührte. Angelo grinste zufrieden. Jack Stapleton eine Lektion zu erteilen, war für Franco und ihn ein Kinderspiel. Das ganze Mietshaus sah aus wie eine heruntergekommene Drogenhöhle.

Er verließ das Haus wieder und musterte die Fassade. Er wollte herausfinden, welcher der unterirdischen Durchgänge zu Jacks Gebäudeteil gehörte. Jeder Trakt verfügte über einen eigenen abgesenkten Gang, der über eine Treppe in die jeweiligen Hinterhöfe führte.

Nachdem er sich für einen der Gänge entschieden hatte, marschierte er flotten Schrittes hindurch und bemühte sich, den Pfützen und dem herumliegenden Müll so gut es ging auszuweichen, um seine Bruno-Magli-Schuhe nicht zu ruinieren. Im Hinterhof türmte sich allerhand Schrott, unter anderem ein kaputter und verrotteter Zaun, vergammelte Matratzen und jede Menge alte Reifen. Angelo bahnte sich einen Weg durch den Müll und nahm die Feuertreppe ins Visier. Im dritten Stock gab es von zwei Fenstern aus Zugang zu der Treppe. In keinem der Fenster brannte Licht. Stapleton war also nicht zu Hause. Angelo kehrte zurück zum Auto und stieg ein.

»Na?« fragte Franco.

»Er wohnt tatsächlich hier«, sagte Angelo. »Von innen sieht das Gebäude übrigens noch schlimmer aus als von außen, auch wenn man sich das kaum vorstellen kann. Es ist nicht einmal abgeschlossen. Im ersten Stock hat sich ein Paar lauthals gestritten, und in der anderen Wohnung war der Fernseher bis zum Anschlag aufgedreht.

Das Haus ist ein einziges Loch, aber für unser Vorhaben ist es bestens geeignet. Es wird ein Kinderspiel sein.«

»Das höre ich gerne«, bemerkte Franco. »Willst du immer noch die Frau zuerst besuchen?«

Angelo grinste. »Das sollte ich mir schon gönnen.« Franco startete den Wagen und fuhr zunächst auf der Columbus Avenue in Richtung Süden. Dann nahm er den Broadway und durchquerte Manhattan. Als er die Second Avenue erreichte, war es nur noch ein Katzensprung bis zur 19th Street. Diesmal brauchte Angelo nicht auf seinen Zettel zu sehen. Er fand Lauries Haus ohne Schwierigkeiten. Franco entdeckte eine günstige Parkbucht, vor der natürlich ein Verbotsschild prangte, und stellte den Wagen ab.

»Meinst du wirklich, wir sollen die Hintertreppe nehmen?« fragte er und nahm das Gebäude in Augenschein.

»Ja«, erwiderte Angelo. »Dafür sprechen sogar mehrere Gründe. Sie wohnt in der vierten Etage, aber ihre Fenster gehen alle nach hinten raus. Um festzustellen, ob sie überhaupt da ist, müssen wir also sowieso in den Hinterhof. Außerdem hat sie eine äußerst neugierige Nachbarin, die die vordere Wohnung bewohnt. Wie du siehst, brennt bei ihr Licht. Als ich damals bei der Montgomery vor der Wohnungstür stand, hat diese neugierige Alte zweimal ihre Tür aufgemacht und mich blöde angeglotzt. Außerdem hat die Montgomery-Wohnung Zugang zur Hintertreppe und die führt direkt bis nach unten in den Hof. Ich kenne mich da bestens aus, diese Treppe haben wir damals nämlich auch genommen.«

»Okay«, sagte Franco. »Du hast mich überzeugt. Worauf warten wir noch?«

Sie stiegen aus. Angelo öffnete die hintere Tür und holte seine Werkzeugtasche heraus, in der sich diverse Geräte zum Knacken von Schlössern befanden, unter anderem eine Halligan-Brechstange, mit der normalerweise Feuerwehrleute im Notfall die Türen aufbrachen.

Durch einen Verbindungsgang gelangten sie in den Hinterhof. »Wie ich gehört habe, ist diese Laurie dir und Tony Ruggerio damals entkommen«, bemerkte Franco. »Zumindest kurzfristig. Muß ja ein ganz schön gerissenes Mädel sein.«

»Erinnere mich bloß nicht daran«, stöhnte Angelo. »Wenn es mal wirklich darauf ankam, konnte Tony einem eine ganz schöne Last am Bein sein.«

Der Hinterhof war ein Labyrinth aus vernachlässigten Gärten. Franco und Angelo arbeiteten sich so weit vor, bis sie zum vierten Stock hinaufsehen konnten. Die Fenster waren alle dunkel.

»Sieht so aus, als ob wir noch ein bißchen Zeit hätten, ihr eine schöne Heimkehr zu bescheren«, bemerkte Franco. Angelo gab keine Antwort. Statt dessen steuerte er mit seiner Werkzeugtasche auf die metallene Feuertür zu, die zur Hintertreppe führte. Während Franco die Taschenlampe hervorholte, streifte er sich ein Paar enganliegende Lederhandschuhe über. Seine Hände zitterten vor Aufregung und Vorfreude. Nach fünf Jahren schwelender Wut auf Laurie Montgomery sollte er ihr nun endlich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Das Schloß ließ sich nicht ohne weiteres öffnen, doch als er sich zusammennahm und sich konzentrierte, sprang die Tür auf. In der vierten Etage angelangt, versuchte Angelo gar nicht erst, Lauries Sicherheitsschlösser mit seinen Werkzeugen zu knacken. Statt dessen nahm er gleich die schwere Brechstange zur Hand und machte kurzen Prozeß. Es krachte einmal dumpf, und zwanzig Sekunden später waren sie in Lauries Wohnung. Zunächst verharrten die beiden Männer für ein paar Minuten regungslos in der Speisekammer und lauschten. Sie wollten sichergehen, daß sie mit ihrem Lärm keinen der übrigen Hausbewohner auf sich aufmerksam gemacht hatten.

»O Gott!« zischte Franco plötzlich. »Irgend etwas hat gerade mein Bein berührt!«

»Was ist los?« wollte Angelo wissen. Eigentlich hatte er mit keinerlei Überraschungen gerechnet. Sein Herz begann sofort zu rasen.

»Es war nur eine verdammte Katze«, entgegnete Franco erleichtert. Die beiden hörten sie in der Dunkelheit schnurrend um ihre Beine streichen.

»Haben wir ein Glück!« grinste Angelo. »Da können wir unserem Besuch ja sogar eine ganz besondere Note verleihen. Bring die Katze mit.«

Langsam tasteten sie sich von der Speisekammer durch die dunkle

Küche zum Wohnzimmer vor. Dort angelangt, konnten sie schon viel besser sehen, da die nächtliche Beleuchtung der Stadt durch die Fenster fiel und den Raum ein wenig erhellte.

»So weit, so gut«, bemerkte Angelo.

»Jetzt müssen wir nur noch warten, bis sie kommt«, sagte Franco. »Ich kann mal nachsehen, ob sie Wein oder Bier im Kühlschrank hat. Worauf hast du Appetit?«

»Ein Bier wäre nicht schlecht«, erwiderte Angelo.

Im Polizeirevier mußten Laurie und Jack sich zunächst Besucher-Anstecker besorgen und einen Metalldetektor passieren, bevor sie zu Lous Büro hinauffahren durften. Lou erwartete sie schon am Fahrstuhl.

Als erstes nahm er Laurie bei den Schultern, sah ihr in die Augen und fragte sie, was passiert sei.

»Ist alles okay«, sagte Jack und klopfte Lou auf den Rücken. »Sie ist schon wieder ganz die alte - die Vernunft und Ruhe in Person.«

»Stimmt das?« fragte Lou und musterte Laurie eindringlich. Laurie mußte einfach lachen, als Lou sie so gründlich unter die Lupe nahm.

»Jack hat recht«, versicherte sie ihm. »Mir geht’s prima, und ich schäme mich schon dafür, daß ich so einen Wirbel veranstaltet habe.«

Lou seufzte vor Erleichterung. »Ich bin froh, daß ihr hier seid. Dann wollen wir uns mal in mein Gemach begeben«, schlug er vor und führte Jack und Laurie in sein Büro. »Ich kann euch sogar einen Kaffee anbieten«, sagte er, »aber ich rate dringend davon ab. Um diese Zeit ist er schon so abgestanden und stark, daß man die Abwasserleitungen damit reinigen könnte - zumindest behaupten das unsere Hausmeister.«

»Wir wollen keine Umstände machen«, entgegnete Laurie und setzte sich.

Jack setzte sich ebenfalls. Dann sah er sich in dem spartanisch eingerichteten Büro um und schauderte. Das letzte Mal hatte er hier vor etwa einem Jahr gesessen, nachdem er gerade einem Mordanschlag entkommen war.

»Ich glaube, ich habe herausgefunden, wie Franconis Leiche aus unserem Institut entführt wurde«, begann Laurie. »Du hast mich zwar vor kurzem noch belächelt, als ich das Spoletto Funeral Home in Verdacht hatte, aber ich bin ziemlich sicher, daß du deine vorwitzige Bemerkung zurücknehmen mußt. Es scheint mir dringend geboten, daß du die Sache übernimmst.« Laurie legte in groben Umrissen dar, was ihrer Meinung nach geschehen war. Sie erklärte Lou, daß irgendein Mitarbeiter des Gerichtsmedizinischen Instituts an der Entführung beteiligt gewesen sein mußte. Vermutlich hatte er den Spoletto-Leuten die Eingangsnummer einer relativ frisch eingetroffenen und noch nicht identifizierten Leiche mitgeteilt und ihnen auch die Kühlfachnummer verraten, in der sich Franconis sterbliche Überreste befunden hatten.

»Wenn ein Bestattungsinstitut zwei Fahrer schickt, um eine Leiche abzuholen, ist es häufig so, daß einer der beiden in den Kühlraum geht, um den Toten zu holen, während der andere mit dem Mitarbeiter der Leichenhalle den Papierkram erledigt«, erklärte Laurie. »In solchen Fällen trifft der Leichenhallenmitarbeiter ein paar Vorbereitungen. Er bedeckt die Leiche zum Beispiel mit einem Tuch und stellt die Rollbahre ganz nach vorn in die Nähe der Tür. Bei der Franconi-Entführung war der Ablauf wahrscheinlich folgendermaßen: Der Fahrer hat sich die Leiche vorgenommen, deren Eingangsnummer er hatte, hat ihr das Schild abgenommen und sie in eines der unbelegten Kühlfächer verfrachtet. Dann hat er Franconis Schild gegen das von der anderen Leiche ausgetauscht und ist in aller Ruhe mit Franconis Leichnam im Leichenhallenbüro erschienen.«

»Ein ziemlich verwickeltes Szenario«, wandte Lou ein. »Sind das alles nur Mutmaßungen, oder hast du auch Beweise?«

»Ich habe die Leiche gefunden, deren Eingangsnummer die Spoletto-Fahrer genannt haben«, erwiderte Laurie. »Sie lag in einem Kühlfach, das eigentlich hätte leer sein müssen. Der Name Frank Gleason ist frei erfunden.«

»Ist ja interessant«, bemerkte Lou und beugte sich vor. Der Fall begann allmählich spannend zu werden. »Was ich da höre, gefällt mir immer besser, vor allem wenn man auch noch berücksichtigt, daß die

Familien Spoletto und Lucia durch Heirat miteinander verbunden sind. Das könnte ein wichtiger Aspekt sein. Erinnert mich irgendwie daran, wie sie Al Capone wegen Steuerhinterziehung festgenagelt haben. Wäre es nicht fabelhaft, wenn wir ein paar von den Lucia-Gangstern wegen Leichenraubes hinter Gitter bringen könnten?«

»Mich beunruhigt bei der Geschichte vor allem die alptraumhafte Vorstellung, daß organisierte Verbrecherbanden womöglich in unerlaubte Geschäfte mit Lebertransplantationen verwickelt sind«, bemerkte Jack. »Eine Verbindung, bei der man wirklich das Grausen kriegt.«

»Und die zudem verdammt gefährlich sein kann«, stellte Lou klar. »Deshalb muß ich darauf bestehen, daß ihr beiden euch ab sofort nicht mehr als Amateurschnüffler betätigt. Ab jetzt übernehmen wir den Fall. Gebt ihr mir dafür euer Wort?«

»Von mir aus kannst du den Fall gerne übernehmen«, erwiderte Laurie. »Aber was soll mit dem Spitzel aus unserem Institut passieren?«

»Darum kümmere ich mich am besten auch«, sagte Lou. »Wenn das organisierte Verbrechen im Spiel ist, wurde der Informant wahrscheinlich erpreßt oder genötigt. Aber das bespreche ich am besten direkt mit Bingham. Ich hoffe, ihr wißt, wie gefährlich diese Mafiatypen sein können.«

»Das mußt du mir nicht zweimal sagen«, entgegnete Laurie. »Und ich bin viel zu sehr mit meinen mysteriösen Befunden beschäftigt«, sagte Jack. »Haben Sie eigentlich irgend etwas für mich herausgefunden?«

»Eine Menge sogar«, erwiderte Lou und reichte Jack mit einem leisen Ächzen ein Buch riesigen Formats, das er auf der Ecke seines Schreibtisches deponiert hatte.

Jack nahm den Wälzer verwirrt entgegen und klappte ihn auf. »Das ist ja ein Atlas?« rief er. »Was soll ich denn damit?«

»Den werden Sie brauchen«, erwiderte Lou. »Es hat mich eine Ewigkeit gekostet, das Ding hier im Revier aufzutreiben.«

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr«, sagte Jack. »Mein Kontaktmann bei der FAA hat jemanden angerufen, der wiederum jemanden

kannte, der bei einer europäischen Institution arbeitet, die für die Zuteilung von Start- und Landezeiten für Flüge in ganz Europa zuständig ist«, erklärte Lou. »Diese Institution verfügt über sämtliche Flugpläne und bewahrt sie über sechzig Tage lang auf. Franconis G4 ist aus Äquatorialguinea gekommen, als sie in Frankreich gelandet ist.«

»Wie bitte?« fragte Jack und zog vor Verwunderung seine Augenbrauen so hoch, daß sie beinahe über der Nase zusammenstießen. »Den Namen habe ich noch nie gehört. Ist das ein Land?«

»Schlagen Sie mal Seite hundertzweiundfünfzig auf!« forderte Lou ihn auf.

»Was für eine G4?« fragte Laurie. »Was ist das überhaupt?«

»Eine G4 ist ein Privatflugzeug«, erklärte Lou. »Ich habe für Jack recherchiert, ob Franconi wirklich außer Landes gewesen ist. Zuerst haben wir geglaubt, er hätte sich in Frankreich aufgehalten - bis ich diese Neuigkeit erfahren habe.« Jack schlug Seite 152 auf. Die Karte trug die Überschrift: »Das westliche Kongobecken«. Zu sehen war ein großer Bereich Westafrikas.

»Geben Sie mir mal einen Tip«, bat Jack. Lou stellte sich hinter ihn und deutete über Jacks Schulter auf die Karte. »Äquatorialguinea ist das winzige Land da unten zwischen Kamerun und Gabun. Das Flugzeug ist in Bata gestartet, eine Stadt an der Küste.« Er deutete auf den entsprechenden Punkt auf der Karte. In dem Atlas war das Land fast durchgängig in grünen Farben dargestellt. Laurie stand nun ebenfalls auf, um Jack über die Schulter zu sehen. »Ich glaube, ich habe schon mal von dem Land gehört. Ist da nicht der Schriftsteller Frederick Forsyth hingefahren, um *Hunde des Krieges* zu schreiben?«

Lou schlug sich vor die Stirn, so verblüfft war er. »An so etwas kannst du dich erinnern? Ich weiß nicht einmal mehr, wo ich vorgestern zu Mittag gegessen habe!«

Laurie zuckte mit den Achseln. »Ich lese nun mal gerne Romane«, erklärte sie. »Und Schriftsteller interessieren mich.«

»Aber das macht doch irgendwie überhaupt keinen Sinn«, wandte Jack ein. »Das Land ist völlig unterentwickelt. Es scheint da nichts

als Dschungel zu geben. Dieser ganze Bereich Afrikas besteht größtenteils aus Regenwald. Niemals kann Franconi da hingefahren sein, um sich eine Leber transplantieren zu lassen.«

»Das war auch meine erste Reaktion«, entgegnete Lou. »Aber jetzt warten Sie mal, was ich Ihnen noch mitzuteilen habe: Ich habe über eine Art Zwischenfirma in Nevada den wirklichen Eigentümer von Alpha Aviation herausgefunden. Dahinter steckt eine Firma namens GenSys Corporation, und die hat ihren Sitz in Cambridge, Massachusetts.«

»GenSys kommt mir bekannt vor«, sagte Laurie. »Das ist ein Biotechnologie-Unternehmen, das dicke Geschäfte mit Impfstoffen und Lymphokinen macht. Eine Freundin von mir, die als Brokerin in Chicago arbeitet, hat mir empfohlen, Aktien von der Firma zu kaufen. Sie versorgt mich immer mit heißen Tips, weil sie meint, ich hätte massenhaft Geld zum Anlegen übrig.«

»Eine Biotechnologiefirma?« grübelte Jack. »Das ist in der Tat eine überraschende Wendung. Irgendwie muß das von Bedeutung sein, ich bin mir nur noch nicht sicher, inwiefern. Außerdem weiß ich nicht, was eine Biotechnologiefirma mit Äquatorialguinea zu tun haben könnte.«

»Und warum versteckt sich GenSys wohl hinter einer anderen Firma aus Nevada?« wandte sich Laurie an Lou. »Meinst du, sie wollen vertuschen, daß sie ein Flugzeug besitzen?«

»Glaube ich nicht«, erwiderte Lou. »Dafür bin ich viel zu schnell auf GenSys gestoßen. Wenn GenSys als Eigentümer hätte unentdeckt bleiben wollen, wären die Rechtsanwälte aus Nevada wohl weiterhin als Vorstände und Vertreter für amtliche Angelegenheiten im Auftrag von Alpha Aviation im Amt geblieben. Statt dessen war es aber so, daß der Leiter des Finanzwesens von GenSys schon während der ersten Vorstandssitzung zum Vorsitzenden und Geschäftsführer ernannt wurde.«

»Und warum Nevada, wenn das Flugzeug doch einer Firma mit Sitz in Massachusetts gehört?« wollte Laurie wissen.

»Ich bin zwar kein Jurist«, erwiderte Lou. »Aber das hat bestimmt irgendwas mit Steuern und Haftungsbeschränkungen zu tun. Wer in

Massachusetts verklagt wird, ist ganz schön arm dran. Ich vermute, daß GenSys das Flugzeug vermietet, wenn sie es nicht selber benötigen. Für eine Firma mit Sitz in Nevada ist die Versicherung bestimmt erheblich billiger.«

»Wie gut bist du mit dieser Brokerin befreundet?« wandte sich Jack an Laurie.

»Ziemlich gut«, erwiderte Laurie. »Wir waren Kommilitoninnen auf der Wesleyan University.«

»Kannst du sie nicht einfach mal anrufen und fragen, ob GenSys irgend etwas mit Äquatorialguinea zu tun hat?« fragte Jack. »Wenn sie dir empfohlen hat, Aktien von der Firma zu kaufen, hat sie den Laden wahrscheinlich vorher gründlich unter die Lupe genommen.«

»Ganz bestimmt sogar«, entgegnete Laurie. »Jean Corwin ist eine der gewissenhaftesten Frauen überhaupt. Neben ihr kamen wir anderen Medizinstudentinnen uns damals immer total lax vor.«

»Darf Laurie mal Ihr Telefon benutzen?« fragte Jack Lou.

»Selbstverständlich«, erwiderte Lou.

»Soll ich jetzt sofort bei ihr anrufen?« fragte Laurie erstaunt.

»Es ist doch besser, wenn du sie noch an ihrem Arbeitsplatz erwischst«, erwiderte Jack. »Falls sie irgendwelche Unterlagen über die Firma hat, dann doch bestimmt dort und nicht bei sich zu Hause.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagte Laurie, setzte sich an Lous Schreibtisch und rief die Auskunft von Chicago an. Während Laurie telefonierte, quetschte Jack Lou nach weiteren Einzelheiten über seine Recherchen aus. Es beeindruckte ihn, wie Lou darauf gekommen war, daß das Flugzeug in Äquatorialguinea gestartet war. Beim nochmaligen Betrachten der Karte stellten sie fest, wie nahe das Land am Äquator lag. Weiterhin fiel ihnen auf, daß die größte Stadt, von der sie annahmen, daß es die Hauptstadt war, nicht auf dem Festland, sondern auf einer Insel namens Bioko lag.

»Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie es in so einem Land aussieht«, bemerkte Lou.

»Ich schon«, entgegnete Jack. »Es ist feucht, heiß, verwanzt und regnet ständig.«

»Klingt sehr verlockend«, witzelte Lou.

»Jedenfalls ist es kein Land, in dem man unbedingt seine Ferien verbringen würde«, stellte Jack fest. »Auf der anderen Seite kann natürlich gerade die Abgeschiedenheit reizvoll sein.« Laurie hatte ihr Gespräch inzwischen beendet und drehte ihren Stuhl so, daß sie Jack und Lou gegenübersaß.

»Jean hat ihre Arbeit tatsächlich so gut organisiert, wie ich es vermutet hatte«, erklärte sie. »Sie hatte das GenSys-Material im Nu griffbereit. Erst mal hat sie mich natürlich gefragt, wie viele Aktien ich gekauft habe. Als ich ihr gestanden habe, daß ich keine einzige besitze, hat sie das regelrecht umgehauen. Offenbar hat der Wert der GenSys-Aktie sich zunächst verdreifacht, und dann gab es auch noch einen Aktiensplit.«

»Ist das gut?« wollte Lou wissen.

»So gut sogar, daß ich damit meine Chance verpaßt habe, mich sofort in den Ruhestand zurückziehen zu können«, entgegnete Laurie. »Laut meiner Freundin ist GenSys bereits die zweite erfolgreiche Biotechnologie-Firma, die Taylor Cabot, der Geschäftsführer, gegründet hat.«

»Hat sie irgend etwas über eine Verbindung der Firma nach Äquatorialguinea gewußt?« wollte Jack wissen.

»Allerdings«, erwiderte Laurie. »Wie sie zu berichten wußte, geht es der Firma vor allem deshalb so gut, weil sie da unten eine riesige Primaten-Farm aufgebaut hat. Anfangs sollte die Farm nur internen Forschungsprojekten von GenSys dienen. Doch dann ist jemand auf die Idee gekommen, auch anderen Biotechnologiefirmen und Pharmakonzernen die Möglichkeit zu bieten, ihre eigene Primatenforschung auszugliedern und diese von GenSys durchführen zu lassen. Offenbar hat die riesige Nachfrage nach einer derartigen Dienstleistung selbst die optimistischsten Prognosen in den Schatten gestellt.«

»Und diese Primaten-Forschungsanlage befindet sich in Äquatorialguinea?« wollte Jack wissen. »Du hast es erfaßt«, erwiderte Laurie.

»Hat deine Freundin einen Schimmer, warum die Anlage ausgerechnet dort errichtet wurde?« fragte Jack.

»Der Mitteilung eines Marktanalytikers zufolge hat GenSys sich für Äquatorialguinea entschieden, weil die Firma dort von der Regierung

so freundlich aufgenommen wurde. Angeblich hat die Regierung sogar spezielle Gesetze erlassen, um dem Unternehmen das Betreiben der Anlage zu erleichtern. Für Äquatorialguinea ist GenSys offenbar die Haupteinnahmequelle dringend benötigter Devisen.«

»Können Sie sich vorstellen, welche Summen an Schmiergeldern geflossen sein müssen, um so ein Unternehmen aufzuziehen?« wandte sich Jack an Lou. Lou stieß lediglich einen überraschten Pfiff aus.

»In der Mitteilung des Analytikers wurde außerdem hervorgehoben, daß es sich bei den meisten der dort zu Forschungszwecken verwendeten Primaten um einheimische Tiere handelt«, fuhr Laurie fort. »Dadurch kann das Unternehmen sämtliche international gültigen Ein- und Ausfuhrbeschränkungen umgehen, die für bedrohte Arten wie Schimpansen gelten.«

»Eine Primaten-Forschungsanlage«, wiederholte Jack und schüttelte den Kopf. »Wenn ich weiter darüber nachdenke, kommen mir lauter bizarre Möglichkeiten in den Sinn. Ob wir es womöglich mit einem Xenotransplantat zu tun haben?«

»Jetzt fangen Sie bloß nicht mit diesem Ärztejargon an«, beklagte sich Lou. »Was, in Gottes Namen, ist denn ein Xenotransplantat?«

»Völlig ausgeschlossen«, entgegnete Laurie, ohne auf Lous Frage einzugehen. »Xenogene Transplantate verursachen hyperakute Abstoßungsreaktionen. In dem Leberschnitt, den du mir gezeigt hast, waren aber keinerlei Anzeichen einer Entzündung zu erkennen, und zwar weder humoraler Art, noch war das Zellgewebe beschädigt.«

»Stimmt«, sagte Jack. »Außerdem hat Franconi ja offenbar keine Immunsuppressiva genommen.«

»Hey, Leute, ich verstehe überhaupt nichts mehr«, schaltete Lou sich erneut ein. »Nun klärt mich doch bitte mal auf, was ein Xenotransplantat ist?«

»Von einem Xenotransplantat spricht man, wenn das transplantierte Organ von einem Lebewesen einer anderen Spezies stammt«, erklärte Laurie.

»Wie bei dem Fehlschlag vor zehn oder zwölf Jahren, als man versucht hat, Baby Fae ein Pavianherz einzupflanzen?« fragte Lou.

»Ganz genau«, erwiderte Laurie.

»Die neuartigen Immunsuppressiva haben die Diskussion um Xenotransplantate allerdings frisch entfacht«, erklärte Jack. »Heutzutage haben xenogene Transplantate viel größeren Erfolg als zur Zeit von Baby Fae.«

»Vor allem Schweineherzklappen«, fügte Laurie hinzu. »Die Transplantation von Tierorganen wirft natürlich eine ganze Reihe von ethischen Fragen auf«, bemerkte Jack. »Sämtliche Tierschutzorganisationen laufen jedenfalls dagegen Amok.«

»Insbesondere, seitdem einige Forscher damit herumexperimentieren, Schweinen menschliche Gene einzupflanzen, um die Abstoßungsreaktionen zu verringern«, ergänzte Laurie. »Wäre es denkbar, daß Franconi sich in Afrika die Leber eines Primaten hat einpflanzen lassen?« fragte Lou.

»Das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen«, erwiderte Jack. »Laurie hat nämlich recht. Wir haben bei Franconi keinerlei Abstoßungsreaktion feststellen können. Und das kommt normalerweise nicht einmal vor, wenn das Spendergewebe von einem anderen Menschen stammt und hervorragend zu dem des Empfängers paßt - es sei denn, Spender und Empfänger sind eineiige Zwillinge.«

»Aber Franconi war offensichtlich in Afrika«, stellte Lou fest. »Ja. Und seiner Mutter zufolge ist er wie ein neuer Mensch zurückgekommen«, entgegnete Jack. Dann hob er verzweifelt die Hände und stand auf.

»Mir ist das alles ein völliges Rätsel. Und daß nun auch noch die Mafia ihre Finger im Spiel haben soll, macht die Sache nicht gerade einfacher.« Laurie erhob sich ebenfalls von ihrem Stuhl.

»Wollt ihr gehen?« fragte Lou.

Jack nickte. »Ich bin völlig verwirrt und ziemlich am Ende«, gestand er. »Außerdem habe ich letzte Nacht kaum geschlafen. Nachdem wir die Wasserleiche als Franconi identifiziert hatten, habe ich stundenlang am Telefon gehangen. Ich habe jede europäische Institution angerufen, die mit Organtransplantationen zu tun hat und deren Nummer ich irgendwie auftun konnte.«

»Wie wär’s, wenn wir noch nach Little Italy fahren und eine Kleinigkeit zusammen essen?« schlug Lou vor.

»Ohne mich«, winkte Jack ab. »Wenn ich daran denke, wie weit ich gleich noch radeln muß, haue ich mir lieber nicht den Magen voll.«

»Mir paßt es heute auch nicht«, erklärte Laurie. »Ich freue mich schon auf meine Wohnung und meine Dusche. Für mich waren die letzten beiden Nächte ebenfalls kurz. Ich fühle mich total erledigt.«

Lou beschloß, noch eine halbe Stunde zu arbeiten, woraufhin Laurie und Jack sich verabschiedeten und ins Erdgeschoß hinabfuhren. Sie gaben ihre Besucherplaketten zurück und verließen das Polizeirevier. In der Nähe des Rathauses winkten sie ein Taxi herbei.

»Geht's dir jetzt wieder besser?« erkundigte sich Jack, während sie auf der Bowery in Richtung Norden fuhren. Alle paar Sekunden huschte das Licht der Straßenlaternen über ihre Gesichter.

»Ja, viel besser«, erwiderte Laurie. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie erleichtert ich bin, daß Lou die Sache jetzt übernimmt. Es tut mir wirklich leid, daß ich dir vorhin so eine Szene gemacht habe.«

»Du mußt dich für nichts entschuldigen«, stellte Jack klar. »Es ist ja wohl mehr als beunruhigend, daß sich unter unseren Kollegen wahrscheinlich ein Spion befindet und daß die Mafia irgendwas mit Lebertransplantationen zu tun zu haben scheint.«

»Und wie kommst du zurecht?« fragte Laurie. »Was wir da gerade über Franconi erfahren haben, ist ja wohl ganz schön merkwürdig.«

»Merkwürdig ist es in der Tat, aber gerade das macht den Fall auch so spannend«, entgegnete Jack. »Besonders brisant finde ich, daß dieser Biotechnologie-Konzern GenSys irgendwie involviert ist. Das Unheimliche an diesen Konzernen ist, daß sie ihre Forschung nur noch hinter verschlossenen Türen betreiben. Wie im kalten Krieg ziehen sie ihre Projekte nach der Devise ›Geheimhaltung um jeden Preis‹ durch, und bei ihrem Eifer, höchstmögliche Renditen zu erzielen, weiß niemand mehr, was sie eigentlich tun. Vor zehn oder zwanzig Jahren war alles noch viel offener und durchschaubarer, aber damals wurden die meisten biomedizinischen Forschungsprojekte von den staatlichen Gesundheitszentren finanziert. Anders als heute war es damals noch üblich, jedes Projekt von anderen Forschern kritisch unter die Lupe nehmen zu lassen.«

»Schade, daß du deinen Teil des Franconi-Rätsels nicht auch ein-

fach auf Lou abladen kannst, nicht wahr?« scherzte Laurie.

»Ja«, griente Jack. »Das wäre nicht schlecht.«

»Wie willst du jetzt weiter vorgehen?« wollte Laurie wissen. Jack seufzte. »Langsam gehen mir die Ideen aus. Das einzige, was zur Zeit noch aussteht, ist die Begutachtung des Leberschnitts durch einen Veterinär-Pathologen.«

»Dann hattest du also schon in Erwägung gezogen, daß wir es möglicherweise mit einem xenogenen Transplantat zu tun haben?« fragte Laurie erstaunt.

»Nein«, gestand Jack. »Die Idee, einen Veterinär-Pathologen zu Rate zu ziehen, stammt nicht von mir. Der Vorschlag ist von einem Parasitologen im Universitätskrankenhaus gekommen. Er glaubt, daß das Granulom durch einen Parasiten hervorgerufen worden sein könnte, allerdings durch einen, den er nicht erkannt hat.«

»Vielleicht solltest du auch Ted Lynch informieren, daß wir es womöglich mit einem Xenotransplantat zu tun haben«, schlug Laurie vor. »Als DNA-Experte hat er unter Umständen sogar irgendein Rezept in seiner Trickkiste, mit dem er uns zu einem klaren Ja oder Nein verhelfen kann.«

»Eine sehr gute Idee!« stimmte Jack zu. »Wieso fallen dir eigentlich noch so kluge Sachen ein, wenn du todmüde und fertig bist? Du überraschst mich immer wieder! In meinem Hirn ist schon alles auf Nachtruhe gepolt.«

»Danke für das Kompliment«, sagte Laurie. »Zum Glück ist es dunkel, und du kannst nicht sehen, wie rot ich werde.«

»Weißt du, was ich allmählich glaube?« sinnierte Jack. »Wenn ich den Fall wirklich lösen will, muß ich mal kurz nach Äquatorialguinea jetten.«

Laurie drehte sich mit einem Ruck zur Seite, um Jack ins Gesicht zu sehen, doch im Halbdunkel des Taxis konnte sie den Ausdruck seiner Augen nicht deuten. »Das meinst du doch nicht im Ernst - oder?«

»Na ja, was soll ich denn sonst tun? Ich kann schließlich schlecht bei GenSys anrufen oder gar in ihrer Zentrale in Cambridge aufkreuzen und sagen: ›Hi, Leute, was treibt ihr eigentlich in Äquatorialgui-

nea?‹«

»Vergiß nicht, daß Äquatorialguinea in Afrika liegt«, erinnerte ihn Laurie. »Das ist einmal um die halbe Welt! Und überhaupt - wie kommst du darauf, daß du in Afrika irgend etwas in Erfahrung bringen kannst, wenn du dir so sicher bist, daß man dir in Cambridge nichts verrät?«

»Vielleicht, weil sie nicht damit rechnen«, erwiderte Jack. »Ich glaube nicht, daß da unten gerade viele Besucher vorbeikommen.«

»Das ist doch der reine Wahnsinn!« rief Laurie, während sie mit den Händen gestikulierte und die Augen verdrehte.

»Nun beruhige dich mal«, sagte Jack. »Ich habe ja nicht gesagt, daß ich morgen fliege. Ich habe lediglich gesagt, daß ich darüber nachdenke.«

»Dann hör bitte auf, darüber nachzudenken«, bat Laurie. »Ich habe auch so schon genug Sorgen.«

»Daß du dir um mich so viele Gedanken machst, rührt mich ja richtig«, sagte Jack und grinste.

»Haha!« entgegnete Laurie aufgebracht. »Ich wünschte, dich würde etwas anderes rühren - nämlich meine ständigen Bitten, endlich nicht mehr mit dem Fahrrad in der City umherzukurven.«

Das Taxi fuhr vor Lauries Apartmentgebäude rechts an den Rand. Als Laurie ihr Portemonnaie hervorholen wollte, legte Jack ihr die Hand auf den Arm. »Laß mal, ich zahle.«

»Okay, dann bin ich beim nächsten Mal dran«, sagte sie und machte Anstalten auszusteigen, doch dann hielt sie inne. »Wenn du mir versprichst, auf dem Nachhauseweg ein Taxi zu nehmen, könntest du noch mit raufkommen zum Essen.«

»Danke, das ist nett«, entgegnete Jack. »Aber irgendwie muß mein Rad ja zu mir nach Hause kommen, und wenn ich mir bei dir den Magen vollschlage, schlafe ich wahrscheinlich auf der Stelle ein.«

»Es gibt Schlimmeres«, bemerkte Laurie. »Verschieben wir es auf ein andermal - okay?«

Laurie stieg aus, beugte sich aber noch einmal zu Jack hinab. »Dann versprich mir wenigstens, daß du nicht schon heute nacht nach Afrika fliegst!«

Jack wollte ihr einen neckischen Klaps geben, doch sie wich seiner Hand geschickt aus. »Gute Nacht, Jack«, wünschte sie ihm und lächelte ihn liebevoll an.

»Gute Nacht, Laurie«, entgegnete er. »Ich rufe dich nachher noch mal an, wenn ich mit Warren gesprochen habe.«

»Ja, mach das«, sagte Laurie. »Bei all dem, was heute passiert ist, hatte ich schon gar nicht mehr daran gedacht. Dann also bis später am Telefon.«

Sie schloß die Tür und sah dem Taxi hinterher, bis es in die First Avenue einbog. Auf dem Weg zu ihrer Haustür kam sie zu dem Schluß, daß Jack ein ziemlich charmanter, aber auch schwieriger Typ war.

Als sie im Fahrstuhl nach oben fuhr, freute sie sich schon darauf, gleich zu duschen und sich in ihren warmen Bademantel zu kuscheln. Heute würde sie früh im Bett liegen, das schwor sie sich.

Während sie ihre diversen Sicherheitsschlösser öffnete, bedachte sie ihre Nachbarin Debra Engler mit einem kalten Lächeln und knallte dann schwungvoll die Tür hinter sich zu, um der Frau klarzumachen, was sie von ihrer Schnüffelei hielt. Um sich den Mantel ausziehen zu können, nahm sie ihre Post in die andere Hand. Dann suchte sie in der Dunkelheit nach einem Garderobenhaken.

Erst als sie das Wohnzimmer betrat, drückte sie auf einen Schalter an der Wand, mit dem sich eine Stehlampe anschalten ließ. Im nächsten Augenblick stolperte sie intuitiv zwei Schritte zurück in Richtung Küche, stieß einen gedämpften Schrei aus und ließ die Post auf den Boden fallen. In ihrem Wohnzimmer saßen zwei Männer. Der eine hockte in ihrem Art-deco-Sessel, der andere auf dem Sofa. Der auf dem Sofa hatte ihre Katze Tom auf dem Schoß, die offensichtlich schlief.

Als nächstes registrierte sie auf der Lehne ihres Art-deco-Sessels eine große Pistole mit aufgesetztem Schalldämpfer.

»Willkommen zu Hause, Dr. Montgomery«, begrüßte Franco sie. »Danke für das Bier und den Wein.«

Laurie sah auf den Beistelltisch, auf dem eine leere Bierflasche und ein Weinglas standen.

»Kommen Sie doch näher, und setzen Sie sich«, fuhr Franco fort und zeigte auf einen Stuhl, den sie in die Mitte des Raumes gerückt hatten.

Laurie war unfähig, sich von der Stelle zu rühren. Sie überlegte kurz, ob sie in die Küche zum Telefon rennen sollte, doch diese Idee verwarf sie sofort wieder. Als nächstes erwog sie, ob sie einen Fluchtversuch durch die Wohnungstür wagen sollte, doch angesichts der zahlreichen Sicherheitsschlösser konnte sie das erst recht vergessen.

»Bitte!« forderte Franco sie nochmals auf. Er bemühte sich, höflich zu klingen, was sie jedoch erst recht in Angst und Panik versetzte.

Angelo nahm die Katze von seinem Schoß und stand auf. Dann trat er auf Laurie zu und schlug ihr ohne jede Vorwarnung kräftig ins Gesicht. Die Ohrfeige traf sie mit einer solchen Wucht, daß sie gegen die Wand krachte und sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Während sie auf dem Boden lag und nicht wußte, wie ihr geschah, sammelte sich auf dem Holzfußboden bereits ein kleines Rinnsal Blut. Ihre Unterlippe war aufgeplatzt.

Im nächsten Augenblick packte Angelo sie grob am Oberarm und zerrte sie wieder auf die Beine. Dann trieb er sie zu dem Stuhl und drückte sie auf den Sitz nieder. Laurie war so geschockt, daß sie keinerlei Widerstand leisten konnte. »So ist es schon besser«, sagte Franco.

Angelo beugte sich herunter und ging mit seinem Gesicht ganz nah an Laurie heran. »Erkennen Sie mich?« Laurie zwang sich, das grauenhaft vernarbte Gesicht des Mannes anzusehen. Er sah aus, als wäre er einem Horrorfilm entstiegen. Sie schluckte, denn ihr Hals war vollkommen trocken. Unfähig, ein Wort herauszubringen, schüttelte sie den Kopf.

»Nein?« hakte Franco nach. »Ich fürchte, Doc, daß Sie Angelo damit ganz schön verletzen, und das dürfte unter den gegebenen Umständen nicht gerade von Vorteil für Sie sein.«

»Tut mir leid«, brachte Laurie piepsend hervor. Doch sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als bei ihr der Groschen fiel. Der Name kam ihr bekannt vor; außerdem hatte der Mann schwere Brandverlet-

zungen erlitten. Vor ihr stand Angelo Facciolo, Cerinos Killer Nummer eins! Offensichtlich war er inzwischen aus dem Gefängnis entlassen worden.

»Ich habe fünf Jahre auf diesen Augenblick gewartet«, fuhr Angelo sie an und schlug ihr nochmals so kräftig ins Gesicht, daß sie fast vom Stuhl fiel. Hängenden Kopfes blieb sie regungslos sitzen. Aus ihrer Nase tropfte Blut und besudelte den Teppich.

»Laß es gut sein, Angelo!« rief Franco. »Vergiß nicht, daß wir mit ihr reden sollen.«

Angelo zitterte am ganzen Leib und zögerte; offenbar versuchte er, seine rasende Wut unter Kontrolle zu bekommen. Plötzlich wandte er sich ab und ging zurück zum Sofa, wo er sich Tom schnappte und sich in die Polster fallen ließ. Dann begann er, die Katze ziemlich grob zu streicheln, was Tom jedoch nichts auszumachen schien, denn er begann sofort zu schnurren. Laurie hob den Kopf und betastete ihre aufgeplatzte Lippe und ihre blutende Nase. Ihre Unterlippe war kräftig angeschwollen. Um das Nasenbluten zu stoppen, preßte sie ihre Nasenlöcher zusammen.

»Jetzt passen Sie mal gut auf, Dr. Montgomery«, sagte Franco. »Wie Sie sich ja sicher vorstellen können, war es für uns ein Kinderspiel, in Ihre Wohnung einzudringen. Ich erwähne das nur, damit Ihnen klar ist, daß Sie uns komplett ausgeliefert sind. Aber nun zu unserem eigentlichen Anliegen: Wir haben ein Problem, und Sie haben es in der Hand, dieses Problem aus dem Weg zu schaffen. Wir möchten Sie höflichst darum bitten, nicht weiter in der Franconi-Sache herumzustochern. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?« Laurie nickte. Sie hatte panische Angst. »Gut«, stellte Franco fest. »Wir sind im Grunde ganz umgängliche Leute, müssen Sie wissen. Deshalb betrachten wir es als einen Gefallen Ihrerseits, wenn Sie die Franconi-Sache ruhen lassen, und möchten Ihnen im Gegenzug ebenfalls einen Gefallen erweisen. Wie es der Zufall will, wissen wir nämlich, wer Mr. Franconi ermordet hat, und wir sind bereit, Ihnen den Namen zu stecken. Mr. Franconi war kein guter Mensch, deshalb mußte er dran glauben. Ende der Geschichte. Können Sie mir folgen?«

Laurie nickte wieder und sah vorsichtig zu Angelo hinüber, wandte ihren Blick aber schnell wieder ab. »Der Name des Mörders lautet Vido Delbario«, fuhr Franco fort. »Delbario ist ebenfalls kein netter Mensch, aber immerhin hat er der Welt einen Gefallen getan, indem er Franconi das Leben ausgepustet hat. Ich habe mir sogar die Mühe gemacht, Ihnen den Namen aufzuschreiben.« Franco beugte sich nach vorn und legte einen Zettel auf den Tisch. »Dann ist unser Deal also unter Dach und Fach. Eine Hand wäscht die andere.« Franco hielt inne und sah Laurie erwartungsvoll an. »Sie verstehen doch, was ich meine, nicht wahr?« fragte Franco, nachdem eine Weile niemand etwas gesagt hatte. Laurie nickte zum dritten Mal.

»Was wir von Ihnen verlangen, ist wirklich nicht viel«, fuhr Franco fort. »Franconi war - mal ganz offen gesagt - ein Mistkerl. Er hat eine Menge Leute auf dem Gewissen und hatte es verdient, zu sterben. Was nun Sie betrifft, so hoffe ich, daß Sie vernünftig sind, denn in dieser großen Stadt kann man Sie unmöglich beschützen. Und Angelo würde es eine riesige Freude bereiten, wenn er mit Ihnen abrechnen dürfte, das ist ja wohl klar. Sie haben wirklich Glück, daß unser Boß ein Kopfmensch ist. Er verhandelt gerne. Verstehen Sie, was ich meine?« Er hielt wieder inne, woraufhin Laurie sich verpflichtet fühlte, ihm zu antworten. Mit Mühe brachte sie hervor, daß sie verstanden habe.

»Wunderbar!« rief Franco. Dann schlug er sich aufs Knie und stand auf. »Als ich gehört habe, wie intelligent und einfallsreich Sie sind, Doc, wußte ich sofort, daß wir uns einigen würden.« Dann ließ er die Waffe in seinem Schulterhalfter verschwinden und streifte sich seinen Ferragamo-Mantel über. »Komm, Angelo!« rief er seinem Kumpel zu. »Die Frau Doktor möchte jetzt sicher duschen und zu Abend essen. Ich finde, sie sieht ein bißchen abgespannt aus.«

Angelo erhob sich. Dann machte er einen Schritt in Lauries Richtung, blieb kurz stehen und drehte der Katze brutal den Hals um. Es folgte ein entsetzliches Knacken, und Tom streckte ohne einen weiteren Laut alle viere von sich. Bevor er Franco durch die Wohnungstür nach draußen folgte, warf er Laurie den toten Katzenleib in den Schoß.

»O nein!« wimmerte Laurie und umklammerte ihre Katze, die seit sechs Jahren bei ihr gelebt hatte. Sie wußte, daß sie ihr nicht mehr helfen konnte; Angelo hatte ihr das Genick gebrochen. Mit wackligen Beinen stand sie auf und ging auf den Flur, wo sie den Fahrstuhl ankommen und hinunterfahren hörte.

Völlig in Panik stürzte sie zur Wohnungstür und verriegelte sämtliche Sicherheitsschlösser. Tom hielt sie noch immer im Arm. Erst jetzt begriff sie, daß die beiden Männer gar nicht durch die Wohnungstür hereingekommen waren. Sie rannte zur Hintertür und sah, daß sie weit offenstand und der Holzrahmen zersplittert war. Verzweifelt versuchte sie, die Tür so gut es ging zuzuziehen.

Dann lief sie in die Küche zum Telefon. Mit zittrigen Händen nahm sie den Hörer ab. Intuitiv wollte sie die Nummer der Polizei wählen, doch dann hörte sie in ihrem Hinterkopf die Stimme von Franco, der sie darauf hinwies, wie hoffnungslos sie ihm ausgeliefert sei. Auch Angelos grausames Gesicht und seinen bösen Blick hatte sie erneut vor Augen. Unter Schock und den Tränen nah legte sie den Hörer wieder auf. Sie wollte Jack anrufen, doch sie wußte, daß er noch nicht zu Hause sein konnte. Also rief sie erst einmal niemanden an, sondern legte die tote Katze vorsichtig in eine Styroporkiste und packte jede Menge Eiswürfel dazu. Danach ging sie ins Bad, um sich um ihre eigenen Wunden zu kümmern.

Die Fahrradtour von der Leichenhalle zu sich nach Hause tat Jack erstaunlich gut. Als er sich erst einmal eingefahren hatte, fühlte er sich besser, als es ihm im Laufe seines langen Arbeitstages gegangen war. Er nahm sogar die Abkürzung durch den Central Park, den er nun seit einem Jahr nach Einbruch der Dunkelheit gemieden hatte. Er fühlte sich zwar ein wenig unbehaglich, doch gleichzeitig war es ein berauschendes Erlebnis, die dunklen, gewundenen Wege entlangzubrausen. Während seiner Fahrradtour grübelte er die meiste Zeit über GenSys und Äquatorialguinea nach. Er fragte sich, wie es wohl tatsächlich in diesem Teil Afrikas zugehen mochte. Gegenüber Lou hatte er zwar im Scherz behauptet, daß es dort feucht, heiß und verwanzt sei, doch sicher war er sich da nicht. Außerdem mußte er an

Ted Lynch denken und fragte sich, was sein Kollege wohl am nächsten Tag herausfinden würde. Bevor er das Institut verlassen hatte, hatte er Ted zu Hause angerufen und ihm von der vagen Möglichkeit berichtet, daß sie es womöglich mit einem Xenotransplantat zu tun hatten. Ted hatte erwidert, daß er dies wahrscheinlich durch die Untersuchung des DNA-Bereiches, der für die ribosomalen Proteine kodiert, definitiv würde bestätigen oder verneinen können. Er hatte Jack erklärt, daß diese DNA-Bereiche je nach Spezies deutlich voneinander abwichen und daß die Informationen zur Identifizierung einer Spezies auf CD-ROM erhältlich seien. Als Jack in seine Straße einbog, kam ihm die Idee, daß er in der Buchhandlung bei ihm um die Ecke nachsehen könnte, ob es dort irgendwelche Bücher über Äquatorialguinea gab. Doch kaum war der Sportplatz in Sicht, wo wie immer ab dem späten Nachmittag Basketball gespielt wurde, da kam ihm eine noch viel bessere Idee. Vielleicht lebten ja ein paar ausgewanderte Äquatorialguinesen in New York. Immerhin beherbergte die Stadt doch Menschen aus aller Herren Länder. Also hielt er am Basketball-Court an, stieg ab und lehnte sein Fahrrad gegen den Maschendrahtzaun. Während die meisten Menschen es nicht gewagt hätten, ein tausend Dollar teures Fahrrad in seiner Nachbarschaft abzustellen, machte Jack sich nicht einmal die Mühe, es abzuschließen. Er wußte, daß der Basketball-Court in ganz New York der einzige Ort war, an dem man ihm sein Fahrrad auch unabgeschlossen nicht stehlen würde. Er ging an den Spielfeldrand und nickte Spit und Flash zu, die neben etlichen anderen darauf warteten, mitspielen zu können. Es war gerade ein Spiel in vollem Gange; die Spieler schossen über den Platz, der Ball wechselte blitzschnell von einer Hand zur nächsten, und es wurde ein Korb nach dem anderen erzielt. Wie immer dominierte Warren das Spiel. Zum Ärger seiner Gegner brüllte er vor jedem seiner Würfe »money«; seine Trefferquote lag bei neunzig Prozent.

Eine Viertelstunde später war die Entscheidung durch einen von Warrens Würfen gefallen, und die Verlierer schlurften vom Platz. Als Warren Jack sah, kam er zu ihm herüber. »Hi, Kumpel! Willst du mitspielen, oder was?« begrüßte ihn Warren.

»Weiß ich noch nicht«, erwiderte Jack. »Aber ich wollte dich ein paar Sachen fragen. Zum einen, ob du und Natalie Lust habt, am Wochenende etwas mit Laurie und mir zu unternehmen?«

»Na klar, Alter«, erwiderte Warren. »Ich mach' alles, damit meine Kleine endlich Ruhe gibt. Sie liegt mir ständig in den Ohren, daß sie Laurie und dich wiedersehen will.«

»Außerdem wollte ich dich fragen, ob du irgendwelche Brüder kennst, die aus einem winzigen Land namens Äquatorialguinea stammen?«

»Du überraschst einen jedesmal aufs neue, wenn du den Mund aufmachst«, erwiderte Warren. »Laß mich mal nachdenken.«

»Es liegt an der Westküste Afrikas«, erklärte Jack. »Zwischen Kamerun und Gabun.«

»Ich weiß, wo Äquatorialguinea liegt«, entgegnete Warren empört. »Es wurde angeblich von den Portugiesen entdeckt und von den Spaniern kolonisiert. In Wahrheit ist das Land aber schon viel früher von Schwarzen entdeckt worden.«

»Ist ja unglaublich, daß du so viel darüber weißt«, sagte Jack erstaunt. »Ich hatte bis vor kurzem noch nie von dem Land gehört.«

»Wundert mich nicht«, stellte Warren fest. »Wahrscheinlich hast du nie etwas über die Geschichte der Schwarzen gelernt. Aber um deine Frage zu beantworten - ich kenne tatsächlich ein paar Leute von dort, unter anderem eine Familie namens Ndeme. Sie lebt nur zwei Haustüren von dir entfernt, in Richtung Park.«

Jack sah zu dem Gebäude hinüber und wandte sich dann wieder an Warren. »Kennst du sie gut genug, um mich vorzustellen?« fragte er. »Ich interessiere mich plötzlich brennend für Äquatorialguinea.«

»Kein Problem«, erwiderte Warren. »Der Vater der Familie heißt Esteban. Ihm gehört der Mercado-Laden auf der Columbus Avenue. Und der da drüben mit den orangen Schuhen ist sein Sohn.«

Jack sah in die Richtung, in die Warren zeigte, und entdeckte die orangen Turnschuhe. Er erkannte den Jungen sofort, weil er zu den Stammspielern gehörte. Er war ein ruhiger Typ und gab beim Spielen immer sein Bestes.

»Spiel doch noch ein paar Runden mit«, forderte Warren ihn auf.

»Danach gehe ich mit dir zu Esteban rüber. Er ist ein netter Kerl.«

»Okay«, entgegnete Jack. Nachdem seine Radtour ihn zu neuem Leben erweckt hatte, schien es ihm genau das richtige, noch ein bißchen mit seinen Kumpels über das Feld zu jagen. Die Ereignisse des Tages hatten ihn völlig verwirrt. Er holte sein Fahrrad, fuhr nach Hause und trug es die Treppe hinauf. Ohne es von der Schulter zu nehmen, schloß er die Tür auf und stellte es im Flur ab. Dann ging er schnurstracks ins Schlafzimmer und kramte seine Sportsachen hervor. Fünf Minuten später war er fertig. Er wollte gerade die Tür hinter sich zuziehen, als das Telefon klingelte. Für einen Augenblick war er drauf und dran, es einfach zu ignorieren, doch dann fiel ihm ein, daß es vielleicht Ted war, der ihm ein paar obskure Neuigkeiten über seine DNA-Tests mitteilen wollte. Also nahm er den Hörer ab. Es meldete sich Laurie. Sie war außer sich.

Jack stopfte mehr Geldscheine als nötig durch die Plexiglas-Trennwand im Taxi und sprang aus dem Wagen. Er hatte sich bis vor Lauries Haustür bringen lassen; es war kaum eine Stunde her, daß er sich hier von ihr verabschiedet hatte. Ohne eine Sekunde zu verlieren, stürmte er in seinem Basketball-Outfit zur Klingel und wurde sofort hereingelassen. Laurie erwartete ihn vor dem Fahrstuhl auf ihrer Etage.

»Mein Gott!« rief Jack. »Was ist denn mit deiner Lippe passiert?«

»Die kommt schon wieder in Ordnung«, erwiderte Laurie gefaßt. Als sie jedoch bemerkte, daß Debra Engler durch ihren Türspalt lugte, platzte ihr der Kragen. Mit einem Satz stürzte sie auf die Tür ihrer Nachbarin zu und schrie sie an, daß sie sich um ihren eigenen Dreck scheren solle. Die Tür wurde blitzschnell zugezogen.

Jack legte seinen Arm um Laurie, um sie zu beruhigen, und führte sie in die Wohnung.

»Und jetzt erzähl mir mal, was passiert ist«, forderte er sie auf, nachdem er sich neben ihr auf dem Sofa niedergelassen hatte.

»Sie haben Tom umgebracht«, wimmerte Laurie. Nach ihrem anfänglichen Schock hatte sie bitterlich um ihre Katze geweint, doch bis Jack endlich bei ihr gewesen war, waren ihre Tränen schon wie-

der halbwegs versiegt.

»Wer?« wollte Jack wissen.

Laurie wartete, bis sie sich ein wenig beruhigt hatte. »Es waren zwei, aber ich kannte nur einen von ihnen«, begann sie. »Der, den ich kannte, hat mich geschlagen und Tom umgebracht. Er heißt Angelo und ist der Typ, der mir seit Jahren Alpträume bereitet. Während der Cerino-Geschichte hatte ich einen furchtbaren Zusammenstoß mit ihm. Ich dachte natürlich, er wäre noch im Gefängnis. Wieso er schon wieder auf freiem Fuß ist, ist mir ein völliges Rätsel. Wenn man ihn sieht, bekommt man das Grausen. Sein Gesicht ist aufgrund seiner Verbrennungen völlig entstellt, und ich bin sicher, daß er mich dafür verantwortlich macht.«

»Dann wollten sich die Typen also bei dir rächen?« mutmaßte Jack.

»Nein«, entgegnete Laune. »Sie wollten mich warnen. Sie haben gesagt, ich soll damit aufhören, ›in der Franconi-Sache herumzustochern‹.«

»Ich bin fassungslos«, brachte Jack hervor. »Ich bin doch derjenige, der in dem Fall recherchiert - und nicht du.«

»Du hattest mich ja gewarnt«, fuhr Laurie fort. »Offenbar habe ich die falschen Leute gegen mich aufgebracht, indem ich versucht habe, herauszufinden, wie Franconis Leiche aus unserem Institut entführt wurde. Wahrscheinlich habe ich sie mit meinem Besuch im Spoletto Funeral Home in Aufruhr versetzt.«

»Aber so etwas habe ich beim besten Willen nicht vorausgesehen, als ich dich vor dem Fall gewarnt habe«, entgegnete Jack. »Ich wollte nicht, daß du Ärger mit Bingham bekommst - an die Mafia habe ich bestimmt nicht gedacht.«

»Sie haben mir ihre Warnung unter dem Deckmantel präsentiert, daß wir uns gegenseitig einen Gefallen tun«, erklärte Laurie. »Der Gefallen, den sie mir erwiesen haben, bestand darin, mir zu verraten, wer Franconi ermordet hat. Sie haben mir den Namen sogar aufgeschrieben.« Sie nahm den Zettel vom Tisch und reichte ihn Jack.

»Vido Delbario«, las Jack laut und sah dann wieder in Lauries zerschundenes Gesicht. Ihre Nase und ihre Unterlippe waren angeschwollen, die Partie um ihr Auge war gerade dabei, sich blau zu

verfärben. »Dieser Fall war ja von Anfang an äußerst merkwürdig, aber jetzt scheint uns die Entwicklung offenbar völlig aus der Hand zu geraten. Am besten erzählst du mir die ganze Geschichte noch einmal von Anfang bis Ende.« Laurie berichtete ihm, was sich zwischen ihrem Betreten der Wohnung und ihrem Anruf bei ihm ereignet hatte. Sie erzählte ihm auch, warum sie sich lieber nicht an die Polizei gewendet hatte. Jack nickte.

»Verstehe«, sagte er. »Die Polizisten vom örtlichen Revier dürften uns in diesem Fall wohl auch kaum weiterhelfen können.«

»Was soll ich denn jetzt machen?« fragte Laurie, ohne eine Antwort zu erwarten.

»Ich sehe mir am besten mal deine Hintertür an«, schlug Jack vor.

Laurie führte ihn durch die Küche in die Speisekammer. »Du kommst mit zu mir«, stellte er dann klar. »Ich schlafe auf dem Sofa.«

Als Laurie ihm daraufhin tief in die Augen sah, fragte sie sich, ob sie diese spontane Einladung einzig und allein ihrer gefährdeten Situation zu verdanken hatte oder ob womöglich doch ein wenig mehr dahintersteckte.

»Pack deine Sachen zusammen«, forderte er sie auf. »Und nimm gleich für mehrere Tage genug mit. Es wird sicher eine Weile dauern, bis die Tür ersetzt ist.«

»Ich will zwar nicht schon wieder davon anfangen«, sagte Laurie. »Aber was soll ich bloß mit der armen Katze machen?«

Jack kratzte sich am Kopf. »Hast du eine Schaufel?«

»Nein, nur eine Kelle«, erwiderte Laurie. »Was hast du vor?«

»Wir könnten Tom doch im Hinterhof beerdigen«, schlug Jack vor.

Laurie lächelte. »Du bist ein richtiger lieber Softie, nicht wahr?«

»Ich weiß nur, wie schlimm es ist, wenn man jemanden verliert, den man geliebt hat«, erklärte Jack. Dann stockte er und mußte für ein paar schmerzhafte Sekunden an den Anruf denken, mit dem man ihn informiert hatte, daß seine Frau und seine beiden Töchter gerade bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen waren.

Während Laurie ihre Sachen packte, ging Jack im Schlafzimmer auf und ab und zwang sich, darüber nachzudenken, was sie als nächstes tun sollten. »Wir müssen Lou erzählen, was dir passiert ist«, sagte

er, »und daß dieser Vido Delbario der Mörder von Franconi sein soll.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, rief Laurie aus ihrem begehbaren Kleiderschrank. »Meinst du, wir sollten uns noch heute abend bei ihm melden?«

»Wäre wohl besser«, erwiderte Jack. »Dann liegt es in seiner Hand, wann er etwas unternehmen will. Wir rufen ihn von meiner Wohnung aus an. Hast du seine Privatnummer?«

»Ja«, sagte Laurie.

»Diese ganze Geschichte macht mir nicht nur angst, weil diese Kerle dich bedroht haben«, fuhr Jack fort. »Ich befürchte jetzt noch mehr, daß die Mafia offenbar irgendwie ihre schmutzigen Finger bei Lebertransplantationen im Spiel zu haben scheint. Vielleicht gibt es eine Art Schwarzhandel.« Laurie kam mit einer Umhängetasche aus ihrer Kleiderkammer zurück.

»Glaubst du denn immer noch, daß wir es mit einer Transplantation zu tun haben? Franconi hat doch keine Immunsuppressiva genommen. Und dann kommen noch die seltsamen Ergebnisse von Teds DNA-Tests dazu!« Jack seufzte. »Du hast recht«, gestand er. »Es paßt einfach nicht zusammen.«

»Vielleicht kann Lou ja hinter all diesen Rätseln irgendeinen Sinn erkennen«, hoffte Laurie.

»Schön wär's«, entgegnete Jack. »Nach diesem Zwischenfall juckt es mir übrigens noch mehr in den Fingern, einen kleinen Ausflug nach Afrika zu machen.«

Laurie erstarrte auf ihrem Weg zum Badezimmer. »Das kann doch wohl nicht dein Ernst sein?« fuhr sie ihn an.

»Beruhige dich«, entgegnete Jack. »Im Gegensatz zu dir bin ich zwar noch nicht persönlich mit der Mafia in Berührung gekommen, aber dafür habe ich meine Erfahrung mit Straßengangs gemacht. Ich sehe da eine Ähnlichkeit, die ich am eigenen Leibe zu spüren bekommen habe: Wenn diese Typen es darauf anlegen, dich um die Ecke zu bringen, kann auch die Polizei nichts machen - es sei denn, sie bewachen dich rund um die Uhr. Und das können sie nicht, weil sie dafür nicht genügend Leute haben. Vielleicht wäre es für uns bei-

de gar nicht so schlecht, wenn wir für eine Weile aus der Stadt verschwinden würden. Dann könnte Lou den Fall klären, ohne sich auch noch um unsere Sicherheit sorgen zu müssen.«

»Du meinst, ich soll dich begleiten?« fragte Laurie. Plötzlich sah sie Jacks Vorschlag, nach Äquatorialguinea zu reisen, mit ganz anderen Augen. Sie war noch nie in Afrika gewesen. Daß es eine äußerst interessante Reise werden würde, bezweifelte sie nicht im geringsten, vielleicht würde sie ihr sogar Spaß machen.

»Wir betrachten unseren Trip einfach als eine Art Zwangsurlaub«, erklärte Jack. »Äquatorialguinea wäre unter anderen Umständen vielleicht nicht unsere erste Wahl, aber bestimmt ist es dort… irgendwie anders. Und ganz nebenbei finden wir mit ein bißchen Glück vielleicht sogar heraus, was GenSys da unten eigentlich betreibt und wieso Franconi dort hingeflogen ist.«

»Hmm«, murmelte Laurie. »Allmählich finde ich an deinem Vorschlag Gefallen.«

Nachdem sie das Nötigste zusammengepackt hatte, nahm sie die Styroporkiste mit Tom und ging mit Jack in den Hinterhof. Am äußersten Ende des Gartens fanden sie eine Stelle mit lockerem Lehmboden. Mit einem verrosteten Spaten, den sie zufällig gefunden hatten, gruben sie ein tiefes Loch und betteten Tom zur letzten Ruhe.

»Ach du liebe Güte!« klagte Jack, als er Lauries Koffer nach draußen schleppte. »Was hast du nur alles eingepackt?«

»Du wolltest doch, daß ich gleich für mehrere Tage packe«, entgegnete Laurie.

»Aber mußtest du unbedingt deine Bowlingkugeln mitnehmen?« stöhnte Jack.

»Es sind die Kosmetiksachen, die den Koffer so schwer machen. Ich habe sie leider nicht im Reiseformat.« Auf der First Avenue hielten sie ein Taxi an. Bevor sie zu Jack fuhren, machten sie auf der Fifth Avenue noch einen Zwischenstopp in einer Buchhandlung. Während Jack im Taxi wartete, lief Laurie hinein, um einen Führer über Äquatorialguinea zu besorgen. Leider gab es nicht ein einziges Buch über das Land, so daß sie sich mit einem Reiseführer über ganz Zentralafrika zufriedengeben mußte.

»Der Buchhändler hat mich ausgelacht, als ich nach einem Reiseführer über Äquatorialguinea gefragt habe«, sagte Laurie, während sie wieder einstieg.

»Könnte ein weiterer Hinweis sein, daß wir uns nicht gerade ein Top-Reiseziel ausgesucht haben«, stellte Jack fest. Laurie lachte und tätschelte Jack am Arm. »Ich habe mich noch gar nicht bei dir bedankt«, sagte sie. »Ich bin wirklich froh, daß du so schnell gekommen bist. Es geht mir schon wieder viel besser.«

»Schön«, entgegnete Jack.

Bei ihm zu Hause angelangt, hatte er einige Mühe, Lauries schweres Gepäck die enge, mit herumliegendem Müll übersäte Treppe hinaufzubugsieren. Nachdem er ein paarmal übertrieben gestöhnt und geächzt hatte, bot Laurie an, die Sachen doch vielleicht lieber selber zu tragen. Jack lehnte ab und erwiderte, daß sie sich, weil sie so viel eingepackt habe, jetzt zur Strafe sein Gestöhne anhören müsse.

Endlich erreichten sie Jacks Wohnungstür. Er suchte nach seinem Schlüssel, steckte ihn ins Loch und drehte ihn um. Im nächsten Moment hörten sie, wie der Sicherheitsriegel aufsprang.

»Seltsam«, murmelte Jack. »Ich kann mich nicht daran erinnern, daß ich die Tür doppelt verriegelt habe.« Er drehte den Schlüssel ein weiteres Mal, um das Schnappschloß zu öffnen, und stieß die Tür auf. Da es stockdunkel war, ging er als erster hinein, um das Licht anzuknipsen. Laurie folgte ihm und stieß mit ihm zusammen, weil er abrupt stehengeblieben war.

»Gehen Sie weiter, und machen Sie das Licht an!« forderte ihn aus der Dunkelheit eine Stimme auf.

Jack folgte dem Befehl. Die Silhouetten, die er einen Augenblick zuvor nur undeutlich hatte ausmachen können, entpuppten sich als zwei Männer in langen, schwarzen Mänteln. Sie saßen auf seinem Sofa und sahen ihn an.

»O nein!« rief Laurie. »Das sind die beiden!« Franco und Angelo hatten es sich, genau wie zuvor bei Laurie, bequem gemacht. Sie hatten sich ebenfalls wieder jeder ein Bier geöffnet. Die halbleeren Flaschen standen auf dem Couchtisch, daneben lag die Pistole mit dem aufgesetzten Schalldämpfer. In die Mitte des Raumes, genau

gegenüber dem Sofa, hatten sie einen Stuhl gestellt.

»Ich nehme an, Sie sind Dr. Jack Stapleton«, begann Franco. Jack nickte, während er sich bereits das Hirn zermarterte, wie sie heil aus der Situation herauskommen konnten. Er wußte, daß die Wohnungstür noch offenstand. Hätte er bloß Verdacht geschöpft, als ihm aufgefallen war, daß die Tür doppelt verriegelt war! Allerdings hatte er seine Wohnung nach dem Anruf von Laurie so fluchtartig verlassen, daß er gar nicht mehr genau gewußt hatte, wie oft er abgeschlossen hatte.

»Begehen Sie lieber keine Dummheit!« warnte ihn Franco, als ob er seine Gedanken gelesen hätte. »Wir haben nicht vor, lange zu bleiben. Wenn wir gewußt hätten, daß wir Dr. Montgomery ebenfalls hier antreffen würden, hätten wir uns den Weg zu ihrer Wohnung auch sparen können - ganz zu schweigen von der Anstrengung, dieselbe Botschaft gleich zweimal zu überbringen.«

»Was ist es eigentlich, wovor Sie solche Angst haben, daß wir es herausfinden könnten?« fragte Jack. »So große Angst sogar, daß Sie extra hier rausfahren und uns bedrohen?«

Franco grinste und sah Angelo an. »Hast du da Worte? Er glaubt doch glatt, wir machen uns die Mühe, hier einzubrechen, um ihm seine dummen Fragen zu beantworten!«

»Der Typ hat keinen Respekt«, bemerkte Angelo. »Wie wär's, Doc, wenn Sie der Dame einen Stuhl holen würden?« wandte sich Franco an Jack.

»Dann können wir unsere kleine Unterhaltung führen und im Nu wieder verschwinden.« Jack rührte sich nicht vom Fleck. Er beschäftigte sich gerade mit der Pistole auf dem Tisch und fragte sich, wer von den beiden Männern wohl noch eine Waffe am Leib trug. Außerdem versuchte er abzuschätzen, wie stark sie sein mochten, und kam zu dem Schluß, daß sie beide eher schwächlich wirkten. Vermutlich waren sie körperlich nicht besonders gut in Form. »Entschuldigen Sie, Doc«, meldete Franco sich erneut. »Haben Sie mich nicht verstanden?«

Bevor Jack antworten konnte, brach hinter ihm ein Höllenspektakel los. Irgend jemand stieß ihn grob zur Seite, ein anderer brüllte: »Kei-

ne Bewegung!«

Als er sich von seiner momentanen Verwirrung erholt hatte, registrierte er, daß drei Afroamerikaner seine Wohnung gestürmt hatten. Sie hielten Maschinenpistolen in den Händen und zielten damit auf Franco und Angelo. Alle drei Neuankömmlinge trugen Basketballkleidung. Jack erkannte sie sofort. Es waren Flash, David und Spit. Man sah ihnen an, daß sie gerade vom Basketball-Court kamen, sie waren von Kopf bis Fuß durchgeschwitzt.

Franco und Angelo waren völlig perplex. Sie saßen einfach nur da und starrten die drei Männer mit großen Augen an. Da normalerweise sie diejenigen waren, die andere mit tödlichen Waffen bedrohten, war ihnen klar, daß sie sich nicht rühren durften. Für ein paar Sekunden herrschte eisiges Schweigen. Dann kam Warren unvermittelt zur Tür hereingeschlendert.

»Hör mal, Doc, allmählich entwickelt es sich zu einem Full-time-Job, dich am Leben zu erhalten, meinst du nicht auch? Aber eins solltest du wissen: Wenn du hier weißes Gesindel von dieser Sorte anlockst, könnte leicht unser ganzes Viertel in den Schmutz gezogen werden.«

Warren nahm Spit die Maschinenpistole aus der Hand und wies ihn an, die Besucher zu filzen. Ohne ein Wort nahm Spit Angelo die Walther Automatik ab. Nachdem er auch Franco abgetastet hatte, packte er die Pistole vom Couchtisch ein.

»Mensch, Warren, alter Kumpel!« sagte Jack und seufzte vor Erleichterung. »Ich habe zwar nicht den geringsten Schimmer, warum du ausgerechnet in einem so entscheidenden Moment hier reinschneist, aber ich bin dir zu tiefstem Dank verpflichtet.«

»Dieser Abschaum ist uns heute nachmittag schon aufgefallen«, erklärte Warren. »Da haben sie hier die Lage gepeilt. Die scheinen tatsächlich zu glauben, daß sie trotz ihres teuren Plunders und dieses schwarzglitzernden Cadillacs unsichtbar sind. Kaum zu fassen, wie blöd man sich anstellen kann!« Nach der überraschenden Wende hatte Jack sofort wieder Oberwasser. Er rieb sich freudig die Hände und fragte Angelo und Franco nach ihren Namen, doch als Antwort erntete er nur finstere Blicke.

»Der da ist Angelo Facciolo«, meldete sich Laurie und zeigte auf den Mann, der sich an ihr hatte rächen wollen.

»Nimm ihnen ihre Brieftaschen ab, Spit«, befahl Warren. Spit folgte der Aufforderung und las die Namen und Adressen der beiden laut vor. »Oh, was haben wir denn da?« rief er, als er das Fach öffnete, in dem sich die Polizeimarke des Ozone-Park-Reviers befand. Er reichte sie Warren, damit er sie begutachten konnte.

»Keine Angst«, sagte Warren und machte eine abwinkende Handbewegung. »Das sind keine Bullen.«

»Ich glaube, es ist jetzt an der Zeit, Lou anzurufen«, wandte sich Jack an Laurie. »Es wird ihm ein außerordentliches Vergnügen bereiten, sich mit diesen beiden Gentlemen zu unterhalten. Und sag ihm auch, daß er die grüne Minna mitbringen soll. Vielleicht will er die beiden ja einladen, die Nacht auf Kosten der Stadt zu verbringen.«

Laurie verschwand in der Küche.

Jack ging auf Angelo zu und baute sich bedrohlich vor ihm auf.

»Steh auf!« forderte er ihn auf.

Angelo erhob sich und sah Jack dreist und finster an. Im nächsten Augenblick wußte Angelo nicht, wie ihm geschah. Zu jedermanns Überraschung verpaßte Jack dem Mafioso einen kräftigen Schlag ins Gesicht. Es knackte einmal laut, dann kippte Angelo nach hinten, fiel über das Sofa und krachte auf den Boden.

Jammernd und fluchend hielt Jack sich die Hand und schüttelte sie.

»Tut verdammt weh!« klagte er. »So habe ich noch nie zugeschlagen.«

»Jetzt ist Schluß!« wies Warren ihn zurecht. »Wir sollten uns an diesen Hurensöhnen nicht die Hände schmutzig machen. Das ist nicht unser Stil!«

»Mir reicht es auch«, stellte Jack klar und rieb sich weiter seine verletzte Hand. »Weißt du, was dieser Mistkerl, der da auf dem Fußboden liegt, heute abend gemacht hat? Er hat Laurie zusammengeschlagen, nachdem er vorher mit dem anderen Dreckstypen in ihre Wohnung eingestiegen ist. Du hast ja bestimmt gesehen, wie er ihr Gesicht zugerichtet hat.«

Angelo rappelte sich wieder auf und betastete seine schräg nach

rechts stehende Nase. Jack forderte ihn auf, sich wieder auf das Sofa zu setzen, woraufhin Angelo langsam durch den Raum schlurfte und beide Hände unter seine Nase preßte, um das Blut aufzufangen.

»Bevor die Polizei eintrifft«, begann Jack, »frage ich euch noch einmal, wovor ihr so eine Heidenangst habt? Was sollen Laurie und ich auf keinen Fall herausfinden? Und was soll der ganze Unsinn mit Franconi?«

Angelo und Franco starrten durch Jack hindurch, als wäre er Luft. Jack insistierte weiter und bedrängte sie, ihm zu sagen, was sie über Franconis Leber wußten, doch die beiden gaben keinen Mucks von sich.

Schließlich kehrte Laurie aus der Küche zurück. »Ich habe Lou erreicht«, sagte sie. »Er ist auf dem Weg. Und er ist absolut aus dem Häuschen. Vor allem der Tip, daß Vido Delbario den Franconi-Mord begangen haben soll, scheint ihn mächtig zu interessieren.«

Eine Stunde später saßen Jack, Laurie und Warren gemütlich in Esteban Ndemes Wohnung beisammen.

»Also, ich nehme gerne noch ein Bier«, erwiderte Jack auf Estebans Angebot. Das erste Bier war ihm ziemlich gut runtergegangen. Daß der Abend sich nach dem schlechten Beginn noch so vielversprechend entwickelt hatte, versetzte ihn zusehends in Hochstimmung.

Keine zwanzig Minuten nach Lauries Anruf war Lou in Begleitung etlicher Streifenpolizisten in Jacks Wohnung aufgekreuzt. Er hatte sich vor Begeisterung kaum einkriegen können, daß er Angelo und Franco wegen Einbruchs, unerlaubten Waffenbesitzes, tätlicher Beleidigung, Erpressung und mißbräuchlichen Besitzes einer Polizeimarke einbuchten konnte. Er hoffte, die beiden lange genug festhalten zu können, um ein paar wirklich wichtige Informationen über die organisierte Verbrecherszene von New York aus ihnen herausholen zu können; vor allem wollte er mehr über den Lucia-Clan erfahren.

Lou hatte es sehr ernst genommen, daß Laurie und Jack massiv bedroht worden waren. Daher war er sofort von Jacks Idee angetan gewesen, als dieser ihm erzählt hatte, daß er und Laurie überlegten, die Stadt für etwa eine Woche zu verlassen. Lou machte sich solche Sorgen um Jack und Laurie, daß er vorübergehend einen Wachposten für

die beiden abkommandiert hatte. Um ihm die Arbeit zu erleichtern, hatten sie eingewilligt zusammenzubleiben.

Jack hatte Warren so lange bedrängt, bis er ihn und Laurie schließlich zum Mercado Market begleitet und sie mit Esteban Ndeme bekannt gemacht hatte. Wie Warren bereits angekündigt hatte, war Esteban ein freundlicher und liebenswürdiger Mann. Er war genau wie Jack zweiundvierzig, doch von seiner Statur das genaue Gegenteil. Während Jack eher stämmig und muskulös gebaut war, war Esteban schlank und zierlich. Sogar seine Gesichtszüge wirkten fein und zart. Seine Haut war tief- und saftigbraun und noch dunkler als die von Warren. Doch sein auffälligstes körperliches Merkmal war seine extrem gewölbte Stirn. Seine vordere Kopfhälfte war kahl, und sein Haaransatz zog sich über die Mitte seines Schädels von einem Ohr zum anderen. Als Esteban gehört hatte, daß Jack und Laurie eine Reise nach Äquatorialguinea planten, hatte er die beiden sofort zusammen mit Warren in seine Wohnung eingeladen. Teodora Ndeme war genauso sympathisch wie ihr Mann. Kaum hatten die drei im Wohnzimmer Platz genommen, bestand sie auch schon darauf, daß sie zum Abendessen blieben.

Aus der Küche strömten inzwischen herrliche Düfte, die sich in der ganzen Wohnung verbreiteten. »Was hat Teodora und Sie denn eigentlich nach New York verschlagen?« fragte Jack Esteban, während er sich zufrieden mit seinem zweiten Bier zurücklehnte.

»Wir mußten aus unserem Land fliehen«, erklärte Esteban und erzählte seinen Gästen von dem Terrorregime des brutalen Diktators Nguema, der ein Drittel der Bevölkerung Äquatorialguineas, einschließlich der spanischen Einwanderer, gezwungen hatte, das Land zu verlassen.

»Fünfzigtausend Menschen wurden ermordet«, fuhr Esteban fort. »Es war furchtbar. Wir waren heilfroh, daß man uns loswerden wollte. Ich war damals Lehrer und hatte meine Ausbildung in Spanien absolviert. Deshalb war ich dem Regime suspekt.«

»Aber inzwischen hat sich die Situation Ihres Landes doch hoffentlich zum Besseren gewendet, oder etwa nicht?« fragte Jack.

»O ja«, erwiderte Esteban. »Der Putsch von 1979 hat eine Menge

verändert. Aber Äquatorialguinea ist nach wie vor ein armes Land. Vor kurzem hieß es zwar, daß man vor der Küste Öl gefunden habe, aber dann hat sich herausgestellt, daß die Fundstelle zum Territorium von Gabun gehört. Jetzt ist Gabun das reichste Land in der Region.«

»Sind Sie nach Ihrer Flucht schon mal wieder in Ihr Land zurückgekehrt?« wollte Jack wissen.

»Sogar mehrmals«, erwiderte Esteban. »Aber das letzte Mal ist wohl schon ein paar Jahre her. Teodora und ich haben immer noch Kontakt zu unseren Familienangehörigen, die dort geblieben sind. Teodoras Bruder besitzt sogar ein kleines Hotel auf dem Festland, in einer Stadt namens Bata.«

»Von Bata habe ich schon mal gehört«, bemerkte Jack. »Dort gibt es einen Flughafen, soweit ich weiß.«

»Den einzigen auf dem Festland«, sagte Esteban. »Er wurde in den achtziger Jahren aus Anlaß eines Zentralafrikanischen Kongresses gebaut. Dabei hätte sich mein Land so einen Flughafen eigentlich gar nicht leisten können, aber das ist ein anderes Thema.«

»Haben Sie schon mal von einem Unternehmen namens GenSys gehört?« fragte Jack.

»Allerdings«, erwiderte Esteban. »Für die Regierung ist GenSys die wichtigste Devisenquelle, vor allem seitdem die Kakao- und Kaffeepreise weltweit in den Keller gefallen sind.«

»Das ist mir auch bekannt«, sagte Jack. »Außerdem soll GenSys in Ihrem Land eine Primaten-Forschungsanlage errichtet haben. Wissen Sie, ob sich diese Anlage in Bata befindet?«

»Nein, sie liegt im Süden«, erwiderte Esteban. »Sie haben sie mitten in den Dschungel hineingesetzt. In der Nähe gibt es ein verfallenes, altes Kolonialstädtchen namens Cogo. Inzwischen hat GenSys die meisten Häuser restauriert und die amerikanischen und europäischen Mitarbeiter der Firma dort untergebracht. Für die einheimischen Arbeiter haben sie ein komplett neues Dorf errichtet. Es arbeiten ziemlich viele Äquatorialguinesen für GenSys.«

»Wissen Sie zufällig, ob GenSys ein Krankenhaus gebaut hat?« hakte Jack weiter nach.

»Ja, das haben sie«, erwiderte Esteban. »Ein Krankenhaus und ei-

nen Laborkomplex. Die Gebäude liegen direkt an dem historischen Hauptplatz, gegenüber dem Rathaus.«

»Wieso wissen Sie das alles so genau?« fragte Jack.

»Weil mein Cousin mal für die Firma gearbeitet hat«, erklärte Esteban. »Aber als die Soldaten einen seiner Freunde exekutiert haben, bloß weil der auf dem Firmengelände gejagt hat, hat er seinen Job an den Nagel gehängt. In meiner Heimat sind viele Leute froh, daß es GenSys gibt, weil die Firma gute Löhne zahlt; andere hingegen stehen der Firma kritisch gegenüber, weil sie zu mächtig ist und die Regierung zu stark beeinflußt.«

»Indem sie sie mit Geld schmiert?« fragte Jack.

»Ja, natürlich«, erwiderte Esteban. »GenSys besticht die Minister mit Unmengen von Geld. Die Firma finanziert sogar einen Teil der Armee.«

»Wie bequem«, bemerkte Laurie.

»Vermutlich«, stimmte Esteban ihr zu. »Nachdem die Spanier das Land vor fünfundzwanzig Jahren verlassen haben, hat sich niemand mehr um die Straße nach Cogo gekümmert, so daß sie unpassierbar war. GenSys hat sie neu gebaut, damit zwischen Bata und Cogo wieder Lastwagen verkehren können. Sie werden sich wohl ein Auto leihen müssen.«

»Ist das möglich?« wollte Jack wissen.

»Wer Geld hat, kann in Äquatorialguinea alles bekommen«, erwiderte Esteban. »Für wann planen Sie denn Ihre Reise? Es empfiehlt sich nämlich, in der Trockenzeit zu fahren.«

»Und wann ist die?« fragte Jack zurück.

»Im Februar und März«, antwortete Esteban.

»Das trifft sich gut«, bemerkte Jack. »Laurie und ich hatten uns nämlich überlegt, morgen nacht loszufliegen.«

»Wie bitte?« meldete sich Warren zum ersten Mal zu Wort. Er hatte das Gespräch zwischen Jack und Lou nicht mit verfolgt und hörte zum ersten Mal von Jacks Plänen. »Ich dachte, wir hätten uns am Wochenende verabredet. Natalie freut sich schon, euch mal wiederzusehen.«

»Oh«, bemerkte Jack. »Das hatte ich ganz vergessen.«

»Untersteh dich, Kumpel! Du kannst frühestens Sonntagmorgen fliegen, sonst bringst du mich in ernsthafte Schwierigkeiten. Du weißt doch, wie heiß Natalie darauf ist, etwas mit euch zu unternehmen.«

»Warum kommt ihr nicht einfach mit nach Äquatorialguinea?« schlug Jack vor, der in seiner momentanen Hochstimmung den Sinn für die Realität zu verlieren schien. »Laurie und ich spendieren euch die Flüge.« Laurie traute ihren Ohren nicht.

»Bist du jetzt völlig übergeschnappt?« fragte Warren. »Wir reden von Afrika!«

»Ja, Afrika«, wiederholte Jack. »Laurie und ich müssen sowieso hinfahren. Warum sollen wir es uns nicht so angenehm wie möglich machen?« An Esteban gewandt, fügte er hinzu: »Kommen Sie und Ihre Frau doch auch mit! Dann sind wir eine richtig nette Gruppe.«

»Meinen Sie das im Ernst?« fragte Esteban. Laurie zog ein genauso ungläubiges Gesicht wie ihr Gastgeber.

»Selbstverständlich«, versicherte Jack. »Es gibt keine bessere Art, ein Land kennenzulernen, als mit ehemaligen Einheimischen zu reisen. Das ist kein Geheimnis. Ach, da fällt mir noch etwas ein - brauchen wir eigentlich Visa?«

»Ja«, erwiderte Esteban. »Aber die äquatorialguinesische Botschaft hat ihren Sitz hier in New York. Alles was man für ein Visum braucht, sind zwei Paßbilder, fünfundzwanzig Dollar und eine Bankbestätigung, aus der hervorgeht, daß man kein armer Schlucker ist.«

»Und wie kommt man am günstigsten nach Äquatorialguinea?« fragte Jack.

»Wenn man nach Bata will, fliegt man am besten über Paris«, erklärte Esteban. »Von Paris geht jeden Tag ein Flug nach Duala in Kamerun, und von dort gibt es täglich Flüge nach Bata. Man kann auch über Madrid fliegen, allerdings nur zweimal die Woche und auch nicht nach Bata, sondern nach Malabo auf Bioko.«

»Dann fliegen wir also über Paris«, rief Jack überschwenglich. »Teodora!« rief Esteban seiner Frau in der Küche zu. »Komm doch mal her!«

»Du bist vollkommen wahnsinnig!« stellte Warren an Jack gewandt

fest. »Ich weiß es seit dem Tag, an dem du zum ersten Mal bei uns auf dem Basketball-Court aufgekreuzt bist. Aber du gefällst mir immer besser, Alter!«

Kapitel 17
7. März 1997, 6.15 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Kevins Wecker klingelte um Viertel nach sechs. Draußen war es noch stockdunkel. Er krabbelte aus seinem Moskitonetz, knipste das Licht an und suchte seinen Bademantel und seine Hausschuhe. Sein Mund war trocken und fühlte sich von innen an wie Watte. Außerdem dröhnte ihm der Kopf, was ihn daran erinnerte, wieviel Wein er am Abend zuvor getrunken hatte. Mit zittrigen Händen setzte er sich die Wasserflasche an den Mund, die neben seinem Bett stand. Als er seinen Nachdurst gestillt hatte, schlurfte er mit wackligen Beinen zu den beiden Gästezimmern und klopfte an die Türen. Die beiden Frauen und er waren am vergangenen Abend zu dem Schluß gekommen, daß sie die Nacht am besten alle bei ihm verbrachten. Zum einen hatte er genug Platz, zum anderen wollten sie mit ihrem Aufbruch am frühen Morgen kein Aufsehen erregen. Daher hatte er die beiden fröhlich gelaunten Frauen gegen dreiundzwanzig Uhr unter lautem Gelächter zu ihren jeweiligen Wohnungen gefahren, damit sie ihre Utensilien für die Nacht, Kleidung zum Wechseln und die Proviantpakete aus der Kantine zusammenpacken konnten. Während Melanie und Candace ihre Sachen zusammengesucht hatten, hatte er selbst einen Abstecher zu seinem Labor gemacht, um das Ortungsgerät, den Positionsbestimmer, eine Taschenlampe und die Höhenlinienkarte zu holen. Als sich nach seinem ersten sanften Anklopfen in keinem der Gästezimmer etwas rührte, pochte er kräftiger gegen die Tür, bis er schließlich von jeder der Frauen eine Antwort erhielt. Er vermutete, daß sie ebenfalls einen Kater hatten, denn sie brauchten ziemlich lange, bis sie endlich in der Küche erschienen. Sie schenkten sich Kaffee ein und tranken den ersten großen Becher, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Nach dem Frühstück ging es ihnen schon viel besser. Als sie Kevins Haus verließen, waren sie sogar regelrecht in Hochstimmung; sie hatten das Gefühl, zu einem Ur-

laubstrip aufzubrechen. Das Wetter war so gut, wie man es in diesem Teil der Welt erwarten würde. Es dämmerte inzwischen, und an dem rosa und silbern gefärbten Himmel waren kaum Wolken zu sehen. Im Süden zogen ein paar kleine Schäfchenwolken dahin, am westlichen Horizont baute sich eine bedrohliche lila Wolkenwand auf, doch sie befand sich so weit draußen über dem Ozean, daß sie wohl kaum vor Anbruch der Dunkelheit die Küste erreichen würde.

Während sie zum Ufer hinuntergingen, staunten sie über die vielfältige Vogelwelt. Sie sahen Vögel in den schillerndsten Farben. Es gab grüne Turakos, bunte Papageien, Webervögel, afrikanische Fischadler und eine Art afrikanischer Amsel. Der ganze Urwald war erfüllt von lautem Gezwitscher. Der Ort wirkte verlassen. Es waren weder Menschen noch Autos unterwegs, die Fensterläden waren noch überall verschlossen. Die einzige Menschenseele, die sie sahen, war ein Einheimischer, der in der Chickee Hut Bar den Fußboden schrubbte. Sie gingen auf den enormen, von GenSys errichteten Anleger hinaus. Er war sechseinhalb Meter breit und zwei Meter hoch. Die grob gearbeiteten Holzplanken waren von der feuchten Nacht glitschig. Am Ende des Anlegers führte eine Holzrampe zu einem Schwimmdock hinunter. Das Dock schien an einem unsichtbaren Seil zu hängen. Die Wasseroberfläche war absolut ruhig und verschwand unter dem dichten Morgennebel, der sich erstreckte, so weit das Auge reichte. Wie die Frauen versprochen hatten, schaukelte ein zehn Meter langes Motorboot im Wasser, das am Ende des Docks vertäut war. Vor langer Zeit mußte es mal außen rot und innen weiß angestrichen worden sein, doch inzwischen war die Farbe verblichen oder auf großen Flächen ganz abgeblättert. Über einen Großteil des Bootes erstreckte sich ein strohgedecktes, von Holzträgern gestütztes Dach. Unter dem Dach befanden sich mehrere Sitzbänke. Der Motor war ein alter Evinrude-Außenbordmotor. Am Heck des Bootes war ein kleines, mit vier schmalen Sitzbrettern ausgestattetes Kanu festgebunden.

»Nicht schlecht, oder?« fragte Melanie und griff nach dem Tau, um das Boot ans Dock heranzuziehen.

»Es ist größer, als ich erwartet hatte«, entgegnete Kevin. »Solange der Motor nicht seinen Geist aufgibt, müßten wir eigentlich prima

zurechtkommen. Zurückpaddeln möchte ich die Strecke nicht unbedingt.«

»Im schlimmsten Fall lassen wir uns zurücktreiben«, stellte Melanie unerschrocken klar. »Schließlich fahren wir ja flußaufwärts.«

Sie verstauten ihre Taschen und den Proviant an Bord. Während Melanie auf dem Anleger stehenblieb, ging Kevin zum Heck und inspizierte den Motor. Er begriff auf Anhieb, wie er funktionierte, zumal die aufgeklebten Bedienungshinweise sogar in Englisch verfaßt waren. Er stellte die Drosselklappe auf Start und zog an der Schnur. Zu seiner großen Überraschung dröhnte der Motor gleich beim ersten Versuch los. Er gab Melanie ein Zeichen, ins Boot zu springen, legte den Vorwärtsgang ein, und der Ausflug begann.

Während sie den Anleger hinter sich ließen, sahen sie alle zurück in Richtung Cogo, um festzustellen, ob sie jemand beobachtet hatte. Doch der einzige Mensch weit und breit war der Mann, der die Chickee Hut Bar reinigte, und er sah nicht einmal auf.

Wie geplant fuhren sie zunächst in Richtung Westen, um vorzutäuschen, daß sie nach Acalayong wollten. Kevin stellte den Hebel auf Halbgas und freute sich, wie schnell das Boot jetzt durch die Flußmündung schipperte. Zunächst war der recht lange und schwere Kahn nur langsam in Gang gekommen. Er sah auch nach dem Kanu, das sie im Schlepptau hatten; es trieb wie von selbst hinter ihnen her.

Die Motorengeräusche waren so laut, daß sie sich kaum unterhalten konnten. Deshalb genoß jeder für sich die herrliche Landschaft. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber der Himmel war schon hell erleuchtet, und ganz im Osten über Gabun wurden die Zipfel der Schönwetterwolken bereits von dem ersten Sonnenlicht angestrahlt. Zu ihrer Rechten verlief die Küste Äquatorialguineas; die dichte Urwaldvegetation reichte bis ans Ufer. Überall in dem breiten Flußdelta sahen sie andere Fischerboote, die sich geisterhaft durch den noch immer über dem Wasser wabernden Nebelschleier bewegten. Als sie Cogo weit hinter sich gelassen hatten, tippte Melanie Kevin auf die Schulter. Er wandte sich zu ihr um, woraufhin sie eine weite, kreisende Handbewegung machte. Mit einem kurzen Nicken ging er zurück an den Steuerhebel und brachte das Boot auf südlichen Kurs.

Als sie zehn Minuten nach Süden gefahren waren, brachte er das Boot in einem langgestreckten Wendemanöver auf Westkurs. Als sie nun nochmals an Cogo vorbeifuhren, waren sie mindestens eine Meile von der Küste entfernt. Auf diese Distanz konnten sie kaum einzelne Häuser ausmachen. Als schließlich die Sonne durchbrach, bestaunten sie den riesigen rötlich-goldenen Feuerball. Die ersten paar Minuten war der Äquatornebel noch so dicht, daß sie ohne Augenschutz in die Sonne sehen konnten. Doch die heißen Sonnenstrahlen sorgten schnell dafür, daß der Nebelschleier verdunstete; die Lichteinstrahlung war sehr intensiv. Melanie setzte sich als erste ihre Sonnenbrille auf, Candace und Kevin taten es ihr allerdings bald nach. Wiederum ein paar Minuten später zogen sie sich die ersten Kleidungsstücke aus, die sie in der Morgenfrische noch als recht angenehm empfunden hatten. Zu ihrer Linken sahen sie jetzt die Inselkette, die sich an der äquatorialguinesischen Küste entlangzog. Um das langgezogene Wendemanöver zu beenden, hatte Kevin eine Weile Kurs in Richtung Norden genommen, doch jetzt schob er den Steuerhebel so, daß sie direkt auf Isla Francesca zusteuerten. Die Insel war in der Ferne bereits deutlich zu erkennen. Nachdem der Nebel sich durch die intensive Sonneneinstrahlung aufgelöst hatte, kam eine angenehme Brise auf. Zuerst kräuselte sich die Wasseroberfläche nur ein wenig, dann wurde die bislang gläserne Oberfläche von kleinen Wellen aufgewühlt. Da der Gegenwind zunahm, klatschte das Boot immer heftiger gegen die Wellen; gelegentlich spritzte die Gischt bis ins Boot. Isla Francesca unterschied sich deutlich von ihren Nachbarinseln, was um so deutlicher wurde, je mehr sie sich ihrem Ziel näherten. Zum einen war die Insel erheblich länger, zum anderen wirkte sie durch die enorme Kalksteinerhebung massiver. Einige der Felsbuckel steckten noch immer im Nebel. Eine Stunde und fünfzehn Minuten nach ihrer Abfahrt in Cogo drosselte Kevin den Motor. Das Boot wurde langsamer. Dreißig Meter vor ihnen erstreckte sich die dichtbewachsene Uferlinie des südwestlichen Zipfels von Isla Francesca. »Von hier aus sieht die Insel irgendwie bedrohlich aus!« brüllte Melanie aus vollem Halse, um den Motor zu übertönen.

Kevin nickte. Auf der Insel gab es nichts Einladendes. Sie hatte

keinen Strand, und die gesamte Küste erschien wegen des dichten Mangrovenbewuchses undurchdringbar.

»Wir müssen die Mündung des Rio Diviso finden!« schrie Kevin zurück und fuhr so nah wie möglich an die Mangroven heran. Dann schob er das Ruder nach Steuerbord und tuckerte an der Westküste entlang. Da sich nun die Insel auf der Leeseite befand, ließen die Wellen nach. Um unter Umständen auftauchende Unterwasserhindernisse erkennen zu können, stand Kevin auf. Doch das Wasser war so schlammig, daß er absolut nichts sehen konnte.

»Wie wär's, wenn wir das Schilfrohr da drüben ansteuern?« rief Candace vom Bug her und zeigte auf ein ausgedehntes Sumpfgebiet, das vor ihnen aufgetaucht war. Kevin nickte und drosselte die Geschwindigkeit noch mehr. Dann peilte er das etwa zwei Meter hohe Schilf an.

»Kannst du im Wasser irgendwelche Hindernisse erkennen?« rief Kevin Candace zu.

Candace schüttelte den Kopf. »Es ist zu trübe.« Kevin wendete das Boot ein wenig, so daß sie wieder parallel zur Küste der Insel fuhren. Das Schilfrohr war hier ziemlich dicht, und das Sumpfgebiet erstreckte sich über gut hundert Meter landeinwärts.

»Das muß der Abfluß des Rio Diviso sein«, vermutete Kevin. »Ich hoffe nur, es gibt irgendwo eine Fahrrinne, ansonsten sehe ich schwarz. Wir können unmöglich mit dem Kanu durch das dichte Schilf paddeln.«

Zehn Minuten später hatten sie immer noch keinen passierbaren Verbindungsweg gefunden. Kevin drehte und achtete sorgsam darauf, daß das Tau des Kanus sich nicht im Schilf verhedderte.

»Ich fahre lieber nicht noch weiter hier rein«, sagte er. »Der Sumpf wird allmählich schmaler. Ich glaube, hier kommen wir nicht weiter. Außerdem habe ich Angst, daß wir zu nah an die Anlegestelle und die ausfahrbare Brücke herankommen.«

»Stimmt«, nickte Melanie. »Was haltet ihr davon, auf die andere Seite der Insel zu fahren und die Stelle zu suchen, an der der Rio Diviso beginnt?«

»Ging mir auch gerade durch den Kopf«, erwiderte Kevin. Melanie

hob flach ihre Hand.

Kevin sah sie entgeistert an. »Was soll das?« fragte er. »So besiegelt man einen Deal, du Dummkopf«, erwiderte sie und lachte.

Kevin klatschte seine Hand gegen ihre und lachte ebenfalls. Sie fuhren zurück in die Richtung, aus der sie gekommen waren, umrundeten die Spitze und schipperten dann in östlicher Richtung an der Längsseite der Insel entlang. Kevin fuhr mit Halbgas. Im Vorbeifahren hatten sie einen herrlichen Blick auf das südliche, gebirgige Hinterland der Insel. Die Kalksteinerhebung war von hier aus nicht zu sehen, so daß die ganze Insel wie eine endlose, mit dichten Urwaldpflanzen überwucherte Hügellandschaft aussah.

»Ich sehe nur Vögel!« brüllte Melanie gegen den lauten Motor an.

Kevin nickte. Er hatte ebenfalls jede Menge Ibisse und Würger gesichtet.

Die Sonne stand inzwischen so hoch, daß sich das Strohdach als äußerst nützlich erwies. Da es im Heck des Bootes, wo Kevin stand, am schattigsten war, gingen sie alle nach hinten. Candace cremte sich mit Sonnenschutzmittel ein, das Kevin in seinem Apothekenschränkchen gefunden hatte. »Glaubst du, die Bonobos sind so scheu, wie man sie kennt?« rief Melanie Kevin zu.

Kevin zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung!« schrie er zurück. »Wenn ja, dürfte es schwierig werden, sie aufzuspüren, und dann wäre all unsere Mühe umsonst gewesen.«

»Immerhin haben sie bis zu ihrer Aussetzung auf Isla Francesca im Freigehege des Tierkomplexes gelebt und dort hin und wieder auch mal einen Menschen zu Gesicht bekommen«, rief Melanie. »Ich glaube, unsere Chancen stehen ganz gut - solange wir nicht zu nahe an sie herangehen.«

»Sind Bonobos in freier Wildbahn denn scheu?« wollte Candace wissen.

»Sehr scheu sogar«, erwiderte Melanie. »So scheu wie Schimpansen. Oder sogar noch scheuer. Schimpansen, die noch nie mit Menschen in Berührung gekommen sind, lassen sich in der Wildnis nahezu unmöglich aufspüren. Sie sind äußerst ängstlich, und ihr Gehör und ihr Geruchssinn sind erheblich besser ausgeprägt als unsere Sin-

nesorgane. Es ist fast aussichtslos, sich ihnen zu nähern.«

»Gibt es in Afrika überhaupt noch wirklich unberührte Gebiete?« fragte Candace.

»Aber ja!« rief Melanie. »Von der äquatorialguinesischen Küste aus gesehen gibt es vor allem in Richtung Nordwesten noch riesige Gebiete absolut unberührten Regenwaldes. Und das auf einer Fläche von etwa zweieinhalb Millionen Quadratkilometern!«

»Fragt sich nur, wie lange der Urwald noch unberührt bleibt«, gab Candace zu bedenken.

»Das ist eine andere Geschichte«, seufzte Melanie.

»Wie wär's, wenn ihr mir mal ein kühles Getränk reichen würdet?« forderte Kevin die beiden Frauen auf.

»Kein Problem!« rief Candace zurück, klappte die Styropor-Box auf und holte eine Dose heraus.

Zwanzig Minuten später drosselte Kevin erneut den Motor. Sie umrundeten die Ostspitze von Icla Francesca und nahmen jetzt Kurs in Richtung Norden. Die Sonne stand inzwischen noch höher, und die Hitze wurde schier unerträglich. Candace rückte die Kühlbox auf die Backbordseite, damit sie im Schatten stand.

»Da ist schon wieder ein Sumpfgebiet«, stellte sie fest. Kevin steuerte so nah wie möglich an die Küste heran. Der Sumpf schien eine ähnliche Ausdehnung zu haben wie der auf der Westseite der Insel. Auch hier begann der dichte Dschungel etwa hundert Meter hinter der Uferlinie. Als Kevin gerade losfluchen wollte, daß sie wieder in einer Sackgasse gelandet waren, tat sich in dem ansonsten undurchdringlichen Schilf plötzlich wie aus dem Nichts eine Öffnung auf. Kevin steuerte direkt auf die Öffnung zu und drosselte die Geschwindigkeit noch einmal. Das Boot tuckerte nur noch im Schritttempo dahin. Etwa zehn Meter vor der Einfahrt schaltete er auf Leerlauf und stellte den Motor dann ganz ab. Nachdem der tosende Lärm des Schiffsmotors erloschen war, herrschte absolute Stille.

»Mein Gott, klingeln mir die Ohren«, stöhnte Melanie. »Kann man da wohl durchfahren?« wandte sich Kevin an Candace, die wieder in den Bug gegangen war. »Schwer zu sagen«, erwiderte Candace.

Kevin umfaßte den Motor und kippte ihn nach vorn, so daß er nicht

mehr im Wasser hing. Er wollte verhindern, daß sich die Meerespflanzen in den Propellerflügeln verhedderten.

Lautlos glitten sie in das Schilf hinein. Anfangs schabten die dicken Halme am Boot entlang, dann kam es zum Stehen. Kevin ging nach hinten und paßte auf, daß das angebundene Kanu nicht mit dem Heck des Bootes kollidierte. »Sieht so aus, als könnten wir uns da irgendwie hindurchschlängeln«, sagte Candace. Sie hatte sich auf eine der Sitzbänke gestellt und hielt sich am Dach fest, um über das hohe Schilf hinwegsehen zu können.

Kevin knickte einen Halm ab und brach ihn in mehrere Teile. Dann warf er die Halmstücke neben dem Boot ins Wasser und beobachtete sie. Sie trieben langsam, aber unaufhaltsam in die Richtung, auf die sie zusteuerten.

»Es scheint eine schwache Strömung zu geben«, stellte er fest. »Ich denke, das ist ein gutes Zeichen. Es ist wohl an der Zeit, unser Kanu zum Einsatz zu bringen.« Er zog das kleine Boot heran, bis es sich seitlich neben dem großen befand. Da das Kanu heftig hin und her schwankte, kostete es sie einige Mühe, mitsamt ihren Taschen und ihren Proviantpaketen in das kleine Boot umzusteigen. Kevin übernahm den Platz am Heck, während Candace sich im Bug niederließ. Melanie suchte sich ihren Platz in der Mitte, setzte sich jedoch nicht auf die Sitzbank, sondern hockte sich auf den Boden. Das Kanu war ihr nicht geheuer.

Um vorwärts zu kommen, mußten sie sich von dem großen Boot abstoßen und gleichzeitig paddeln und an Schilfhalmen ziehen. Einmal in dem lichten Durchlaß, den sie für einen Verbindungsweg hielten, kamen sie relativ mühelos voran.

Kevin saß im Heck und paddelte, Candace unterstützte ihn im Bug. Sie kamen im Schrittempo voran. Die zwei Meter enge Passage schlängelte sich in unzähligen Kurven durch das Sumpfgebiet. Obwohl es erst acht Uhr morgens war, knallte die Äquatorsonne gnadenlos auf sie herab. In dem dichten Schilf war es sogar noch heißer, da kein Lüftchen wehte.

»Viele Wege gibt es auf der Insel nicht gerade«, stellte Melanie fest. Sie hatte die Höhenlinienkarte auseinandergefaltet und studierte

sie.

»Der Hauptweg führt von der Brücke zum Lago Hippo«, erklärte Kevin. »Und dann gibt es noch ein paar Pfade, die am Lago Hippo beginnen«, vollendete Melanie. »Wahrscheinlich wurden sie angelegt, um das Zurückholen der Tiere zu erleichtern.«

»Schätze ich auch«, stimmte Kevin zu.

Kevin starrte in das dunkle, trübe Wasser und sah die Fäden einer Unterwasserpflanze in die Richtung driften, in die sie paddelten. Da vermutlich die Strömung dafür verantwortlich war, war er beruhigt.

»Versuch doch mal Bonobo Nummer sechzig mit dem Ortungsgerät aufzuspüren«, schlug Kevin vor.

»Ich bin gespannt, ob er sich seit unserem letzten Check vom Fleck gerührt hat.« Melanie gab die Daten in das Gerät ein.

»Er hat sich offenbar nicht bewegt«, stellte sie fest. Dann veränderte sie den Maßstab, so daß er dem der Höhenlinienkarte entsprach. Ein rotes Lämpchen blinkte auf. »Er ist immer noch an derselben Stelle auf der Lichtung in dem Sumpfgelände.«

»Selbst wenn wir keine anderen Bonobos zu sehen bekommen, können wir zumindest mal nachsehen, was mit Nummer sechzig los ist«, schlug Kevin vor.

Vor ihnen baute sich nun die gut dreißig Meter hohe Dschungelwand auf. Als sie die letzte Kurve in dem sumpfigen Schilfgebiet genommen hatten, sahen sie den Wasserlauf im dichten Regenwald verschwinden.

»Gleich sind wir im Schatten«, freute sich Candace. »Im Wald ist es bestimmt viel kühler.«

»Freu dich nicht zu früh«, entgegnete Kevin. Sie schoben vorsichtig die im Weg hängenden Äste zur Seite und glitten leise in das ewige Halbdunkel des Dschungels. Candace hatte sich in der Tat zu früh gefreut: Es war, als hätten sie ein schwüles Treibhaus betreten, in dem man leicht Platzangst bekam. Es wehte kein Lüftchen, und von überall tropfte es auf sie herab. Obwohl das dichte Geäst und die unzähligen Kletter- und Hängepflanzen keinen Sonnenstrahl durchließen, hielt sich die Hitze unter dem tropischen Pflanzendach wie unter einer schweren Wolldecke. Einige Blätter hatten einen Durch-

messer von dreißig Zentimetern und mehr. Die Dunkelheit in dem engen Tunnel, durch den sie nun immer tiefer in den Urwald hineinglitten, traf sie wie ein Schock. Doch allmählich gewöhnten sich ihre Augen an das Dämmerlicht, und sie konnten erste Konturen und Details erkennen. Was die Lichtverhältnisse anging, hatten sie das Gefühl, in die späte Abenddämmerung hineinzufahren.

Von dem Augenblick an, als sie die ersten Äste beiseite geschoben hatten, wurden sie von Insektenschwärmen angegriffen, unter anderem von Moskitos, Hirschkäfern und Bienenameisen. Melanie griff panisch nach dem Insektenblocker. Nachdem sie sich eingesprüht hatte, reichte sie den anderen das Fläschchen.

»Es riecht irgendwie sumpfig und ekelig«, klagte sie.

»Ich finde es total unheimlich!« rief Candace aus dem Bug. »Gerade habe ich eine Schlange gesehen, und es gibt nichts, was ich mehr hasse als Schlangen.«

»Solange wir im Boot sind, kann uns nichts passieren«, versuchte Kevin die Frauen zu beruhigen.

»Paßt also auf, daß wir nicht umkippen!« witzelte Melanie.

»Wenn ich nur daran denke, daß wir umkippen könnten, läuft es mir kalt den Rücken runter«, sagte Candace. »Schließlich ist das hier alles völlig neu für mich. Ihr beiden lebt immerhin schon seit ein paar Jahren in diesen gemütlichen Gefilden.«

»Wir müssen uns nur vor den Krokodilen und den Nilpferden in acht nehmen«, erklärte Kevin. »Sagt mir Bescheid, wenn ihr welche seht.«

»Das wird ja immer besser!« klagte Candace. »Was, bitte schön, sollen wir denn tun, wenn wir Krokodile oder Nilpferde sehen?«

»Ich wollte euch keinen Schrecken einjagen«, erwiderte Kevin. »Wahrscheinlich sehen wir erst welche, wenn wir den See erreichen.«

»Und was machen wir dann?« bohrte Candace weiter. »Vielleicht hätte ich mich doch lieber erst mal nach den drohenden Gefahren erkundigen sollen, anstatt mich einfach blauäugig auf diesen Trip mit euch einzulassen.«

»Sie werden uns nichts tun«, beruhigte Kevin sie. »Zumindest hat

man mir das so gesagt. Solange sie im Wasser sind, müssen wir lediglich ein bißchen Abstand halten. Nur an Land sollen sie angeblich unberechenbar und aggressiv sein. Und Krokodile und Nilpferde können schneller laufen, als man denkt.«

»Ich finde unseren Ausflug plötzlich gar nicht mehr so amüsant«, gestand Candace. »Dabei hatte ich mich so auf einen schönen Tag mit euch gefreut.«

»Ein Picknick stand allerdings nie im Vordergrund, als wir unseren Ausflug geplant haben«, erinnerte sie Melanie. »Wir sind schließlich nicht zum Sightseeing hier, sondern aus einem wichtigen Grund.«

»Bleibt nur zu hoffen, daß wir auch etwas erreichen«, fügte Kevin hinzu. Er konnte Candace' Gemütslage gut nachvollziehen, schließlich hatte er selbst das Gefühl, zu dem Trip überredet worden zu sein.

Neben den unzähligen Insekten gab es eine unglaubliche Vielfalt von Vögeln. Wohin das Auge reichte, schwirrten sie in den Ästen umher und tirilierten die unterschiedlichsten Melodien. Der Dschungel war auf beiden Seiten des engen Durchlasses undurchdringlich. Nur äußerst selten konnten sie in irgendeine Richtung weiter als sieben Meter sehen. Sogar die Küste hatte sich ihren Augen entzogen, denn sie lag versteckt hinter dem Wirrwarr aus Wasserpflanzen und Wurzeln. Während er paddelte, musterte Kevin die pechschwarze, mit unendlich vielen umherflitzenden Wasserspinnen übersäte Wasseroberfläche. Mit jedem Paddelschlag erzeugte er stinkende, an der Oberfläche des Wassers zerplatzende Bläschen. Da der Wasserlauf nun relativ gerade verlief, kamen sie erheblich einfacher voran als in dem kurvigen Sumpfgebiet. Die vorbeiziehenden Bäume beobachtend, kam Kevin zu dem Schluß, daß sie sich wahrscheinlich in schnellem Gehtempo voranbewegten. In diesem Tempo, so nahm er an, würden sie in zehn oder fünfzehn Minuten den Lago Hippo erreichen.

»Was hältst du davon, die Scanning-Funktion des Ortungsgerätes einzuschalten?« wandte sich Kevin an Melanie. »Wenn du das Gebiet, in dem wir gerade sind, so groß wie möglich auf das Display holst, müßten wir schnell feststellen können, ob in unserer Umgebung ein paar Bonobos herumlaufen.« Melanie beschäftigte sich ge-

rade intensiv mit dem Minicomputer, als sie plötzlich durch ein lautes Geräusch in dem Geäst zu ihrer Linken aufgeschreckt wurde. Ein paar Sekunden später hörten sie, wie tiefer im Wald Äste knackten und zerbrachen.

»O nein!« rief Candace und faßte sich an die Brust. »Was war das?«

»Wahrscheinlich wieder ein Ducker«, erwiderte Kevin. »Diese kleinen Antilopen leben auf den Inseln.« Melanie wandte sich wieder dem Ortungsgerät zu. Wenig später konnte sie den beiden berichten, daß sich in ihrer Umgebung keine Bonobos aufhielten.

»Wäre ja auch zu schön gewesen«, sagte Kevin enttäuscht. Zwanzig Minuten später rief Candace, sie könne direkt vor sich die Sonne durchschimmern sehen.

»Dann müssen wir wohl am See sein«, vermutete Kevin. Nach ein paar weiteren Paddelschlägen glitt das Kanu in den Lago Hippo. Das grelle Licht blendete so stark, daß sie sofort nach ihren Sonnenbrillen suchten.

Der See war nicht besonders groß; er wirkte eher wie ein länglicher Teich. Es gab unzählige, üppig bewachsene, schwimmende Inselchen, auf denen sich weiße Ibisse tummelten. Das Ufer war mit dichtem Schilf bewachsen. Hier und da schwammen weiße Wasserlilien. Mit der leichten Brise trieben schmale Pflanzenbrocken über das Wasser, auf denen sich kleine Vögel ausruhten.

An den beiden Längsseiten des Sees war der Urwald nicht mehr so dicht, sondern ging in weite Grasflächen über, die zum Teil mehrere tausend Quadratmeter groß waren. Ab und zu ragten Palmen in den Himmel. Links von ihnen konnten sie über den Baumkronen die obersten Höcker der Kalksteinerhebung erkennen, die sich deutlich vom diesigen Morgenhimmel abhob.

»Sieht richtig idyllisch aus«, bemerkte Melanie.

»Erinnert mich irgendwie an eine prähistorische Szenerie«, sagte Kevin. »Es würde mich nicht überraschen, wenn hier gleich ein paar Brontosaurier aus dem Wald kämen.«

»O Gott!« rief Candace mit einem Mal und zeigte voller Schrecken mit dem Paddel nach links. »Da drüben sind Nilpferde.«

Kevin sah in die Richtung, in die Candace zeigte, und konnte tatsächlich ein knappes Dutzend dieser riesigen Säugetiere ausmachen. Da sie im Wasser standen, sah man nur die Köpfe und die kleinen Ohren. Auf ihren Köpfen hatten sich weiße Vögel niedergelassen und putzten sich.

»Kein Grund zur Panik«, versuchte Kevin sie zu beruhigen. »Sie bewegen sich gemächlich von uns weg. Das heißt, daß sie uns in Ruhe lassen wollen.«

»Ich habe es noch nie so mit der Natur gehabt«, gestand Candace.

»Du mußt dich nicht entschuldigen«, entgegnete Kevin. Er erinnerte sich noch gut an sein erstes Jahr in Cogo; damals hatten ihn die vielen in freier Wildbahn lebenden Tiere ebenfalls stark irritiert.

»Laut Karte müßte nicht weit vom linken Ufer des Sees ein Pfad beginnen«, erklärte Melanie ohne aufzusehen.

»Wenn ich mich recht entsinne, müßte es einen Weg geben, der um das ganze östliche Ende des Sees herumführt«, fügte Kevin hinzu. »Er beginnt, soweit ich weiß, an der Brücke.«

»Stimmt«, entgegnete Melanie. »Wir müßten schon ganz dicht dran sein.«

Kevin steuerte das Kanu nach links und suchte das Ufer nach einer Wegmündung ab. Doch er konnte nichts erkennen.

»Ich glaube, wir sollten versuchen, durch die Pflanzen hindurchzupaddeln«, schlug er deshalb vor.

»Ich steige jedenfalls mit Sicherheit nicht aus dem Boot, bevor wir nicht absolut trockenen Boden unter den Füßen haben«, stellte Melanie klar.

Kevin wies Candace an, ihr Paddel für einen Moment ruhen zu lassen. Dann peilte er die zwei Meter hohe Wand aus Schilfrohr an und machte ein paar kräftige Schläge. Zur Überraschung aller glitt das Kanu ohne Schwierigkeiten durch die Pflanzen hindurch; lediglich ein paar Kratzgeräusche am Schiffsrumpf zeugten davon, daß sie eine kritische Stelle passierten. Schneller als erwartet stießen sie plötzlich gegen das Ufer.

»Das war ja ziemlich einfach«, stellte Kevin zufrieden fest, während er sich umsah und die Spur musterte, die sie verursacht hatten.

Die Schilfhalme glitten bereits in ihre ursprüngliche Stellung zurück.

»Soll ich hier etwa aussteigen?« fragte Candace. »Ich kann ja nicht mal den Boden sehen! Stellt euch vor, da sind irgendwelche Kleintiere oder Schlangen.«

»Nimm einfach das Paddel, und wedel dir ein Stück frei«, schlug Kevin vor.

Als Candace über den Bug gesprungen war, trieb er das Kanu nochmals gegen die Vegetation und brachte es noch näher ans Ufer heran. Melanie stieg ebenfalls mühelos aus.

»Was machen wir mit dem Essen?« fragte Kevin, während er sich erhob. »Das lassen wir besser hier«, erwiderte Melanie. »Bring nur den Positionsbestimmer und die Taschenlampe mit! Das Ortungsgerät und die Höhenlinienkarte habe ich schon eingepackt. «

Die Frauen warteten, bis Kevin ans Ufer sprang, und gaben ihm zu verstehen, daß er vorangehen solle. Die Ausrüstungstasche über die Schulter gehängt, bahnte er sich einen Weg durch das Schilf und drang ins Innere der Insel vor. Der Boden war so sumpfig, daß der Schlamm ihm fast die Schuhe auszog. Doch schon nach ein paar Metern traten sie auf eine Grasfläche hinaus.

»Es sieht wie Gras aus und ist in Wirklichkeit schon wieder ein Sumpf«, klagte Melanie, während sie ihre Tennisschuhe betrachtete. Sie waren mit schwarzem Schlamm besudelt und durch und durch naß.

Kevin kämpfte mit der Karte, um sich zu orientieren, und zeigte dann nach rechts. »Die Stelle, von der der Mikrochip von Bonobo sechzig gesendet hat, dürfte keine fünfzig Meter von hier sein. Wahrscheinlich ist es da vorne, wo die Bäume beginnen.«

»Dann bringen wir’s wohl am besten hinter uns«, schlug Melanie vor. Ihre teuren Tennisschuhe konnte sie wegwerfen, das stand fest; vielleicht war der Inselbesuch keine so gute Idee gewesen. In Afrika mußte man eben immer mit Schwierigkeiten rechnen.

Kevin marschierte voraus, die Frauen folgten ihm auf den Fersen. Da der Untergrund ziemlich uneben war, kamen sie zunächst nur mühsam voran. Auf den ersten Blick hatte die Grasfläche wie eine normale Wiese ausgesehen, doch nun mußten sie feststellen, daß nur

hier und da auf kleinen Erdhügeln ein paar Büschel wuchsen, die von schlammigem Wasser umgeben waren. Als sie sich jedoch zwanzig Meter von dem Teich entfernt hatten, stieg das Gebiet leicht an und die Pfützen verschwanden allmählich. Kurz darauf stießen sie auf einen Pfad. Überrascht stellten sie fest, daß der Pfad ziemlich ausgetreten war. Er verlief parallel zum Ufer des kleinen Sees.

»Offenbar schickt Siegfried doch öfter Arbeitertrupps her, als wir dachten«, vermutete Melanie. »Der Weg sieht jedenfalls so aus, als wäre er sorgsam instand gehalten worden.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, stimmte Kevin zu. »Vermutlich müssen sie sich um die Erhaltung der Wege kümmern, um die Tiere im Bedarfsfall schnell einfangen zu können. Der Dschungel ist hier so dicht, daß er innerhalb kürzester Zeit sämtliche Wege überwuchern würde. Unser Glück, daß sie so gut erhalten sind, so kommen wir wenigstens problemlos voran. Soweit ich mich erinnere, führt dieser Pfad zur Kalksteinklippe. «

»Wenn sich regelmäßig jemand um die Erhaltung der Wege kümmert, ist Siegfrieds Geschichte von den rumkokelnden Arbeitern vielleicht doch nicht erstunken und erlogen«, gab Melanie zu bedenken.

»Schön wär's«, entgegnete Kevin.

»Irgend etwas riecht hier übel«, sagte Candace und schnupperte intensiv nach allen Seiten. »Es stinkt sogar bestialisch.« Kevin und Melanie strengten nun ebenfalls ihre Geruchssinne an und mußten ihr beistimmen.

»Das ist kein gutes Zeichen«, stellte Melanie fest. Kevin nickte und marschierte weiter auf den Rand des Urwalds zu. Ein paar Minuten später bot sich den dreien ein ekelerregender Anblick. Mit zugehaltenen Nasen starrten sie auf die Überreste von Bonobo Nummer sechzig hinab. Auf dem Kadaver tummelten sich Schwärme verschiedenster Insekten. Auch größere Aasfresser hatten bereits ihre Spuren hinterlassen.

Noch grausamer jedoch als der Zustand der Leiche war etwas anderes - etwas, das auf die Todesursache hinwies. Ein keilförmiger Stein hatte die arme Kreatur zwischen den Augen getroffen und ihren Kopf

in zwei Teile gespalten. Der Stein lag noch in der offenen Wunde. Die weit aufgerissenen Augen des Affen starrten in unterschiedliche Richtungen.

»Oje«, seufzte Melanie. »Genau das wollten wir nicht vorfinden. Wie es aussieht, haben die Bonobos sich also nicht nur in zwei Gruppen gespalten, sondern bringen sich auch gegenseitig um. Vielleicht ist Nummer siebenundsechzig auch tot.« Kevin stieß mit dem Fuß gegen den Stein, der daraufhin aus dem verwesenden Kopf kullerte. Alle drei starrten entsetzt auf den Stein.

»Das ist noch etwas, was wir nicht vorfinden wollten«, stellte Kevin fest.

»Was meinst du damit?« fragte Candace. »Der Stein wurde bearbeitet«, erklärte Kevin und zeigte mit der Spitze seines Schuhs auf eine Seite des Steins, an der frisch gemeißelte Rillen zu erkennen waren. »Vermutlich stellen sie primitive Handwerkzeuge her.«

»Also ein weiterer Hinweis dafür, daß wir mit unseren schlimmsten Befürchtungen richtig lagen«, stellte Melanie fest.

»Laßt uns mal ein Stück weitergehen«, schlug Kevin vor. »Mir wird gleich schlecht bei diesem Gestank.« Kevin war nur drei Schritte in Richtung Osten gegangen, als eine Hand an seinem Arm ihn zurückhielt. Er drehte sich um und sah Melanie den Zeigefinger auf ihre Lippen pressen. Sie zeigte in Richtung Süden.

Kevin wandte sich um und hielt die Luft an. Etwa fünfzig Meter vor ihnen stand im Schatten der Dschungelriesen einer der Bonobos! Das Tier stand stocksteif da, als hätte es einen Besen verschluckt. Als ob es gerade eine militärische Ehrenwache hielte, rührte es sich nicht von der Stelle. Der Bonobo schien Kevin und die beiden Frauen genauso entsetzt anzustarren wie sie ihn.

Kevin war überrascht, wie groß das Tier war. Es maß fast eins sechzig. Außerdem schien es ziemlich schwer zu sein. Während er den unglaublich muskulösen Torso bestaunte, kam er zu dem Schluß, daß der Bonobo zwischen hundertfünfundzwanzig und hundertfünfzig Pfund auf die Waage bringen mußte.

»Er ist auf jeden Fall größer als die Bonobos, die ich bisher im OP gesehen habe«, sagte Candace. »Glaube ich zumindest. Ich habe sie

ja bisher nur bei der Entnahme der Transplantate zu Gesicht bekommen, und dabei waren sie jedesmal schon betäubt und angeschnallt.«

»Pst!« ermahnte Melanie ihre Freundin. »Wir dürfen ihn nicht erschrecken. Vielleicht ist dies unsere einzige Chance, einen der Bonobos zu sehen.«

Vorsichtig und jede hastige Bewegung vermeidend ließ Kevin seine Ausrüstungstasche von der Schulter gleiten und nahm den Positionsbestimmer heraus. Dann schaltete er die Scanner-Funktion ein und zeigte direkt auf den Bonobo. Das Gerät begann leise zu piepen, bis ein durchgehender Ton verkündete, daß die Ortung beendet war. Kevin warf einen Blick auf die LCD-Anzeige und schnaufte verblüfft durch.

»Was ist los?« flüsterte Melanie. Sie hatte bemerkt, wie Kevins Gesichtsausdruck sich schlagartig verändert hatte.

»Es ist Nummer eins!« flüsterte Kevin zurück. »Mein Double!«

»Ach du liebe Güte!« entgegnete Melanie. »Das macht mich ja richtig eifersüchtig. Ich will mein Double auch sehen!«

»Schade, daß man ihn nicht besser erkennen kann«, sagte Candace. »Können wir nicht noch ein bißchen näher herangehen?« Kevin schossen zwei Dinge durch den Kopf: Zum einen war es ein unglaublicher Zufall, daß der erste Bonobo, auf den sie gestoßen waren, ausgerechnet sein Double war; zum anderen handelte es sich bei dem Exemplar, das da vor ihm stand, womöglich um eine Version seiner eigenen Person vor sechs Millionen Jahren.

»Das ist zuviel für mich«, japste er seinen beiden Begleiterinnen zu.

»Was hast du denn?« fragte Melanie.

»Zu gewissen Teilen bin ich es doch selbst, der da drüben steht«, stammelte er.

»Jetzt bleib mal auf dem Teppich«, versuchte Melanie ihn zu beruhigen.

»Immerhin steht er aufrecht wie ein Mensch«, stellte Candace fest. »Er ist allerdings um einiges behaarter als die Menschen, mit denen ich bisher ausgegangen bin.«

»Sehr witzig«, entgegnete Melanie, ohne zu lachen.

»Schalte mal das Ortungsgerät ein, und versuch, die nähere Umge-

bung zu scannen!« wandte Kevin sich an Melanie. »Bonobos sind normalerweise immer in Gruppen unterwegs. Vielleicht sind ja noch mehr in unserer direkten Nähe. Sie könnten sich da drüben im Wald versteckt halten.« Melanie schaltete das Gerät an und gab ein paar Befehle ein. »Einfach unglaublich, wie ruhig er da steht«, bemerkte Candace.

»Wahrscheinlich haben wir ihm einen riesigen Schrecken eingejagt«, vermutete Kevin. »Ich bin mir ziemlich sicher, daß er nichts mit uns anzufangen weiß. Es sei denn, Melanie liegt mit ihrer Befürchtung richtig, daß es auf der Insel zu wenig Weibchen gibt. Dann könnte er es nämlich auf euch beide abgesehen haben.«

»Ich finde das überhaupt nicht lustig«, sagte Melanie, ohne von der Tastatur des Ortungsgerätes aufzusehen.

»Entschuldigung«, raunte Kevin. »Was hat er wohl um seine Taille?« fragte Candace.

»Das habe ich mich auch schon gefragt«, erwiderte Kevin. »Ich kann es nicht erkennen. Vielleicht ist es eine Liane, die an ihm hängengeblieben ist, als er sich durch die Bäume gehangelt hat.«

»Jetzt seht euch das mal an!« rief Melanie aufgeregt und hielt Kevin und Candace das Gerät hin, so daß sie das Display erkennen konnten. »Du hast recht gehabt, Kevin. In den Bäumen hinter deinem Double hält sich eine ganze Gruppe von Bonobos versteckt.«

»Aber wieso hat sich dieser eine dann ganz alleine nach vorn gewagt?« fragte Candace.

»Vielleicht ist er eine Art Anführer«, mutmaßte Melanie. »Wie in der Schimpansenhierarchie. Da auf der Insel so wenig Weibchen leben, ist es nur logisch, daß die Bonobos sich eher wie Schimpansen verhalten. Wenn ich richtig liege, beweist er sich und den anderen gerade, wie mutig er ist.« Es verstrichen mehrere Minuten. Der Bonobo rührte sich keinen Millimeter vom Fleck.

»Es ist wie bei dem Spiel, bei dem verliert, wer sich zuerst bewegt«, beschwerte sich Candace. »Kommt schon! Wir versuchen mal, wie nah wir herangehen können. Was soll denn schon passieren? Selbst wenn er wegläuft, haben wir doch wohl ziemlich gute Chancen, noch ein paar von seinen Kollegen zu sehen.«

»Okay«, willigte Kevin ein. »Aber wir dürfen keine ruckartigen Bewegungen machen. Ich möchte ihn auf keinen Fall verängstigen. Sonst schwinden unsere Chancen dahin, noch ein paar von den anderen zu sehen zu bekommen.«

»Ihr geht vor«, stellte Candace klar.

Langsam und Schritt für Schritt schoben sie sich an den Bonobo heran. Kevin ging voraus, Melanie folgte ihm dicht auf den Fersen, Candace bildete das Schlußlicht. Auf halbem Weg blieben sie stehen. Von hier aus konnten sie den Bonobo viel besser erkennen. Er hatte hervorstechende Augenbrauen, seine Stirn war geformt wie bei einem Schimpansen, die untere Hälfte seines Gesichts allerdings stand verglichen mit anderen Bonobos deutlich weniger hervor. Seine Nase war flach, die Nasenlöcher gebläht. Verglichen mit Schimpansen oder anderen Bonobos waren seine Ohren ziemlich klein und lagen eng am Kopf an.

»Denkt ihr beiden gerade das gleiche wie ich?« flüsterte Melanie.

Candace nickte. »Er erinnert mich an Zeichnungen, die uns unsere Lehrerin in der dritten Klasse gezeigt hat. Zeichnungen von frühen Höhlenmenschen.«

»Oje«, wisperte Kevin. »Habt ihr seine Hände gesehen?«

»Ja«, erwiderte Candace. »Was ist denn mit seinen Händen?«

»Der Daumen«, flüsterte Kevin. »Er ist anders als bei einem Schimpansen. Er ist den anderen Fingern deutlich entgegengestellt.«

»Du hast recht«, entgegnete Melanie. »Das bedeutet, daß er unter Umständen imstande ist, gezielt zu greifen.«

»Oh, mein Gott!« stöhnte Kevin. »Die Hinweise summieren sich. Wenn die für anatomische Veränderungen notwendigen und somit auch für den aufrechten Gang zuständigen Entwicklungsgene sich auf dem kleinen Arm von Chromosom sechs befinden, ist es absolut vorstellbar, daß auch die für die Ausprägung der Hand mit dem entgegenstellbaren Daumen zuständigen Gene sich dort befinden.«

»Um seine Taille baumelt eine Liane«, stellte Candace fest. »Das kann ich jetzt deutlich erkennen.«

»Laßt uns noch etwas näher herangehen«, schlug Melanie vor.

»Ich weiß nicht«, entgegnete Kevin. »Wir sollten es nicht zu weit

treiben. Es wundert mich sowieso, daß er nicht längst Reißaus genommen hat. Vielleicht sollten wir uns einfach eine Weile hier hinsetzen und ihn beobachten.«

»Hier in der glühenden Hitze verharre ich auf keinen Fall«, weigerte sich Melanie. »Es ist nicht einmal neun Uhr. Das heißt, es wird noch viel heißer. Wenn wir uns irgendwo niederlassen und ihn beobachten wollen, sollten wir uns wenigstens ein Schattenplätzchen suchen. Unsere Provianttasche hätte ich eigentlich auch ganz gerne hier.«

»Melanie hat recht«, stimmte Candace ihr zu.

»Diese Antwort habe ich erwartet«, klagte Kevin. »Es hätte mich auch wirklich überrascht, wenn du einmal anderer Meinung als Melanie gewesen wärst.« Er hatte es allmählich satt, daß Candace jedem Vorschlag von Melanie zustimmte. Schließlich hatte er sich mit den beiden Frauen schon einigen Ärger eingehandelt.

»Das ist aber nicht nett, was du da gerade gesagt hast«, sagte Candace beleidigt.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Kevin. Er hatte Candace nicht verletzen wollen.

»Ich gehe jetzt näher ran«, verkündete Melanie. »Jane Goodall hat es schließlich auch geschafft, in die unmittelbare Nähe ihrer Schimpansen zu gelangen.«

»Stimmt«, stellte Kevin fest. »Allerdings erst, nachdem die Affen sich monatelang an sie gewöhnt hatten.«

»Ich versuche es trotzdem«, sagte Melanie. Kevin und Candace ließen Melanie ein paar Schritte vorgehen, dann sahen sie sich an, zuckten mit den Achseln und folgten ihr.

»Von mir aus könnt ihr auch dableiben«, flüsterte Melanie.

»Ich gehe jetzt so nah an mein Double heran, bis ich seinen Gesichtsausdruck erkenne«, flüsterte Kevin zurück. »Ich will ihm in die Augen sehen.«

Schweigend marschierten sie langsam und entschlossen auf den Bonobo zu. Als sie sich ihm bis auf sieben Meter genähert hatten, blieben sie wieder stehen.

»Das ist ja wirklich unglaublich!« wisperte Melanie, ohne den

Blick von dem Gesicht des Tieres abzuwenden. Daß der Bonobo überhaupt lebendig war, ließ er nur dadurch erkennen, daß er hin und wieder mit den Augen blinzelte und sich seine Nasenlöcher mit jedem Atemzug blähten.

»Seht euch mal seinen Oberkörper an«, flüsterte Candace. »Er sieht aus, als hätte er die meiste Zeit seines Lebens im Fitneßstudio verbracht.«

»Woher er wohl diese Narbe hat?« fragte Melanie. Über die linke Gesichtshälfte des Bonobos verlief eine dicke Narbe, die fast bis zu seinem Mund reichte. Kevin beugte sich ein wenig vor und starrte dem Tier in die Augen. Sie waren braun, genau wie seine eigenen. Da der Bonobo mit dem Gesicht zur Sonne stand, waren seine Pupillen klein wie Stecknadelköpfe. Krampfhaft suchte Kevin in den Augen des Tieres nach irgendeinem Hinweis auf Intelligenz, doch er konnte kein eindeutiges Zeichen erkennen. Ohne die geringste Vorwarnung klatschte der Bonobo plötzlich so kräftig in die Hände, daß vom Waldrand ein Echo widerhallte. Dazu brüllte er: »Atah!«

Kevin, Melanie und Candace fuhren vor Entsetzen zusammen. Sie hatten allenfalls befürchtet, daß der Bonobo jeden Augenblick die Flucht ergreifen würde; daß er sie womöglich attackieren würde, hatten sie nicht im Traum in Erwägung gezogen. Sein ungestümes und heftiges Händeklatschen und sein wilder Schrei hatten sie in helle Panik versetzt. Sie fürchteten, daß das Tier jeden Moment auf sie losgehen würde, doch es passierte nichts. Nach seinem Ausbruch stand der Bonobo wieder genauso versteinert da wie zuvor.

Als sie sich halbwegs von dem Schrecken erholt hatten, nahmen sie wieder ihre ursprüngliche Beobachtungsposition ein und rührten sich nicht. Doch sie waren ziemlich nervös. »Was das wohl sollte?« fragte Melanie.

»Jedenfalls scheint er keine Angst vor uns zu haben«, stellte Candace fest. »Vielleicht sollten wir uns lieber zurückziehen.«

»Ja«, flüsterte Kevin. Ihm war äußerst unbehaglich zumute. »Laßt uns ganz langsam gehen. Bloß keine hektischen Bewegungen.« Seinem eigenen Ratschlag folgend, ging er vorsichtig ein paar Schritte zurück und bedeutete den Frauen, sich ebenfalls in Bewegung zu

setzen.

Plötzlich griff der Bonobo hinter sich und beförderte ein Werkzeug zutage, das an der um seinen Bauch hängenden Liane befestigt war. Er hielt es hoch über seinen Kopf und ließ erneut sein furchterregendes »Atah!« durch den Urwald dröhnen. Die drei blieben vor Schreck wie angewurzelt stehen und starrten den Bonobo mit weit aufgerissenen Augen an.

»Was meint er wohl mit ›atah‹?« flüsterte Melanie, nachdem ein paar Sekunden nichts passiert war. »Soll das vielleicht ein Wort sein? Ob er versucht, mit uns zu reden?«

»Keine Ahnung«, stammelte Kevin. »Wenigstens ist er nicht auf uns losgegangen.«

»Was hat er da bloß in der Hand?« fragte Candace aufgeregt. »Das sieht ja aus wie ein Hammer!«

»Es ist auch einer«, brachte Kevin hervor. »Er hält einen Tischlerhammer hoch. Es muß eins von den Werkzeugen sein, die die Bonobos den Brückenbau-Arbeitern gestohlen haben.«

»Seht mal, wie er den Hammer hält«, sagte Melanie. »Genauso wie wir ihn halten würden. Es steht außer Frage, daß er einen entgegenstellbaren Daumen hat.«

»Wir müssen verschwinden!« drängte Candace den Tränen nahe. »Ihr habt mir erzählt, daß Bonobos scheue Wesen sind. Aber von scheu kann bei diesem Biest wohl keine Rede sein!«

»Fang bloß nicht an zu rennen!« warnte Kevin sie, während er weiter die Augen des Bonobos fixierte.

»Ihr könnt ja bleiben, wenn ihr wollt«, entgegnete Candace verzweifelt. »Aber ich gehe zurück zum Boot.«

»Wir gehen alle«, stellte Kevin klar. »Aber ganz langsam.« Entgegen der Warnung machte Candace auf dem Absatz kehrt und rannte los. Doch nach ein paar Schritten blieb sie erstarrt stehen und schrie aus vollem Halse.

Kevin und Melanie drehten sich um. Als sie sahen, was Candace so geschockt hatte, hielten sie die Luft an. Aus dem umliegenden Wald waren unbemerkt weitere Bonobos hervorgetreten; sie hatten sie in einem weiten Bogen umstellt und versperrten ihnen den Weg.

Candace ging einen Schritt zurück und stieß mit Melanie zusammen.

Eine ganze Minute wagte niemand ein Wort zu sagen oder sich zu bewegen, auch die Bonobos rührten sich nicht. Plötzlich brüllte Bonobo Nummer eins wieder los: »Atah!« Sofort begannen die Tiere einen Kreis um die drei zu bilden. Candace stöhnte und drängte sich an Kevin und Melanie heran. Die drei bildeten ein enges Dreieck. Der Kreis, den die Tiere um sie bildeten, begann sich wie eine Schlinge zu schließen. Schritt für Schritt kamen die Bonobos auf sie zu. Die drei konnten schon deutlich ihren Geruch wahrnehmen. Sie rochen streng und ungezähmt. Die Gesichter der Tiere wirkten ausdruckslos, aber entschlossen. Ihre Augen funkelten. Als die Bonobos bis auf Armeslänge an sie herangekommen waren, blieben sie stehen und musterten sie von oben bis unten. Einige von ihnen hielten Steinkeile in den Händen, die so aussahen wie der, mit dem Bonobo Nummer sechzig erschlagen worden war.

Kevin, Melanie und Candace regten sich nicht. Sie waren gelähmt vor Angst. Alle Tiere hatten die gleiche kräftige Statur wie Bonobo Nummer eins.

Bonobo Nummer eins blieb auch weiterhin außerhalb des engen Ringes. Er umklammerte noch immer den Tischlerhammer, hielt ihn aber nicht mehr über seinem Kopf. Er ging auf die Gruppe zu und umkreiste sie einmal, ohne seinen Blick von den drei Menschen abzuwenden, die er zwischen den Köpfen seiner Artgenossen nicht aus den Augen verlor. Dann stieß er eine Reihe von Lauten aus und gestikulierte wild mit den Händen.

Einige der anderen Bonobos erwiderten die Laute. Plötzlich streckte einer von ihnen seine Hand nach Candace aus. Candace stöhnte auf.

»Beweg dich nicht!« brachte Kevin hervor. »Ich glaube, es ist ein gutes Zeichen, daß sie uns noch nicht angegriffen haben.« Candace mußte schwer schlucken, als der Bonobo ihre Haare betatschte. Die hellblonde Farbe schien ihn zu faszinieren. Es kostete sie den letzten Nerv, nicht laut loszuschreien oder sich zu ducken.

Mit einem Mal begann ein anderes Tier, Laute von sich zu geben

und zu gestikulieren. Dabei zeigte es auf seine Seite. Kevin erkannte eine lange, gerade verheilende Operationsnarbe.

»Das ist der Bonobo, dem wir eine Niere entnommen haben«, wisperte er. »Wir haben sie dem Geschäftsmann aus Dallas eingepflanzt. Seht mal, wie er auf uns zeigt. Offenbar hält er uns für die Leute, die ihn eingefangen haben.«

»Das hat bestimmt nichts Gutes zu verheißen«, flüsterte Melanie.

Inzwischen wagte sich ein weiterer Bonobo vor und betatschte vorsichtig Kevins vergleichsweise unbehaarten Unterarm. Dann betastete er den Positionsbestimmer in Kevins Hand. Kevin wunderte sich, daß er keine Anstalten machte, ihm das Gerät zu entwenden.

Der Bonobo, der direkt vor Melanie stand, griff nach dem Stoff ihrer Bluse, nahm ihn zwischen Daumen und Zeigefinger und musterte ihn neugierig. Dann betastete er vorsichtig Melanies Ortungsgerät; er tippte es nur mit der Spitze seines Zeigefingers an.

»Ich glaube, sie finden uns irgendwie geheimnisvoll«, bemerkte Kevin zögernd. »Sie scheinen Respekt vor uns zu haben. Wie es im Augenblick aussieht, wollen sie uns nicht verletzen. Vielleicht halten sie uns für Götter.«

»Und wie können wir sie in dem Glauben bestärken?« fragte Melanie.

»Vielleicht sollten wir ihnen etwas schenken«, sagte Kevin und inspizierte die Sachen, die er am Leibe trug. Sofort fiel ihm seine Armbanduhr ins Auge. Behutsam klemmte er sich den Positionsbestimmer unter den Arm und streifte sich die Uhr über die Hand. Dann nahm er das Armband zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt sie dem vor ihm stehenden Bonobo hin.

Der Bonobo neigte den Kopf, musterte die Uhr und nahm sie an sich. Doch kaum hatte er sie in der Hand, als Bonobo Nummer eins sich mit einem lauten »ot« zu Wort meldete. Daraufhin gab das Tier seine Beute sofort auf. Bonobo Nummer eins grapschte sich die Uhr, begutachtete sie und streifte sie sich auf den Unterarm.

»Das gibt’s doch nicht!« krächzte Kevin. »Jetzt trägt mein Double auch noch meine Uhr. Was für ein Alptraum!«

Für eine Weile schien Bonobo Nummer eins die Uhr zu bewundern.

Dann hob er den Arm, formte mit seinem Daumen und seinem Zeigefinger einen Kreis und brüllte: »Randa!« Einer der Bonobos rannte sofort los und verschwand für ein paar Sekunden im Wald. Als er zurückkam, hielt er ein Seil in der Hand.

»Ein Seil?« fragte Kevin beunruhigt. »Was haben sie bloß vor?«

»Wo er wohl das Seil her hat?« wollte Melanie wissen.

»Wahrscheinlich haben sie es zusammen mit dem Werkzeug geklaut«, erwiderte Kevin.

»Was machen sie jetzt?« fragte Candace. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Der Bonobo ging direkt auf Kevin zu und schlang ihm das Seil um die Taille. Kevin beobachtete ihn mit einer Mischung aus Angst und Bewunderung. Der Affe machte einen groben Knoten und zog ihn stramm.

Kevin sah zu den Frauen hinüber. »Bloß nicht wehren!« riet er ihnen. »Ich glaube, solange wir sie nicht verärgern oder ihnen Angst einjagen, passiert uns nichts.«

»Ich will mich aber nicht von ihnen festbinden lassen«, jammerte Candace.

»Solange wir nicht verletzt sind, ist alles in Ordnung«, versuchte Melanie sie zu beruhigen.

Der Bonobo verschnürte Melanie und Candace auf ähnliche Weise wie Kevin. Als er fertig war, trat er einen Schritt zurück. Das lange Ende des Seils hielt er in den Händen.

»Wie es scheint, wollen sie uns eine Weile hierbehalten«, sagte Kevin. Doch sein Versuch, die Situation auf die leichte Schulter zu nehmen, kam nicht besonders gut an.

»Sei mir nicht böse, aber ich finde deinen Scherz nicht gerade ulkig«, entgegnete Melanie.

»Zumindest scheint es sie nicht zu stören, daß wir uns unterhalten«, stellte Kevin fest.

»Sie scheinen unsere Gespräche sogar interessant zu finden«, fügte Melanie hinzu. Immer wenn einer von ihnen etwas sagte, neigte der am nächsten stehende Bonobo den Kopf zur Seite, als ob er aufmerksam lauschen würde.

Plötzlich begann Bonobo Nummer eins wild zu gestikulieren. Er öffnete und schloß seine Hände, stieß sie immer wieder von seiner Brust weg und rief dabei laut: »Arak!« Auf einmal setzte sich die ganze Gruppe in Bewegung. Auch der Bonobo, der das Seil hielt, marschierte los. Kevin, Melanie und Candace waren gezwungen, hinter ihnen herzugehen.

»Der Bonobo hat genauso gestikuliert wie der Bonobo im OP, von dem ich euch erzählt habe«, sagte Candace.

»Dann muß diese Geste wohl so etwas bedeuten wie ›los geht's‹ oder ›geh weg‹«, stellte Kevin fest. »Es ist einfach unglaublich. Sie sprechen miteinander!«

Sie ließen den Waldrand hinter sich und überquerten die Grasfläche. Als sie den Weg erreichten, bogen sie nach rechts ab. Die Bonobos verhielten sich ruhig, doch sie behielten die drei genau im Auge.

»Langsam glaube ich nicht mehr, daß Siegfried die Wege hier instand halten läßt«, sagte Melanie. »Sie sind so ausgetreten, weil die Bonobos sie ständig benutzen.« Der Weg schlängelte sich in Richtung Süden und führte bald in den dichten Dschungel. Sogar im Wald war der Weg frei und der Untergrund plattgetreten.

»Wo bringen sie uns bloß hin?« fragte Candace nervös.

»Zu den Höhlen, schätze ich«, erwiderte Kevin.

»Ist es nicht völlig absurd?« beklagte sich Melanie. »Wir lassen uns wie Hunde an der Leine führen. Wenn sie wirklich so beeindruckt von uns sind, können wir es vielleicht auch wagen, uns zu widersetzen.«

»Das halte ich für unklug«, widersprach Kevin. »Wir sollten uns lieber bemühen, sie auf keinen Fall zu verärgern.«

»Und was meinst du, Candace?« wandte Melanie sich an ihre Freundin.

»Ich weiß vor lauter Angst gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht«, erwiderte Candace. »Ich will nur noch zurück zum Kanu.«

Der Bonobo, der sie führte, drehte sich unvermittelt um und zerrte kräftig an dem Seil. Der Ruck war so heftig, daß die drei beinahe zu Boden fielen. Der Bonobo gestikulierte immer wieder mit seiner geöffneten Handfläche nach unten und flüsterte: »Hana, hana.«

»Mein Gott, ist der stark«, sagte Melanie, als sie wieder sicher auf den Beinen stand. »Was er wohl meint?« fragte Candace.

»Ich tippe, er will uns sagen, daß wir den Mund halten sollen«, erwiderte Kevin.

Plötzlich blieb die ganze Gruppe stehen. Einige der Bonobos schienen sich per Handzeichen etwas mitzuteilen. Dabei zeigten sie nach rechts in die Bäume. Ein paar von den Bonobos verschwanden leise im Dickicht. Bis auf drei Tiere, die mit einer dem Gravitationsgesetz spottenden Leichtigkeit die nächst gelegenen Baumwipfel erklommen, bildeten die verbleibenden Tiere einen weiten Kreis.

»Was passiert denn jetzt?« flüsterte Candace. »Irgend etwas Bedeutendes«, erwiderte Kevin. »Sie wirken alle äußerst angespannt.«

Während der nächsten Minuten verharrten die am Boden gebliebenen Bonobos regungslos und gaben nicht den leisesten Laut von sich. Wie aus heiterem Himmel wurde der Urwald dann von einem lauten Tohuwabohu erschüttert, das die Bonobos mit lautem und schrillem Kreischen begleiteten. Es war, als würden die Baumkronen mit einem Mal lebendig. Überall in den Ästen sprangen verzweifelt fliehende Colobusaffen umher. Sie wurden direkt auf die Bonobos zugetrieben, die in die Bäume geklettert waren.

Die verängstigten Affchen versuchten panisch eine andere Richtung einzuschlagen, doch in ihrer Hektik verloren etliche den Halt und fielen auf den Boden. Bevor sie eine Chance hatten, sich von ihrem Sturz zu erholen, wurden sie bereits von den am Boden lauernden Bonobos attackiert, die sie, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, mit ihren Steinkeilen erschlugen.

Candace zuckte zusammen und drehte sich weg. »Ich würde sagen, das war ein perfektes Beispiel für ein hervorragend koordiniertes Jagdmanöver«, flüsterte Melanie. »Sie sind offenbar imstande, auf hohem Niveau zusammenzuarbeiten.« Ihre mißliche Lage hielt sie nicht davon ab, das Verhalten der Bonobos zu bewundern.

»Nicht nötig, uns das im Detail unter die Nase zu reiben«, entgegnete Kevin. »Ich fühle mich wie ein Angeklagter, der auf sein Urteil wartet und genau weiß, daß die hinter verschlossenen Türen tagende Jury bereits auf schuldig plädiert hat. Wir sind erst seit einer Stunde

auf der Insel, doch die Frage, die uns hergebracht hat, ist bereits beantwortet: Die Bonobos gehen gemeinsam jagen, sie laufen aufrecht, sie haben entgegenstellbare Daumen, sie stellen Werkzeuge her, und sie können sich sogar verständigen, wenn auch auf primitive Weise. Ich glaube, sie sind in der Lage, genauso zu vokalisieren wie wir.«

»Ist es nicht wahnsinnig?« staunte Melanie. »In den paar Jahren, in denen die Tiere hier draußen gelebt haben, haben sie eine evolutionäre Entwicklung durchgemacht, die bei den Menschen vier oder fünf Millionen Jahre gedauert hat.«

»Jetzt hört doch endlich auf mit diesem Gequatsche!« jammerte Candace. »Diese Kreaturen haben uns gefangengenommen, und ihr führt in aller Ruhe eure wissenschaftlichen Diskussionen.«

»Wir führen keine wissenschaftlichen Diskussionen«, widersprach Kevin. »Wir stellen nur gerade fest, daß wir einen Riesenfehler begangen haben. Und ich bin dafür verantwortlich! Es ist alles noch viel schlimmer, als ich es nach dem Aufsteigen der Rauchwolken befürchtet hatte. Diese Kreaturen sind tatsächlich Frühmenschen.«

»Ich bin zumindest mitverantwortlich«, warf Melanie ein.

»Nein«, widersprach Kevin. »Es war allein mein Werk! Schließlich habe ich die Chimären erzeugt, indem ich menschliche Chromosomenteile mit dem DNA der Bonobos rekombiniert habe.«

»Was haben sie denn jetzt schon wieder vor?« fragte Candace. Kevin und Melanie drehten sich um und sahen Bonobo Nummer eins direkt auf sie zukommen. Er trug den blutigen Kadaver eines Colobusäffchens vor sich her. Daß er noch immer die Armbanduhr umhatte, betonte auf groteske Weise seine Stellung zwischen Mensch und Affe.

Der anführende Bonobo ging direkt auf Candace zu, hielt ihr mit beiden Händen den toten Affen entgegen und sagte: »Sta.« Candace gab einen wehleidigen Laut von sich und wandte ihr Gesicht ab. Sie sah aus, als müßte sie sich auf der Stelle übergeben.

»Er will dir ein Geschenk machen«, versuchte Melanie sie zu beruhigen. »Du solltest irgendwie darauf reagieren.«

»Ich kann mir das tote Tier nicht ansehen«, jammerte Candace. »Reiß dich zusammen, und versuch es«, bat Melanie sie eindringlich.

Candace wandte sich vorsichtig um. Der Ekel, den sie verspürte, stand ihr ins Gesicht geschrieben. Die Bonobos hatten den Kopf des kleinen Äffchens vollkommen zertrümmert. »Mach eine Verbeugung - oder irgendwas anderes«, forderte Melanie sie auf.

Candace rang sich ein schwaches Lächeln ab und nickte mit dem Kopf.

Bonobo Nummer eins nickte daraufhin ebenfalls und zog sich zurück.

»Unglaublich«, staunte Melanie, während sie dem Tier hinterhersah. »Obwohl er offensichtlich der männliche Anführer ist, müssen in ihm noch Überreste der typisch matriarchalischen Verhaltensweise der Bonobos überlebt haben.«

»Das hast du Klasse gemacht«, wandte sich Kevin an Candace.

»Ich bin total am Ende«, wimmerte sie. »Ich wußte ja schon immer, daß blonde Frauen attraktiver sind«, sagte Melanie, die sich bemühte, die Lage mit Humor zu meistern.

Der Bonobo, der das Seil hielt, gab den dreien durch einen Ruck zu verstehen, daß es weiterging; diesmal zog er allerdings längst nicht so heftig. Die Gruppe zog weiter, und Kevin, Melanie und Candace mußten ihr folgen.

»Ich will keinen Schritt mehr weitergehen«, flüsterte Candace. Sie war den Tränen nahe.

»Versuch dich zusammenzureißen«, sagte Melanie. »Es wird schon alles gutgehen. Ich glaube allmählich, Kevin hat recht. Sie halten uns für eine Art göttliche Wesen, und zwar vor allem dich, weil du blond bist. Wenn sie gewollt hätten, hätten sie längst kurzen Prozeß mit uns machen können - so wie sie es mit den kleinen Äffchen gemacht haben.«

»Warum haben sie die Äffchen nur getötet?« fragte Candace.

»Um sie zu fressen, nehme ich an«, erwiderte Melanie. »Ein bißchen wundert mich das allerdings, denn eigentlich sind Bonobos eher Pflanzenfresser. So ein Verhalten hätte man eher bei Schimpansen vermutet.«

»Ich hatte schon befürchtet, sie seien so menschlich, daß sie die Äffchen nur zum Spaß getötet haben«, sagte Candace mit Galgen-

humor.

Sie durchquerten zunächst ein sumpfiges Gebiet, dann ging es eine Weile bergauf. Fünfzehn Minuten später verließen sie das Halbdunkel des Urwalds und traten hinaus auf ein steiniges, aber hier und da mit Gräsern bewachsenes Feld am Fuße der Kalkstein-Erhebung.

Auf halbem Weg sahen sie die Öffnung einer Höhle, die nur über etliche, extrem steil gestufte Riffs im Felsen zugänglich schien. Am Eingang der Höhle saß ein weiteres Dutzend Bonobos, vielleicht waren es auch mehr. Es waren ausschließlich Weibchen. Sie schlugen sich alle mit den Handflächen auf die Brust und brüllten immer wieder: »Bada!« Die mit Kevin, Melanie und Candace ankommenden Bonobos erwiderten die Geste und hielten dabei ihre toten Äffchen hoch, was die Weibchen mit anhaltendem Gejohle und Gekreische beantworteten. Was sie da hörte, erinnerte Melanie an die Laute, mit denen sich Schimpansen verständigten. Am Fuße der Klippe teilte sich die Gruppe der Bonobos. Kevin, Melanie und Candace wurden nach vorn gezogen. Als die Weibchen sie erblickten, verstummten sie schlagartig.

»Irgendwie habe ich das Gefühl, daß die Weibchen nicht gerade erfreut sind, uns zu sehen«, flüsterte Melanie.

»Ich glaube, sie sind nur ein bißchen verwirrt«, erwiderte Kevin. »Sie haben wahrscheinlich nicht mit Gästen gerechnet.« Schließlich rief Bonobo Nummer eins »zit!« und reckte seinen Daumen nach oben. Die Gruppe setzte sich wieder in Marsch und zog Kevin, Melanie und Candace hinter sich her.

Kapitel 18
7. März 1997, 6.15 Uhr
New York City

Jack blinzelte und war auf der Stelle wach. Er setzte sich auf, rieb sich die Augen und stellte fest, daß er alles andere als ausgeschlafen war. Die vorletzte Nacht steckte ihm noch immer in den Knochen, und am vergangenen Abend war er schon wieder zu lange aufgeblieben. Doch er war viel zu aufgeregt, als daß er hätte wieder einschlafen können. Er erhob sich von der Couch, hüllte sich, da die Wohnung am frühen Morgen recht ausgekühlt war, in seine Decke und ging zur Schlafzimmertür, wo er einen Augenblick stehenblieb und lauschte. Überzeugt, daß Laurie noch tief und fest schlief, öffnete er die Tür. Wie erwartet lag sie auf der Seite, hatte sich die Decke bis über die Ohren gezogen und atmete tief und ruhig.

So leise wie möglich durchquerte er auf Zehenspitzen das Schlafzimmer, um ins Bad zu gelangen. Er schloß die Tür hinter sich und rasierte und duschte sich schnell. Als er das Schlafzimmer erneut betrat, stellte er zufrieden fest, daß Laurie sich nicht gerührt hatte.

Er holte sich frische Sachen aus dem Schrank und der Kommode, nahm sie mit ins Wohnzimmer und zog sich an. Ein paar Minuten später verließ er das Haus und trat hinaus in die anbrechende Dämmerung. Es war naß und kalt. Im Wind tanzten ein paar vereinzelte Schneeflocken umher. Gegenüber von seinem Hauseingang parkte ein Streifenwagen, in dem zwei uniformierte Polizisten saßen und bei eingeschalteter Innenbeleuchtung Kaffee tranken und Zeitung lasen. Als sie Jack sahen, winkten sie ihm zu. Jack winkte zurück. Lou hatte also Wort gehalten.

Jack joggte die Straße hinunter zum nächsten Lebensmittelladen auf der Columbus Avenue. Einer der Polizisten lief pflichtgetreu hinter ihm her. Jack überlegte kurz, ob er ihm einen Donut kaufen sollte, entschied sich dann aber dagegen; er wollte nicht, daß der Mann die Geste womöglich falsch verstand. Eine mit Saft, Kaffee, Früchten

und frischen Brötchen prall gefüllte Tüte im Arm kehrte er zurück zu seiner Wohnung. Laurie war inzwischen aufgestanden und stand gerade unter der Dusche. Jack klopfte an die Tür und rief ihr zu, daß sie frühstücken könnten, sobald sie soweit sei.

Ein paar Minuten später erschien Laurie in seinem Bademantel. Ihr Haar war noch naß. Die Folgen ihres Zusammenstoßes mit Angelos Faust waren nicht so dramatisch, wie sie befürchtet hatte. Ein blaues Auge war alles, was zurückgeblieben war.

»Willst du immer noch nach Afrika fliegen?« fragte sie zur Begrüßung. »Oder hast du deine Meinung geändert, nachdem du eine Nacht darüber geschlafen hast?«

»Ich bin entschlossener denn je«, erwiderte Jack. »Ich habe schon richtiges Reisefieber.«

»Und du willst den anderen wirklich die Tickets bezahlen?« fragte Laurie weiter. »Das kann ganz schön teuer werden.«

»Was soll's«, erwiderte Jack und sah sich in seiner Wohnung um. »Wofür soll ich mein Geld denn sonst ausgeben? Bei meinem Lebensstil brauche ich nicht viel, und mein neues Fahrrad ist bereits bezahlt.«

»Jetzt mal im Ernst«, sagte Laurie. »Daß du Esteban das Ticket zahlen willst, kann ich ja noch verstehen - aber Warren und Natalie?«

Als sie Teodora am vergangenen Abend Jacks Vorschlag unterbreitet hatten, hatte sie ihren Mann daran erinnert, daß einer von ihnen in New York bleiben müsse, um sich um den Laden und ihren Sohn zu kümmern. Wer von den beiden mit nach Äquatorialguinea fliegen durfte, hatten sie schließlich durch das Werfen einer Münze entschieden.

»Mir ist wirklich daran gelegen, daß wir auf der Reise unseren Spaß haben«, entgegnete Jack. »Selbst wenn wir nichts in Erfahrung bringen sollten, hoffe ich, daß es ein voller Erfolg wird. Warren hat ganz große Augen bekommen, als ich ihm vorgeschlagen habe, uns nach Afrika zu begleiten. Es reizt ihn ungemein, einen Teil Westafrikas kennenzulernen. Und auf dem Rückflug legen wir noch einen ein- oder zweitägigen Zwischenstopp in Paris ein.«

»Mich hast du längst überzeugt«, sagte Laurie. »Erst hatte ich ja Bedenken, aber inzwischen freue ich mich.«

»Dann müssen wir also nur noch Bingham überreden, daß er uns freigibt«, stellte Jack fest.

»Das dürfte kein Problem sein«, vermutete Laurie. »Immerhin haben wir beide noch nicht unseren Urlaub genommen, den wir eigentlich längst hätten nehmen sollen. Außerdem wird Lou dem Chef berichten, daß wir bedroht wurden. Bingham dürfte uns lieber heute als morgen aus der Stadt verschwinden sehen.«

»Ich traue den Bürokraten zwar nicht über den Weg«, erklärte Jack. »Aber diesmal will ich mal Optimist sein. Wenn wir davon ausgehen, daß wir wirklich fliegen, sollte jeder von uns einen Teil der Dinge erledigen, die noch anstehen. Ich schlage vor, ich hole die Tickets und du gehst mit Natalie und Warren zur Botschaft und besorgst uns die Visa. Außerdem müssen wir uns noch gegen ein paar Sachen impfen lassen und mit der Malaria-Prophylaxe beginnen. Eigentlich brauchten wir natürlich mehr Zeit für eine ordentliche Immunisierung, aber wir tun einfach, was auf die Schnelle noch möglich ist, und nehmen jede Menge Insektenblocker mit.«

»Klingt gut«, sagte Laurie.

Da er heute zusammen mit Laurie zur Arbeit fuhr, ließ Jack sein geliebtes Mountainbike in der Wohnung stehen. Sie nahmen ein Taxi und fuhren hinunter zum Gerichtsmedizinischen Institut. Als sie den ID-Raum betraten, sah Vinnie von seiner Zeitung auf und starrte sie an, als wären sie Geister. »Was macht ihr denn hier?« fragte er mit krächzender Stimme und räusperte sich.

»Wieso fragst du so dumm?« entgegnete Jack. »Wir arbeiten hier, Vinnie. Hast du das vergessen?«

»Ich dachte irgendwie, ihr hättet heute keinen Dienst«, grummelte Vinnie. Er trank hastig einen Schluck Kaffee und bekam einen Hustenanfall.

Jack und Laurie gingen an den Kaffeeautomaten.

»Er benimmt sich jetzt schon seit etlichen Tagen so seltsam«, flüsterte Jack. Laurie sah sich noch einmal nach Vinnie um, der sich bereits wieder hinter seiner Zeitung vergraben hatte.

»Das war in der Tat gerade ziemlich merkwürdig«, stimmte Laurie zu. »Als ich gestern mit ihm zu tun hatte, war er auch so nervös.«

Die beiden sahen sich an.

»Denkst du gerade, was ich denke?« fragte Laurie.

»Ja«, erwiderte Jack. »Irgendwie würde es passen. Jedenfalls hat er Zugang zu den erforderlichen Informationen.«

»Dann sollten wir es Lou erzählen«, schlug Laurie vor. »Ich fände es zwar schlimm, wenn Vinnie der Informant gewesen wäre, aber wir müssen jetzt in erster Linie daran denken, so schnell wie möglich herauszufinden, wer die vertraulichen Informationen weitergegeben hat.«

Für Laurie traf es sich gut, daß ihr einwöchiger Dienst als verantwortliche Pathologin an diesem Tag endete und Paul Plodgett diesen Posten übernahm. Paul saß schon am Planungstisch und ging die Fälle durch, die in der vergangenen Nacht hereingekommen waren. Laurie und Jack teilten ihm mit, daß sie vorhätten, Urlaub zu nehmen, und deshalb lieber keine Autopsien übernehmen würden, vorausgesetzt natürlich, es gebe keine Unmenge frisch eingelieferter Leichen. Paul versicherte ihnen, daß sich die Anzahl der Neuzugänge in Grenzen halte.

Da Laurie diplomatischer dachte als Jack, schlug sie vor, zuerst mit Calvin über ihre Urlaubspläne zu sprechen, anstatt direkt zu Bingham zu gehen. Jack fügte sich ihrer Meinung. Calvins einzige Reaktion auf ihre Bitte war eine brummige Bemerkung, daß sie ruhig auch ein bißchen früher hätten Bescheid geben können.

Kurz nach Binghams Ankunft im Institut suchten Jack und Laurie ihn in seinem Büro auf. Er musterte die beiden neugierig über den Rand seiner Drahtgestellbrille. Vor ihm lag ein Stapel Post, den er gerade hatte durchsehen wollen.

»Sie wollen ab heute zwei Wochen Urlaub?« hakte er ungläubig nach. »Wieso denn diese Eile? Ist irgend etwas passiert?«

»Wir wollen Abenteuerurlaub machen«, erwiderte Jack. »Und wir würden gerne schon heute abend losfliegen.« Bingham ließ seinen Blick zwischen Laurie und Jack hin und her schweifen. »Wollen Sie etwa heiraten?«

»So abenteuerlustig sind wir nun auch wieder nicht«, erwiderte Jack.

Laurie bekam einen Lachanfall. »Es tut uns wirklich leid, daß wir nicht früher Bescheid geben konnten«, brachte sie schließlich hervor. »In Wirklichkeit haben wir es deshalb so eilig, weil wir gestern abend beide bedroht worden sind. Wir sollen den Franconi-Fall ruhenlassen.«

»Man hat Sie bedroht?« fragte Bingham verdutzt. »Haben Sie deshalb ein Veilchen?«

»Ja«, erwiderte Laurie. Sie hatte versucht, ihr blaues Auge mit Make-up zu kaschieren, doch es war ihr nicht ganz gelungen.

»Wissen Sie, wer dahintersteckt?« fragte Bingham.

»Eine der New Yorker Mafia-Organisationen«, erklärte Laurie.

»Lou Soldano wird Sie später genau ins Bild setzen. Außerdem will er mit Ihnen darüber reden, daß sich unter unseren Mitarbeitern möglicherweise ein Mafia-Spitzel befindet. Wir sind uns inzwischen ziemlich sicher, wie Franconis Leiche hier herausgeschmuggelt werden konnte.«

»Ich bin ganz Ohr«, sagte Bingham. Er legte die Post aus der Hand und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Laurie faßte ihre Vermutungen kurz zusammen und wies darauf hin, daß irgend jemand dem Bestattungsinstitut Spoletto die Zugangsnummer der nicht identifizierten Leiche gegeben haben mußte.

»Hält Detective Soldano es für klug, daß Sie beide die Stadt verlassen?« fragte Bingham.

»Ja«, erwiderte Laurie.

»Okay«, sagte Bingham. »Dann nichts wie weg mit Ihnen! Soll ich Soldano anrufen, oder meldet er sich bei mir?«

»Wie ich ihn verstanden habe, will er Sie anrufen«, erwiderte Laurie.

»Gut«, sagte Bingham. Dann wandte er sich an Jack: »Was gibt es Neues über diese seltsame Leber?«

»Hängt noch alles in der Luft«, erwiderte Jack. »Ich muß auf weitere Testergebnisse warten.«

Bingham nickte. »Dieser Fall ist ein einziges Ärgernis. Wenn es

während Ihrer Abwesenheit irgendwelche bahnbrechenden Neuigkeiten geben sollte, will ich sofort informiert werden. Sorgen Sie dafür! Ich mag keine Überraschungen!« Dann wandte er sich seinem Schreibtisch zu und nahm sich erneut die Post vor. »Schönen Urlaub! Schicken Sie mir eine Postkarte!«

Laurie und Jack verließen das Büro und grinsten sich an. »Alles in Butter«, stellte Jack fest. »Bingham war unser potentielles Hindernis Nummer eins.«

»Hätten wir ihm vielleicht erzählen sollen, daß wir vor allem wegen dieser mysteriösen Leber nach Afrika fliegen wollen?« fragte Laurie.

»Nein«, erwiderte Jack. »Dann hätte er seine Meinung womöglich wieder geändert und uns den Urlaub nicht genehmigt. Ihm wäre es am liebsten, wenn die ganze Geschichte im Sande verlaufen würde.«

In ihren jeweiligen Büros angekommen, wählte Laurie die Nummer der äquatorialguinesischen Botschaft, während Jack bei verschiedenen Airlines anrief. Wie Laurie schnell erfuhr, hatte Esteban recht gehabt; es war tatsächlich ganz einfach, die Visa zu bekommen. Sie konnte sie für alle noch am selben Morgen abholen. Jack reservierte Flüge bei der Air France und vereinbarte, daß er die Tickets am Nachmittag abholen würde. Kurz darauf erschien Laurie freudestrahlend in seinem Büro. »Allmählich glaube ich wirklich, daß aus unserem Trip etwas wird«, sagte sie. »Hast du Flüge gebucht?«

»Ja«, erwiderte Jack. »Heute abend um zehn vor acht geht's los.«

»Ich kann es gar nicht fassen!« rief Laurie. »Ich komme mir vor wie ein Teenie, der sich auf seine erste Reise ohne die Eltern freut.«

Nachdem sie sich bei der Impfstelle des Manhattan General Hospital einen Termin hatten geben lassen, riefen sie Warren an. Er versprach, sich sofort mit Natalie in Verbindung zu setzen und zum Krankenhaus zu kommen. Die Schwester verpaßte allen eine Reihe von Spritzen und verschrieb ihnen Malariatabletten. Sie riet ihnen dringend, frühestens in einer Woche in die Tropen zu fliegen. Als Jack ihr erklärte, daß sie noch am selben Tag abzureisen gedächten, erwiderte sie, daß sie um nichts in der Welt mit ihnen tauschen wolle.

Im Vorraum der Impfstelle fragte Warren Jack, was die Frau damit

gemeint habe.

»Es dauert eine Woche, bis die Impfungen wirken und wir geschützt sind«, erklärte Jack. »Mit Ausnahme der Gamma-Globulin-Impfung.«

»Heißt das, wir gehen ein Risiko ein?« fragte Warren.

»Das Leben ist voller Risiken«, entgegnete Jack und lachte. »Aber Spaß beiseite - ein gewisses Risiko besteht schon, das kann man nicht bestreiten. Unsere Immunsysteme werden allerdings mit jedem Tag besser gegen die diversen Erreger gerüstet sein. Das Hauptproblem sind die Malariamücken, und um die von uns fernzuhalten, nehme ich haufenweise Insektenblocker mit.«

»Du hast also keine Bedenken?« fragte Warren.

»Jedenfalls halten sie mich nicht davon ab, zu fliegen«, erwiderte Jack.

Sie verließen das Krankenhaus und gingen in das erstbeste Fotogeschäft, um sich Paßbilder machen zu lassen. Als die Bilder fertig waren, machten Laurie, Natalie und Warren sich auf den Weg zur äquatorialguinesischen Botschaft. Jack winkte ein Taxi heran und ließ sich zum Universitätskrankenhaus bringen. Dort angekommen, fuhr er sofort hinauf zum Labor von Dr. Peter Malovar. Der alte Pathologie-Professor saß wie immer über sein Mikroskop gebeugt. Jack wartete höflich, bis der Mann seinen Objektträger zu Ende inspiziert hatte.

»Ah, Dr. Stapleton«, sagte Dr. Malovar, als er Jack sah. »Gut, daß Sie da sind. Mal sehen, wo ich Ihren Objektträger habe.«

In Dr. Malovars Labor war es staubig und chaotisch. Überall stapelten sich Bücher, Zeitschriften und Hunderte von Kästen mit Objektträgern. Die Papierkörbe quollen über, doch aus Angst, daß seine wohl strukturierte Unordnung zerstört werden könnte, weigerte sich der Professor standhaft, irgend jemanden seinen Arbeitsplatz putzen zu lassen. Dr. Malovar fand Jacks Objektträger überraschend schnell; er lag auf einem Buch über Veterinärpathologie. Er nahm ihn und schob ihn mit seinen gewandten Fingern unter das Objektiv des Mikroskops.

»Der Vorschlag von Dr. Osgood, den Gewebeschnitt Dr. Ham-

mersmith zu zeigen, war ein Volltreffer«, erklärte er, während er das Gerät fokussierte. Als er zufrieden war, lehnte er sich zurück, nahm das Buch zur Hand und schlug die Seite auf, die er sich mit Hilfe eines unbenutzten Objektträgers markiert hatte. Er reichte Jack das Buch.

Jack warf einen Blick auf die Seite, auf die Dr. Malovar zeigte, und sah die Mikrophotographie eines Leberschnitts. Auf dem Bild war ein Granulom zu erkennen, das dem auf Jacks Objektträger sehr ähnlich war.

»Es sieht haargenau so aus«, stellte Dr. Malovar fest und gab Jack zu verstehen, daß er einen Blick durch das Mikroskop werfen solle.

Jack beugte sich vor und musterte den Gewebeschnitt unter dem Mikroskop. Was er sah, entsprach haargenau der Abbildung in dem Buch.

»Das ist einer der interessantesten Objektträger, die Sie mir je gebracht haben«, sagte Dr. Malovar und schob sich eine seiner wilden, grauen Locken aus der Stirn. »Wie Sie in dem Buch nachlesen können, handelt es sich bei dem Organismus, der ein solches Phänomen hervorruft, um eine sogenannte Hepatozyste.«

Jack richtete sich auf und warf nochmals einen Blick in das Buch. Den Begriff Hepatozyste hatte er noch nie gehört. »Findet man einen solchen Organismus nur selten?« fragte Jack.

»Im New Yorker Leichenschauhaus mit Sicherheit«, erwiderte Dr. Malovar. »Da dürfte er sogar nur extrem selten anzutreffen sein! Der Organismus, der dieses Phänomen verursacht, befällt nur Primaten. Und jetzt kommt’s noch dicker: Man hat ihn bisher nur bei Primaten aus der Alten Welt gefunden, also nur bei Affen aus Afrika und Südostasien. Bei amerikanischen Primaten wurde er noch nie nachgewiesen - und bei Menschen schon gar nicht.«

»Noch nie?« fragte Jack.

»Sagen wir mal so«, erwiderte Dr. Malovar. »Ich habe ihn noch nie gesehen, und mir sind bestimmt schon eine Menge Leberparasiten untergekommen. Was aber noch bedeutender ist - Dr. Osgood hat den Parasiten auch noch nie gesehen, und er hat noch mehr Leberparasiten unter dem Mikroskop gehabt als ich. Wenn Sie nun die lang-

jährige Erfahrung von uns beiden zusammennehmen, kann ich, glaube ich, behaupten, daß der Parasit bei Menschen nicht vorkommt. Natürlich kann ich nicht für die Gebiete sprechen, in denen der Parasit verbreitet ist, aber selbst dort dürfte er bei Menschen äußerst selten oder nie vorkommen. Sonst hätten wir hier mit Sicherheit schon den einen oder anderen Fall zu sehen bekommen.«

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, sagte Jack. Er war durcheinander und grübelte bereits darüber nach, was diese überraschende Neuigkeit wohl zu bedeuten hatte. Auf jeden Fall ließ sie die Wahrscheinlichkeit, daß Franconi tatsächlich ein Xenotransplantat erhalten hatte, erheblich größer erscheinen, größer jedenfalls als die schlichte Tatsache, daß der Mann nach Afrika geflogen war.

»Dieser Fall ist so beeindruckend, daß wir ihn vielleicht auf einer der nächsten Pathologen-Konferenzen präsentieren sollten«, schlug Dr. Malovar vor. »Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie Interesse haben.«

»Ja«, erwiderte Jack unverbindlich. Ihm schwirrte der Kopf. Er verabschiedete sich von dem Professor, fuhr mit dem Fahrstuhl zurück ins Erdgeschoß und machte sich auf den Weg zum Gerichtsmedizinischen Institut. In einer Leberprobe einen Primatenparasiten aus der Alten Welt zu entdecken, war natürlich ein äußerst aufschlußreicher Hinweis. Doch er mußte auch die verwirrenden Ergebnisse von Ted Lynchs DNA-Untersuchungen berücksichtigen. Und zudem war Franconis Leber nun einmal nicht entzündet gewesen, obwohl er keine Immunsuppressiva genommen hatte. Das einzige, dessen Jack sich absolut sicher war, war, daß nichts von alldem irgendeinen Sinn ergab.

Im Institut angelangt, fuhr er direkt hinauf zum DNA-Labor. Er wollte Ted so lange in die Mangel nehmen, bis er ihm irgendeine Hypothese entlockt hatte, mit der sich die widersprüchlichen Fakten erklären ließen. Er ärgerte sich, daß er selbst viel zu wenig von der Gentechnologie verstand, um mit einer eigenen Idee aufwarten zu können. Die Entwicklung auf diesem Gebiet verlief so rasant, daß er längst den Anschluß verpaßt hatte.

»Wo haben Sie denn bloß die ganze Zeit gesteckt?« begrüßte Ted

ihn ungeduldig. »Ich habe schon Gott und die Welt angerufen, aber niemand konnte mir sagen, wo ich Sie finden kann.«

»Ich war unterwegs«, erwiderte Jack erschöpft und wollte schon mit seiner Neuigkeit herausplatzen; doch dann überlegte er es sich anders. In den vergangenen zwölf Stunden war einfach zu viel passiert. »Setzen Sie sich!« forderte Ted ihn auf. Jack nahm Platz.

Ted suchte auf seinem Schreibtisch, bis er einen bestimmten Bogen eines entwickelten Films gefunden hatte, auf dem Hunderte winziger, schwarzer Streifen zu sehen waren. Er reichte Jack den Bogen.

»Warum tun Sie mir das an, Ted?« klagte Jack. »Sie wissen doch, daß ich damit nichts anfangen kann.« Ted ignorierte den Einwand und durchforstete die Unterlagen auf seinem Schreibtisch nach einem anderen, ähnlich aussehenden Zelluloidbogen. Er fand ihn unter dem Etatentwurf für das Labor, an dem er gerade arbeitete, und reichte Jack auch diesen Bogen.

»Halten Sie sie beide gegen das Licht«, forderte Ted ihn auf. Jack befolgte Teds Anweisung und sah sich die beiden Bögen an. Selbst er konnte auf Anhieb erkennen, daß sie unterschiedlich aussahen.

Ted zeigte auf den ersten Zelluloidbogen. »Das ist das Ergebnis der Untersuchung des DNA-Bereiches, der für die ribosomalen Proteine eines Menschen kodiert. Ich habe einfach wahllos irgendeine Person herausgefischt, um Ihnen zu zeigen, wie so etwas aussieht.«

»Großartig«, bemerkte Jack.

»Seien Sie nicht so sarkastisch«, entgegnete Ted. »Ich werde mich bemühen«, versprach Jack.

»Was Sie auf dem anderen Bogen sehen, ist die Auswertung von Franconis Leberprobe«, erklärte Ted. »Es handelt sich um den gleichen Bereich, und ich habe die gleichen Enzyme verwendet wie bei der ersten Untersuchung. Sehen Sie, wie unterschiedlich die Ergebnisse sind?«

»Ja«, erwiderte Jack. »Das ist aber auch alles, was ich erkenne.« Ted riß ihm den Bogen mit dem Ergebnis der DNA-Untersuchung des wahllos ausgewählten Menschen aus der Hand und schleuderte ihn beiseite. Dann zeigte er auf den Film, den Jack noch in der Hand hielt. »Wie ich Ihnen ja bereits gestern erklärt habe, gibt es die In-

formationen zur Identifizierung der verschiedenen Spezies auf CD-ROM. Ich habe dem Computer also den Befehl gegeben, das Muster zu identifizieren. Wissen Sie, was dabei herausgekommen ist? Es stimmt fast völlig mit dem bei Schimpansen üblichen Muster überein!«

»Nur fast?« hakte Jack nach. Bei diesem Fall schien aber auch wirklich keine einzige Untersuchung zu einem eindeutigen Ergebnis zu führen.

»Ja«, bestätigte Ted. »Nur fast. Aber es unterscheidet sich nur in wenigen Details. Es könnte sich um die Probe eines Mitglieds der Schimpansenfamilie handeln.«

»Welche Affen gehören denn zur Familie der Schimpansen?« fragte Jack.

»Keine Ahnung«, erwiderte Ted und zuckte mit den Achseln. »Aber es brannte mir förmlich unter den Nägeln, Ihnen diese Neuigkeit mitzuteilen. Wenn das kein sensationelles Ergebnis ist!«

»Also haben wir es Ihrer Meinung nach mit einem Xenotransplantat zu tun«, stellte Jack fest.

Ted zuckte wieder mit den Achseln. »Wenn ich einen Tip abgeben müßte, würde ich sagen, ja, es ist ein xenogenes Transplantat. Wenn ich jedoch an die Ergebnisse des DQ-alpha-Tests denke, weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll. Schließlich habe ich sogar eine DNA-Untersuchung der A-B-Null-Blutgruppen vorgenommen, und auch diese Untersuchung hat zu dem gleichen Ergebnis geführt wie der DQ-alpha-Test. Das Lebergewebe stimmt vollkommen mit dem von Franconi überein, und das kann ich mir beim besten Willen nicht erklären. Der Fall ist absolut verzwickt.«

»Das kann man wohl sagen«, stimmte Jack zu und berichtete, daß Professor Malovar und ein Veterinärpathologe in dem Lebergewebe einen Parasiten entdeckt hatten, der angeblich bisher nur bei Primaten aus der Alten Welt vorgekommen sei.

»Ich bin wirklich froh, daß ich diesen Fall nicht lösen muß«, sagte Ted, der jetzt völlig verwirrt war.

Jack legte den Bogen zurück auf den Schreibtisch. »Mit ein bißchen Glück kenne ich in ein paar Tagen die Antwort auf unsere Fragen.

Ich fliege heute abend nach Afrika - in das Land, in dem auch Franconi gewesen ist.«

»Im Auftrag des Instituts?« fragte Ted überrascht.

»Nein«, erwiderte Jack. »Ich fahre auf eigene Faust und bezahle meinen Ausflug selbst. Laurie kommt auch mit.«

»Mein Gott, Sie machen Ihre Arbeit aber wirklich gründlich!« staunte Ted.

»Verbissen wäre wohl der treffendere Ausdruck«, fügte Jack feixend hinzu.

Er erhob sich von seinem Stuhl und ging zur Tür. Bevor er draußen war, rief Ted ihm noch hinterher: »Ich habe übrigens inzwischen das Ergebnis der Mitochondrien-Untersuchung vorliegen. Wir haben eine exakte DNA-Übereinstimmung mit Mrs. Franconi festgestellt. Sie können sich also absolut sicher sein, daß Sie die Leiche richtig identifiziert haben.«

»Endlich mal ein eindeutiges Ergebnis«, erwiderte Jack. Als er erneut dazu ansetzte, das Labor zu verlassen, hielt Ted ihn ein weiteres Mal zurück.

»Mir ist da gerade etwas Verrücktes durch den Kopf gegangen«, sagte er. »Ich kann mir die seltsamen Ergebnisse nur so erklären, daß wir es mit einer transgenen Leber zu tun haben.«

»Was, um Himmels willen, ist das denn nun wieder?« fragte Jack.

»Eine Leber, die die DNA zweier unterschiedlicher Organismen enthält«, erklärte Ted.

»Hmm«, knurrte Jack. »Darüber muß ich mal in Ruhe nachdenken.«

Cogo, Äquatorialguinea

Bertram warf einen Blick auf seine Uhr. Es war vier Uhr nachmittags. Als er aus dem Fenster sah, fiel ihm auf, daß der heftige, tropische Regenguß, der vor einer Viertelstunde ganz plötzlich niedergegangen war und den Himmel völlig verfinstert hatte, bereits aufgehört hatte. Inzwischen knallte die afrikanische Sonne schon wieder erbarmungslos herab und verwandelte Cogo in einen Dampfkessel.

Wie aus heiterem Himmel griff Bertram, ohne es sich vorgenommen zu haben, zum Telefon und wählte die Nummer des Fertilitätszentrums. Es meldete sich Shirley Cartwright, die Assistentin der Abendschicht.

»Haben die beiden neuen Zuchtweibchen ihre Hormonspritzen heute schon bekommen?« fragte Bertram. »Noch nicht«, erwiderte Shirley.

»Hätten sie die Spritzen laut Behandlungsbogen nicht bereits um zwei Uhr bekommen müssen?« hakte Bertram nach.

»Normalerweise schon«, antwortete Shirley zögerlich.

»Warum dann die Verspätung?« fragte Bertram.

»Miss Becket ist noch nicht eingetroffen«, erklärte Shirley widerwillig. Sie wollte sich zwar unter keinen Umständen Ärger mit ihrer direkten Vorgesetzten einhandeln, aber sie konnte Bertram unmöglich anlügen.

»Wann wäre sie denn normalerweise erschienen?« wollte Bertram wissen.

»Zu keiner bestimmten Uhrzeit«, erwiderte Shirley. »Wie sie meinen Kollegen von der Tagesschicht gesagt hat, hat sie den ganzen Vormittag in ihrem Labor drüben im Krankenhaus zu tun. Ich nehme an, sie ist noch immer dort.«

»Und hat sie niemanden angewiesen, den Tieren die Hormonspritzen zu geben, falls sie nicht um zwei Uhr dasein sollte?« bohrte Bertram weiter.

»Offenbar nicht«, erwiderte Shirley. »Deshalb denke ich, daß sie jeden Augenblick eintreffen wird.«

»Wenn sie in einer halben Stunde noch nicht da ist, würde ich Sie bitten, den Tieren die vorgesehene Dosis zu verabreichen«, forderte Bertram sie auf. »Ist das machbar?«

»Natürlich«, erwiderte Shirley. »Überhaupt kein Problem.« Bertram legte den Hörer auf und wählte die Nummer von Melanies Krankenhaus-Labor. Da er mit dem Personal dort so gut wie nie zu tun hatte, kannte er den Mitarbeiter nicht, der den Anruf entgegennahm. Was der Mann ihm mitteilte, war alles andere als beruhigend. Er erzählte ihm, daß Melanie den ganzen Tag nicht im Labor gewe-

sen sei, da sie in der Tiersektion zu tun gehabt habe.

Bertram legte auf und trommelte nervös mit den Fingern auf dem Telefon herum. Trotz Siegfrieds Beteuerungen, daß von Kevin und seinen neuen Freundinnen keine Gefahr mehr ausgehe, war er skeptisch. Melanie war eine gewissenhafte Frau; es entsprach ganz und gar nicht ihrer Art, den Zeitpunkt für die Injizierung der Hormone zu verpassen. Entschlossen griff er nochmals zum Hörer. Diesmal wählte er die Nummer von Kevin, doch es nahm niemand ab. Immer mehr Verdacht schöpfend, sprang er auf und informierte seine Sekretärin Martha, daß er in einer Stunde zurück sei. Dann stürmte er nach draußen, stieg in seinen Cherokee und brauste los in Richtung Stadt.

Unterwegs kam er mehr und mehr zu dem Schluß, daß Kevin und die Frauen es auf die Insel geschafft haben mußten, und das ärgerte ihn. Er verfluchte sich dafür, daß er sich so leicht von Siegfried hatte einlullen lassen. Hätte er bloß auf seine innere Stimme gehört, die ihn gewarnt hatte, daß Kevins Neugier sie in große Schwierigkeiten bringen würde. An der Stelle, an der die Asphaltstraße am Stadtrand in Kopfsteinpflaster überging, mußte er kräftig auf die Bremse treten. Er hatte sich so in seine Wut hineingesteigert, daß er gar nicht mehr gemerkt hatte, wie schnell er fuhr. Das nasse Kopfsteinpflaster war nach dem Regenguß spiegelglatt. Das Auto schlingerte ein paar Meter, dann brachte er es zum Stehen. Er stellte sein Auto auf dem Parkplatz hinter dem Krankenhaus ab, lief hinauf zum Labor in den zweiten Stock und klopfte an Kevins Tür. Als niemand antwortete, drehte er den Knauf. Es war abgeschlossen.

Er stürmte zurück zu seinem Auto, umrundete den Hauptplatz und fuhr auf den Parkplatz hinter dem Rathaus. Auf seinem Weg zum Eingang nickte er den träge herumlungernden Soldaten zu, die es sich im Schatten der Arkade in ihren klapprigen Rattansesseln bequem gemacht hatten. Im Laufschritt und immer gleich zwei Stufen auf einmal nehmend stürmte er in Aurielos Büro und teilte ihm mit, daß er sofort mit Siegfried reden müsse.

»Er hat gerade Besuch vom Sicherheitschef«, entgegnete Aurielo.

»Sagen Sie ihm trotzdem, daß ich hier bin«, forderte Bertram ihn auf und begann im Vorzimmer auf und ab zu gehen. Er war ziemlich

in Rage.

Fünf Minuten später verließ Cameron McIvers das Büro des Zonenmanagers. Er grüßte Bertram im Vorbeigehen, doch Bertram nahm ihn gar nicht wahr, so eilig hatte er es, mit Siegfried zu sprechen.

»Wir haben ein Problem«, begann er. »Melanie Becket ist heute nachmittag nicht in der Tiersektion erschienen, obwohl sie zwei Bonobos Hormonspritzen hätte geben müssen, und Kevin Marshall ist nicht in seinem Labor.«

»Wundert mich nicht die Bohne«, erwiderte Siegfried ruhig, während er sich zurücklehnte und seinen gesunden Arm hob, um sich zu strecken. »Man hat die beiden heute morgen wegfahren sehen, und die Krankenschwester war auch dabei. Offenbar blüht und gedeiht ihre Dreierbeziehung. Gestern abend haben sie bei Kevin bis spät in die Nacht eine Dinnerparty veranstaltet. Die Frauen haben sogar bei ihm übernachtet.«

»Ist das wahr?« fragte Bertram. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß dieser eigenbrötlerische Forscher sich auf eine so heiße Liaison eingelassen hatte. »Ich muß es doch wohl wissen«, erwiderte Siegfried. »Unsere Häuser sind schließlich nur durch eine kleine Grünfläche voneinander getrennt. Außerdem habe ich die beiden Frauen vor ihrem Date in der Chickee Bar getroffen. Als sie mir erzählt haben, daß sie auf dem Weg zu Kevin seien, waren sie schon ganz schön beschwipst.«

»Wohin sind sie denn heute morgen aufgebrochen?« fragte Bertram.

»Nach Acalayong, nehme ich an«, erwiderte Siegfried. »Jemand vom Reinigungsdienst hat sie heute morgen vor Einbruch der Dämmerung mit einem Boot wegfahren sehen.«

»Dann sind sie garantiert zur Insel rübergefahren«, raunzte Bertram ihm wütend zu.

»Sie sind aber nach Westen gefahren und nicht nach Osten«, stellte Siegfried klar.

»Das kann ebensogut ein Täuschungsmanöver gewesen sein«, entgegnete Bertram.

»Die Möglichkeit hatte ich auch in Erwägung gezogen«, sagte Siegfried. »Ich habe sogar mit Cameron darüber gesprochen. Aber wir sind beide zu dem Schluß gekommen, daß man ausschließlich im Bereich der ausfahrbaren Brücke anlegen kann. Der Rest der Insel ist von undurchdringbaren Mangrovensümpfen umgeben.«

Bertram starrte die riesigen Rhinozerosköpfe an der Wand hinter Siegfried an. Die hirnlosen Schädel erinnerten ihn irgendwie an den Zonenmanager, doch diesmal mußte er zugeben, daß Siegfried recht hatte. Als sie die Insel vor Jahren für das Bonoboprojekt in Erwägung gezogen hatten, war deren Unzugänglichkeit vom Wasser einer der wesentlichen Pluspunkte gewesen.

»Und im Bereich der Brücke können sie nicht angelegt haben«, fuhr Siegfried grinsend fort. »Dort habe ich nämlich immer noch die Soldaten postiert, und die brennen nur darauf, ihre AK-47er zum Einsatz zu bringen. Ich könnte mich jedesmal von neuem totlachen, wenn ich daran denke, wie sie die Scheiben von Melanies Auto zerballert haben.«

»Vielleicht haben Sie ja recht«, grummelte Bertram.

»Natürlich habe ich recht«, entgegnete Siegfried. »Ich mache mir aber trotzdem Sorgen«, beharrte Bertram. »Ich traue dem Braten nicht. Deshalb muß ich in Kevins Büro.«

»Wieso?« wollte Siegfried wissen.

»Ich war so dumm, ihn in die Software einzuweisen, die wir für die Ortung der Bonobos entwickelt haben«, erklärte Bertram. »Leider hat er seine neuen Kenntnisse ausgenutzt, um weiter rumzuschnüffeln. Das weiß ich so genau, weil ich auf meinem eigenen Computer registriert habe, daß er mehrmals und jeweils etliche Stunden lang mit dem Programm gearbeitet hat. Ich würde wirklich zu gerne herausfinden, was er im einzelnen gemacht hat.«

»Keine schlechte Idee«, stimmte Siegfried zu. Dann rief er Aurielo und bat ihn, Bertram eine Zugangskarte für das Labor zu besorgen. An Bertram gewandt fügte er hinzu: »Geben Sie mir Bescheid, wenn sie auf etwas Interessantes stoßen.«

»Auf alle Fälle«, versicherte Bertram.

Mit der Magnetkarte bewaffnet kehrte Bertram zurück zum Labor

und verschaffte sich Zugang zu Kevins Arbeitsräumen. Er verschloß die Tür hinter sich und stöberte zuerst in Kevins Schreibtisch herum. Als er dort nichts fand, nahm er den Rest des Büros ins Visier. Das erste Anzeichen, daß wirklich etwas faul war, sprang ihm ins Auge, als er neben dem Drucker einen Stapel Computerpapier entdeckte, auf dem verschiedene graphische Darstellungen von Isla Francesca zu erkennen waren.

Bertram inspizierte jede einzelne Seite und sah, daß Kevin sich die Insel in unterschiedlichen Maßstäben ausgedruckt hatte. Er begriff allerdings nicht, was all die hervorgehobenen geometrischen Formationen zu bedeuten hatten. Er legte die Seiten weg, ging an Kevins Computer und begann, sämtliche Dateien zu durchsuchen. Er fand schnell, wonach er gesucht hatte: die Quelle für die auf den Ausdrucken dargestellten Graphiken.

Die nächste halbe Stunde versuchte er, Kevins Vorgehensweise nachzuvollziehen, und war zusehends fasziniert. Sein Kollege hatte eine Möglichkeit entdeckt, die Bewegungen jedes einzelnen Tieres über einen längeren Zeitraum hinweg in Echtzeit zu verfolgen. Wie er weiter herausfand, hatte Kevin Informationen gespeichert, die die Bewegungen der Tiere über mehrere Stunden dokumentierten. Jetzt wurde ihm auch klar, was die geometrischen Formationen zu bedeuten hatten.

»Du bist ja ein ganz schön ausgefuchstes Bürschchen«, murmelte Bertram, während er das Computerprogramm durchlaufen und sich nacheinander die Bewegungen jedes einzelnen Bonobos darstellen ließ. Nach dem Durchlauf des Programms war ihm klar, daß mit Bonobo Nummer sechzig und Nummer siebenundsechzig irgend etwas nicht stimmte. Mit zunehmender Sorge nahm er sich noch einmal die Informationen über diese beiden Tiere vor und überprüfte, ob sie sich wirklich nicht bewegt hatten. Als er tatsächlich keinen Indikator für irgendeine Bewegung feststellen konnte, schaltete er zurück auf die Echtzeitdarstellung und ließ sich anzeigen, wo sich die Tiere in diesem Moment befanden. Sie hatten sich immer noch keinen Millimeter bewegt.

»O mein Gott!« stöhnte Bertram. Mit einem Schlag war seine Sorge

über Kevins Verschwinden nicht mehr so wichtig, denn jetzt ließ ihn ein viel drängenderes Problem erschaudern. Er schaltete den Computer aus, schnappte sich die ausgedruckten Graphiken und rannte aus dem Labor. Da er zu Fuß schneller war, ließ er sein Auto diesmal stehen und lief über den Hauptplatz zum Rathaus.

Er raste die Treppen hinauf und stürmte in Siegfrieds Vorzimmer. Aurielo sah auf, doch Bertram ignorierte ihn. Statt dessen platzte er unangekündigt in Siegfrieds Büro. »Ich muß sofort mit Ihnen sprechen«, begann er ohne jede Vorrede. Er war vollkommen außer Atem.

Siegfried hatte gerade eine Unterredung mit dem Chef des Versorgungsbetriebs. Die beiden blickten überrascht auf.

»Es gibt einen Notfall«, entschuldigte sich Bertram. Der Chef des Versorgungsbetriebs stand auf.

»Ich kann ja später wiederkommen«, sagte er und verließ den Raum.

»Ich hoffe für Sie, daß es wichtig ist«, raunzte Siegfried ihn an.

»Ich habe ziemlich schlechte Neuigkeiten«, platzte Bertram heraus und wedelte mit den Computerausdrucken. Dann setzte er sich auf den freigewordenen Stuhl. »Kevin Marshall hat eine Möglichkeit herausgefunden, die Bonobos über einen längeren Zeitraum zu beobachten.«

»Na und?« bemerkte Siegfried. »Mindestens zwei der Tiere bewegen sich nicht«, erklärte Bertram. »Nummer sechzig und Nummer siebenundsechzig. Sie haben sich seit mehr als vierundzwanzig Stunden nicht vom Fleck gerührt. Es gibt nur eine Erklärung: Sie müssen tot sein!« Siegfried zog die Augenbrauen hoch.

»Na ja«, sagte er. »Es sind eben Tiere. Und Tiere sterben. Was ist schon so außergewöhnlich daran, wenn hin und wieder mal eins krepiert?«

»Sie scheinen mich nicht zu verstehen«, entgegnete Bertram ein wenig verächtlich. »Sie haben es auch nicht ernst genommen, als ich Ihnen erzählt habe, daß die Tiere sich in zwei Gruppen gespalten haben. Dabei habe ich Sie ausdrücklich darauf hingewiesen, wie außergewöhnlich dieses Verhalten ist. Jetzt haben wir leider den Be-

weis. So wahr ich hier stehe - eins ist klar: Die Tiere bringen sich gegenseitig um!«

»Glauben Sie wirklich?« fragte Siegfried besorgt. »Ich habe nicht den geringsten Zweifel«, erwiderte Bertram. »Ich habe mir lange das Hirn zermartert, warum die Tiere sich in zwei Gruppen aufgespalten haben. Für mich gibt es nur eine Erklärung. Wir haben nicht daran gedacht, das Gleichgewicht zwischen Männchen und Weibchen zu wahren. Und jetzt kämpfen die Männchen um die Weibchen. So muß es sein, ich bin mir ganz sicher.«

»O Gott!« rief Siegfried und schüttelte den Kopf. »Das sind in der Tat schreckliche Neuigkeiten.«

»Es ist nicht nur schrecklich«, stellte Bertram klar. »Es ist absolut unakzeptabel. Wenn wir nichts unternehmen, bedeutet es das Ende des ganzen Programms.«

»Was können wir denn tun?« fragte Siegfried.

»Erstens dürfen wir mit keinem darüber reden!« erwiderte Bertram. »Sollten wir jemals den Auftrag erhalten, Nummer sechzig oder siebenundsechzig zurückzuholen, überlegen wir uns dann, was zu tun ist. Zweitens - und das ist noch wichtiger - müssen wir die Tiere sofort einfangen und in die Tiersektion bringen. Darauf dränge ich ja schon seit längerem. Wenn die Bonobos in Käfigen sind, können sie sich nicht gegenseitig umbringen.«

Siegfried blieb nichts anderes übrig, als den Ratschlag des weißhaarigen Tierarztes zu akzeptieren. Obwohl er aus Sicherheitsgründen und aus logistischen Erwägungen stets darauf bestanden hatte, daß die Tiere abgekapselt lebten und unter sich blieben, mußte er einsehen, daß es so nicht weitergehen konnte. Man konnte nicht hinnehmen, daß die Tiere sich gegenseitig umbrachten. Sie hatten also gar keine andere Wahl.

»Wann sollen wir sie zurückholen?« fragte Siegfried.

»So schnell wie möglich«, erwiderte Bertram.

»Ich kann bis morgen früh einen zuverlässigen und sicherheitsüberprüften Trupp von Einfängern zusammenstellen. Wir nehmen uns zuerst die abgespaltene Gruppe vor. Es dürfte höchstens zwei oder drei Tage dauern, bis wir sie betäubt und in Käfige gesperrt haben.

Dann schaffen wir sie in einer nächtlichen Aktion rüber in die Tiersektion und bringen sie in einem Bereich unter, den ich vorbereite.«

»Dann sollte ich die Soldaten, die ich an der Brücke postiert habe, wohl besser zurückbeordern«, sagte Siegfried. »Sonst schießen sie womöglich noch auf die Tierfänger, und das wäre wohl das letzte, was wir im Moment noch gebrauchen können.«

»Ich war von Anfang an dagegen, sie da draußen zu postieren«, entgegnete Bertram. »Es hätte mich nicht überrascht, wenn sie einen der Bonobos abgeknallt hätten - sei es zum Spaß oder um Suppe aus ihm zu kochen.«

»Und wann sollen wir unsere Chefs in Cambridge informieren?« fragte Siegfried.

»Erst wenn wir die Tiere zurückgeschafft haben«, erwiderte Bertram. »Vorher wissen wir ja nicht, wie viele tot sind. Außerdem haben wir bis dahin vielleicht eine Idee, wo wir die Tiere endgültig unterbringen können. Mein Vorschlag wäre, einen neuen, vollkommen abgetrennten Flügel zu errichten.«

»Dafür brauchen wir aber eine Genehmigung«, gab Siegfried zu bedenken.

»Das ist mir klar«, entgegnete Bertram und stand auf. »Ich kann dazu nur sagen - es war verdammt weitsichtig von mir, die Käfige auf die Insel zu schaffen.«

New York City

Raymond fühlte sich so fit wie seit Tagen nicht. Seitdem er aufgestanden war, war alles gut gelaufen. Um kurz nach neun hatte Dr. Anderson angerufen, und der Arzt wollte nicht nur dem Programm beitreten, er hatte sogar schon zwei neue Kunden an der Hand, die bereit waren, sofort ihre Aufnahmegebühren zu bezahlen und für die Knochenmarkproben auf die Bahamas zu fliegen.

Gegen Mittag war er dann von Dr. Alice Norwood angerufen worden, die ihre Praxis am Rodeo Drive in Beverly Hills hatte. Sie hatte ihm mitgeteilt, daß sie drei neue Ärzte mit großen Privatpraxen rekrutiert habe, die ganz wild darauf seien, sich dem Programm anzu-

schließen. Einer hatte seine Praxis in Century City, einer hatte sich in Brentwood niedergelassen, und der dritte war in Bel-Air ansässig. Dr. Norwood war überzeugt, daß diese Ärzte sehr bald eine Menge neuer Kunden anwerben würden, da es für die Dienstleistungen, die Raymond anbot, gerade an der Westküste einen gewaltigen Markt gab. Am angenehmsten aber erschien es Raymond, daß er den ganzen Tag über weder von Vinnie Dominick noch von Dr. Levitz irgend etwas gehört hatte. Daher kam er zu dem Schluß, daß die Franconi-Geschichte endlich ad acta gelegt war. Um halb vier klingelte es an der Tür. Darlene bediente die Sprechanlage und teilte Raymond mit tränenerstickter Stimme mit, daß sein Auto draußen warte.

Raymond nahm seine Lebensgefährtin in den Arm und tätschelte ihr den Kopf. »Das nächste Mal kommst du mit«, versuchte er sie zu trösten.

»Wirklich?« fragte sie.

»Versprechen kann ich es natürlich nicht«, mußte er eingestehen. Auf die Besetzung der GenSys-Flüge hatte er keinerlei Einfluß. Darlene hatte bisher erst einmal nach Cogo mitfliegen dürfen. Bei den anderen Gelegenheiten war das Flugzeug zumindest auf einer der Strecken voll besetzt gewesen. Der GenSys-Jet flog immer zuerst von Amerika nach Europa und dann weiter nach Bata. Auf dem Rückflug nahmen sie im Prinzip die gleiche Route, machten den Zwischenstopp jedoch in einer anderen europäischen Stadt.

Er versprach ihr, sie gleich nach seiner Ankunft in Cogo anzurufen. Dann trug er sein Gepäck nach unten, stieg in die wartende Limousine und lehnte sich entspannt zurück. »Möchten Sie, daß ich das Radio anstelle, Sir?« fragte der Fahrer.

»Ja, warum nicht?« erwiderte Raymond. Er begann bereits, seine Reise zu genießen. Die Fahrt durch die Stadt war der unangenehmste Teil. Doch als sie einmal auf dem West Side Highway waren, ging es ziemlich flott voran. Es herrschte zwar reger Betrieb auf den Straßen, doch da die Rush-hour noch nicht angefangen hatte, rollte der Verkehr einigermaßen flüssig. Sogar die George Washington Bridge konnten sie relativ zügig überqueren. Nach weniger als einer Stunde Fahrt wurde Raymond am Teterboro Airport abgesetzt.

Das GenSys-Flugzeug war noch nicht da, doch darüber machte Raymond sich keine Gedanken. Er ging in die Lounge, suchte sich einen Platz mit Blick auf die Landebahn und bestellte sich einen Scotch. Als man ihn gerade bedient hatte, glitt der elegante GenSys-Jet aus den Wolken und setzte zur Landung an. Er rollte aus und kam direkt vor Raymonds Lounge zum Stehen.

Es war ein schönes Flugzeug mit roten Streifen an der Seite. Außer dem Flugzeug-Kennzeichen N69SU und einer winzigen amerikanischen Flagge hatte es keine weiteren Markierungen. Beides befand sich am Heck.

Wie in Zeitlupe öffnete sich die Vordertür des Jets, und eine ausfahrbare Treppe glitt auf das Rollfeld hinab. Kurz darauf erschien in der Tür ein tadellos gekleideter Steward in dunkelblauer Livree. Er stieg die Treppe hinab und betrat das Flughafengebäude. Sein Name war Roger Perry. Raymond kannte ihn bereits. Zusammen mit einem anderen Steward namens Jasper Devereau war er bisher auf jedem von Raymonds Flügen dabeigewesen.

Roger betrat die Lounge und sah sich um. Als er Raymond erblickte, ging er zu ihm und begrüßte ihn mit fast unterwürfiger Höflichkeit.

»Ist das Ihr gesamtes Gepäck, Sir?« fragte er und nahm Raymonds Tasche in die Hand.

»Ja, das ist alles«, erwiderte Raymond. »Fliegen wir denn schon los? Sonst mußte das Flugzeug doch immer erst noch aufgetankt werden.« So kannte er es jedenfalls von den bisherigen Flügen.

»Wir haben schon getankt«, erwiderte Roger. »Es kann sofort losgehen.«

Raymond erhob sich und folgte dem Steward. Als sie in den grauen, rauhen Märznachmittag hinaustraten und sich dem luxuriösen Privatjet näherten, hoffte Raymond, daß ihn einige Leute beobachteten. Dies war einer der Augenblicke, in denen er das Gefühl hatte, genau das Leben zu leben, das für ihn bestimmt war. In solchen Momenten redete er sich sogar ein, daß er froh sein konnte, seine ärztliche Lizenz verloren zu haben.

»Sind wir auf dem Flug nach Europa eigentlich voll besetzt?« frag-

te Raymond den Steward, bevor sie die Treppe erreichten. Auf den anderen Flügen waren bisher immer noch einige GenSys-Manager an Bord gewesen.

»Außer Ihnen haben wir nur einen weiteren Passagier an Bord«, erwiderte Roger. An der Treppe angelangt, trat er zur Seite und ließ Raymond den Vortritt.

Raymond strahlte, als er die Stufen hinaufstieg. Mit nur einem weiteren Passagier und zwei Stewards würde er den Flug in vollen Zügen genießen und all die Probleme der vergangenen Tage vergessen können. Er durfte ein wenig im Luxus schwelgen, und der Preis, den er dafür bezahlt hatte, erschien ihm nicht zu hoch.

Im Flugzeug wurde er von Jasper begrüßt. Jasper nahm ihm den Mantel und das Jackett ab und fragte ihn, ob er vor dem Start einen Drink zu sich nehmen wolle.

»Vielen Dank«, erwiderte er gentlemanlike. »Später vielleicht.« Jasper schob den Vorhang zur Seite, der den Arbeitsbereich der Stewards von der Kabine trennte. Stolzgeschwellt durchschritt Raymond die Kabine. Er überlegte gerade, in welchem der bequemen Ledersessel er sich niederlassen sollte, als er den anderen Passagier bemerkte. Raymond erstarrte. Gleichzeitig überkam ihn ein flaues Gefühl in der Magengegend.

»Guten Tag, Dr. Lyons. Willkommen an Bord.«

»Taylor Cabot!« brachte Raymond hervor. »Mit Ihnen hätte ich am wenigsten gerechnet!«

»Ich bin selbst überrascht«, entgegnete Taylor grinsend und gab Raymond mit einer Handbewegung zu verstehen, daß er neben ihm Platz nehmen solle.

Raymond ließ sich in den Sessel fallen und verfluchte sich dafür, daß er den Drink abgelehnt hatte. Seine Kehle war auf einmal vollkommen ausgedörrt.

»Ich hatte zufällig ein wenig Luft in meinem Terminkalender«, erklärte Taylor. »Und als ich gehört habe, daß unser Flugzeug heute in Richtung Cogo startet, dachte ich mir, ich sollte die Gelegenheit nutzen und unsere Operation Cogo mal persönlich unter die Lupe nehmen. Ich habe mich ganz spontan entschieden. Wir müssen allerdings

einen Zwischenstopp in Zürich einlegen, weil ich mich kurz mit ein paar Bankiers treffen will. Ich hoffe, das kommt Ihnen nicht ungelegen.« Raymond schüttelte den Kopf.

»Nein, überhaupt nicht«, stammelte er.

»Wie läuft das Bonobo-Projekt denn so?« fragte Taylor.

»Wunderbar«, brachte Raymond hervor. »Wie es aussieht, dürften wir demnächst so viele neue Kunden hinzugewinnen, daß wir mit der Nachfrage kaum mehr Schritt halten können.«

»Und was ist aus dieser bedauerlichen Franconi-Geschichte geworden?« wollte Taylor wissen. »Ich hoffe, das Problem sind wir los.«

»Selbstverständlich«, stotterte Raymond und versuchte, sich ein Lächeln abzuringen.

»Ich fahre unter anderem nach Cogo, weil ich mich vergewissern möchte, ob es sich lohnt, das Bonobo-Projekt weiter zu unterstützen«, erklärte Taylor. »Der Leiter meiner Finanzabteilung hat zwar beteuert, daß es inzwischen einen kleinen Gewinn abwirft, aber der für die gesamte Cogo-Operation zuständige Projektleiter hat Bedenken. Er fürchtet, daß wir unsere anderen Primatenforschungsprojekte gefährden. Ich muß also eine Entscheidung treffen, und ich hoffe, Sie werden mir dabei mit Rat und Tat zur Seite stehen.«

»Natürlich«, schluckte Raymond. In dem Moment heulte der Motor auf, und das Flugzeug setzte sich in Bewegung.

In der internationalen Abflughalle des JFK-Flughafens ging es zu wie auf einer Party. Sogar Lou war erschienen. Bier trinkend und Erdnüsse knabbernd amüsierte er sich so köstlich, als würde er die anderen auf ihrem Flug begleiten. Jack, Laurie, Warren, Natalie und Esteban saßen zusammen mit dem Detective in einer Ecke der Flughafenbar an einem runden Tisch. Über ihren Köpfen hing ein Fernseher. Es wurde gerade ein Eishockeyspiel übertragen; die dröhnende Stimme des Kommentators und das Gebrüll der Fans waren so laut, daß man in der sowieso schon lauten Bar kaum sein eigenes Wort verstehen konnte.

»Heute war ein großartiger Tag«, schrie Lou Jack und Laurie zu. »Wir haben Vido Delbario eingebuchtet, und er singt, was das Zeug

hält, um seinen eigenen Arsch zu retten. Sieht so aus, als könnten wir dem Vaccarro-Clan diesmal richtig die Hölle heiß machen.«

»Und was ist mit Angelo Facciolo und Franco Ponti?« wollte Laurie wissen.

»Das ist eine andere Geschichte«, erwiderte Lou und lachte. »Der Richter hat sich endlich mal auf unsere Seite geschlagen und die Kaution auf zwei Millionen pro Nase festgesetzt. Vor allem, daß die beiden sich als Polizisten ausgegeben haben, hat ihn diesmal zu dieser Härte bewogen.«

»Und das Spoletto Funeral Home?« fragte Laurie.

»Das entpuppt sich als Goldmine«, erwiderte Lou. »Der Besitzer ist der Bruder von Vinnie Dominicks Frau. Du wirst dich sicher an Vinnie erinnern, Laurie, nicht wahr?« Laurie nickte. »Wie könnte ich den wohl vergessen haben?«

»Wer ist Vinnie Dominick?« fragte Jack.

»Er hat während der Cerino-Geschichte eine ziemlich überraschende Rolle gespielt«, erklärte Laurie. »Er arbeitet für die Konkurrenz«, fügte Lou hinzu. »Für die Lucia-Familie. Nach Cerinos Sturz waren sie unvermittelt die Kings. Aber meine Intuition sagt mir, daß wir es diesmal schaffen, den Laden auszuheben.«

»Hast du auch schon die undichte Stelle im Gerichtsmedizinischen Institut aufdecken können?« wollte Laurie wissen.

»Eins nach dem anderen«, erwiderte Lou. »Ich kriege schon raus, wer dahintersteckt. Keine Sorge.«

»Wenn du dazu kommst, achte mal besonders auf einen Sektionsgehilfen namens Vinnie Amendola«, sagte Laurie.

»Aus irgendeinem bestimmten Grund?« fragte Lou, während er sich den Namen in sein kleines Notizbuch schrieb, das er immer in der Seitentasche seiner Jacke trug.

»Ist nur so ein Verdacht«, erwiderte Laurie.

»Ich werd' ihn mir vorknöpfen«, versprach Lou. »Bei dieser Franconi-Geschichte merkt man mal wieder, wie schnell alles anders kommen kann. Gestern noch stand ich bei meinem Chef in Ungnade, heute bin ich plötzlich der Tollste. Er hat mir sogar eine Beförderung in Aussicht gestellt. Kannst du dir das vorstellen?«

»Verdient hast du sie jedenfalls«, entgegnete Laurie.

»Wenn ich befördert werde, müßt ihr beiden aber auch aufsteigen«, stellte Lou klar.

Jack wandte sich um, als ihm jemand auf den Arm tippte. Es war die Kellnerin. Sie fragte, ob sie noch eine Runde bestellen wollten.

»Wie sieht's aus?« rief Jack über den Tisch. »Wer trinkt noch ein Bier?«

Jack sah zuerst Natalie an, die die Hand über ihr Glas legte und damit deutlich machte, daß sie wunschlos glücklich war. In ihrem dunkelvioletten Hosenanzug war sie bildhübsch. Sie war Lehrerin an einer staatlichen Schule in Harlem, doch sie sah nicht im geringsten aus wie die Lehrerinnen, mit denen Jack bisher zu tun gehabt hatte. Für ihn glich sie einer der ägyptischen Skulpturen aus dem Metropolitan Museum, die er sich auf Lauries Drängen einmal angesehen hatte. Sie hatte mandelförmige Augen und volle, sinnliche Lippen. Ihre Frisur war ein regelrechtes Kunstwerk, das sie dem Geschick ihrer Schwester zu verdanken hatte. Sie hatte Natalies Haare zu unendlich vielen kleinen Zöpfen geflochten und sie dann raffiniert hochgesteckt. Als nächstes sah Jack Warren an, doch auch er schüttelte den Kopf. Warren saß neben Natalie. Er trug ein schwarzes T-Shirt und eine Sportjacke, in der seine muskulöse Statur nicht so auffiel. Er wirkte glücklicher, als Jack ihn je zuvor gesehen hatte. Seine normalerweise eher strenge und entschlossene Miene war einem entspannten Lächeln gewichen.

»Ich bin auch wunschlos glücklich«, sagte Esteban. Er grinste noch breiter als Warren.

Schließlich warf Jack Laurie einen fragenden Blick zu. »Danke. Im Augenblick möchte ich nichts mehr trinken. Ich bestelle mir lieber gleich im Flugzeug einen schönen Wein zum Essen.« Laurie hatte sich ihr kastanienbraunes Haar zu einem geflochtenen Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie trug eine weite Veloursbluse und Leggings. Jack fand, daß sie in ihrer Freizeitkleidung und mit ihrer lockeren, übermütigen Art wie eine junge College-Studentin wirkte.

»Ich nehme auf jeden Fall noch ein Bier«, meldete sich Lou.

»Ein Bier noch«, wandte sich Jack an die Kellnerin. »Und die

Rechnung bitte.«

»Wie ist es euch denn heute ergangen?« wollte Lou von Jack und Laurie wissen.

»Wir haben alles erreicht, was wir erreichen wollten«, erwiderte Jack. »Sonst säßen wir jetzt nicht hier. Laurie und die anderen haben die Visa besorgt, und ich habe mich um die Tickets gekümmert.« Dann klopfte er sich auf den Bauch und fügte hinzu: »Außerdem habe ich ein paar französische Francs und einen Geldgürtel organisiert. Ich habe nämlich gehört, daß der Franc in Äquatorialguinea die gängige harte Währung ist, die überall akzeptiert wird.«

»Und wie geht es weiter, wenn ihr in Äquatorialguinea gelandet seid?« wollte Lou wissen.

Jack zeigte auf Esteban. »Unser ausgewanderter Reisebegleiter hat da schon so einiges organisiert. Estebans Cousin holt uns am Flughafen ab, und seinem Schwager gehört ein Hotel.«

»Klingt gut«, bemerkte Lou. »Und wie sehen eure konkreten Pläne aus?«

»Estebans Cousin hat uns einen Mietwagen reserviert«, erklärte Jack. »Und damit fahren wir nach Cogo.«

»Und dann wollt ihr einfach so bei diesem Unternehmen hereinplatzen?« fragte Lou.

»So hatte ich es mir eigentlich vorgestellt«, erwiderte Jack. »Na dann, viel Glück«, wünschte Lou.

»Danke«, entgegnete Jack. »Das können wir wahrscheinlich gebrauchen.«

Eine halbe Stunde später ging die Gruppe an Bord der Boeing 747; nur Lou blieb zurück. Sie suchten sich ihre jeweiligen Sitzplätze und verstauten ihr Handgepäck. Kaum hatten sie sich hingesetzt, gab es einen Ruck und das Flugzeug wurde von der Gangway getrennt.

Kurz darauf heulten die Turbinen auf, und wenige Minuten später jagte der Jumbo-Jet über die Startbahn. Kurz vorm Abheben spürte Laurie, wie Jack nach ihrer Hand griff und sie fest umklammerte.

»Ist alles okay?« fragte sie ihn.

Jack nickte. »Ich muß nur mal wieder feststellen, daß ich nicht gerne fliege.«

Laurie verstand das nur zu gut. »Es geht los!« rief Warren begeistert. »Afrika - wir kommen!«

Kapitel 19
8. März 1997, 2.00 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Schläfst du?« flüsterte Candace.

»Das meinst du nicht ernst, oder?« flüsterte Melanie zurück. »Wie soll ich wohl auf einem Stück nacktem Felsen und ein paar Zweigen schlafen können?«

»Ich kann auch kein Auge zumachen«, gestand Candace. »Dieses laute Schnarchen macht einen ja wahnsinnig. Ob Kevin wohl schläft?«

»Nein«, meldete sich Kevin. »Ich bin wach.« Sie befanden sich in einer kleinen Seitenhöhle, die direkt neben dem Eingang von der Haupthöhle abzweigte. Bis auf einen schwachen Schimmer des von draußen hereinfallenden Mondlichts war es stockfinster.

Kevin, Melanie und Candace waren sofort nach ihrer Ankunft in diese kleine Nebenhöhle befördert worden. Sie war etwa drei Meter breit und hatte eine abfallende Decke, die an der höchsten Stelle ungefähr so hoch war, daß Kevin mit seinen knapp eins achtzig gerade aufrecht stehen konnte. Die Höhle hatte keine Rückwand; sie wurde zum Ende hin immer enger und mündete in einen Tunnel.

Am frühen Abend hatte Kevin den Tunnel mit seiner Taschenlampe inspiziert und gehofft, auf einen anderen Ausgang zu stoßen, doch nach etwa zehn Metern hatte der Tunnel abrupt geendet.

Obwohl die Weibchen zunächst kühl und skeptisch reagiert hatten, waren sie von den Bonobos gut behandelt worden. Ihre Ankunft hatte die Tiere offenbar völlig verwirrt, doch sie schienen ihnen nichts anzutun und sie versorgen zu wollen. Sie hatten ihnen einige Kalebassen schmutzigen Wassers und jede Menge Essen hingestellt. Leider bestand das Essen jedoch aus Larven, Würmern, anderen Insekten und Sumpfgras aus dem Lago Hippo.

Am späten Nachmittag hatten die Tiere begonnen, im Höhleneingang ein Feuer zu entfachen. Kevin hätte zu gerne gesehen, wie sie

das Feuer anzündeten, doch die Nebenhöhle war viel zu weit entfernt, um etwas erkennen zu können. Eine Gruppe von Bonobos hatte einen engen Kreis gebildet, und eine halbe Stunde später hatte ein ordentliches Feuer gelodert. »Damit wäre das Rätsel um die aufsteigenden Rauchwolken also geklärt«, hatte Kevin bemerkt.

Die Bonobos hatten die Colobusaffen aufgespießt und sie über dem Feuer gegrillt. Als die Äffchen gar gewesen waren, hatten sie sie auseinandergerissen und sie mit großem Tamtam untereinander verteilt. Ihr aufgeregtes Gekreische und Artikulieren ließ darauf schließen, daß das Affenfleisch offenbar ein ausgesprochener Festschmaus für die Bonobos war. Bonobo Nummer eins hatte ein paar Brocken des Festessens auf ein großes Blatt gelegt und es Kevin, Melanie und Candace gebracht. Kevin war der einzige gewesen, der von dem Fleisch probiert hatte. Es sei der zäheste Fraß gewesen, den er je zu sich genommen habe, hatte er bemerkt. Vom Geschmack, so hatte er den Frauen berichtet, erinnere ihn das Fleisch seltsamerweise an Elefantenfleisch, das er im vergangenen Jahr einmal gekostet habe, als Siegfried während einer seiner Jagdexpeditionen einen Waldelefanten zur Strecke gebracht und das Fleisch in der Zentralküche habe zubereiten lassen, nachdem er dem Tier die Stoßzähne entfernt hatte. Die Bonobos hatten Kevin, Melanie und Candace weder einzusperren versucht, noch hatten sie sie daran gehindert, das Seil aufzuknoten, mit dem sie aneinandergebunden waren. Gleichzeitig hatten sie ihnen aber deutlich zu verstehen gegeben, daß sie in der kleinen Höhle bleiben sollten. Zwei größere Männchen hatten sich stets in ihrer direkten Nähe aufgehalten. Jedesmal wenn Kevin oder eine der Frauen einen Versuch unternommen hatte, die Höhle zu verlassen, hatten die Bonobos aus vollem Halse geschrien und gebrüllt. Was jedoch noch bedrohlicher gewesen war - sie waren mit gefletschten Zähnen auf sie losgegangen und hatten erst unmittelbar vor ihnen innegehalten. Auf diese Weise hatten sie ihre Gefangenen äußerst effektiv in Schach gehalten.

»Wir müssen uns irgend etwas einfallen lassen«, stellte Melanie klar. »Schließlich können wir nicht ewig hierbleiben. Und es liegt ja wohl auf der Hand, daß wir nur etwas unternehmen können, wenn sie

schlafen, also zum Beispiel jetzt.« Alle Bonobos in der Höhle, auch die vermeintlichen Wachen, schliefen tief und fest. Sie lagen auf primitiven Pritschen, die sie sich aus Ästen und Blättern konstruiert hatten. Die meisten schnarchten.

»Ich glaube, wir sollten sie lieber nicht verärgern«, gab Kevin zu bedenken. »Wir können froh sein, daß sie uns bisher so gut behandelt haben.«

»Unter guter Behandlung verstehe ich etwas anderes, als Maden und Würmer serviert zu bekommen«, entgegnete Melanie. »Ich meine es wirklich ernst: Wir müssen etwas unternehmen! Außerdem können sie jederzeit auf uns losgehen, wenn sie es sich anders überlegen. Und was uns dann blüht, möchte ich mir lieber nicht ausmalen.«

»Ich würde lieber noch abwarten«, sagte Kevin. »Im Moment sind wir für die Bonobos noch etwas Neues. Aber irgendwann werden sie ihr Interesse an uns verlieren. Außerdem wird man uns in Cogo vermissen. Lange wird es mit Sicherheit nicht dauern, bis Siegfried oder Bertram herausfinden, daß wir hier sind. Und dann werden sie uns holen.«

»Davon bin ich nicht so überzeugt«, widersprach Melanie. »Siegfried könnte unser Verschwinden genausogut als Geschenk des Himmels betrachten.«

»Siegfried vielleicht, aber Bertram nicht«, entgegnete Kevin. »Er ist im Grunde genommen ein ganz netter Kerl.«

»Was meinst du, Candace?« fragte Melanie. »Ich weiß überhaupt nicht, was ich meinen soll«, erwiderte Candace. »Nicht im Traum hätte ich mir vorgestellt, jemals in so eine Situation zu geraten. Keine Ahnung, wie wir am besten reagieren sollten. Ich bin wie betäubt.«

»Und was sollen wir unternehmen, wenn wir es nach Cogo zurück schaffen?« fragte Kevin. »Darüber haben wir uns noch gar nicht unterhalten.«

»*Falls* wir es zurück schaffen«, fügte Melanie hinzu. »Sag bitte nicht so etwas«, graulte sich Candace. »Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen«, stellte Melanie klar. »Deshalb sollten wir meiner Meinung nach auch sofort etwas unternehmen. Im Augenblick schla-

fen sie tief und fest.«

»Wir haben keinen Schimmer, wie tief sie wirklich schlafen«, gab Kevin zu bedenken. »Sich aus dieser Höhle zu schleichen kommt einem Versuch gleich, ein Minenfeld zu überqueren.«

»Eins ist jedenfalls sicher«, sagte Candace. »Ich werde mich nie wieder an einer Transplantation von Bonobo-Organen beteiligen. Daß es Affen waren, die wir opfern mußten, hat mich ja von Anfang an belastet. Aber nachdem wir nun wissen, daß wir es mit Frühmenschen zu tun haben, steht eins für mich fest: Ich will nichts mehr mit dem Programm zu tun haben!«

»Es steht ja wohl außer Frage, daß jeder auch nur halbwegs sensible Mensch so denken wird«, entgegnete Kevin. »Aber das ist nicht der springende Punkt. Die große Frage ist doch: Was soll mit den Tieren geschehen? Diese neue Rasse existiert nun mal, und wenn wir sie nicht für Transplantationen verwenden, was soll dann mit ihnen passieren?«

»Können sie sich fortpflanzen?« fragte Candace. »Natürlich«, erwiderte Melanie. »Wir haben nichts unternommen, um ihre Fruchtbarkeit zu beeinträchtigen.«

»O Gott«, stöhnte Candace. »Das ist ja eine Horrorvision.«

»Vielleicht sollte man sie sterilisieren«, schlug Melanie vor. »Dann müßte man sich wenigstens nur um eine Generation Gedanken machen.«

»Hätte ich bloß an die Konsequenzen gedacht, bevor ich das Projekt gestartet habe«, seufzte Kevin. »Aber als ich erst einmal entdeckt hatte, wie ich einzelne Chromosomenteile austauschen konnte, war der intellektuelle Anreiz so groß für mich, daß ich sämtliche Folgen völlig außer acht gelassen habe.«

Unerwartet erhellte ein greller Blitz das Innere der Höhle; ein paar Sekunden später donnerte es kräftig. Die Erschütterung ließ den ganzen Berg vibrieren. Die Natur kündigte durch dieses wilde Schauspiel an, daß bald einer der beinahe täglichen Gewittergüsse niedergehen und die Insel überschwemmen würde.

»Also, wenn das nicht für meine These spricht - was dann?« meldete sich Melanie, als gerade ein kräftiger Donner verhallte.

»Was meinst du damit?« hakte Kevin nach. »Das Donnern ist laut genug, um Tote zum Leben zu erwecken«, erklärte Melanie. »Trotzdem hat sich keiner der Bonobos gerührt.«

»Stimmt«, bestätigte Candace.

»Wenigstens einer von uns sollte versuchen, hier wegzukommen«, schlug Melanie vor. »Dann könnten wir wenigstens sicher sein, daß Bertram alarmiert ist und weiß, was hier draußen vorgeht. Außerdem kann er dann für Hilfe sorgen, damit auch die beiden, die bei den Bonobos geblieben sind, befreit werden.«

»Ich glaube, die Idee ist gar nicht so schlecht«, sagte Candace.

»Die Idee ist sogar sehr gut«, stellte Melanie klar. Ein paar Sekunden sagte niemand ein Wort. Schließlich brach Kevin das Schweigen: »Ihr meint doch nicht etwa, daß ich gehen soll?«

»Ich käme nie in das Kanu rein, und paddeln könnte ich mit dem Ding erst recht nicht«, stellte Melanie klar. »Ich käme wohl rein, aber ich glaube nicht, daß ich im Dunkeln paddeln und mich orientieren könnte«, erklärte Candace. »Aber ihr geht davon aus, daß ich damit keine Probleme habe?« fragte Kevin.

»Jedenfalls würdest du dich bestimmt besser durchschlagen als wir«, erwiderte Melanie.

Kevin lief ein kalter Schauer über den Rücken, als er sich vorstellte, im Dunkeln zum Kanu zurückzugehen, wohl wissend, daß da draußen überall Nilpferde grasten. Noch unheimlicher schien es ihm allerdings, über den See zu paddeln, in dem es von Krokodilen nur so wimmelte.

»Vielleicht kannst du dich ja bis zum Einbruch der Dämmerung im Kanu verstecken«, schlug Melanie vor. »Das wichtigste ist doch erst mal, aus der Höhle und weg von diesen Kreaturen zu kommen, solange sie noch schlafen.« Die Vorstellung, im Kanu zu warten, bis es hell wurde, anstatt den See im Dunkeln zu überqueren, war schon angenehmer, aber dann war da immer noch das Problem mit den Nilpferden, die womöglich im Sumpfgelände auf ihn warteten.

»Vergiß nicht, daß es ursprünglich deine Idee war, auf der Insel nach dem Rechten zu sehen«, erinnerte ihn Melanie. Kevin wollte gerade ansetzen, vehement zu protestieren, doch dann hielt er inne.

Melanie hatte nicht ganz unrecht. Immerhin hatte er es tatsächlich für die einzige Möglichkeit gehalten, auf die Insel rüberzufahren, wenn sie herausfinden wollten, ob es sich bei den Bonobos um Frühmenschen handelte. Von da an allerdings hatte ausschließlich Melanie das Sagen gehabt.

»Melanie hat recht«, meldete sich Candace zu Wort. »Ich erinnere mich noch genau. Wir waren in deinem Büro, und du hast von dem Rauch erzählt, über den du dir solche Sorgen gemacht hast.«

»Aber ich habe doch nur gesagt…«, begann Kevin, doch dann stockte er mitten im Satz. Wie er bereits hinlänglich hatte erfahren müssen, war er Melanies Beharrlichkeit nicht gewachsen, und erst recht nicht, wenn sie, wie jetzt, auch noch von Candace unterstützt wurde. Da das Mondlicht jetzt direkt durch den Höhleneingang einfiel, erkannte er von der Stelle, an der er am Boden hockte, ganz deutlich einen Weg nach draußen. Außer ein paar kleineren Felsbrocken und Zweigen lagen keine weiteren Hindernisse im Weg.

Allmählich begann er, sich mit dem Gedanken anzufreunden, es vielleicht doch zu wagen. Am besten dachte er gar nicht an die Nilpferde. Möglicherweise waren ihnen die Bonobos ja tatsächlich nicht auch weiterhin so freundlich gesonnen. Sollte ihr Verhalten umschlagen, wäre das jedenfalls auf keinen Fall auf das Bonobo-Erbmaterial zurückzuführen, sondern einzig und allein auf die menschliche DNA, die sie in sich trugen. »Okay«, sagte Kevin plötzlich entschlossen. »Ich versuche es.«

»Hurra!« rief Melanie.

Kevin kniete sich hin. Als er an die fünfzig kraftstrotzenden wilden Tiere in seiner Nähe dachte, die ihn in der Höhle festhalten wollten, zitterte er am ganzen Leibe. »Falls irgend etwas schiefgeht, komm einfach so schnell wie möglich zurück«, schlug Melanie vor.

»Klingt so, als würdest du das Ganze für ein Kinderspiel halten«, entgegnete Kevin.

»Das wird es auch sein«, versicherte ihm Melanie. »Bonobos und Schimpansen schlafen vom Einbruch der Dunkelheit bis zum Morgengrauen. Ich glaube nicht, daß du Probleme bekommst.«

»Und die Nilpferde?« fragte Kevin. »Was soll mit denen sein?«

fragte Melanie zurück. »Ist schon gut«, entgegnete Kevin. »Ich mache mir eben Sorgen, das ist alles.«

»Viel Glück«, flüsterte Melanie. »Ja, viel Glück«, wünschte auch Candace. Kevin versuchte aufzustehen und loszugehen, doch er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Immer wieder ging ihm durch den Kopf, daß er nie ein Held gewesen war und dies bestimmt nicht der richtige Zeitpunkt war, plötzlich einer zu werden. »Was ist los?« fragte Melanie.

»Nichts«, erwiderte er und schaffte es mit einem Mal, sich einen Ruck zu geben und seine Angst zu überwinden. Er richtete sich so weit wie möglich auf und bewegte sich, vornübergebeugt, immer dem Mondlicht folgend, auf den Höhlenausgang zu.

Im Gehen überlegte er, ob es klüger war, sich im Schneckentempo zu bewegen, oder ob er einfach losrennen sollte, um so schnell wie möglich das Kanu zu erreichen. Sollte er lieber vorsichtig sein, oder sollte er den Horrortrip schnellstens hinter sich bringen? Er kam zu dem Schluß, daß er besser vorsichtig sein sollte. Also bahnte er sich ganz langsam und Schritt für Schritt seinen Weg. Jedesmal wenn er mit den Füßen ein Geräusch verursachte, fuhr er zusammen und erstarrte in der Dunkelheit. Die röchelnden Atemgeräusche und das Schnarchen der schlafenden Kreaturen drangen von allen Seiten an sein Ohr.

Als er sich bereits bis auf sieben Meter an den Ausgang der Höhle herangepirscht hatte, bewegte sich plötzlich einer der Bonobos so ruckartig, daß die Zweige, auf denen er lag, knackten und zerbrachen. Mit pochendem Herzen blieb Kevin stehen und horchte. Der Bonobo hatte sich offenbar nur umgedreht, denn er atmete schwer, ein sicheres Zeichen, daß er weiterhin tief und fest schlief. Je näher Kevin dem Ausgang kam, desto mehr konnte er erkennen. Um ihn herum lagen überall schlafende Affen. Der Anblick so vieler Tiere auf einem Haufen ließ ihn erschaudern. Er blieb herzklopfend stehen und war eine volle Minute wie gelähmt; dann schlich er vorsichtig weiter. Noch ein paar Schritte, und er hatte es geschafft. Als ihm der Geruch des feuchten Dschungels in die Nase stieg und der Gestank der Affen nachließ, überkam ihn eine Welle der Erleichterung. Doch

dieses Gefühl sollte nicht lange anhalten. Ein weiterer kurzer, aber unglaublich lauter Donner und ein unvermittelt einsetzender tropischer Platzregen ließen ihn zusammenzucken. Er verlor fast das Gleichgewicht. Verzweifelt fuchtelte er mit den Armen und schaffte es gerade noch, sich auf den Beinen zu halten und nicht von dem engen Weg abzukommen. Im nächsten Moment jagte ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Um ein Haar hätte er auf einen der schlafenden Bonobos getreten.

Bis zum Ausgang der Höhle waren es nur noch drei Meter. Er konnte schon die schwarze Silhouette des Dschungels erkennen, und die Geräusche der nachtaktiven Urwaldtiere übertönten bereits das Schnarchkonzert der Bonobos. Als er schon ganz nah am Ausgang war und sich gerade fragte, wie er den steilen Abstieg schaffen sollte, passierte es. Er spürte, wie eine Hand sein Bein umklammerte! Sein Herz begann so wild zu rasen, daß er das Pochen im Hals spürte. Irgend etwas hatte ihn so fest am Knöchel gepackt, daß ihm vor Schmerz Tränen in die Augen schossen. Als er im Halbdunkel einen Blick nach unten wagte, sah er als erstes seine Uhr. Sie befand sich nach wie vor an dem behaarten Handgelenk von Bonobo Nummer eins.

»Tada«, brüllte der Bonobo. Dann sprang er auf, ohne von Kevins Bein abzulassen, und riß ihn in die Höhe, so daß er vornüberfiel. Zum Glück war der Boden in diesem Teil der Höhle mit Abfall übersät, so daß Kevin relativ sanft landete. Trotzdem fiel er so ungünstig auf seine linke Hüfte, daß ihn ein heftiger Schmerz durchzuckte.

Das Gebrüll von Bonobo Nummer eins hatte auch die anderen Tiere geweckt. Für einen Augenblick herrschte totales Chaos, doch als sie begriffen, daß keine Gefahr drohte, beruhigten sie sich wieder.

Bonobo Nummer eins ließ Kevins Knöchel los und umklammerte statt dessen seine Oberarme. Um allen seine verblüffende Stärke zu demonstrieren, hob er Kevin hoch und ließ ihn eine Weile vor sich in der Luft baumeln. Dabei stieß er mehrere laute, lange und ärgerlich klingende Töne aus. Kevin jaulte vor Schmerz auf, so fest umklammerte das Tier seinen Arm.

Als der Bonobo seine Schimpftirade beendet hatte, ging er zurück

in die Tiefen der Höhle und schleuderte Kevin in die kleine Nebenhöhle, aus der er gekommen war. Dann stieß er noch einen letzten wütenden Laut aus und ging zurück an seinen Schlafplatz.

Vorsichtig versuchte Kevin sich aufzurichten, doch dabei landete er versehentlich wieder auf seiner Hüfte, die sich inzwischen wie betäubt anfühlte. Sein Handgelenk war verstaucht und sein Ellbogen abgeschürft, doch wenn er bedachte, daß er buchstäblich durch die Luft geschleudert worden war, war er mit recht heiler Haut davongekommen. Aus dem Inneren der Höhle drang schon wieder Gebrüll. Wahrscheinlich war es erneut Bonobo Nummer eins, doch Kevin war sich nicht sicher, da er nichts sehen konnte. Als er seinen rechten Ellbogen abtastete, wurde ihm klar, daß die klebrige warme Flüssigkeit, die ihm über den Arm lief, Blut sein mußte.

»Kevin?« flüsterte Melanie. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja«, erwiderte Kevin. »So einigermaßen.«

»Gott sei Dank«, seufzte Melanie erleichtert. »Was ist denn passiert?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Kevin. »Ich war mir schon sicher, daß ich es schaffen würde. Ich war ganz kurz vorm Ausgang.«

»Bist du verletzt?« fragte Candace.

»Ein bißchen«, gab Kevin zu. »Wenigstens habe ich mir keine Knochen gebrochen. Glaube ich jedenfalls.«

»Wir haben nicht gesehen, was passiert ist«, sagte Melanie. »Mein Double hat mit mir geschimpft«, erklärte Kevin. »So hörten sich seine wütenden Laute in meinen Ohren jedenfalls an. Und dann hat er mich gepackt und mich hierher zurückgeschleudert. Ein Glück, daß ich nicht auf euch gelandet bin!«

»Tut mir leid, daß ich dich zu diesem Experiment getrieben habe«, entschuldigte sich Melanie. »Du hattest wohl doch recht.«

»Nett, daß du das zugibst«, entgegnete Kevin. »Immerhin hätte es fast geklappt. Ich war so nah dran.«

Candace knipste die Taschenlampe an und schirmte mit der Hand ein wenig den Lichtstrahl ab. Dann untersuchte sie Kevins Ellbogen.

»Ich fürchte, unsere einzige Hoffnung ist Bertram Edwards«, stellte Melanie fest und schauderte. »Es ist kaum zu glauben: Wir sind Ge-

fangene unserer eigenen Kreationen.«

Kapitel 20
8. März 1997, 16.40 Uhr
Bata, Äquatorialguinea

Jack hatte die Zähne zusammengebissen und drückte mit aller Kraft Lauries Hand. Als er sich darüber klar wurde, versuchte er sich zu entspannen. Der Flug von Duala in Kamerun nach Bata kostete ihn reichlich Nerven. Sie flogen mit einer Linie, die lediglich über ein paar dubiose, völlig veraltete Kurzstreckenflugzeuge verfügte - genau die Art von Flugzeug, die Jack seit Jahren Alpträume bereitete, denn mit einer ähnlichen Maschine war seine Familie abgestürzt. Der Flug war bis jetzt alles andere als reibungslos verlaufen. Immer wieder hatte der Pilot Unwettern ausweichen müssen, die sich durch cremeweiße bis dunkelviolette Wolken angekündigt hatten. Ständig hatten Blitze am Himmel gezuckt, und es hatte heftige Turbulenzen gegeben.

Dagegen war der erste Teil der Reise ein Traum gewesen. Der Flug von New York nach Paris war absolut angenehm und ruhig verlaufen, so daß sie alle ein paar Stunden hatten schlafen können.

Da sie bereits zehn Minuten vor der geplanten Ankunft in Paris gelandet waren, hatten sie reichlich Zeit gehabt, für ihren Weiterflug den Schalter von Cameroon Airlines aufzusuchen. Auf der Strecke von Paris nach Duala hatten sie dann auch noch mal schlafen können. Das letzte Stück nach Bata allerdings war ein haarsträubendes Erlebnis.

»Wir landen«, versuchte Laurie Jack ein wenig aufzumuntern. »Ich hoffe, sie haben ein Instrumentenlandesystem«, witzelte Jack.

Er warf einen Blick aus dem schmutzigen Fenster und sah eine Landschaft, wie er sie erwartet hatte: Es war grün, so weit das Auge reichte. Als er die Baumkronen immer näher kommen sah, hoffte er inständig, daß bald eine Landebahn auftauchen möge.

Schließlich setzten sie auf. Jack und Warren seufzten vor Erleichterung.

Während sie gerädert die alte Klappermaschine verließen, ließ Jack seinen Blick über die schlecht erhaltene Rollbahn schweifen und sah etwas Seltsames. Kurz vor dem Beginn des dunkelgrünen Urwalds stand einsam und allein ein strahlendweißer Jet. Um das Flugzeug herum waren an vier Stellen Soldaten in Tarnuniformen postiert; sie trugen rote Barette. Obwohl sie offenbar aufrechte Haltung einnehmen sollten, hatten sie es sich in unterschiedlichen Stellungen bequem gemacht. Jeder von ihnen trug ein lässig geschultertes Maschinengewehr.

»Wem wohl das Flugzeug gehört?« wandte sich Jack an Esteban. Da es keine Schriftzeichen trug, mußte es sich um ein Privatflugzeug handeln.

»Keine Ahnung«, erwiderte Esteban.

Außer Esteban war niemand auf das Chaos in der Ankunftshalle vorbereitet. Alle Ausländer mußten zuerst den Zoll passieren. Zwei Männer in schmuddeligen Uniformen und mit Pistolen im Halfter führten die Ausländergruppe mitsamt ihren Gepäckstücken in einen abgelegenen Seitenraum. Zuerst verwehrten die Zollbeamten Esteban den Zutritt zu dem Raum, doch als er sich lauthals in einem lokalen Dialekt beschwerte, durfte er hinein. Die Männer öffneten sämtliche Taschen und breiteten den Inhalt auf einer Art Picknicktisch aus.

Esteban erklärte Jack, daß die Beamten Schmiergeld erwarteten. Zunächst wollte Jack sich aus Prinzip weigern, doch als klar wurde, daß sie dann noch Stunden in dem Raum würden verbringen müssen, gab er nach und schob ihnen zehn französische Francs zu, woraufhin sie sofort weitergehen durften. Als sie die Haupthalle des Flughafens betraten, entschuldigte Esteban sich.

»Es ist ein ewiges Problem hier«, sagte er. »Die Beamten sind allesamt bestechlich.«

In der Halle wurden sie von Estebans Cousin Arturo empfangen. Er war ein stämmiger, ausgesprochen freundlicher Mann. Während er jedem begeistert die Hand schüttelte, strahlten seine Augen und seine weißen Zähne blitzten. Er trug schillerndbunt bedruckte Gewänder und ein Pagenkäppi - die typische Bekleidung der Einheimischen. Als sie das Flughafengebäude verließen, schlug ihnen die heiße,

feuchte Äquatorluft entgegen. Da das Land relativ flach war, hatten sie in alle Himmelsrichtungen einen ungeheuren Weitblick. Es war inzwischen später Nachmittag, und der Himmel direkt über ihnen war tiefblau, doch am Horizont hatten sich bereits bedrohliche Gewitterwolken zusammengebraut. »Ich kann es einfach nicht glauben«, staunte Warren. Wie ein Kind in einem Spielwarengeschäft, konnte er sich gar nicht satt sehen. »Seit Jahren habe ich davon geträumt, einmal hierher zu kommen, aber ich hätte nie gedacht, daß mein Traum sich tatsächlich einmal erfüllen würde.« Dann sah er Jack an. »Danke, Kumpel! Komm her, das müssen wir besiegeln!« Warren streckte Jack seine Hand entgegen, woraufhin die beiden ein paarmal ihre Handflächen gegeneinanderklatschten, als wären sie auf dem Basketball-Court in ihrem Viertel. Arturo hatte den geliehenen Kombi am Straßenrand geparkt. Bevor sie einstiegen, schob er einem Polizisten ein paar Geldscheine zu.

Esteban bestand darauf, daß Jack sich vorne auf den Beifahrersitz setzte. Viel zu müde, um sich zu widersetzen, folgte Jack der Aufforderung. Der Leihwagen war ein alter Toyota; hinter den vorderen beiden Schalensitzen gab es zwei Sitzbänke. Laurie und Natalie quetschten sich in die hintere Reihe, Warren und Esteban nahmen in der Mitte Platz. Als sie den Flughafen hinter sich ließen, hatten sie einen herrlichen Blick auf die Atlantikküste und den von gleichmäßig heranrollenden kleinen Wellen gesäumten breiten Sandstrand.

Nach ein paar hundert Metern kamen sie an einem langen, unfertigen Zementgebäude vorbei, das verwittert und verfallen wirkte. Den Stacheln eines Seeigels gleich, ragten verrostete Betonrippenstahlspitzen oben aus dem Komplex. Jack fragte, warum das Gebäude so unfertig aussehe.

»Das sollte mal ein Hotel werden«, erklärte Arturo. »Aber dann war das Geld alle, und Touristen kamen auch keine.«

»Eine schlechte Kombination, wenn man Geld damit verdienen wollte«, stellte Jack fest.

Während Esteban sich als Reiseleiter gebarte und sie auf etliche Sehenswürdigkeiten hinwies, fragte Jack Arturo, wie lange sie noch fahren würden. »Nur noch zehn Minuten«, erwiderte Arturo.

»Ich habe gehört, Sie haben mal bei GenSys gearbeitet?« fragte Jack.

»Ja«, erwiderte Arturo. »Drei Jahre hab' ich's ausgehalten, dann hat's mir gereicht. Der Manager ist ein Unmensch. Ich bin viel lieber hier in Bata. Zum Glück habe ich Arbeit gefunden.«

»Wir wollen nach Cogo fahren und uns die GenSys-Anlage ansehen«, erklärte Jack. »Glauben Sie, wir müssen uns auf Probleme gefaßt machen?«

»Werden Sie denn nicht erwartet?« fragte Arturo verwirrt. »Nein«, erwiderte Jack. »Es soll ein Überraschungsbesuch werden.«

»Dann könnte es durchaus sein, daß Sie Probleme bekommen«, sagte Arturo. »Besucher sind bei GenSys nämlich nicht gerade willkommen. Als die Straße nach Cogo erneuert wurde, haben sie ein Tor errichtet. Es wird rund um die Uhr von Soldaten bewacht.«

»Oje«, bemerkte Jack. »Das klingt gar nicht gut.« Er war davon ausgegangen, daß sie zumindest ohne Probleme nach Cogo gelangen konnten. Natürlich hatte er nicht damit gerechnet, daß es ein Kinderspiel werden würde, in die Labors oder in das Krankenhaus vorzudringen, doch daß man sie womöglich nicht einmal in den Ort lassen würde, hätte er nicht im Traum erwartet.

»Als Esteban mir am Telefon erzählt hat, daß Sie nach Cogo wollen, war ich davon ausgegangen, daß Sie eingeladen worden sind«, erklärte Arturo. »Deshalb ist es mir gar nicht in den Sinn gekommen, das Tor zu erwähnen.«

»Verstehe«, entgegnete Jack. »Seien Sie ganz beruhigt, Sie haben keinen Fehler gemacht. Glauben Sie, die Soldaten lassen uns durch, wenn wir Ihnen Schmiergeld bieten?« Arturo warf Jack einen schnellen Blick zu und zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Auf alle Fälle werden sie besser bezahlt als normale Soldaten.«

»Wie weit ist das Tor denn von Cogo entfernt?« wollte Jack wissen. »Kann man zum Beispiel einfach ein Stück durch den Wald laufen und das Tor umgehen?«

Arturo warf Jack einen weiteren Blick zu. Das Gespräch hatte eine völlig überraschende Wende genommen.

»So weit ist es nicht«, erwiderte Arturo. Ihm war ein wenig unwohl

zumute. »Vielleicht fünf Kilometer. Aber durch den Dschungel zu gehen, ist nicht gerade ein Spaziergang. Es kann sogar gefährlich sein.«

»Gibt es denn nur eine einzige Straße?« fragte Jack.

»Ja«, erwiderte Arturo.

»Wie ich auf einer Karte gesehen habe, liegt Cogo am Wasser«, erklärte Jack. »Wir könnten doch auch ein Schiff nehmen.«

»Das müßte eigentlich gehen«, bestätigte Arturo.

»Wissen Sie, von wo aus man am besten per Boot nach Cogo kommt?« wollte Jack wissen.

»Von Acalayong«, erwiderte Arturo. »Dort liegen jede Menge kleine Schiffe, mit denen man auch nach Gabun übersetzen kann.«

»Kann man sich dort ein Boot leihen?« fragte Jack.

»Wenn man genug Geld hat, ja«, entgegnete Arturo. Sie hatten inzwischen das Zentrum von Bata erreicht. Die Straßen waren erstaunlich breit und mit Bäumen gesäumt. Überall stapelte sich der Müll. Es waren jede Menge Menschen, aber nur vereinzelt Fahrzeuge unterwegs. Alle Gebäude waren flache Betonmauerwerke.

Am südlichen Rand der Stadt verließen sie die Hauptstraße und bogen in einen ungeteerten Weg ein, auf dem sich nach dem letzten Regenguß riesige Pfützen gebildet hatten. Das Hotel war ein wenig imponierendes zweistöckiges Haus, aus dem verrostete Betonrippenstahlspitzen herausragten, damit es je nach Bedarf weiter aufgestockt werden konnte. Die Fassade war mal blau angestrichen gewesen, doch inzwischen war die Farbe zu einem verschwommenen Pastellton verblichen.

Als sie vor dem Gebäude anhielten, erschienen in der Haustür etliche sympathisch wirkende Kinder und Erwachsene. Jeder, bis hin zum jüngsten, äußerst schüchternen Kind, wurde vorgestellt. Dabei stellte sich heraus, daß im Erdgeschoß mehrere, aus jeweils einigen Generationen bestehende Familien lebten. Die erste Etage war für Hotelgäste reserviert. Die Zimmer waren winzig, aber sauber. Sie befanden sich alle an der Außenseite eines U-förmigen Anbaus, man erreichte sie über eine Veranda im Innenhof. An jedem Ende des »Us« gab es eine Dusche und eine Toilette.

Nachdem er seine Tasche im Zimmer verstaut und mit Freude zur Kenntnis genommen hatte, daß sein schmales Bett von einem Moskitonetz geschützt wurde, ging Jack hinaus auf die Veranda. Kurz darauf kam auch Laune aus ihrem Zimmer. Gegen die Balustrade gelehnt beobachteten sie das interessante Treiben im Innenhof. Zwischen Bananenstauden und alten Gummireifen tobten nackte Kinder zwischen den umherlaufenden Hühnern.

»Nicht ganz so komfortabel wie im *Four Seasons«,* bemerkte Jack.

Laurie griente. »Mir gefällt es hier. Es ist doch nett. Vor allem ist es sauber. Am meisten Angst hatte ich vor irgendwelchem Ungeziefer.«

Die Eigentümer des Hotels, Estebans Schwager Florenico und dessen Frau Celestina, hatten ein Festessen vorbereitet. Als Hauptgericht gab es einen einheimischen, frisch gefangenen Fisch, der mit einem rübenartigen Gemüse namens »malanga« serviert wurde. Zum Nachtisch wurde eine Art Pudding mit exotischen Früchten gereicht. Dazu gab es jede Menge eisgekühltes Bier aus Kamerun.

Die Kombination aus reichlichem Essen und mehreren Flaschen Bier forderte ihren Tribut. Es dauerte nicht lange, bis den müden Reisenden die Augen zufielen. Mit einer letzten Kraftanstrengung schleppten sie sich die Treppe hinauf in ihre jeweiligen Zimmer. Am nächsten Morgen wollten sie früh aufstehen und in Richtung Süden aufbrechen.

Erschöpft stieg Bertram die Treppe hinauf zu Siegfrieds Büro. Es war fast halb neun abends, und er war bereits um halb sechs in der Frühe aufgestanden, um mit den Tierfängern nach Isla Francesca aufzubrechen und die große Rückholaktion zu starten. Sie hatten den ganzen Tag gearbeitet und waren erst vor einer halben Stunde zur Tiersektion zurückgekehrt.

Da Aurielo längst Feierabend gemacht hatte, betrat Bertram das Büro des Zonenmanagers ohne Vorankündigung. Siegfried stand mit einem Fernglas in der Hand an einem der zum Platz hinausgehenden Fenster. Er hatte das Krankenhaus ins Visier genommen. Außer einer in einem der Totenschädel flackernden Kerze brannte kein weiteres Licht im Büro; es war genauso düster wie drei Abende zuvor. Durch

den rotierenden Deckenventilator flackerte die Flamme wild hin und her und warf tanzende Schatten auf die aus ausgestopften Tieren bestehende Trophäensammlung.

»Nehmen Sie sich einen Drink«, forderte Siegfried seinen Besucher auf, ohne sich umzudrehen. Er wußte, daß es nur Bertram sein konnte. Sie hatten vor einer halben Stunde telefoniert und sich verabredet.

Als eingefleischter Weintrinker nahm Bertram nur selten hochprozentigen Alkohol zu sich, doch unter den gegebenen Umständen konnte er gut einen doppelten Scotch vertragen. Er schenkte sich ein, nahm einen Schluck und gesellte sich zu Siegfried, der noch immer am Fenster stand. Vor der Kulisse der feuchten, tropischen Nacht erstrahlte der hell erleuchtete Krankenhaus- und Laborkomplex in einem warmen Licht.

»Wußten Sie, daß Taylor Cabot kommen würde?« fragte Bertram.

»Nein«, erwiderte Siegfried. »Ich hatte nicht den geringsten Schimmer.«

»Was haben Sie denn mit ihm gemacht?« wollte Bertram wissen.

Siegfried zeigte auf das Krankenhaus. »Ich habe ihn im *Inn* untergebracht. Dafür mußte ich den Chefchirurgen aus der sogenannten Präsidenten-Suite ausquartieren - worüber er natürlich nicht sonderlich glücklich war. Sie wissen ja, wie egozentrisch diese Ärzte sein können. Aber was sollte ich tun? Ich bin doch kein Hotelmanager.«

»Wissen Sie, warum Cabot hier aufgekreuzt ist?« fragte Bertram.

»Raymond zufolge ist er ausschließlich deshalb gekommen, um das Bonobo-Projekt unter die Lupe zu nehmen«, erklärte Siegfried.

»Das hatte ich befürchtet«, stöhnte Bertram. »Warum haben wir bloß so ein Pech?« klagte Siegfried. »Jahrelang lief alles wie am Schnürchen, und kaum haben wir ein Problem, taucht der Oberboß auf!«

»Und wo haben Sie Raymond untergebracht?« fragte Bertram. »Ebenfalls drüben im *Inn«,* erwiderte Siegfried. »Er ist mir furchtbar auf die Nerven gegangen, weil er nicht mit Cabot im selben Haus übernachten wollte. Aber wo sollte ich ihn denn unterbringen? Etwa bei mir zu Hause? Nein danke!«

»Hat er nach Kevin Marshall gefragt?« wollte Bertram wissen.

»Natürlich«, erwiderte Siegfried. »Er hat mich bei der ersten Gelegenheit zur Seite genommen und sich nach ihm erkundigt.«

»Was haben Sie ihm gesagt?«

»Die Wahrheit«, entgegnete Siegfried. »Ich habe ihm erzählt, daß Kevin zusammen mit der Reproduktionstechnologin und der Intensivschwester weggefahren ist und daß ich keine Ahnung habe wohin.«

»Wie hat er darauf reagiert?«

»Er ist knallrot angelaufen«, erwiderte Siegfried. »Dann wollte er wissen, ob Kevin zur Insel rübergefahren ist. Ich habe ihm erzählt, daß wir nicht davon ausgehen. Daraufhin hat er doch glatt von mir verlangt, ihn aufzuspüren. Können Sie sich das vorstellen? Als ob ich mir von Raymond Lyons etwas sagen lassen müßte!«

»Kevin und die Frauen sind also nicht wieder aufgetaucht?« erkundigte sich Bertram.

»Nein«, erwiderte Siegfried. »Wir haben nichts von ihnen gehört oder gesehen.«

»Haben Sie irgend etwas unternommen, um sie zu finden?« Bertram runzelte die Stirn.

»Ich habe Cameron nach Acalayong geschickt, damit er nachsieht, ob sie sich vielleicht in einem der billigen Hotels am Hafen eingenistet haben, aber er hatte kein Glück. Inzwischen glaube ich, daß sie vielleicht nach Cocobeach in Gabun rübergefahren sind. Das macht am meisten Sinn. Allerdings ist es mir ein Rätsel, warum sie niemandem davon erzählt haben.«

»Was für ein furchtbares Durcheinander«, seufzte Bertram.

»Wie ist es auf der Insel gelaufen?« wollte Siegfried wissen.

»Gut«, erwiderte Bertram. »Vor allem, wenn man bedenkt, daß wir kaum Zeit hatten, die Mannschaft zusammenzustellen und die Aktion zu planen. Wir haben einen Geländewagen mit Anhänger auf die Insel geschafft. Etwas anderes ist uns auf die Schnelle nicht eingefallen, um so viele Tiere zur Brücke zu transportieren.«

»Wie viele Tiere haben Sie denn eingefangen?«

»Einundzwanzig«, erwiderte Bertram. »Die Mannschaft hat hervorragende Arbeit geleistet. Wahrscheinlich sind wir morgen abend fer-

tig.«

»So schnell?« staunte Siegfried. »Das ist die erste gute Nachricht, die ich heute höre.«

»Es war einfacher, als wir dachten«, erklärte Bertram. »Die Tiere scheinen von uns fasziniert zu sein. Sie vertrauen uns so, daß wir mit den Betäubungsgewehren ganz nah an sie herangehen konnten. Wir kamen uns vor wie bei einer Truthahnjagd.«

»Schön, daß auch mal etwas glatt läuft«, stellte Siegfried fest. »Die einundzwanzig Bonobos, die wir heute eingefangen haben, gehören alle zu der Splittergruppe, die sich nördlich des Rio Diviso niedergelassen hatte. Es war interessant, mal zu sehen, wie sie leben. Sie haben sich einfache Stelzenhütten mit Dächern aus aufeinandergeschichteten Lobelienblättern gebaut.«

»Es ist mir scheißegal, wie diese Tiere leben«, polterte Siegfried unvermittelt los. »Entwickeln Sie sich jetzt etwa auch zu einem Weichei?«

»Nein«, entgegnete Bertram. »Aber ich darf unsere Beobachtungen ja wohl interessant finden. Wir haben übrigens auch Hinweise entdeckt, daß die Affen tatsächlich Feuer machen.«

»Dann sollte man sie wohl wirklich hinter Gitter sperren«, stellte Siegfried klar. »Wenn sie erst mal in Käfigen hocken, können sie sich nicht mehr gegenseitig umbringen und auch nicht mehr herumkokeln.«

»So kann man es wohl sehen«, stimmte Bertram zu. »Haben Sie auf der Insel irgendeine Spur von Kevin und den Frauen entdeckt?« wollte Siegfried wissen.

»Nein, absolut nicht«, erwiderte Bertram. »Dabei habe ich die ganze Zeit die Augen offengehalten. Es gibt kein Anzeichen dafür, daß sie auf der Insel waren - auch nicht in den Gebieten, in denen sie unweigerlich Fußabdrücke hinterlassen hätten. Wir haben heute einen Teil des Tages damit verbracht, eine Holzbrücke über den Rio Diviso zu bauen, damit wir morgen anfangen können, die andere Gruppe einzufangen, die in der Nähe der Klippen lebt. Auf jeden Fall achte ich auch weiterhin auf Spuren von unseren drei Vermißten.«

»Ich glaube nicht, daß Sie welche finden. Aber solange wir nicht

wissen, wo sie sind, sollten wir die Möglichkeit nicht ausschließen, daß sie vielleicht doch auf die Insel gelangt sind. Eins sage ich Ihnen - wenn sie auf der Insel waren, übergebe ich sie nach ihrer Rückkehr sofort dem äquatorialguinesischen Justizminister und sorge dafür, daß er sie wegen Sabotage gegen die GenSys-Operation unter Anklage stellt. Das heißt natürlich, daß man sie auf dem Fußballplatz antreten läßt, und bevor sie überhaupt kapieren, wie ihnen geschieht, hat das Schießkommando sie schon über den Haufen gemäht.«

»Sorgen Sie bloß dafür, daß das nicht passiert, solange Cabot und die anderen hier sind«, entgegnete Bertram panisch.

»Das versteht sich ja wohl von selbst«, versicherte Siegfried. »Das mit dem Fußballplatz habe ich nur so dahingesagt. Ich werde den Minister bitten, sie außerhalb der Zone erschießen zu lassen.«

»Haben Sie eine Ahnung, wann Cabot und das OP-Team mit dem Patienten zurückfliegen?«

»Bisher hat sich niemand geäußert«, erklärte Siegfried. »Wahrscheinlich bestimmt Cabot den Abreisetermin. Ich hoffe, wir sind sie morgen wieder los. Oder im schlimmsten Fall übermorgen.«

Kapitel 21
9. März 1997, 4.30 Uhr
Bata, Äquatorialguinea

Jack wachte um halb fünf auf und konnte nicht mehr einschlafen. Kurioserweise war selbst ihm, der an lautes Sirenengeheul und Großstadtgetöse gewöhnt war, das Quaken der Laubfrösche und das Zirpen der Grillen in den Bananenpflanzen im Innenhof zuviel.

Er stand auf, schnappte sich Handtuch und Seife und machte sich auf den Weg zur Dusche. Auf halber Strecke stieß er beinahe mit Laurie zusammen, die ihre Morgentoilette bereits hinter sich hatte.

»Wieso bist du schon auf?« fragte er. Es war noch stockdunkel.

»Wir sind gestern um acht Uhr ins Bett gegangen«, erklärte Laurie. »Acht Stunden Schlaf reichen mir normalerweise.«

»Stimmt«, entgegnete Jack. Er hatte ganz vergessen, wie früh sie alle schlappgemacht hatten.

»Ich sehe mal in der Küche nach, ob ich uns Kaffee organisieren kann«, schlug Laurie vor.

»Ich komme gleich nach«, entgegnete Jack. Als er den Speiseraum betrat, traute er seinen Augen nicht: Die anderen saßen bereits vollzählig am Tisch und frühstückten. Jack holte sich eine Tasse Kaffee und etwas Brot und setzte sich zwischen Warren und Esteban.

»Arturo meint übrigens, daß ihr ganz schön verrückt seid, wenn ihr ohne Einladung nach Cogo fahrt«, sagte Esteban. Da Jack den Mund voll hatte, konnte er nur nicken.

»Wir lassen uns überraschen«, sagte er dann, nachdem er geschluckt hatte. »Wo ich jetzt schon so nah dran bin, muß ich doch wenigstens versuchen, mir diese Anlage anzusehen.«

»Dank GenSys ist zumindest die Straße in einem guten Zustand«, erklärte Esteban.

»Wenn wir nicht reingelassen werden, haben wir wenigstens ein bißchen von der Landschaft gesehen«, stellte Jack klar.

Eine Stunde später trafen sie sich im Speiseraum wieder. Jack erin-

nerte die anderen daran, daß niemand verpflichtet war, mit nach Cogo zu fahren, und daß es jedem freigestellt sei, in Bata zu bleiben. Er informierte seine Freunde auch, daß man seinen Informationen zufolge pro Weg etwa vier Stunden unterwegs sei.

»Glaubt ihr, ihr kommt auch ohne mich zurecht?« fragte Esteban vorsichtig.

»Auf alle Fälle«, erwiderte Jack. »Verlorengehen können wir ja nicht. Wie ich auf der Karte gesehen habe, gibt es nur eine einzige Straße, die nach Süden führt. Die sollte ich wohl finden.«

»Dann würde ich gerne hierbleiben und meine Verwandten besuchen«, erklärte Esteban.

Jack setzte sich ans Steuer, Warren nahm auf dem Beifahrersitz Platz, und die beiden Frauen ließen sich auf der mittleren Bank nieder. Sie hatten die richtige Straße gerade gefunden, als sich am östlichen Horizont die ersten Anzeichen der beginnenden Morgendämmerung ankündigten. Während sie gen Süden fuhren, fiel ihnen auf, wie viele Menschen ihnen zu Fuß in Richtung Bata entgegenkamen. Meistens waren es Frauen und Kinder, viele der Frauen trugen große Bündel auf ihren Köpfen.

»Sie wirken arm, aber glücklich«, stellte Warren fest. Etliche Kinder blieben am Straßenrand stehen und winkten dem vorbeifahrenden Kombi zu. Warren winkte zurück. Sie fuhren durch das Randgebiet von Bata. Die Zementgebäude wichen allmählich einfacheren, weißgetünchten Lehm- und Backsteinhäusern mit Strohdächern, neben denen sich aus Reetmatten konstruierte Ziegenpferche befanden. Als sie Bata ganz hinter sich gelassen hatten, bekamen sie einen ersten Eindruck von der üppigen Vegetation. Es herrschte so gut wie kein Verkehr. Hin und wieder kam ihnen ein Lastwagen entgegen, dessen heftiger Fahrtwind den Kombi jedesmal leicht ins Schlingern brachte. »Mein Gott, brettern die Lastwagen hier lang«, staunte Warren.

Fünfundzwanzig Kilometer südlich von Bata holte Warren die Karte hervor. Es gab auf der Strecke eine Abzweigung, an der sie aufpassen mußten, um nicht einen großen Umweg zu machen. Straßenschilder kannte man offensichtlich hier nicht. Als die Sonne aufging, setzten sie sich ihre Sonnenbrillen auf.

Die Landschaft veränderte sich kaum: Rings um sie war nichts als dichter Urwald, der nur gelegentlich von kleinen Ansiedlungen strohbedeckter Hütten unterbrochen wurde. Etwa zwei Stunden nach ihrer Abfahrt erreichten sie die Abzweigung nach Cogo.

»Diese Straße ist ja wirklich viel besser«, stellte Warren fest, als Jack das Gaspedal durchtrat und zum ersten Mal mit normaler Reisegeschwindigkeit fuhr.

»Sie sieht ziemlich neu aus«, stimmte Jack ihm zu. Die Straße, die sie hinter sich gelassen hatten, war zwar einigermaßen in Ordnung gewesen, doch die Oberfläche hatte einem einzigen Flickenteppich geglichen, so oft waren die unzähligen Schlaglöcher bereits ausgebessert worden.

Sie entfernten sich jetzt von der Küste und fuhren in südöstlicher Richtung weiter. Hier war der Dschungel noch dichter. Außerdem begann die Straße anzusteigen. In der Ferne waren flache, von üppiger Urwaldvegetation überwucherte Berge zu erkennen.

Wie aus dem Nichts wurden sie plötzlich von einem heftigen Unwetter überrascht. Kurz bevor es zu regnen begann, brauten sich wild umherwirbelnde Wolken zusammen; der Himmel verfinsterte sich innerhalb weniger Minuten. Dann begann es so kräftig zu gießen, daß der abgenutzte Scheibenwischer die Regenmassen kaum bewältigen konnte. Jack konnte nur noch im Schrittempo weiterfahren.

Eine Viertelstunde später lugte schon wieder die Sonne zwischen den schweren Wolken hervor; die Straße schlängelte sich wie ein dampfender Streifen durch die Landschaft. Als sie ein relativ gerades Stück passierten, erkannten sie in der Ferne eine Gruppe von Pavianen, die die Straße überquerten und aussahen, als würden sie auf einer Wolke gehen. Nachdem sie die Bergkette hinter sich gelassen hatten, ging die Straße in südöstlicher Richtung weiter. Warren warf nochmals einen Blick auf die Karte und verkündete, daß es bis zu ihrem Ziel nur noch fünfunddreißig Kilometer seien. Hinter einer weiteren Kurve steuerten sie auf ein weißes Gebäude zu, das sich mitten auf der Straße befand.

»Was, zum Teufel, ist das denn?« fragte Warren. »Wir können unmöglich schon da sein.«

»Ich glaube, es ist ein Tor«, erklärte Jack. »Arturo hat mir gestern abend davon erzählt. Jetzt heißt es Daumen drücken! Wenn sie uns nicht durchlassen, müssen wir es mit Plan B versuchen.«

Während sie sich dem Hindernis näherten, sahen sie, daß sich an beiden Seiten des zentralen Gebäudes gewaltige, weiße Gitterzäune befanden, die mit Hilfe eines Rollmechanismus zur Seite gefahren werden konnten, um Fahrzeuge passieren zu lassen.

Jack bremste und brachte den Kombi etwa sieben Meter vor dem Gitterzaun zum Stehen. Im selben Moment kamen drei Soldaten aus dem zweistöckigen Pförtnerhaus geschlendert; sie trugen die gleichen Uniformen wie die Soldaten am Flughafen, die das Privatflugzeug bewacht hatten. Sie waren ebenfalls bewaffnet, hielten ihre Gewehre aber im Gegensatz zu den Soldaten am Flughafen auf Taillenhöhe im Anschlag und zielten auf den Kombi.

»Das gefällt mir ganz und gar nicht«, bemerkte Warren. »Die sind ja noch nicht einmal erwachsen.«

»Bleibt ganz ruhig«, riet Jack seinen Begleitern und kurbelte sein Fenster herunter. »Hallo, Jungs! Ein schöner Tag heute, nicht wahr?«

Die Soldaten rührten sich nicht vom Fleck. Ihre ausdruckslosen Mienen veränderten sich nicht einen Deut. Jack wollte sie gerade höflich auffordern, doch bitte das Tor zu öffnen, als ein vierter Mann in die grelle Sonne hinaustrat. Zu Jacks Überraschung trug er ein weißes Hemd mit Krawatte und darüber ein schwarzes Jackett. Inmitten des feucht-heißen Dschungels wirkte der Mann in seiner formalen Kleidung geradezu absurd. Ebenso verblüffend war die Tatsache, daß er kein Schwarzer, sondern Araber war.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte er nicht gerade freundlich.

»Ich hoffe schon«, erwiderte Jack. »Wir möchten nach Cogo.« Der Araber warf einen Blick auf die Windschutzscheibe des Kombis; wahrscheinlich suchte er nach einer Art Legitimation. Als er nichts entdeckte, fragte er Jack, ob er seinen Paß dabeihabe.

»Nein«, gestand Jack. »Wir sind Ärzte und interessieren uns für das Forschungsprojekt in Cogo.«

»Wie heißen Sie?« fragte der Araber. »Dr. Jack Stapleton. Ich bin extra aus New York gekommen.«

»Einen Augenblick«, sagte der Araber und verschwand im Pförtnerhaus.

»Sieht nicht gerade gut aus«, zischte Jack Warren aus dem Mundwinkel zu, während er die Soldaten freundlich angrinste. »Hast du wohl eine Ahnung, wieviel Schmiergeld ich ihm anbieten muß? Ich stelle mich bei so etwas immer ziemlich dumm an.«

»So wie ich das sehe, spielt Geld hier eine wesentlich größere Rolle als in New York«, erwiderte Warren. »Biete ihm doch hundert Dollar an. Die müßten ihn eigentlich ganz schön beeindrucken. Natürlich nur, wenn dir die Sache so viel wert ist.« Jack rechnete im Kopf um, wie viele Francs in etwa hundert Dollar entsprachen, und zog die Scheine aus seinem Geldgürtel. Ein paar Minuten später kehrte der Araber zurück.

»Der Manager sagt, daß er Sie nicht kennt«, erklärte er. »Sie sind hier nicht willkommen.«

»Mist«, murmelte Jack vor sich hin. Dann klemmte er sich die Scheine lässig zwischen seinen linken Zeige- und Ringfinger und hielt sie dem Mann hin. »Wir wissen Ihre Hilfe sehr zu schätzen.«

Der Araber fixierte das Geld einen Augenblick, dann schnappte er nach den Scheinen und ließ sie blitzschnell in seiner Jackentasche verschwinden.

Jack starrte den Mann an, doch er machte keine Anstalten, sich von der Stelle zu rühren. Es war nicht einfach, seinen Gesichtsausdruck zu deuten; sein Mund war durch einen dichten Schnurrbart verdeckt.

»Ob ich ihm vielleicht nicht genug gegeben habe?« flüsterte Jack Warren zu.

Warren schüttelte den Kopf. »Ich glaube, es wird nichts passieren.«

»Du meinst, er hat sich nur mein Geld eingesteckt, und das war’s?« fragte Jack entsetzt.

»Ich fürchte, so ist es«, erwiderte Warren. Jack richtete sein Augenmerk erneut auf den Mann im schwarzen Anzug. Mit seinen etwa hundertvierzig Pfund Körpergewicht war er ein schmächtiges Kerlchen. Einen Moment trug Jack sich mit dem Gedanken, auszusteigen und sein Geld zurückzuverlangen, doch als sein Blick auf die Soldaten fiel, überlegte er es sich anders.

Schließlich seufzte er resigniert, machte eine volle Kehrtwende und fuhr in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren.

»Puh!« brachte Laurie hervor. »Das hat mir aber überhaupt nicht gefallen.«

»Na so was«, entgegnete Jack etwas säuerlich. »Wie sieht Plan B aus?« wollte Warren wissen. Jack erzählte ihm von seiner Idee, von Acalayong aus per Boot nach Cogo zu gelangen, und bat ihn, noch einmal einen Blick auf die Karte zu werfen und unter Berücksichtigung ihrer bisherigen Reisegeschwindigkeit hochzurechnen, wie lange sie wohl bis dorthin brauchen würden.

»Drei Stunden, würde ich sagen«, erklärte Warren. »Sofern die Straße auch weiterhin so gut bleibt. Das Dumme ist, daß wir erst mal ein ganzes Stück zurückfahren müssen, bis wir auf die andere Straße in Richtung Süden stoßen.« Jack warf einen Blick auf seine Uhr. Es war fast neun. »Das hieße, wir wären etwa gegen Mittag in Acalayong. Meiner Einschätzung nach brauchen wir von Acalayong nach Cogo höchstens eine Stunde, selbst wenn wir das lahmste Boot der Welt erwischen sollten. Wenn wir ein paar Stunden in Cogo bleiben, könnten wir trotzdem noch zu einer relativ annehmbaren Zeit zurück sein. Was meint ihr?«

»Von mir aus ist es okay«, erwiderte Warren. Jack sah in den Rückspiegel. »Und was meint ihr beiden? Ich kann euch auch nach Bata zurückbringen und es morgen noch mal allein versuchen.«

»Mir bereiten nur die Soldaten mit ihren Sturmgewehren ein wenig Sorgen«, erklärte Laurie.

»Ich glaube kaum, daß wir mit denen noch weiteren Ärger haben werden«, entgegnete Jack. »Wenn hier draußen am Tor welche postiert sind, sind sie in der Stadt eigentlich überflüssig. Höchstens patrouillieren einige am Hafen. In dem Fall müßten wir zu Plan C überwechseln.«

»Und wie sieht Plan C aus?« wollte Warren wissen.

»Keine Ahnung«, gestand Jack. »Den müßte ich erst noch entwerfen. Was meinst du zu dem Ganzen, Natalie?«

»Ich finde das alles ziemlich spannend«, erklärte sie. »Wenn du fährst, bin ich dabei.«

Nach einer Stunde erreichten sie die Kreuzung, an der sie sich entscheiden mußten. Jack fuhr an den Straßenrand.

»Was nun?« fragte er. Er wollte absolut sicher sein, daß sich keiner überrumpelt fühlte. »Fahren wir zurück nach Bata oder weiter nach Acalayong?«

»Wenn du allein fährst, mache ich mir wahrscheinlich mehr Sorgen, als wenn ich mitkomme«, stellte Laurie klar. »Ich bin also auch dabei.«

»Und du, Natalie?« vergewisserte Jack sich noch einmal. »Laß dich nicht von diesen Verrückten beeinflussen. Was denkst du - sollen wir es wagen?«

»Auf jeden Fall«, antwortete sie bestimmt. »Und ich komme mit.«

»Okay«, sagte Jack. Dann fuhr er los und bog links ab in Richtung Acalayong.

Siegfried erhob sich von seinem Schreibtischsessel, ging mit einer Tasse Kaffee in der Hand zum Fenster und ließ seinen Blick über den Platz schweifen. Er war völlig verunsichert. Die Operation Cogo lief nun bereits seit mehr als sechs Jahren, und seitdem war noch nie jemand am Tor erschienen und hatte um Einlaß gebeten. Äquatorialguinea war schließlich kein Land, in das sich zufällig jemand verirrte. Er nippte an seiner Tasse und fragte sich, ob es zwischen diesem seltsamen Vorfall und der Ankunft des GenSys-Geschäftsführers Taylor Cabot irgendeinen Zusammenhang geben konnte. Beide Besucher hatten sich nicht angekündigt, und beide waren sie in höchstem Maße unwillkommen, da sie ausgerechnet jetzt auftauchen mußten, als es mit dem Bonobo-Projekt zum ersten Mal größere Probleme gab. Solange er die verfahrene Situation nicht im Griff hatte, wollte er auf keinen Fall auch noch irgendwelche fremden, umstreunenden Schnüffler in Cogo haben, und den Geschäftsführer von GenSys zählte er zu eben dieser Kategorie. Aurielo lugte durch die Tür und kündigte an, daß Dr. Lyons da sei und ihn zu sprechen wünsche.

Siegfried verdrehte die Augen. Auch Raymond wollte er im Augenblick eigentlich lieber nicht in Cogo sehen. »Schicken Sie ihn

rein«, sagte er widerwillig.

Raymond betrat den Raum. Er war braungebrannt und sah wie immer kerngesund aus. Siegfried beneidete ihn sowohl um sein elegantes Erscheinungsbild als auch um seine beiden gesunden Arme.

»Haben Sie Kevin Marshall inzwischen gefunden?« wollte Raymond wissen.

»Nein«, erwiderte Siegfried. Raymonds Ton mißfiel ihm aufs äußerste.

»Wie ich gehört habe, hat man ihn schon seit achtundvierzig Stunden nicht mehr gesehen«, fuhr Raymond fort. »Ich verlange von Ihnen, daß Sie ihn finden!«

»Setzen Sie sich!« forderte Siegfried ihn scharf auf. Raymond zögerte. Er wußte nicht, ob er sich über die plötzliche Aggressivität des Zonenmanagers ärgern sollte oder ob er sich eher eingeschüchtert fühlte.

»Sie sollen sich setzen, habe ich gesagt!« fuhr Siegfried ihn nochmals an.

Raymond nahm Platz. Dieser seltsame weiße Jäger mit seiner scheußlichen Narbe und dem lahmen Arm konnte überraschend imposant wirken, vor allem wenn er von seinen eigenhändig getöteten Kreaturen umgeben war.

»Als erstes sollten wir mal klarstellen, wer hier wem Befehle erteilt«, begann Siegfried. »Sie haben mir überhaupt nichts zu sagen! Im Gegenteil - solange Sie sich als Gast in Cogo aufhalten, haben Sie meine Befehle zu befolgen. Haben Sie das kapiert?« Raymond wollte gerade ansetzen, vehement zu protestieren, doch dann hielt er inne. Rein formal gesehen hatte Siegfried vollkommen recht.

»Und da wir schon so offen miteinander reden«, fuhr Siegfried fort, »haben Sie meine Prämie für die letzte Transplantation dabei? Früher habe ich mein Geld immer bekommen, wenn der Patient in die USA zurückgeflogen wurde.«

»Richtig«, entgegnete Raymond. »Aber wir hatten in letzter Zeit hohe Ausgaben, und es ist nur wenig Geld von Neukunden eingegangen. Sie bekommen Ihre Prämie, sobald wieder Zahlungen eingehen.«

»Glauben Sie bloß nicht, daß Sie mich an der Nase herumführen können!« wies Siegfried ihn zurecht.

»Das würde ich niemals wagen«, brachte Raymond hervor. »Und dann noch etwas«, fuhr Siegfried fort. »Ich möchte, daß Sie unseren Oberboß ein wenig zur Eile antreiben. Seine Anwesenheit in Cogo ist nichts als störend. Könnten Sie ihm nicht beibiegen, daß der Patient aus irgendwelchen Gründen dringend zurückgeflogen werden muß?«

»Ich wüßte nicht, wie ich ihm das erklären sollte«, entgegnete Raymond. »Man hat ihm schließlich mitgeteilt, daß es dem Patienten gutgehe und er reisefähig sei. Wie soll ich ihm da auf einmal etwas anderes erzählen?«

»Lassen Sie sich halt etwas einfallen!« forderte Siegfried ihn auf.

»Ich werd's versuchen«, versprach Raymond. »Trotzdem möchte ich Sie nochmals bitten, Kevin Marshall aufzuspüren. Ich mache mir ernsthafte Sorgen um ihn. Ich fürchte, daß er etwas Unüberlegtes tun könnte.«

»Wir vermuten, daß er nach Cocobeach in Gabun gefahren ist«, erklärte Siegfried und nahm mit Genugtuung zur Kenntnis, daß Raymond ihm jetzt mit der angemessenen Ehrerbietigkeit begegnete.

»Sind Sie sicher, daß er nicht zur Insel rübergefahren ist?« wollte Raymond wissen.

»Absolut sicher sind wir uns nicht«, gestand Siegfried. »Aber wir halten es eher für unwahrscheinlich. Selbst wenn er es auf die Insel geschafft hätte, müßte er längst zurück sein; da drüben kann er ja nicht bleiben. Schließlich ist er schon seit achtundvierzig Stunden verschwunden. Aber wir werden weiter nach ihm suchen«, versprach er und bemühte sich, zuversichtlich zu klingen. In Wirklichkeit fragte er sich, wie Raymond wohl reagieren würde, wenn er hörte, daß die Bonobos gerade zusammengetrieben und in die Tiersektion zurückgebracht wurden. Die Tatsache, daß die Tiere sich gegenseitig umbrachten, ließ alle anderen Probleme geringfügig erscheinen.

»Ich lasse mir für Taylor Cabot etwas einfallen«, versprach Raymond, während er sich erhob und zur Tür ging. »Es wäre nett, wenn Sie mich informieren könnten, sobald Sie etwas von Kevin Marshall hören.«

»Mache ich«, entgegnete Siegfried bereitwillig. Er nahm mit großem Genuß zur Kenntnis, wie unterwürfig und eilig sich Raymond zurückzog, nachdem er sich noch vor wenigen Minuten wie ein stolzer Gockel geziert hatte. Raymond hatte gerade die Tür hinter sich geschlossen, als Siegfried einfiel, daß sein Besucher ja aus New York kam.

Er stürzte hinter ihm her und erwischte ihn auf der Treppe.

»Dr. Lyons!« rief er höflich. Er wollte dem Mann vorgaukeln, daß er Respekt vor ihm hatte. Raymond blieb stehen und drehte sich um.

»Kennen Sie zufällig einen Arzt namens Jack Stapleton?« Raymond wurde kreideweiß.

»Ich glaube, Sie kommen am besten noch einmal zurück in mein Büro«, schlug Siegfried vor, dem Raymonds Reaktion nicht entgangen war.

Siegfried schloß die Tür hinter Raymond, der sofort von ihm wissen wollte, was in aller Welt er mit Jack Stapleton zu tun habe.

Siegfried ging an seinen Schreibtisch und setzte sich. Dann gab er Raymond zu verstehen, daß er ebenfalls Platz nehmen möge. Siegfried war nicht gerade glücklich über diese Wendung. Er hatte kurz in Erwägung gezogen, Taylor Cabot zu informieren, daß ein paar Ärzte unangekündigt darum gebeten hatten, die Forschungsanlage besichtigen zu dürfen. Daß er vor allem Raymond hätte in Kenntnis setzen sollen, war ihm bis vor wenigen Sekunden gar nicht in den Sinn gekommen.

»Kurz bevor Sie zu mir kamen, hat mich einer unserer marokkanischen Söldner aus dem Pförtnerhaus angerufen«, erklärte Siegfried. »Er hat mir berichtet, daß ein Kombi voller Leute am Tor stehe und um Einlaß bitte, um die Forschungsanlage zu besichtigen. Bisher hat sich hier noch nie unangemeldet irgendwelcher Besuch blicken lassen. Der Fahrer hat sich als ein gewisser Dr. Jack Stapleton aus New York ausgegeben.«

Raymond wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr sich nervös mit beiden Händen durchs Haar. Dabei rief er sich ins Gedächtnis, daß das alles eigentlich gar nicht angehen konnte, da Vinnie Dominick sich ja um Jack Stapleton und Laurie Montgomery

hatte kümmern wollen. Daß er sich nicht bei Vinnie erkundigt hatte, was aus den beiden Gerichtsmedizinern geworden war, lag nur daran, daß er Einzelheiten lieber nicht wissen wollte. Immerhin hatte er zwanzigtausend Dollar lockergemacht, und für so viel Geld durfte er wohl erwarten, daß das Problem erledigt war. Wenn er einen Tip hätte abgeben sollen, hätte er vermutet, daß Stapleton und Montgomery irgendwo im Atlantik trieben.

»Ihre Reaktion auf meine Frage verwirrt mich ein wenig«, sagte Siegfried.

»Haben Sie Stapleton und seine Freunde reingelassen?« fragte Raymond.

»Natürlich nicht«, erwiderte Siegfried.

»Das wäre aber vielleicht besser gewesen«, erklärte Raymond. »Dann hätten wir uns nämlich wenigstens um sie kümmern können. Jack Stapleton stellt für das Programm eine riesengroße Gefahr dar. Gibt es hier in der Zone eine Möglichkeit, sich solcher Leute zu entledigen?«

»O ja«, erwiderte Siegfried. »Wir übergeben sie einfach dem äquatorialguinesischen Justizminister oder dem Verteidigungsminister - zusammen mit einer ansehnlichen Prämie, versteht sich. Die Bestrafung erfolgt sowohl zügig als auch diskret. Die Regierung ist nämlich sehr darauf bedacht, sicherzustellen, daß man dem Huhn nichts antut, das hier die goldenen Eier legt. Wir müssen lediglich klarstellen, daß diese Leute den reibungslosen Betrieb der GenSys-Anlage massiv behindern.«

»Dann sollten Sie sie wohl lieber reinlassen, falls sie es noch mal versuchen«, sagte Raymond.

»Vielleicht sollten Sie mir mal verraten, warum«, forderte Siegfried ihn auf.

»Erinnern Sie sich an Carlo Franconi?« fragte Raymond.

»Der Patient Carlo Franconi?« fragte Siegfried zurück. Raymond nickte. »Natürlich«, sagte Siegfried.

»Mit ihm fing alles an«, erklärte Raymond und begann die komplizierte Geschichte zu erzählen.

»Glaubst du, es ist sicher?« fragte Laurie, während sie das große, aus einem ausgehöhlten Baumstamm gearbeitete und mit einem Strohdach überdeckte Kanu begutachtete, das ein Fischer auf den Strand gezogen hatte. Am Heck befand sich ein Außenbordmotor, der offensichtlich Benzin verlor, denn hinter dem Kanu hatte sich ein schillernder Schaumkreis gebildet. »Angeblich setzt das Boot zweimal am Tag nach Gabun über«, erwiderte Jack. »Das ist viel weiter als bis nach Cogo.«

»Wieviel Miete mußtest du denn nun für das Boot hinlegen?« wollte Natalie wissen. Jack hatte eine halbe Stunde verhandelt, bevor er den Deal unter Dach und Fach gebracht hatte. »Es war etwas teurer, als ich dachte«, erwiderte Jack. »Angeblich haben vor einigen Tagen ein paar Leute ein Boot geliehen und sich seitdem nicht wieder blicken lassen. Das hat den Mietpreis ziemlich in die Höhe getrieben, fürchte ich.«

»Mehr als hundert oder weniger?« hakte Warren nach. Er war sich ganz und gar nicht sicher, ob das Kanu seetauglich war. »Wenn du mehr als einen Hunderter abdrücken mußtest, hat man dich beschissen.«

»Vergessen wir's«, entgegnete Jack. »Sehen wir lieber zu, daß wir loskommen! Oder habt ihr kalte Füße bekommen?« Sie sahen einander eine Weile schweigend an.

»Ich kann nicht besonders gut schwimmen«, gestand Warren. »Wer sagt denn, daß du rüberschwimmen sollst?« entgegnete Jack.

»Okay«, sagte Warren. »Laßt uns aufbrechen.«

»Und?« fragte Jack die Frauen. »Wie steht es mit euch beiden?« Laurie und Natalie nickten wenig begeistert. Die Mittagssonne knallte erbarmungslos auf sie herab. Obwohl sie sich am Ufer des Flußdeltas befanden, wehte kein Lüftchen. Damit der Bug etwas höher kam, ließen Laurie und Natalie sich im Heck nieder. Jack und Warren stießen das Boot vom Ufer ab und sprangen dann nacheinander auf. Etwa alle zwanzig Meter wechselten sie sich mit dem Paddeln ab. Jack kümmerte sich um den Motor; zunächst preßte er die kleine Handpumpe auf dem roten Tank zusammen, um Benzin einzuspritzen. Während seiner Kindheit im Mittleren Westen hatte er ein Boot

besessen und war damit oft über einen der zahlreichen Seen gefahren, so daß er im Umgang mit Außenbordmotoren einiges an Erfahrung aufzuweisen hatte.

»Das Kanu ist stabiler, als es aussieht«, stellte Laurie fest. Obwohl Jack sich im Heck hin und her bewegte, schwankte das Boot kaum.

»Zum Glück scheint es auch kein Leck zu haben«, bemerkte Natalie. »Davor hatte ich am meisten Angst.« Warren sagte gar nichts. Er umklammerte die Schiffsplanke so fest, daß seine Fingerknöchel weiß waren. Jack war überrascht, daß der Motor bereits beim zweiten Versuch startete. Im nächsten Augenblick brausten sie bereits in Richtung Osten davon. Nach der drückenden Hitze in Acalayong erschien ihnen der frische Fahrtwind wie eine Wohltat. Obwohl die Straße, verglichen mit dem Abschnitt nördlich der Abzweigung nach Cogo, noch schlechter geworden war, waren sie früher als erwartet in Acalayong angekommen. Außer ein paar unvorstellbar mit Menschen überladenen Kleinlastern war ihnen kaum ein Fahrzeug entgegengekommen. Sogar auf den Dachgepäckträgern hatten in der Regel zwei oder drei Menschen gehockt und sich krampfhaft festgeklammert, um nicht herunterzustürzen.

Bei ihrer Ankunft in Acalayong hatten sie sich ein Grinsen nicht verkneifen können. Ihrer Karte zufolge sollte Acalayong eine richtige Stadt sein, doch wie sich herausstellte, gab es außer einer Handvoll geschmackloser kleiner Betonkästen, in denen sich ein paar Läden, Bars und Pensionen befanden, überhaupt nichts. In einem der Zementklötze war die Dienststelle der Polizei untergebracht; auf der schattigen Veranda des Gebäudes rekelten sich in Rattansesseln einige mit schmuddeligen Uniformen bekleidete Männer. Als Jack und die anderen mit ihrem Kombi vorbeigefahren waren, hatten sie ihnen müde und verächtlich hinterhergesehen.

Obwohl ihnen der Ort unwirtlich und irgendwie schräg vorgekommen war und überall Müll umherflog, war es ihnen gelungen, etwas zu essen und zu trinken und das Boot aufzutreiben. Mit einem gewissen Unbehagen hatten sie den Kombi in Sichtweite der Polizeidienststelle geparkt und gehofft, daß er bei ihrer Rückkehr noch dasein möge.

»Was glaubst du, wie lange die Fahrt dauert?« wollte Laurie von Jack wissen. Sie mußte schreien, um den Motor zu übertönen. Da ein Teil der Motorhaube fehlte, war der Lärm geradezu ohrenbetäubend.

»Eine Stunde«, brüllte Jack zurück. »Der Bootsbesitzer hat sogar behauptet, es würde nur zwanzig Minuten dauern. Offenbar müssen wir nur um die Landzunge herumfahren.« Sie überquerten gerade die mehr als drei Kilometer breite Mündung des Rio Congue. Der in einen Nebelschleier gehüllte Dschungel reichte bis ans Ufer. Über ihnen hatten sich schon wieder Gewitterwolken zusammengebraut; während ihrer Fahrt nach Acalayong waren zwei gewaltige Tropengewitter niedergegangen.

»Ich hoffe, wir geraten nicht schon wieder in ein Gewitter«, seufzte Natalie. Doch Mutter Natur ignorierte ihren Wunsch. Keine fünf Minuten später begann es so heftig zu gießen, daß das Flußwasser beim Aufprall der riesigen Regentropfen auf die Wasseroberfläche bis ins Boot spritzte. Jack drosselte die Geschwindigkeit, ließ das Boot treiben und hockte sich zu den anderen unter das Strohdach. Obwohl es keiner für möglich gehalten hätte, blieben sie dort tatsächlich trocken. Als sie die Landzunge umrundet hatten, konnten sie bereits den Anleger von Cogo erkennen. Im Gegensatz zu der wackeligen Konstruktion in Acalayong war dieser Pier aus stabilem und hartem Holz gebaut. Beim Näherkommen sahen sie auch das Schwimmdock an der Spitze des Anlegers. Auf den ersten Blick waren die vier von Cogo begeistert. Während die meisten Häuser in Bata und erst recht in Acalayong verfallen oder aufs Geratewohl hingepfuscht worden waren und flache Wellblechdächer hatten, gab es in Cogo vorwiegend gut erhaltene, mit Ziegeln gedeckte, weiß gestrichene Häuser, die ein angenehmes koloniales Ambiente verströmten. Am linken Ortsrand sahen sie ein durch den unmittelbar dahinter beginnenden Urwald kaum zu erkennendes modernes Kraftwerk, das nur durch den hohen Schornstein ins Auge sprang. Als sie Cogo beinahe erreicht hatten, drosselte Jack den Motor ein weiteres Mal, um sich besser mit den anderen verständigen zu können. Am Anleger waren etliche Boote festgemacht, die ihrem sehr ähnlich sahen, nur daß sie alle mit Fischernetzen beladen waren.

»Wenigstens gibt es hier noch ein paar andere Boote!« stellte Jack erleichtert fest. »Ich hatte schon befürchtet, wir würden mit unserem Kanu riesiges Aufsehen erregen.«

»Glaubst du, das große moderne Gebäude da drüben könnte das Krankenhaus sein?« fragte Laurie und deutete auf den Ortskern.

Jack sah in die Richtung, in die Laurie zeigte. »So hat Arturo es zumindest beschrieben. Und da er am Bau des Krankenhauskomplexes beteiligt war, muß er es wohl wissen.«

»Sollen wir da zuerst hingehen?« fragte Laurie.

»Würde ich vorschlagen«, erwiderte Jack. »Wie Arturo erwähnt hat, befindet sich der Tierkomplex allerdings einige Kilometer außerhalb von Cogo im Dschungel. Vielleicht können wir ja rauskriegen, wie man da hinkommt.«

»Der Ort ist größer, als ich dachte«, stellte Warren fest. »Wie ich gehört habe, ist Cogo ein ehemaliges spanisches Kolonialstädtchen«, bemerkte Jack. *»Zwar* sollen längst nicht alle Häuser restauriert sein, aber von hier aus wirken sie ziemlich gut erhalten.«

»Was haben die Spanier bloß hier gemacht?« wollte Natalie wissen. »Außer Dschungel gibt es doch nichts.«

»Soweit ich weiß, haben sie Kaffee und Kakao angebaut«, erklärte Jack. »Ich habe allerdings keinen Schimmer, wo sie ihre Anbauflächen hatten.«

»Oje«, rief Laurie. »Ich habe einen Soldaten gesehen.«

»Ich auch«, sagte Jack. Während sie sich dem Anleger genähert hatten, hatte er das Ufer nicht aus den Augen gelassen. Der Soldat trug die gleiche Tarnuniform wie die Wachposten am Tor und hatte ebenfalls ein rotes Barett auf dem Kopf. Mit seinem lässig geschulterten Gewehr ging er ziellos auf dem direkt neben dem Anleger liegenden, mit Kopfsteinpflaster gedeckten Platz auf und ab.

»Heißt das, wir müssen zu Plan C übergehen?« flachste Warren.

»Noch nicht«, erwiderte Jack. »Offenbar kontrolliert er die vom Anleger kommenden Personen. Aber seht mal da drüben auf dem Strand! Erkennt ihr die Bude mit der Aufschrift ›Chickee Hut‹? Wenn wir da anlegen würden, hätten wir ihn ausgetrickst.«

»Aber wir können das Kanu doch nicht einfach auf den Strand zie-

hen«, wandte Laurie ein. »Das muß er doch sehen.«

»Seht mal, wie hoch der Anleger ist«, fuhr Jack unbeirrt fort. »Was haltet ihr davon, wenn wir versuchen, unter dem Anleger herzugleiten, das Kanu unter dem Pier auf den Strand zu ziehen und zu Fuß zur Chickee Hut zu gehen?«

»Klingt gut«, erwiderte Warren. »Allerdings paßt das Boot niemals unter den Anleger.«

Jack stand auf und ging zu einem der Pfosten, die das Strohdach stützten. Das untere Ende des Pfostens verschwand in einer Vertiefung in der obersten Schiffsplanke. Als Jack den Pfosten mit beiden Händen umklammerte und daran zog, löste er sich aus seiner Verankerung.

»Ist das nicht super?« rief er. »Es funktioniert wie bei einem Cabrio.«

Ein paar Minuten später hatten sie alle vier Pfosten gelöst und das zerlegte Dach aus Holz und getrockneten Blättern unter den Sitzbänken verstaut.

»Den Besitzer des Bootes dürfte das mit Sicherheit nicht erfreuen«, bemerkte Natalie. Jack drehte das Boot so, daß man sie vom Platz hinter dem Pier kaum mehr erkennen konnte. Genau in dem Moment, in dem sie unter den Anleger glitten, stellte er den Motor ab. Dann zogen sie sich mit vereinten Kräften an den Holzplanken in Richtung Ufer, wobei sie sich hin und wieder ducken mußten, um nicht mit den Köpfen gegen die Querbalken zu stoßen. Problemlos glitt das Boot im Schatten des Piers auf den Strand.

»Das hat ja wunderbar geklappt«, stellte Jack fest und bat Warren und die Frauen auszusteigen. Indem Warren kräftig an der Leine zog und Jack gleichzeitig paddelte, gelang es ihnen, das Boot auf den Strand hinaufzubefördern. Jack stieg aus und zeigte auf eine Mauer, die im rechten Winkel zum Fundament des Anlegers verlief und dann im leicht ansteigenden Sand verschwand.

»Am besten gehen wir erst mal die Mauer entlang und steuern dann die Chickee Bar an.« Ein paar Minuten später saßen sie in der Bar. Der Soldat hatte ihnen keinerlei Beachtung geschenkt. Entweder hatte er sie nicht gesehen, oder sie hatten ihn nicht interessiert. Außer

einem Schwarzen, der gewissenhaft Zitronen und Limonen in Scheiben schnitt, war die Bar menschenleer. Jack deutete auf ein paar Barhocker und schlug vor, sich zur Feier ihrer Ankunft erst einmal einen Drink zu genehmigen. Die anderen fanden die Idee hervorragend. Während der gesamten Überfahrt hatte die Sonne gnadenlos auf sie herabgeknallt, erst recht, nachdem sie auch noch das Dach abgebaut hatten. Der Barkeeper, der seinem Namensschild zufolge Saturnino hieß, kam sofort zu ihnen. Er war ein sympathischer und gutgelaunter Mann. Er trug ein knallig bedrucktes Hemd und ein Pagenkäppi, das genauso aussah wie das von Arturo, das er aufgehabt hatte, als er sie am Tag zuvor am Flughafen abgeholt hatte. Natalie bestellte sich eine Cola mit einer Scheibe Zitrone, die anderen wollten daraufhin das gleiche haben.

»Ist ja nicht gerade viel los heute«, wandte sich Jack an den Barkeeper.

»Vor fünf ist es immer ziemlich ruhig«, entgegnete Saturnino. »Aber nach fünf brummt der Laden.«

»Wir sind zum ersten Mal hier«, erklärte Jack. »Womit bezahlt man bei Ihnen eigentlich?«

»Wir akzeptieren auch Kreditkarten«, sagte Saturnino. Jack sah Laurie fragend an, doch sie schüttelte den Kopf.

»Wir zahlen lieber bar«, erklärte er. »Nehmen Sie Dollars?«

»Dollars oder CFA-Francs«, erwiderte Saturnino. »Wir akzeptieren beide Währungen.«

»Könnten Sie uns vielleicht sagen, wie wir zum Krankenhaus kommen?« fragte Jack.

Saturnino zeigte hinter sich. »Gehen Sie einfach die Straße hinauf bis zum Hauptplatz. Es ist das große Gebäude auf der linken Seite.«

»Haben Sie eine Ahnung, was dort gemacht wird?« fragte Jack. Saturnino sah ihn an, als ob er es mit einem Verrückten zu tun hätte. »Soweit ich weiß, werden im Krankenhaus Kranke behandelt.«

»Kommen manchmal auch Leute aus Amerika, um sich in diesem Krankenhaus behandeln zu lassen?« bohrte Jack weiter. Saturnino zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung«, erwiderte er, während er die Scheine einsammelte, die Jack auf die Theke gelegt hatte, und

sich der Registrierkasse zuwandte. »Das war nicht schlecht«, flüsterte Laurie. »Auch wenn wir nicht viel klüger sind als vorher.«

»Alles andere wäre auch zu einfach gewesen«, entgegnete Jack. Erfrischt und gestärkt traten sie hinaus in die Sonne und gingen in etwa zwanzig Metern Entfernung an dem Soldaten vorbei, der sie auch jetzt nicht beachtete. Nach einem kurzen Stück auf der Kopfsteinpflasterstraße erreichten sie einen kleinen Rasenplatz, der von Häusern im Plantagenstil umgeben war. »Irgendwie komme ich mir vor wie auf einer karibischen Insel«, stellte Laurie fest.

Fünf Minuten später standen sie auf dem von Bäumen gesäumten Hauptplatz. Auf den ersten Blick wirkte der Platz wie die reinste Idylle, doch beim näheren Hinsehen trübten auch hier wieder Soldaten das friedliche Bild. Sie lungerten schräg vor ihnen vor dem Rathaus herum.

»Ist ja wahnsinnig«, staunte Jack. »Das ist ein ganzes Bataillon!«

»Hattest du nicht gesagt, daß im Ort selbst keine Soldaten sind, weil man sie draußen am Tor postiert hat?« fragte Laurie.

»Da habe ich offenbar ziemlich danebengelegen«, gestand Jack. »Wir sollten vielleicht nicht unbedingt zu ihnen rübergehen und uns vorstellen. Gott sei Dank stehen wir direkt vor dem Krankenhaus- und Laborkomplex.« Von der Ecke des Platzes, an der sie standen, wirkte das Gebäude so groß, als würde es fast den gesamten Bereich zwischen den beiden zum Platz führenden Straßen einnehmen. Man konnte das Krankenhaus vom Hauptplatz aus betreten, doch in der Seitenstraße links von ihnen gab es auch noch einen Nebeneingang. Um aus dem Blickfeld der Soldaten zu gelangen, entschieden sie sich für den Seiteneingang.

»Und was sollen wir sagen, wenn uns jemand anspricht?« fragte Laurie besorgt. »Wir werden unter Garantie angequatscht, wenn wir da reinspazieren.«

»Dann lasse ich mir spontan etwas einfallen«, erklärte Jack, während er die Tür aufzog und eine übertriebene Verbeugung machte, um seinen Begleitern den Vortritt zu lassen. Laurie sah erst Natalie und dann Warren an und verdrehte die Augen. Jack hatte wirklich eine charmante Art, auch wenn er sie damit ganz schön auf die Palme

bringen konnte. Kaum hatten sie das Gebäude betreten, bekamen sie eine angenehme Gänsehaut. Nie zuvor hatten sie sich so nach einer Klimaanlage gesehnt. Der Raum, in dem sie standen, schien eine Art Wartefoyer zu sein. Er war mit Teppichboden, Klubsesseln und Sofas ausgestattet. Auf der einen Seite des Foyers befand sich ein großes Bücherregal, von dem verschiedene Winkelelemente ausgingen. Auf ihnen war eine beeindruckende Vielfalt von Zeitschriften ausgelegt, angefangen beim *Time Magazine* bis hin zur *National Geographic,* In dem Raum wartete etwa ein halbes Dutzend Menschen, die alle in ihre Lektüre vertieft waren.

An der hinteren Wand befand sich ein Schiebefenster. Hinter der Glasscheibe saß an einem Schreibtisch eine schwarze Frau in blauer Uniform. Rechts neben dem Schiebefenster ging es in eine Halle, in der sich die Fahrstühle befanden.

»Ob das alles Patienten sind?« fragte Laurie.

»Eine gute Frage«, erwiderte Jack. »Ich kann es mir irgendwie nicht vorstellen. Dafür wirken sie viel zu gesund und sorgenfrei. Am besten fragen wir mal die Sekretärin, oder was auch immer diese Frau sein mag.«

Auf Warren und Natalie wirkte die Krankenhausatmosphäre irgendwie bedrückend. Sie folgten Jack und Laurie, ohne ein Wort zu sagen.

Jack klopfte vorsichtig an die Scheibe. Die Frau sah von ihrer Arbeit auf und öffnete das Schiebefenster.

»Entschuldigung«, sagte sie. »Ich habe Sie gar nicht kommen sehen. Wollen Sie sich anmelden?«

»Nein«, erwiderte Jack. »Meine Körperfunktionen sind im Moment recht gut intakt.«

»Wie bitte?« fragte die Frau entgeistert. »Wir sind hier, um uns das Krankenhaus anzusehen, nicht um es in Anspruch zu nehmen«, erklärte Jack. »Wir sind Ärzte.«

»Aber dies ist gar nicht das Krankenhaus«, entgegnete die Frau. »Das hier ist der *Inn.* Wenn Sie ins Krankenhaus wollen, können Sie entweder noch einmal rausgehen und den Haupteingang am Platz benutzen, oder Sie gehen hier rechts durch den Flur. Der Kranken-

hausbereich beginnt hinter der Doppeltür.«

»Danke«, sagte Jack.

»Keine Ursache«, entgegnete die Frau. Dann lehnte sie sich zurück und sah Jack und den anderen hinterher, wie sie um die Ecke verschwanden. Verwirrt griff sie zum Telefon. Jack ging voraus, Laurie, Natalie und Warren folgten ihm. Als sie die Doppeltür passiert hatten, kam ihnen die Atmosphäre gleich viel vertrauter vor. Die Fußböden waren aus Vinyl, die Wände in einem beruhigenden Grünton gehalten. In der Luft hing ein schwacher Geruch nach Antiseptikum. »Hier sieht es schon eher aus wie in einem Krankenhaus«, stellte Jack fest.

Sie betraten einen großen Raum, dessen Fenster zum Hauptplatz hinausgingen. In der Mitte befand sich eine Flügeltür, die nach draußen führte. Auch in diesem Raum gab es ein paar Teppiche sowie mehrere Sofas und Sessel, die zu kleinen Sitzgruppen zusammengestellt waren, doch verglichen mit der Wartelounge, aus der sie gerade kamen, wirkte die Ausstattung hier eher bescheiden. Allerdings gab es auch hier eine Art Rezeption, die sich in einem kleinen Glaskasten befand. Wieder klopfte Jack an die Scheibe. Eine andere, ebenso freundliche Frau öffnete das Schiebefenster.

»Wir haben eine Frage«, begann Jack. »Wir sind Ärzte und wüßten gerne, ob sich zur Zeit Transplantations-Patienten im Krankenhaus aufhalten.«

»Ja natürlich, einer«, erwiderte die Frau verdutzt. »Horace Winchester. Er liegt in Zimmer 302 und wird bald entlassen.«

»Das trifft sich gut«, entgegnete Jack. »Welches Organ wurde ihm denn transplantiert?«

»Er hat eine neue Leber bekommen«, erklärte die Frau. »Gehören Sie alle zu dem Team aus Pittsburgh?«

»Nein, wir sind von dem Team aus New York«, erwiderte Jack.

»Verstehe«, sagte die Frau, obwohl ihr Gesichtsausdruck verriet, daß sie überhaupt nichts verstand.

»Vielen Dank«, rief Jack der Frau im Weggehen zu. Dann führte er seine Freunde zu den Fahrstühlen rechts neben der Information.

»Endlich haben wir mal Glück«, rief Jack aufgeregt. »Der Rest ist

unter Umständen ganz einfach. Vielleicht müssen wir nur einen kurzen Blick auf sein Krankenblatt werfen.«

»Als ob das einfach wäre«, wandte Laurie ein.

»Du hast recht«, entgegnete Jack, nachdem er kurz nachgedacht hatte. »Dann statten wir Horace wohl am besten einen Besuch ab und hoffen, daß wir von ihm Informationen aus erster Hand bekommen.«

»Hör mal, Kumpel«, wandte sich Warren an Jack. »Vielleicht sollten Natalie und ich besser hier unten warten. Wir kommen uns ein bißchen fehl am Platze vor, verstehst du?«

»Ja«, gab Jack widerwillig zu. »Aber ich halte es für klüger, daß wir zusammenbleiben, damit wir im Notfall schnell zu unserem Kanu fliehen können. Alles klar?«

Als Warren nickte, drückte Jack auf den Knopf, um den Fahrstuhl anzufordern.

Cameron McIvers war falschen Alarm gewöhnt. Schließlich handelte es sich in den meisten Fällen, in denen er oder das Sicherheitsbüro benachrichtigt wurden, um falschen Alarm. Dementsprechend war er nicht im geringsten besorgt, als er den *Inn* betrat. Es war nun mal sein Job, beziehungsweise der seiner Abteilung, sich um sämtliche, eventuell auftretenden Probleme zu kümmern.

Auf dem Weg zum Informationsschalter registrierte er, daß es in der Lounge genauso ruhig war wie immer. Die gelassene Atmosphäre bestärkte ihn in der Annahme, daß sich auch hinter diesem Anruf nichts als heiße Luft verbarg. Cameron klopfte an die Scheibe, die daraufhin sofort geöffnet wurde.

»Guten Tag, Miss Williams«, begrüßte er die Frau hinter dem Glas und legte zum Gruß kurz die Hand an die Krempe seines Hutes. Wie alle Mitarbeiter des Sicherheitsteams trug auch Cameron im Dienst einen Jägerhut und eine khakifarbene Uniform, die mit einem Ledergürtel und Schulterriemen versehen war. An der rechten Seite des Gürtels baumelte ein Pistolenhalfter, in dem sich seine Beretta befand, links hatte er sein Sprechfunkgerät befestigt.

»Sie sind da langgegangen«, rief Corrina Williams aufgeregt und sprang von ihrem Stuhl auf, um besser um die Ecke zeigen zu kön-

nen.

»Nun beruhigen Sie sich erst mal«, sprach Cameron ihr freundlich zu. »Von was für Leuten reden Sie überhaupt?«

»Ihre Namen haben sie nicht genannt«, erwiderte Corrina. »Es waren vier, aber ich habe nur mit einem von ihnen gesprochen. Er hat gesagt, er sei Arzt.«

»Hmm«, murmelte Cameron vor sich hin. »Und Sie haben diese Leute vorher noch nie gesehen?«

»Nein, noch nie«, erwiderte Corrina ängstlich. »Sie haben mich total überrascht. Zuerst dachte ich, sie wollten im *Inn* übernachten; gestern sind ja auch neue Gäste angekommen. Aber dann haben sie erklärt, sie wollten sich das Krankenhaus ansehen. Nachdem ich ihnen den Weg erklärt hatte, sind sie sofort gegangen.«

»Waren es Schwarze oder Weiße?« wollte Cameron wissen. Vielleicht war es diesmal doch kein falscher Alarm.

»Zwei Schwarze und zwei Weiße«, erklärte Corrina. »Es waren auf jeden Fall Amerikaner. Das sah man eindeutig an ihrer Kleidung.«

»Verstehe«, entgegnete Cameron, während er sich durch den Bart strich und zu dem Schluß kam, daß wohl kaum einer der in der Zone arbeitenden Amerikaner in den *Inn* spazieren und verkünden würde, daß er das Krankenhaus besichtigen wolle.

»Der Mann, mit dem ich geredet habe, hat auch noch irgend etwas Seltsames über seine Körperfunktionen gefaselt«, erklärte Corrina. »Sie seien alle intakt, hat er mir erzählt. Ich wußte gar nicht, was ich darauf erwidern sollte.«

»Hmm«, murmelte Cameron noch einmal. »Darf ich mal Ihr Telefon benutzen?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Corrina und reichte ihm den Apparat.

Cameron wählte die Durchwahlnummer des Zonenmanagers. Siegfried nahm sofort ab.

»Ich bin gerade im *Inn*«, erklärte Cameron. »Es ist etwas Seltsames vorgefallen, über das ich Sie vorsichtshalber in Kenntnis setzen möchte. Hier sind eben vier Ärzte aufgekreuzt, die bei Miss Williams vorgesprochen haben und das Krankenhaus besichtigen wollten.«

Siegfried reagierte auf die Neuigkeit mit einer wütenden Schimpftirade. Cameron mußte den Hörer von seinem Ohr weghalten. Corrina zuckte vor Schreck zusammen. Obwohl Cameron längst nicht jedes einzelne Wort verstanden hatte, hatte er sehr wohl verstanden, was er unternehmen sollte. Er sollte Verstärkung zusammentrommeln und die fremden Ärzte auf der Stelle festnehmen.

Reflexartig öffnete er die Riemen seines Pistolenhalfters und die Gürteltasche, in der sich sein Sprechfunkgerät befand. Während er das Gerät herauszog und einen Notruf an die Basisstation durchgab, stürmte er bereits in Richtung Krankenhaus.

Jack, Laurie, Warren und Natalie fanden Zimmer 302 ohne Probleme. Es lag im vorderen Teil des Gebäudes und bot nach Osten hin einen herrlichen Ausblick über den Platz. Auf dem Weg vom Fahrstuhl zu der offenstehenden Zimmertür war ihnen niemand begegnet, so daß sie keinerlei Erklärungen abgeben mußten.

Jack klopfte an, sah aber sofort, daß niemand im Raum war. Ein eingeschaltetes kombiniertes Fernseh-Video-Gerät ließ jedoch erkennen, daß das Zimmer offensichtlich belegt war; es lief gerade ein Film mit Paul Newman. Außerdem war das Bett ein wenig zerwühlt, auf einem Untergestell stand ein geöffneter, halb gepackter Koffer.

Das Rätsel um den Verbleib des Patienten klärte sich, als Laurie hinter der geschlossenen Badezimmertür Duschgeräusche vernahm.

Als das Wasser aufhörte zu rauschen, klopfte Jack ein weiteres Mal an die Tür. Doch sie mußten noch fast zehn Minuten warten, bis Horace Winchester schließlich erschien. Der Patient war Mitte Fünfzig, korpulent und wirkte gesund und glücklich. Er zog den Gürtel seines Bademantels stramm, trottete zu dem Clubsessel neben seinem Bett und ließ sich zufrieden seufzend darin nieder.

»Wie komme ich zu dieser Ehre?« begann er und strahlte seine Gäste an. »Soviel Gesellschaft hatte ich ja noch nie, seitdem ich hier bin.«

»Wie geht es Ihnen?« fragte Jack, während er sich einen Stuhl heranzog und direkt vor Horace Platz nahm. Warren und Natalie blieben in der Tür stehen. Sie schreckten davor zurück, das Kranken-

zimmer zu betreten. Laurie ging ans Fenster. Seitdem sie die Soldaten auf dem Platz gesehen hatte, war ihr zunehmend mulmig zumute. Sie wollte den Besuch im Krankenhaus so schnell wie möglich hinter sich bringen und zurück zum Kanu.

»Ich fühle mich hervorragend«, erwiderte Horace. »Es ist ein Wunder geschehen! Als ich hier ankam, war ich gelb wie ein Kanarienvogel und stand auf der Schwelle zum Tod. Und nun sehen Sie mich an! Ich bin schon wieder bereit für sechsunddreißig Holes auf einem meiner Golfplätze. Sie sind alle eingeladen, Ihre Ferien in einer meiner Anlagen zu verbringen! Bleiben Sie, so lange Sie wollen! Selbstverständlich geht alles auf meine Kosten. Laufen Sie gerne Ski?«

»Ja«, erwiderte Jack. »Aber im Augenblick interessiere ich mich vor allem für Ihre Krankengeschichte. Wie ich gehört habe, hat man Ihnen eine Leber transplantiert. Könnten Sie mir vielleicht sagen, von wem die Leber stammt, die man Ihnen eingepflanzt hat?«

Horace verzog sein Gesicht zu einem leidlichen Grinsen und blinzelte Jack aus dem Augenwinkel verschwörerisch zu. »Soll das eine Art Test sein?« fragte er. »Falls ja, können Sie sich die Mühe sparen. Ich bin so dankbar, ich werde bestimmt niemandem etwas verraten. Ich habe sogar beschlossen, mir ein weiteres Double kreieren zu lassen, sobald ich dazu komme.«

»Dürfte ich fragen, was genau Sie unter einem ›Double‹ verstehen?« hakte Jack nach.

»Gehören Sie zu dem Pittsburgh-Team?« wollte Horace auf einmal wissen und sah zu Laurie hinüber.

»Nein«, erwiderte Jack. »Wir kommen aus New York. Wir finden Ihren Fall so faszinierend, daß wir extra hergekommen sind, und wir freuen uns, daß es Ihnen so gut geht.« Dann lächelte er Horace an und streckte ihm seine Handflächen entgegen. »Wir sind ganz Ohr. Fangen Sie doch einfach von vorne an.«

»Meinen Sie, als ich krank geworden bin?« fragte Horace. Er war eindeutig verwirrt.

»Nein«, erwiderte Jack. »Wie Sie es geschafft haben, daß man Ihnen hier in Afrika eine Leber transplantiert. Außerdem wüßte ich gerne, was Sie unter einem Double verstehen. Hat man Ihnen viel-

leicht eine Leber von irgendeiner Affenart eingepflanzt?«

Horace lachte nervös auf und schüttelte den Kopf. »Was soll das?« fragte er. Er sah erst Laurie an und blickte dann zu Warren und Natalie hinüber, die immer noch in der Tür standen.

»Oh!« rief Laurie plötzlich. Sie starrte aus dem Fenster. »Gerade läuft ein Trupp Soldaten über den Platz in unsere Richtung.«

Warren stürmte sofort zum Fenster und sah ebenfalls hinaus. »Scheiße! Jetzt wird's ernst!«

Jack stand auf, packte Horace an den Schultern und ging mit dem Gesicht ganz nah an ihn heran. »Sie enttäuschen mich, wenn Sie meine Fragen nicht beantworten. Und wenn man mich enttäuscht, bin ich imstande, die seltsamsten Dinge zu tun. Von was für einem Tier stammt Ihre Leber, von einem Schimpansen?«

»Sie stürmen eindeutig auf das Krankenhaus zu!« brüllte Warren. »Und sie haben alle ein AK-47 in der Hand.«

»Los!« drängte Jack sein Gegenüber und schüttelte ihn. »Machen Sie den Mund auf! War es ein Schimpanse?« Dann packte er noch fester zu.

»Nein, ein Bonobo«, brachte Horace schließlich hervor. Er hatte plötzlich furchtbare Angst. »Ist das ein Affe?« wollte Jack wissen. »Ja«, stammelte Horace.

»Nun komm schon!« drängte Warren. Er war schon wieder an die Tür zurückgerannt. »Wir müssen verschwinden!«

»Und was haben Sie mit diesem ›Double‹ gemeint?« bohrte Jack weiter.

Laurie packte ihn am Arm und zog ihn weg.

»Wir haben keine Zeit mehr. Die Soldaten können jeden Augenblick hier sein.« Widerwillig ließ Jack den völlig verängstigten Horace los und folgte Laurie zur Tür.

»Mist«, fluchte er. »Ich war so nah dran.«

Warren gestikulierte wild, um Laurie und Jack zu verstehen zu geben, daß sie ihm und Natalie den Hauptgang hinunter zur Rückseite des Gebäudes folgen sollten. In diesem Moment ging die Fahrstuhltür auf, und Cameron McIvers trat in den Gang, seine Beretta im Anschlag.

»Stehenbleiben!« brüllte er, als er die Fremden erblickte. Er umklammerte die Pistole mit beiden Händen und zielte auf Warren und Natalie. Dann schwenkte er sie zur Seite und richtete sie auf Jack und Laurie. Sein Problem war, daß seine Gegner sowohl rechts als auch links von ihm standen. Wenn er das eine Paar im Visier hatte, konnte er nicht sehen, was das andere tat.

»Legen Sie alle Ihre Hände auf den Kopf!« befahl Cameron und unterstrich seine Aufforderung, indem er mit seiner Pistole herumfuchtelte.

Sie folgten der Aufforderung, doch jedesmal wenn Cameron die Pistole auf Jack und Laurie richtete, wagte Warren sich einen weiteren Schritt an den Sicherheitschef heran. »Es passiert niemandem etwas«, sagte Cameron und zielte wieder auf Warren.

Warren hatte sich ihm inzwischen bis auf Schrittlänge genähert. Auf einmal schoß er pfeilschnell vor und umklammerte Camerons Hände. Die Pistole flog unter die Decke. Bevor Cameron auf das jähe Verschwinden seiner Pistole reagieren konnte, stürzte Warren sich auf ihn und verpaßte ihm zwei kräftige Schläge, einen in den Bauch und einen auf die Nase. Cameron taumelte ein paar Schritte zurück und sackte auf dem Boden zusammen.

»Bin ich froh, daß ich bei dieser Runde in deiner Mannschaft bin«, bemerkte Jack.

»Wir müssen zurück zum Boot!« platzte Warren heraus. Ihm war überhaupt nicht zum Spaßen zumute. »Ich bin immer für Vorschläge offen«, entgegnete Jack. Cameron stöhnte und drehte sich auf den Bauch. Warren nahm den Flur ins Visier. Vor ein paar Minuten hatte er es noch für das Klügste gehalten, über den Hauptflur in den hinteren Bereich des Gebäudes zu flüchten, doch inzwischen stand diese Möglichkeit nicht mehr zur Debatte. Auf halbem Weg hatten sich ein paar Krankenschwestern versammelt und zeigten aufgeregt in ihre Richtung.

Gegenüber dem Fahrstuhl wies auf Augenhöhe ein Pfeil in die Richtung, in der sich auch das Zimmer von Horace befand. Unter dem Pfeil stand: OP.

Wohl wissend, daß sie keine Zeit zu verlieren hatten, deutete er in

die Richtung des Pfeils. »Da entlang!« brüllte er den anderen zu.

»In den Operationssaal?« fragte Jack. »Warum denn das?«

»Weil sie uns da vielleicht am wenigsten vermuten«, erwiderte Warren. Dann nahm er die versteinerte Natalie bei der Hand und zerrte sie mit sich.

Jack und Laurie folgten den beiden. Sie liefen an der Zimmertür von Horace vorbei, doch der dickliche Mann hatte sich vorsichtshalber im Bad eingeschlossen.

Der OP-Trakt war durch eine Pendeltür vom übrigen Bereich des Krankenhauses abgetrennt. Mit weit ausgestreckten Armen stieß Warren die Tür auf, Jack, Laurie und Natalie rannten hinter ihm her.

Es wurde gerade nicht operiert; auch im Aufwachraum befanden sich keine Patienten. Bis auf einen Vorratsraum in der Mitte des Flurs war der gesamte Bereich nicht beleuchtet. Da die Tür des Vorratsraumes einen Spaltbreit offenstand, fiel ein schwacher Lichtstrahl auf den Flur.

Das wiederholte Auf- und Zuschlagen der Pendeltür hatte die Aufmerksamkeit einer Krankenhausmitarbeiterin erregt, die aus dem Vorratsraum kam. Sie trug OP-Kleidung und hatte eine Einweghaube auf dem Kopf. Als sie die vier Fremden auf sie zurennen sah, hielt sie vor Schreck den Atem an.

»He, Sie! Sie dürfen nicht in Straßenkleidung hier rein!« rief sie, als sie sich von ihrem anfänglichen Schock erholt hatte. Doch Warren und die anderen waren längst an ihr vorbeigerauscht. Völlig perplex sah sie den Eindringlingen hinterher, die am Ende des Korridors hinter der zum Labor führenden Tür verschwanden. Sie ging zurück in den Vorratsraum und steuerte auf das Wandtelefon zu.

Warren schlitterte über den Boden und kam an einer Stelle zum Stehen, an der der Flur ein »T« bildete. Er sah in beide Richtungen. Links entdeckte er am Ende des Korridors ein rotes Wandlicht, das nach einem Feuermelder aussah. Darüber wies ein Schild zu einem Ausgang. »Warte doch mal!« rief Jack, als Warren dazu ansetzte, in Richtung Feuermelder loszustürmen, weil er dort eine Treppe nach draußen vermutete.

»Was ist denn los?« fragte Warren besorgt. »Das sieht doch ganz

nach einem Labor aus«, erwiderte Jack und ging zu einer verglasten Tür, um das Innere des Raumes zu inspizieren. Was er sah, haute ihn glatt um. Nie zuvor hatte er so ein modernes Labor gesehen - dabei waren sie im tiefsten Afrika! Jedes der zahlreichen Geräte schien nagelneu zu sein.

»Nun komm schon!« fuhr Laurie ihn an. »Wir haben jetzt keine Zeit, das Labor zu bestaunen. Wir müssen hier raus!«

»Laurie hat recht«, fügte Warren hinzu. »Wir sollten schleunigst hier verschwinden. Immerhin habe ich eben diesen Typen vom Sicherheitsdienst k. o. geschlagen.«

»Ihr könnt ja schon vorgehen«, entgegnete Jack geistesabwesend. »Wir treffen uns dann am Boot.« Warren, Laurie und Natalie wechselten besorgte Blicke. Jack drehte am Knauf. Die Tür war nicht verschlossen. Er öffnete sie und ging hinein.

»Das darf doch nicht wahr sein!« rief Laurie verzweifelt. Jack konnte einen wirklich in höchstem Grade wahnsinnig machen. Daß ihm seine eigene Sicherheit völlig egal zu sein schien, war seine Sache; aber es konnte ja wohl nicht angehen, daß er seine Freunde in Gefahr brachte.

»Es wird hier im Nu von Sicherheitsleuten und Soldaten wimmeln!« stellte Warren klar.

»Ich weiß«, entgegnete Laurie. »Geht ihr beiden vor! Ich komme so schnell wie möglich mit Jack nach.«

»Ich kann euch doch nicht hier zurücklassen!« widersprach Warren.

»Denk an Natalie«, beschwor Laurie ihn.

»Unsinn!« meldete sich Natalie zu Wort. »Ich bin doch kein zerbrechliches Püppchen. Wir sollten auf jeden Fall zusammenbleiben.«

»Am besten geht ihr beiden da rein zu Jack und versucht ihn zur Vernunft zu bringen!« schlug Warren vor. »Ich laufe schnell zum Ende des Flurs und löse Feueralarm aus.«

»Warum zum Teufel willst du denn Feueralarm auslösen?«

»Das ist ein alter Trick, den ich mir schon als Teenager angeeignet habe«, erklärte Warren. »Wenn man in der Scheiße steckt, sollte man so viel Chaos wie möglich anzetteln. Dann hat man die beste Chance, sich aus dem Staub machen zu können.«

»Wie du meinst«, entgegnete Laurie und winkte Natalie, ihr ins Labor zu folgen.

Jack war bereits in eine angeregte Unterhaltung mit einer sommersprossigen, rothaarigen Labortechnikerin verwickelt. Sie trug einen langen, weißen Kittel und wirkte sehr freundlich. Jack hatte offenbar gerade etwas Lustiges gesagt, denn sie fing laut an zu lachen.

»Entschuldigung«, mischte Laurie sich in das Gespräch ein. Sie mußte sich stark zusammenreißen. »Jack, wir müssen hier weg!«

»Ah, Laurie!« rief Jack begeistert. »Darf ich dich mit Rolanda Pfeiffer bekannt machen? Sie kommt aus Heidelberg in Deutschland.«

»Jack!« zischte Laurie ihn an.

»Rolanda hat mir gerade etwas äußerst Interessantes erzählt«, fuhr Jack unbeirrt fort. »Sie und ihre Kollegen beschäftigen sich mit kleineren Histokompatibilitätsantigenen. Sie übertragen sie von einer Zelle auf einem speziellen Chromosom an die gleiche Position in einer anderen Zelle auf demselben Chromosom.«

Natalie war an das große, zum Platz hinausgehende Panoramafenster gegangen und kam aufgeregt zurück. »Es sieht schlecht aus. Gerade ist eine ganze Wagenladung von diesen Arabern in schwarzen Anzügen angekommen.«

Sie hatte kaum zu Ende gesprochen, als der Feueralarm losging. Die Sirene heulte dreimal unterschiedlich lange und ohrenbetäubend laut auf. Danach dröhnte eine geisterhafte Stimme durch den Lautsprecher: »Im Labor ist Feuer ausgebrochen! Bitte begeben Sie sich unverzüglich zu den Treppen, und verlassen Sie das Gebäude! Benutzten Sie auf keinen Fall die Fahrstühle!«

»Oh, mein Gott!« entfuhr es Rolanda. Sie sah sich hektisch nach allen Seiten um und überlegte, was sie mitnehmen sollte. Laurie packte Jack an beiden Armen und schüttelte ihn. »Nun komm doch zur Vernunft! Wir müssen abhauen, und zwar so schnell wie möglich!«

»Ich hab’ es rausgekriegt«, sagte Jack und griente zufrieden.

»Das ist mir im Augenblick herzlich egal!« fuhr Laurie ihn an. »Los jetzt!«

Sie liefen hinaus auf den Flur, wo inzwischen von überall Men-

schen zusammenströmten und sich verwirrt nach allen Seiten umsahen; manche versuchten, den vermeintlichen Rauch zu schnuppern. Jeder unterhielt sich angeregt mit seinem Nachbarn. Viele hatten ihren Laptop dabei.

Die Menschentraube bewegte sich ohne besondere Eile auf das Treppenhaus zu. Jack, Laurie und Natalie reihten sich ein und trafen kurz darauf auf Warren, der die Tür aufhielt. Er hatte irgendwie ein paar weiße Kittel aufgetrieben, die er jetzt an seine Freunde verteilte. Die drei streiften sie hastig über ihre Kleidung. Dummerweise waren sie die einzigen, die kurze Hosen trugen.

»Sie haben aus diesen Bonobos eine Art Schimäre kreiert«, erzählte Jack aufgeregt. »Das erklärt alles. Kein Wunder, daß unsere DNA-Untersuchungen so verrückte Ergebnisse ergeben haben!«

»Verstehst du, was er da für ein wirres Zeug erzählt?« wandte sich Warren an Laurie.

»Frag ihn lieber nicht«, entgegnete Laurie. »Damit animierst du ihn womöglich, noch weiter rumzuschnüffeln.«

»Wer hatte denn die geniale Idee, Feueralarm auszulösen?« fragte Jack.

»Warren«, erwiderte Laurie. »Wenigstens gebraucht hier noch einer seinen Verstand.«

Die Treppe führte auf einen an der Nordseite des Krankenhauskomplexes gelegenen Parkplatz. Überall standen in kleinen Gruppen aufgescheuchte Menschen herum, die sich unterhielten und sich immer wieder nach dem Gebäude umsahen. Da die Sonne ziemlich hoch stand, war es auf dem schwarz geteerten Parkplatz brütend heiß. Von Nordwesten näherte sich die heulende Sirene eines Feuerwehrwagens.

»Was machen wir jetzt?« fragte Laurie. »Ich bin froh, daß wir es nach draußen geschafft haben. Ich hätte nie gedacht, daß wir so problemlos aus dem Gebäude rauskommen würden.«

»Am besten gehen wir bis zur Straße und halten uns dann links«, schlug Jack vor und zeigte mit dem Finger in Richtung Westen. »Wir machen einfach einen Bogen um den nächsten Block und kehren zum Strand zurück.«

»Wo wohl die Soldaten geblieben sind?« fragte Laurie.

»Und die Araber?« fügte Natalie hinzu. »Ich schätze, sie suchen im Krankenhaus nach uns«, vermutete Jack.

»Laßt uns am besten abhauen, bevor die Laborangestellten wieder ins Gebäude zurückgehen«, schlug Warren vor. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, bemühten sie sich, nicht wie die aufgescheuchten Hühner loszustürzen. Als sie die Straße fast erreicht hatten, sahen sie sich ängstlich um, doch niemand schien ihnen die geringste Beachtung zu schenken. Alle waren von der Ankunft der Feuerwehr in Bann gezogen.

»Das hat ja wunderbar geklappt«, stellte Jack fest. Warren erreichte als erster die Straße und lugte vorsichtig um die Ecke. Mit einem Mal blieb er abrupt stehen und breitete seine Arme aus, um die anderen am Weitergehen zu hindern. Dann ging er einen Schritt zurück.

»Den Weg können wir vergessen«, erklärte er. »Sie haben eine Straßensperre errichtet.«

»O nein!« stöhnte Laurie. »Vielleicht haben sie die ganze Gegend abgeriegelt.«

»Erinnert ihr euch an das Kraftwerk, das wir vom Boot aus gesehen haben?« fragte Jack. Die anderen nickten.

»Irgendwie muß der Strom ja zum Krankenhaus gelangen«, fuhr er fort. »Ich wette, es gibt einen Tunnel.«

»Vielleicht«, entgegnete Warren. »Aber wie sollen wir den auf die Schnelle finden? Eins weiß ich jedenfalls - ich habe nicht die geringste Lust, noch einmal das Gebäude zu betreten und einem von diesen schwerbewaffneten Halbwüchsigen in die Arme zu laufen.«

»Dann laßt uns versuchen, über den Hauptplatz zu entkommen«, schlug Jack vor.

»Wo wir eben ein ganzes Bataillon Soldaten gesehen haben?« fragte Laurie bestürzt.

»Wenn sie alle im Krankenhaus sind, dürften sie uns auf dem Platz wohl keine Probleme bereiten«, stellte Jack klar.

»Da hat er recht«, stimmte Natalie zu.

»Wir können uns natürlich auch stellen und uns entschuldigen«, sagte Jack. »Was sollen sie uns schon antun - außer uns wegjagen?

Was ich wissen wollte, habe ich herausgefunden, deshalb ist es mir ziemlich egal, wenn sie uns achtkantig rausschmeißen.«

»Du machst wohl Witze«, entgegnete Laurie. »Die geben sich doch nicht mit einer Entschuldigung zufrieden. Warren hat einen Mann k. o. geschlagen. Das dürfte wohl ein bißchen schwerer wiegen als unbefugtes Betreten eines Krankenhauses!«

»Ich hab' es doch nicht ernst gemeint«, versuchte Jack sie zu beruhigen.

»Aber immerhin hat dieser Kerl uns mit einem Gewehr bedroht. Das dürfte unseren Widerstand ja wohl erklären. Außerdem könnten wir den Leuten ein Stäpelchen von unseren französischen Francs anbieten. Wahrscheinlich läßt sich in diesem Land mit Geld jedes Problem aus der Welt schaffen.«

»Durch das Tor sind wir auf die Tour jedenfalls nicht gekommen«, erinnerte ihn Laurie.

»Okay«, gestand Jack. »Reinlassen tun sie einen nicht. Aber es würde mich doch sehr überraschen, wenn sie uns nicht wieder rauslließen.«

»Wir müssen irgend etwas tun«, drängte Warren. »Die Feuerwehr winkt den Leuten schon zu, daß sie in das Gebäude zurückkehren können. Noch ein paar Sekunden, und wir stehen hier allein in der Gluthitze.«

»Tatsächlich, sie gehen alle wieder rein«, bestätigte Jack und blinzelte in die Sonne. Er kramte in seiner Tasche nach seiner Sonnenbrille und setzte sie auf.

»Kommt! Wir versuchen den Platz zu überqueren, bevor die Soldaten zurück sind.« Wieder taten sie so, als würden sie einen gemütlichen Bummel machen. Sie hatten schon fast den Rasen erreicht, als sie am Krankenhauseingang ein wildes Gedränge bemerkten. Dann sahen sie, wie sich etliche schwarz gekleidete Araber durch die ins Gebäude strömende Menge der Laborangestellten einen Weg nach draußen bahnten.

Mit flatternden Krawatten stürmten die Araber hinaus auf den sonnenüberfluteten Parkplatz und suchten mit ihren stechenden Augen das Gelände ab. Jeder der Männer schwenkte eine automatische

Handfeuerwaffe in der Hand. Hinter den Arabern folgten einige Soldaten. Ziemlich außer Atem blieben sie keuchend in der heißen Sonne stehen und inspizierten die Umgebung.

Warren erstarrte, dem Rest der Gruppe erging es ebenso.

»Das gefällt mir ganz und gar nicht«, brachte Warren hervor.

»Diese sechs Typen verfügen über genug Feuerkraft, um die Chase Manhattan Bank auszurauben.«

»Mich erinnern sie an die Keystone Cops«, erklärte Jack.

»Ich finde das überhaupt nicht komisch«, ereiferte sich Laurie. »Inzwischen glaube ich, wir sollten lieber wieder in das Gebäude zurückgehen«, sagte Warren. »Mit unseren weißen Laborkitteln erregen wir nur Aufmerksamkeit, wenn wir hier stehenbleiben.«

Bevor sie Warrens Vorschlag befolgen konnten, erschien Cameron in Begleitung von zwei weiteren Männern in der Tür. Einer von ihnen gehörte offenbar ebenfalls zum Sicherheitsteam, denn er trug die gleiche Uniform wie Cameron. Der andere war kleiner, und sein rechter Arm war gelähmt. Auch er trug khakifarbene Kleidung, doch im Gegensatz zu den anderen beiden fehlte bei ihm das militärische Brimborium.

»Oh, oh!« stammelte Jack. »Irgendwie habe ich das Gefühl, wir müssen es doch mit der Entschuldigungstour versuchen.« Cameron hielt sich ein blutbeflecktes Taschentuch vor die Nase, das seine Sicht jedoch in keiner Weise einschränkte. Er entdeckte die vier sofort. »Da sind sie!« brüllte er und zeigte mit dem Finger auf sie.

Sowohl die Marokkaner als auch die Soldaten reagierten prompt. Sie umzingelten die Eindringlinge und lichteten ihre Gewehre auf sie. Ohne Aufforderung hoben die vier die Hände.

»Ob sie sich wohl von meiner Marke des Gerichtsmedizinischen Instituts beeindrucken lassen?« sinnierte Jack.

»Begeh bloß keine Dummheit!« warnte ihn Laurie. Cameron und seine Begleiter kamen sofort herübergeeilt. Stillschweigend öffnete sich der Kreis, den die Soldaten um die vier gebildet hatten, um die Männer durchzulassen. Siegfried trat in die vorderste Reihe.

»Wir möchten uns für die Unannehmlichkeiten entschuldigen, die wir Ihnen bereitet haben«, begann Jack.

»Maul halten!« brüllte Siegfried ihn an. Dann ging er um die vier herum und musterte sie von allen Seiten. Als er wieder an seinem Ausgangspunkt angelangt war, fragte er Cameron, ob es die Personen seien, mit denen er im Krankenhaus zusammengestoßen war.

»Ohne jeden Zweifel«, erwiderte Cameron und starrte Warren ins Gesicht. »Ich hoffe, Sir, Sie gönnen mir eine kleine Revanche.«

»Selbstverständlich«, sagte Siegfried und machte eine lässige Handbewegung.

Ohne jede Vorwarnung holte Cameron in weitem Bogen aus und verpaßte Warren eine Ohrfeige, die sich gewaschen hatte. Es klatschte in etwa so, wie wenn ein dickes Telefonbuch auf den Boden fällt. Im nächsten Moment jaulte Cameron vor Schmerz auf, dann biß er die Zähne zusammen und hielt sich die Hand. Warren ließ sich nichts anmerken; er hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Cameron fluchte leise vor sich hin und trat zurück.

»Durchsuchen Sie sie!« befahl Siegfried. »Es tut uns leid, wenn wir…«, begann Jack. Doch anstatt ihn zu Ende reden zu lassen, verpaßte Siegfried ihm eine so kräftige Backpfeife, daß sein Kopf zur Seite flog und sich auf seiner Wange sofort ein roter Striemen bildete. Camerons Stellvertreter nahm Jack und den anderen ihre Pässe, Brieftaschen, Geld und Autoschlüssel ab und reichte die Sachen an Siegfried weiter, der sie sorgfältig durchsah. Als Jacks Paß an die Reihe kam, sah er auf und warf ihm einen finsteren Blick zu.

»Man hat mir schon berichtet, daß Sie ein Unruhestifter sind«, sagte er mißbilligend.

»Ich würde mich eher als hartnäckigen Ermittler bezeichnen«, entgegnete Jack.

»Arrogant sind Sie also auch noch«, raunzte Siegfried ihn an. »Ich hoffe für Sie, daß sich Ihre Hartnäckigkeit vor allem dann als nützlich erweist, wenn Sie dem äquatorialguinesischen Militär übergeben werden.«

»Vielleicht sollten wir lieber die amerikanische Botschaft bitten, unser Problem zu lösen«, schlug Jack vor. »Immerhin sind wir alle Staatsbedienstete.«

Siegfried grinste, was seine durch die Narbe verursachte höhnische

Fratze noch scheußlicher aussehen ließ.

»Amerikanische Botschaft?« fragte er mit unverhohlener Verachtung. »In Äquatorialguinea? Daß ich mich nicht totlache! Die ist weit weg auf der Insel Bioko.« An Cameron gewandt fügte er hinzu: »Bring sie ins Gefängnis. Männer und Frauen getrennt!« Cameron schnipste mit den Fingern nach seinem Stellvertreter.

Er wollte den vier Eindringlingen zunächst Handschellen anlegen lassen. Während sein Vertreter sich an die Arbeit machte, trat er mit Siegfried zur Seite.

»Wollen Sie die vier wirklich den Äquatorialguinesen übergeben?« fragte Cameron.

»Auf jeden Fall«, erwiderte Siegfried. »Raymond hat mir alles über diesen Stapleton erzählt. Sie müssen unbedingt verschwinden.«

»Wann?« wollte Cameron wissen.

»Sobald Taylor Cabot zurückfliegt«, erklärte Siegfried. »Und ich will, daß niemand etwas von diesem Zwischenfall erfährt.«

»Verstehe«, sagte Cameron und salutierte, indem er kurz die Hand an die Krempe seines Hutes legte. Dann ging er zurück und überwachte den Transport der Gefangenen zum Gefängnis im Keller des Rathauses.

Kapitel 22
9. März 1997, 16.15 Uhr
Isla Francesca

Es ist irgend etwas Seltsames im Gange«, stellte Kevin fest. »Aber was nur?« fragte Melanie. »Ob wir Hoffnung schöpfen können?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Kevin. »Ich bin wirklich ratlos. Was da abläuft, kann sowohl positiv als auch negativ zu deuten sein. Was ist zum Beispiel, wenn sie mit der anderen Gruppe aneinandergeraten sind und sich die Kämpfe bis hierher ausweiten?«

»Ach du liebe Güte!« entgegnete Melanie. »Daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

Sie waren nun schon seit mehr als zwei Tagen Gefangene der Affen und hatten die kleine Nebenhöhle nicht ein einziges Mal verlassen dürfen. Inzwischen roch es bei ihnen schlimmer als in der großen Höhle. Ihre Notdurft mußten sie hinten in dem Tunnel verrichten; dementsprechend stank es dort wie in einer Jauchegrube.

Sie selbst rochen auch nicht viel besser. Ihre Kleidung, die sie Tag und Nacht getragen und mit der sie auf dem schmutzigen Boden gelegen und geschlafen hatten, stand beinahe vor Dreck. Ihre Haare waren hoffnungslos verfilzt, Kevins Gesicht war von einem zwei Tage alten Stoppelbart überzogen. Der Mangel an Nahrung und Bewegung hatte sie körperlich ziemlich geschwächt. Von dem, was die Tiere ihnen gebracht hatten, hatten sie so gut wie nichts heruntergebracht.

Gegen zehn Uhr an diesem Morgen hatten sie zum ersten Mal registriert, daß irgend etwas Anormales vor sich ging. Die Tiere waren sichtbar nervös geworden. Einige waren nach draußen gerannt und nach kurzer Zeit laut kreischend zurückgekehrt. Bonobo Nummer eins war früh am Morgen weggegangen und noch immer nicht zurück. Das allein war schon mehr als ungewöhnlich.

»Wartet mal kurz!« rief Kevin plötzlich und hob die Hände, um den Frauen zu verstehen zu geben, sich absolut still zu verhalten. Er

spitzte die Ohren und bewegte seinen Kopf dabei langsam hin und her.

»Was ist?« fragte Melanie aufgeregt.

»Ich dachte, ich hätte gerade eine Stimme gehört«, erwiderte Kevin.

»Eine menschliche Stimme?« fragte Candace. Kevin nickte.

»Moment mal«, rief Melanie. »Ich habe auch etwas gehört.«

»Ich auch«, sagte Candace. »Es war mit Sicherheit die Stimme eines Menschen. Ich habe so etwas wie ›okay‹ verstanden.«

»Arthur hat es auch gehört«, rief Kevin. Sie hatten den Bonobo, der fast ständig am Eingang der kleinen Höhle Wache gestanden hatte, auf den Namen Arthur getauft; Arthur nicht aus einem speziellen Grund, sondern nur um einfacher über ihn reden zu können. Während der endlosen Stunden hatten sie sich mit ihm zu unterhalten versucht und dabei sogar einige der Wörter und Gebärden des Bonobos zu deuten vermocht.

Bei ein paar Wörtern waren sie sich fast sicher, was sie in der Bonobosprache bedeuteten. »Arak« hieß so viel wie »weg«, was die Tiere dadurch unterstrichen, daß sie ihre Finger spreizten und die Arme vom Körper wegbewegten; diese Geste war Candace schon im Operationssaal aufgefallen. »Hana« hieß »ruhig«, und »zit« stand für »geh!«. Bei den Wörtern für »Futter« und »Wasser« waren sie sich ziemlich sicher, daß sie in der Bonobosprache »bumi« und »carak« lauteten. Wofür das Wort »sta« stand, das die Affen gebrauchten, wenn sie gleichzeitig ihre geöffneten Hände vorstreckten, war ihnen nicht ganz klar. Sie vermuteten, daß es das Pronomen »du« darstellte. Arthur stand auf und brüllte den wenigen, in der Höhle verbliebenen Affen etwas zu. Sie spitzten die Ohren und rannten sofort nach draußen.

Kurz darauf vernahmen Kevin, Melanie und Candace mehrere Gewehrschüsse, die nicht aus einem gewöhnlichen, sondern aus einem Luftgewehr zu kommen schienen. Es vergingen ein paar Minuten aufgeregten Wartens, bis sie vor der diesigen, spätnachmittäglichen Urwaldkulisse im Höhleneingang die Silhouetten von zwei mit Overalls der Tiersektion bekleideten Gestalten erblickten. Die eine hielt ein Gewehr in den Händen, die andere eine batteriebetriebene

Lampe. »Hilfe!« rief Melanie und wandte die Augen ab, um nicht von dem grellen Licht geblendet zu werden. Dazu winkte sie wild mit beiden Händen, damit die Männer sie auch auf jeden Fall sahen.

Im nächsten Augenblick dröhnte ein dumpfes Zischen durch das Innere der Höhle. Gleichzeitig gab Arthur einen wimmernden Laut von sich und verzog sein flaches Gesicht zu einer verwirrten Grimasse. Als er an sich heruntersah und in seiner Brust einen Pfeil mit roter Spitze entdeckte, hob er eine Hand, um ihn herauszuziehen. Doch bevor er den Pfeil zu packen bekam, begann er zu schwanken, dann sackte er wie in Zeitlupe auf den Boden und rollte auf die Seite.

Kevin, Melanie und Candace krochen aus ihrer türlosen Zelle und versuchten, sich aufrecht hinzustellen. Während sie sich streckten, knieten die Männer neben dem Bonobo und verpaßten ihm eine zusätzliche Dosis des Beruhigungsmittels.

»Mein Gott, sind wir froh, daß Sie gekommen sind«, sagte Melanie. Sie mußte sich mit einer Hand am Fels abstützen, weil die Höhle sich plötzlich um sie zu drehen begann. Als die Männer Arthur verarztet hatten, standen sie auf und richteten den Strahl der Lampe auf Kevin und die Frauen. Die drei mußten sich zum Schutz die Hände vor die Augen halten.

»Sie sind ja vollkommen verdreckt«, stellte der Mann mit der Lampe nüchtern fest.

»Ich bin Kevin Marshall, und dies sind Melanie Becket und Candace Brickmann.«

»Ich weiß, wer Sie sind«, entgegnete der Mann kurz angebunden. »Verschwinden wir lieber aus diesem stinkenden Loch!« Kevin und die Frauen ließen sich das nicht zweimal sagen und staksten auf wackligen Beinen zum Ausgang. Die beiden Männer folgten ihnen. Als sie draußen waren, blinzelten die drei; das grelle Sonnenlicht, das durch den Dunstschleier auf sie niederknallte, war zuviel für sie. Weiter unten, am Fuß der Klippe, sahen sie ein halbes Dutzend weitere Tierfänger. Sie waren gerade dabei, betäubte Bonobos in Strohmatten zu hüllen und sie auf einen Anhänger zu schleppen, wo sie die reglosen Tiere behutsam nebeneinanderlegten.

»In der Höhle ist auch noch einer«, rief der Mann mit der Lampe

den anderen zu.

»Ich kenne Sie doch«, sagte Melanie, als sie ihre Befreier besser erkennen konnte. »Sie sind Dave Turner, und Sie sind Daryl Christian.«

Die Männer ignorierten Melanie. Dave, der größere der beiden, zog ein Sprechfunkgerät aus seiner Gürteltasche. Daryl kletterte bereits die riesigen Stufen hinab. »Turner an Basisstation«, sagte Dave in das Gerät. »Ich höre Sie laut und deutlich«, meldete sich Bertram am anderen Ende.

»Wir haben die letzten Bonobos gefunden und laden sie gerade auf«, erklärte Dave.

»Gut«, entgegnete Bertram. »Sie haben exzellente Arbeit geleistet.«

»Kevin Marshall und die beiden Frauen haben wir auch entdeckt«, fügte Dave hinzu. »Sie waren in einer Höhle.«

»Wie geht es ihnen?« fragte Bertram.

»Sie sind verdreckt«, erwiderte Dave. »Aber ansonsten scheinen sie in Ordnung zu sein.«

»Geben Sie mir sofort das verdammte Ding!« forderte Melanie Dave auf und griff nach dem Sprechgerät. Auf einmal mißfiel es ihr, daß ein Mitarbeiter, der in der Hierarchie weit unter ihr stand, so geringschätzig über sie redete. »Was soll ich jetzt mit ihnen machen?« fragte Dave, während er Melanie abwehrte.

Melanie stemmte die Hände in die Hüften. Sie war auf hundertachtzig. »Wie ist das zu verstehen - ›Was soll ich mit ihnen machen‹?«

»Schaffen Sie sie zur Tiersektion«, ordnete Bertram an. »Ich informiere Siegfried Spallek. Er wird mit Sicherheit ein Wörtchen mit ihnen reden wollen.«

»Ende«, sagte Dave und schaltete das Gerät aus. »Wieso werden wir so mies behandelt?« fragte Melanie. »Wir sind seit mehr als zwei Tagen gegen unseren Willen in dieser Höhle festgehalten worden.«

Dave zuckte mit den Achseln. »Befolgen Sie einfach unsere Anweisungen. Wie es scheint, haben Sie und Ihr Kollege unsere Chefs ganz schön in Aufruhr versetzt.«

»Was, zum Teufel, haben Sie eigentlich mit den Bonobos vor?« fragte Kevin. Im ersten Moment war er davon ausgegangen, daß die

Männer die Affen betäubt hatten, um ihn und die Frauen zu befreien. Doch je mehr er die Lage überblickte, desto weniger verstand er, warum die Tiere auf einen Anhänger verladen wurden.

»Das freie Leben der Tiere auf der Insel hat ein Ende«, erklärte Dave. »Sie haben hier draußen Krieg geführt und sich gegenseitig umgebracht. Wir haben vier Kadaver gefunden, die das beweisen. Sie wurden mit Steinkeilen erschlagen. Deshalb schaffen wir jetzt alle Bonobos zur Brücke und sperren sie in Käfige. Von da aus transportieren wir sie zur Tiersektion. Soweit ich weiß, werden sie den Rest ihres Lebens in kleinen Einzelzellen hinter dicken Betonmauern verbringen.«

Kevin blieb vor Entsetzen der Mund offenstehen. Obwohl er hungrig und erschöpft war und ihn sämtliche Knochen schmerzten, taten ihm die armen Kreaturen plötzlich leid, die schließlich nicht darum gebeten hatten, erzeugt oder geboren zu werden. Jetzt sollten sie von einem Tag auf den anderen dazu verdammt sein, ein monotones Leben hinter Gittern zu führen. Ihr menschliches Potential würde niemand zur Kenntnis nehmen, und die verblüffenden Fähigkeiten, die sie sich angeeignet hatten, würden schnell verkümmern.

Daryl kam mit drei weiteren Männern mit einer Bahre den Hang hinaufgestiegen.

Kevin drehte sich um und warf noch einmal einen Blick in die Höhle. Neben dem Eingang zu der Nebenhöhle, die ihm und den beiden Frauen als Gefängnis gedient hatte, erkannte er die Umrisse von Arthur. Als er daran dachte, wie Arthur sich beim Aufwachen in seinem Käfig fühlen würde, bekam er feuchte Augen.

»Okay«, sagte Dave. »Machen wir uns auf den Weg. Können Sie laufen, oder wollen Sie sich oben auf den Anhänger setzen?«

»Wie bewegen Sie den Anhänger überhaupt?« wollte Kevin wissen.

»Wir haben ein Geländefahrzeug auf die Insel gebracht«, erklärte Dave.

»Vielen Dank, ich laufe lieber«, stellte Melanie eisig klar. Kevin und Candace nickten. Sie wollten ebenfalls lieber zu Fuß gehen.

»Wir haben einen Mordshunger«, wandte sich Kevin an Dave. »Die Affen haben uns nur Insekten, Würmer und Sumpfgras gegeben.«

»Wir haben vorne im Anhänger Schokoriegel und Getränke in einem Schließfach«, sagte Dave. »Klingt gut«, entgegnete Kevin erfreut.

Die Kletterpartie den Fels hinunter erwies sich als die härteste Wegstrecke. Als sie die Ebene erreichten, kamen sie vergleichsweise mühelos voran, was hauptsächlich daran lag, daß die Tierfänger den Weg für das Geländefahrzeug freigeräumt hatten.

Kevin war wider Willen beeindruckt, was die Arbeiter in so kurzer Zeit geschafft hatten. Als sie das Sumpfgebiet südlich des Lago Hippo erreichten, fragte er sich, ob das Kanu wohl noch immer im Schilf versteckt lag. Wahrscheinlich ja, vermutete er, denn es gab eigentlich keinen Grund, warum Bertrams Leute es dort entdeckt haben sollten.

Candace war begeistert, als sie die mit Lehm bedeckte Holzbrücke sah. Sie hatte sich schon Sorgen gemacht, wie sie den Rio Diviso überqueren sollten.

»Sie waren ganz schön fleißig«, stellte Kevin fest. »Wir hatten keine andere Wahl«, entgegnete Dave. »Unser Auftrag lautete, die Tiere schnellstmöglich einzufangen und einzusperren.«

Auf dem letzten Wegstück vom Rio Diviso zur ausfahrbaren Brücke merkten Kevin, Melanie und Candace, wie erschöpft sie waren. Als sie den Weg einmal kurz verlassen mußten, um das für den Transport der letzten Bonoboladung vorgesehene Geländefahrzeug passieren zu lassen, merkten sie, daß sich ihre Beine wie Blei anfühlten. Als sie sich wieder in Bewegung setzen wollten, konnten sie sich kaum noch vom Fleck rühren. Vor Erleichterung aufatmend, traten sie schließlich aus dem Halbdunkel des Dschungels hinaus auf die Lichtung, an deren Ende sich die ausfahrbare Brücke befand. In der heißen Sonne schufteten ein paar mit blauen Overalls bekleidete Arbeiter. Sie waren gerade dabei, einen Anhänger mit Bonobos zu entladen und die Tiere so schnell wie möglich in Einzelkäfige zu verfrachten, bevor ihre Betäubung nachließ und sie aufwachten. Die Käfige waren stählerne Boxen und maßen gut einen Meter im Quadrat. Damit waren sie so klein und eng, daß nur die jüngsten Tiere aufrecht stehen konnten. Nur durch die Gitterstäbe in den Türen gelangte Luft ins Käfiginnere. Die Türen waren mit einem an der Seite

angebrachten Schnappverschluß verriegelt, den die Tiere von innen nicht erreichen konnten. Kevin erhaschte ein paar Blicke auf die völlig verschreckten, im Schatten der Gitterstäbe kauernden Bonobos. Die kleinen Käfige waren eigentlich nur für den Transport gedacht, doch da ein Gabelstapler gerade dabei war, einen Käfig nach dem anderen an den nördlichen Dschungelrand in den Schatten zu transportieren, lag die Vermutung nahe, daß sie auf der Insel bleiben sollten. Einer der Arbeiter hielt einen an eine Pumpe angeschlossenen Schlauch in den Händen und spritzte die Käfige und die Tiere mit Flußwasser ab.

»Haben Sie nicht gesagt, Sie wollten die Bonobos zur Tiersektion zurücktransportieren?« fragte Kevin.

»Nicht heute«, erwiderte Dave. »Es ist noch nicht klar, wo sie untergebracht werden sollen. Wir schaffen sie morgen oder spätestens übermorgen rüber.«

Über die ausgefahrene Brücke gelangten sie mühelos aufs Festland. Da es sich um eine Stahlkonstruktion handelte, verursachten sie mit jedem Schritt ein dumpfes, schepperndes Geräusch. Auf der anderen Seite der Brücke war Daves Kleinlaster geparkt.

»Springen Sie auf!« rief Dave den dreien zu und zeigte auf die Ladefläche.

»Jetzt reicht’s aber!« fuhr Melanie ihn an. Seitdem sie die Höhle verlassen hatten, waren dies die ersten Worte, die sie an den Mann richtete. »Wir denken gar nicht daran, uns auf die Ladefläche verfrachten zu lassen.«

»Dann müssen Sie eben zu Fuß gehen«, stellte Dave klar. »In der Fahrerkabine nehme ich Sie jedenfalls nicht mit.«

»Komm schon, Melanie«, drängte Kevin. »An der frischen Luft ist es sowieso viel angenehmer.« Dann half er Candace beim Aufsteigen.

Dave ging um den Wagen herum und setzte sich ans Steuer. Melanie weigerte sich immer noch, aufzusteigen. Breitbeinig dastehend, die Hände in die Hüften gestemmt und die Lippen zusammengepreßt, sah sie aus wie ein junges Mädchen, das kurz vor einem Wutausbruch stand.

»Komm schon, Melanie«, redete Candace auf ihre Freundin ein.

»Es ist doch nur für ein kurzes Stück.« Widerstrebend griff Melanie nach Candace' Hand.

»Einen Heldenempfang hatte ich bestimmt nicht erwartet«, zischte sie. »Aber daß wir so mies behandelt werden, hätte ich im Traum nicht gedacht.«

Nach der feuchten und drückenden Luft in der Höhle und der brütenden Hitze bei ihrem Marsch durch den Dschungel empfanden sie den Fahrtwind auf der offenen Ladefläche des Lasters als ausgesprochen angenehm. Außerdem hatten die Arbeiter den Boden für den Tiertransport mit Strohmatten ausgelegt, so daß der Untergrund gut gepolstert war. Die Matten stanken zwar, doch die drei vermuteten, daß sie selbst auch nicht viel besser rochen.

Sie legten sich nebeneinander auf den Rücken und sahen über sich zwischen den Zweigen der Urwaldriesen den spätnachmittäglichen Himmel vorbeiziehen.

»Was sie wohl mit uns machen werden?« fragte Candace. »Ich habe absolut keine Lust, wieder in diesem Gefängnis zu landen.«

»Wollen wir hoffen, daß sie uns nur fristlos kündigen«, sagte Melanie. »Von mir aus packe ich sofort meine Taschen und verabschiede mich von der Zone, von dem ganzen Projekt und von Äquatorialguinea. Mir steht's bis oben.«

»Hoffentlich wird es wirklich so harmlos«, sagte Kevin. »Ich mache mir allerdings auch Sorgen um die Tiere. Wenn es nach Bertram und seinen Leuten geht, sitzen sie von jetzt an lebenslänglich hinter Gittern.«

»Daran können wir wahrscheinlich nicht viel ändern«, bemerkte Candace.

»Vielleicht doch«, entgegnete Kevin. »Man müßte nur ein paar Tierschutzgruppen davon in Kenntnis setzen, was hier vorgeht.«

»Fang damit bloß nicht an, bevor wir unsere eigene Haut gerettet haben«, warnte Melanie. »Sonst bringst du die Leute hier endgültig auf die Palme.«

Sie erreichten den östlichen Stadtrand und ließen die Fußball- und Tennisplätze rechts hinter sich. Der Tennisplatz war gut besucht; auf

jedem Court wurde gespielt.

»Da wird einem mal wieder bewußt, wie unbedeutend man im Grunde ist«, stellte Melanie mit einem Blick auf die Spieler fest. »Da ist man mehr als zwei Tage verschwunden und leidet Höllenqualen, und hier geht alles weiter, als wäre nichts passiert.«

Melanies Bemerkung hing noch in der Luft, als sie unbewußt registrierten, daß der Wagen abbremste. Sie waren kurz vor der scharfen Rechtskurve, an der die Straße zur Tiersektion abzweigte. Doch anstatt abzubiegen, wurde der Laster zusehends langsamer und kam schließlich zum Stehen. Kevin richtete sich auf und sah nach vorne. Vor ihnen stand Bertrams Cherokee-Jeep.

»Siegfried will, daß Sie die drei sofort zu Kevins Haus bringen«, rief Bertram Dave zu. »In Ordnung«, rief Dave zurück.

Der Kleinlaster setzte sich ruckartig wieder in Bewegung und zog an Bertram vorbei.

Kevin legte sich zurück auf die Ladefläche. »Ich kann es kaum glauben. Vielleicht fassen sie uns ja am Ende doch nicht so hart an, wie wir befürchten.«

»Wir könnten Dave bitten, Candace und mich unterwegs abzusetzen«, schlug Melanie vor. »Meine Wohnung und das Krankenhaus liegen doch sozusagen auf dem Weg.« Dann sah sie an sich herunter und fügte hinzu: »Als erstes gehe ich unter die Dusche und ziehe mir frische Sachen an. Vorher bringe ich trotz meines Riesenhungers keinen Bissen herunter.« Kevin richtete sich auf, kroch auf Knien von hinten an die Fahrerkabine und klopfte an das Rückfenster. Als Dave ihn bemerkte, trug er Melanies Bitte vor. Dave antwortete mit einer energisch abwinkenden Handbewegung. Als sie die Straße mit dem Kopfsteinpflaster erreichten, wurden sie so durchgeschüttelt, daß sie sich hinsetzen und festhalten mußten. Nach der letzten Biegung sah Kevin erwartungsvoll nach vorn. Er freute sich schon genauso auf seine Dusche wie Melanie. Doch leider war das, was sich vor ihm auftat, nicht gerade ermutigend. Vor seinem Haus standen Siegfried und Cameron, und sie waren in Begleitung von vier schwerbewaffneten äquatorialguinesischen Soldaten, von denen der eine ein Offizier war.

»Oh!« rief Kevin. »Das sieht ja gar nicht gut aus.« Der Laster kam zum Stehen. Dave sprang aus dem Führerhaus, ging um den Wagen und öffnete die Ladeklappe. Ungelenk kletterte Kevin als erster hinunter. Melanie und Candace folgten ihm.

Sich innerlich auf das Unvermeidliche vorbereitend, ging Kevin auf Siegfried und Cameron zu. Er wußte, daß Melanie und Candace direkt hinter ihm waren. Bertram hatte vor dem Laster geparkt und sich zu seinen Kollegen gesellt. Keiner von ihnen sah besonders glücklich aus.

»Wir hatten gehofft, Sie hätten sich ein paar Tage unangemeldeten Urlaub genommen«, begann Siegfried wütend. »Statt dessen müssen wir nun feststellen, daß Sie vorsätzlich gegen eine geltende Anordnung verstoßen und Isla Francesca trotz Verbot betreten haben! Ich stelle Sie unter Hausarrest!« Dann deutete er über seine Schulter auf Kevins Haus. »Vorerst verläßt keiner von Ihnen dieses Haus!«

Kevin wollte gerade zu einer Erklärung ansetzen, warum sie auf die Insel gefahren waren, als Melanie sich an ihm vorbeidrängte. Sie wirkte erschöpft und war außer sich vor Wut.

»Eins steht fest«, fuhr sie Siegfried an. »Ich lasse mich unter keinen Umständen von Ihnen hier einsperren! Außerdem kündige ich. Sobald der nächste Flug geht, bin ich weg.« Wie immer, wenn er in Rage geriet, begann Siegfried höhnisch zu grinsen, was ihn wie ein deformiertes Monster aussehen ließ. Er machte einen schnellen Schritt nach vorn und verpaßte Melanie einen brutalen Schlag ins Gesicht. Melanie ging sofort zu Boden. Reflexartig kniete Candace sich neben ihre Freundin, um ihr zu helfen.

»Fassen Sie sie nicht an!« brüllte Siegfried und fuchtelte wild mit dem Arm, als wollte er auch Candace eine Ohrfeige verpassen.

Candace ignorierte ihn und half Melanie, sich ein wenig aufzurichten. Melanies linkes Auge begann bereits anzuschwellen; ein kleines Rinnsal Blut lief ihr die Wange hinunter. Kevin zuckte zusammen und sah weg; er rechnete jeden Augenblick damit, daß Siegfried noch einmal zuschlug. Er bewunderte Candace' Mut und wünschte, er wäre nur halb so couragiert wie sie. Doch Siegfried jagte ihm eine solche Angst ein, daß er nicht wagte, sich zu bewegen.

Als kein weiterer Schlag folgte, sah er zurück zu den Frauen. Candace stützte Melanie, die sichtbar wackelig auf den Beinen stand.

»Sie werden die Zone in der Tat ziemlich bald verlassen«, brüllte Siegfried Melanie an. »Allerdings in Begleitung einiger äquatorialguinesischer Staatsdiener. Ich empfehle Ihnen, es dann noch einmal zu wagen, Ihr freches Maul aufzureißen!« Kevin mußte schlucken. Den Äquatorialguinesen übergeben zu werden, war das Schlimmste, was er befürchtet hatte.

»Ich bin Amerikanerin«, schluchzte Melanie.

»Aber Sie befinden sich in Äquatorialguinea«, fuhr Siegfried sie an. »Sie haben gegen äquatorialguinesisches Recht verstoßen.«

Siegfried trat einen Schritt zurück. »Nur damit Sie Bescheid wissen - ich habe Ihre Pässe konfisziert. Sobald ich Sie an die zuständige Behörde ausliefere, übergebe ich auch Ihre Ausweispapiere. In der Zwischenzeit bleiben Sie in diesem Haus. Und ich warne Sie: Der Offizier und die Soldaten haben den Befehl zu schießen, falls Sie es wagen sollten, einen Schritt vor die Tür zu setzen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Ich brauche etwas zum Anziehen«, kreischte Melanie.

»Ich habe für Sie beide Kleidung aus Ihren Wohnungen bringen lassen«, erwiderte Siegfried. »Sie finden sie oben in den Gästezimmern. Wie Sie sehen, haben wir an alles gedacht.« An Cameron gewandt, fügte er hinzu: »Kümmern Sie sich darum, daß hier alles läuft!«

»Selbstverständlich, Sir«, erwiderte Cameron und legte die Hand an seine Hutkrempe, bevor er sich zu Kevin und den Frauen umdrehte.

»Sie haben gehört, was der Chef gesagt hat«, fuhr er sie an. »Nach oben mit Ihnen, und machen Sie bloß keinen Ärger!« Kevin setzte sich in Bewegung, steuerte aber nicht direkt den Eingang an, sondern ging zunächst schräg auf Bertram zu.

»Sie wissen nicht nur, wie man Feuer anmacht, sie stellen auch Werkzeuge her und reden miteinander!« Um nichts zu riskieren, ging er weiter. Auf Bertrams Gesicht war zwar außer einem leichten Zucken seiner ständig hochgezogenen Augenbrauen nichts zu erkennen, aber Kevin war sicher, daß der Tierarzt ihn verstanden hatte. Als

Kevin mit schweren Beinen die Treppe zur ersten Etage hinaufstieg, sah er, daß Cameron den Soldaten und dem Offizier bereits ihre Stellung zuwies. Sie sollten am unteren Treppenabsatz in Position gehen.

In der oberen Diele angelangt, sahen Kevin, Melanie und Candace sich an. Melanie schluchzte noch immer leise vor sich hin.

»Keine guten Nachrichten«, stellte Kevin fest und seufzte.

»Das können sie doch nicht mit uns machen«, schluckte Melanie.

»Sie werden es auf alle Fälle versuchen«, entgegnete Kevin. »Und ohne unsere Pässe können wir das Land kaum verlassen - nicht mal, wenn wir es zu Fuß versuchen würden.« Melanie legte sich die Hände auf die Wangen und drückte kräftig zu. »Ich muß mich endlich zusammenreißen«, ermahnte sie sich selbst.

»Ich fühle mich wie betäubt«, gestand Candace. »Wie mir scheint, haben wir einen gleitenden Übergang von einer Gefangenschaft in die nächste gefunden.«

Kevin seufzte wieder. »Wenigstens haben sie uns nicht ins Gefängnis gesteckt.«

Sie hörten, wie draußen mehrere Autos angelassen wurden und wegfuhren. Kevin ging auf die Veranda und sah, daß bis auf Camerons Wagen keiner mehr dastand. Er sah gen Himmel und registrierte, daß es dämmerte und die Nacht hereinzubrechen begann. Es waren bereits die ersten Sterne zu sehen.

Er ging zurück ins Haus und steuerte auf das Telefon zu. Doch als er den Hörer abnahm, hörte er, was er befürchtet hatte: nichts.

»Hörst du das Freizeichen?« fragte Melanie hinter ihm. Er legte den Hörer wieder auf und schüttelte den Kopf. »Nein. Die Leitung ist tot.«

»Hatte ich mir gedacht«, erklärte Melanie. »Am besten duschen wir erst mal«, schlug Candace vor. »Eine gute Idee«, entgegnete Melanie. Sie gab sich Mühe, wieder etwas optimistischer zu klingen.

Nachdem sie vereinbart hatten, sich in einer halben Stunden wiederzutreffen, durchquerte Kevin das Eßzimmer und öffnete die Küchentür. So verdreckt wie er war, wollte er Esmeralda zwar nicht gegenübertreten, aber der Geruch von gebratenem Hühnchen war einfach unwiderstehlich. Esmeralda sprang auf, als er die Küche

betrat.

»Hallo, Esmeralda«, begrüßte er seine Haushälterin.

»Willkommen, Mr. Marshall«, entgegnete sie.

»Sie sind ja diesmal gar nicht nach draußen gekommen, um uns zu begrüßen«, stellte Kevin fest.

»Ich hatte Angst, daß der Zonenmanager womöglich noch da ist«, erklärte sie. »Siegfried und ein paar von den Sicherheitsleuten sind heute nachmittag zu mir gekommen und haben mir erklärt, daß Sie nach Hause kommen, das Haus aber in der nächsten Zeit nicht verlassen dürfen.«

»Ja, das haben sie mir auch erzählt«, bestätigte Kevin. »Ich habe Essen vorbereitet«, sagte Esmeralda. »Haben Sie Hunger?«

»Einen wahnsinnigen Kohldampf sogar«, erwiderte Kevin. »Aber ich habe noch zwei Gäste mitgebracht.«

»Ich weiß«, sagte Esmeralda. »Das hat der Manager ebenfalls erwähnt.«

»Können wir in einer halben Stunde essen?« fragte Kevin. »Selbstverständlich.«

Kevin nickte zufrieden. Er konnte sich glücklich schätzen; Esmeralda war wirklich eine gute Seele. Als er gerade gehen wollte, bat sie ihn, noch einen Augenblick zu warten. Er blieb im Türrahmen stehen.

»In Cogo passieren zur Zeit schlimme Dinge«, erklärte sie. »Es trifft nicht nur Sie und Ihre beiden Bekannten, auch Fremde sind betroffen. Ich habe eine Cousine, die im Krankenhaus arbeitet. Sie hat mir erzählt, daß dort vier Amerikaner aus New York aufgekreuzt sind. Sie haben mit dem Patienten gesprochen, dem die Bonoboleber eingepflanzt wurde.«

»Tatsächlich?« fragte Kevin. Daß Unbekannte aus New York kamen, um mit einem Transplantationspatienten zu sprechen, war in der Tat eine ziemlich überraschende Neuigkeit.

»Sie sind einfach in das Zimmer des Patienten hereingeplatzt«, fuhr Esmeralda fort. »Dabei hatten sie eigentlich nicht einmal die Erlaubnis, das Krankenhaus zu betreten. An der Information haben sie gesagt, sie seien Ärzte. Natürlich sind dann sofort die Leute vom Si-

cherheitsdienst eingeschaltet worden, und die haben die Eindringlinge zusammen mit den Soldaten und den Söldnern weggeschafft. Jetzt sitzen sie im Gefängnis.«

»Das gibt's doch nicht!« staunte Kevin, während ihm plötzlich ein ganz anderer Gedanke durch den Kopf schoß. New York erinnerte ihn an den überraschenden Anruf, den er Mitte der vergangenen Woche erhalten hatte, als ihn Taylor Cabot, der Geschäftsführer von GenSys, mitten in der Nacht aus dem Bett geschreckt hatte. Er hatte mit ihm über den Patienten Carlo Franconi sprechen wollen, der in New York umgebracht worden war. Taylor Cabot hatte wissen wollen, ob es möglich sei, mittels einer Autopsie herauszufinden, was mit Carlos Leber geschehen war.

»Meine Cousine kennt ein paar von den Soldaten, die bei der Festnahme dabei waren«, fuhr Esmeralda fort. »Es heißt, daß die Amerikaner den äquatorialguinesischen Behörden übergeben werden. Wenn das stimmt, wird man sie hinrichten. Ich dachte, das sollten Sie vielleicht wissen.« Kevin spürte, wie ihm ein kalter Schauer den Rücken hinunterlief. Er wußte, daß Siegfried das gleiche mit Melanie, Candace und ihm vorhatte. Aber wer waren bloß diese Amerikaner? Ob sie etwas mit der Obduktion von Carlo Franconi zu tun hatten?

»Die Lage ist ziemlich ernst«, stellte Esmeralda fest. »Und ich fürchte, auch für Sie. Ich weiß, daß Sie auf der verbotenen Insel waren.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Kevin erstaunt. »Bei uns wird viel geredet«, erwiderte Esmeralda. »Als ich zu Hause erzählt habe, daß Sie so überstürzt weggefahren sind und der Zonenmanager nach ihnen sucht, hat Alphonse Kimba meinem Mann verraten, daß Sie zu der Insel rübergefahren sind. Er war sich ganz sicher.«

»Es ist wirklich lieb von Ihnen, daß Sie sich solche Sorgen um mich machen«, sagte Kevin ausweichend. In Gedanken war er schon ganz woanders. »Danke, daß Sie mich über diese Neuigkeiten informiert haben.«

Verwirrt ging er in sein Schlafzimmer. Als er sich im Spiegel betrachtete, stellte er erschrocken fest, wie erschöpft und dreckig er

aussah. Er fuhr sich mit der Hand über seinen Stoppelbart und registrierte dabei etwas, das ihn noch mehr beunruhigte: Er sah seinem Double verblüffend ähnlich! Nachdem er sich rasiert, geduscht und frische Sachen angezogen hatte, fühlte er sich wie neu geboren. Doch er mußte die ganze Zeit an die im Gefängnis unter dem Rathaus eingesperrten Amerikaner denken. Am liebsten wäre er sofort zu ihnen gegangen, um mit ihnen zu reden. Auch den beiden Frauen hatte die Dusche sichtbar gutgetan.

Melanie gab sich wieder selbstbewußt und unverwüstlich und beschwerte sich bitterlich über die Kleiderauswahl, die Siegfrieds Leute für sie getroffen hatten. »Nichts paßt zueinander«, klagte sie.

Sie ließen sich im Eßzimmer nieder, und Esmeralda begann, das Essen zu servieren. Melanie sah sich im Raum um und mußte lachen. »Irgendwie finde ich es witzig, daß wir noch vor ein paar Stunden wie die Neandertaler gelebt haben. Und jetzt plötzlich, wie im Handumdrehen, schwelgen wir wieder im modernen Luxus. Ich komme mir vor, als wäre ich in einer Zeitmaschine gewesen.«

»Wenn wir uns bloß nicht solche Sorgen darum machen müßten, was uns morgen blüht«, gab Candace zu bedenken.

»Laßt uns wenigstens unser letztes Abendessen genießen«, schlug Melanie mit ihrem typischen trockenen Humor vor. »Je mehr ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich mir außerdem vorstellen, daß sie uns wirklich den äquatorialguinesischen Behörden ausliefern. Damit können sie doch nicht durchkommen! Schließlich beginnt bald das dritte Jahrtausend. Für so etwas ist die Welt einfach zu klein!«

»Ich weiß nicht recht…«, murmelte Candace.

»Entschuldige, daß ich dich unterbreche«, fiel Kevin ihr ins Wort. »Aber ich muß euch unbedingt etwas erzählen, was ich gerade von Esmeralda erfahren habe.« Kevin begann mit dem nächtlichen Überraschungsanruf von Taylor Cabot und fuhr dann mit der Geschichte über die plötzliche Ankunft der New Yorker und deren nachfolgende Gefangennahme und Verfrachtung in das örtliche Gefängnis fort.

»Seht ihr«, sagte Melanie. »Genau das meinte ich gerade. Da nehmen ein paar clevere Leute eine Autopsie vor, und plötzlich stehen sie in Cogo. Mit unserer Annahme, hier völlig isoliert und unbeo-

bachtet vor uns hin zu wursteln, lagen wir wohl ziemlich daneben. Ich sage euch - die Welt wird von Tag zu Tag kleiner.«

»Glaubst du, diese Amerikaner sind hier, weil sie einem Rätsel um Franconi auf der Spur sind?« fragte Kevin. Seine Intuition sagte ihm, daß es so sein mußte, doch er wollte wissen, ob die Frauen das genauso sahen.

»Wieso sollten sie denn sonst hier sein?« fragte Melanie zurück. »In meinen Augen besteht da nicht der geringste Zweifel.«

»Was meinst du, Candace?« fragte Kevin. »Ich glaube, Melanie hat recht«, erklärte sie. »So viel Zufall kann es einfach nicht geben.«

»Danke, Candace!« sagte Melanie. Während sie ihr leeres Weinglas hin und her schwenkte, sah sie Kevin herausfordernd an. »Ich will ja diese spannende Unterhaltung nicht unterbrechen, aber hast du vielleicht noch etwas mehr von diesem köstlichen Wein?«

»Ach herrje«, rief Kevin. »Entschuldige, daß ich so unaufmerksam bin.« Er stand auf und ging in die Speisekammer, wo er seine größtenteils unangerührten Weinvorräte aufbewahrte. Während er die Etiketten studierte, die ihm so gut wie nichts sagten, fiel ihm plötzlich auf, wie groß sein Weinbestand war. Als er die Flaschen in einem der Regale zählte und den Bestand auf den gesamten Raum hochrechnete, kam er auf mehr als dreihundert Flaschen.

»Nicht schlecht«, murmelte er vor sich hin, während in seinem Kopf ein Plan Gestalt annahm. Er schnappte sich einen Armvoll Flaschen und stieß die Pendeltür zur Küche auf. Esmeralda, die gerade zu Abend aß, sprang dienstbeflissen auf.

»Ich muß Sie um einen Gefallen bitten«, begann Kevin. »Würden Sie den Soldaten, die unten am Treppenabsatz Wache stehen, bitte diese Flaschen und einen Korkenzieher bringen?«

»So viele?« fragte Esmeralda verwirrt.

»Ja«, erwiderte Kevin. »Und ich möchte, daß Sie den Soldaten im Rathaus auch etwas von dem Wein bringen. Wenn sie fragen, wie sie zu der Ehre kommen, erzählen Sie ihnen, daß ich von hier weggehe und mir daran gelegen ist, daß sie in den Genuß des guten Weines kommen - und nicht der Zonenmanager.«

Esmeralda sah Kevin an und griente über das ganze Gesicht.

»Ich glaube, ich verstehe, was Sie vorhaben.« Sie nahm eine große Einkaufstasche aus dem Schrank, packte sie mit Weinflaschen voll und verschwand kurz darauf durch die Speisekammer, um die Soldaten in der Eingangsdiele zu beglücken. Kevin lief ein paarmal zwischen dem Vorratsraum und der Küche hin und her und stapelte eine Batterie Weinflaschen auf dem Tisch, darunter auch ein paar Flaschen Portwein.

»Was ist los?« fragte Melanie durch den geöffneten Türspalt. »Wir warten auf dich. Wo bleibt der Wein?«

Kevin reichte ihr eine der Flaschen und erklärte, daß er noch ein paar Minuten brauche und sie schon ohne ihn anfangen sollten zu essen. Melanie drehte die Flasche um und warf einen Blick auf das Etikett.

»Das gibt's doch nicht! Château Latour?« staunte sie und feixte fröhlich. Dann ging sie zurück ins Eßzimmer. Esmeralda kehrte zurück und vermeldete, daß die Soldaten sich sehr gefreut hätten. »Aber ich bringe ihnen besser auch noch ein wenig Brot. Das verstärkt ihren Durst.«

»Eine hervorragende Idee«, entgegnete Kevin. Er füllte die Einkaufstasche erneut mit Weinflaschen und hob sie an. Sie war ziemlich schwer, aber Esmeralda würde schon damit klarkommen.

»Geben Sie mir Bescheid, wie viele Soldaten im Rathaus postiert sind«, forderte er Esmeralda auf und reichte ihr die Tasche. »Es sollte auf alle Fälle für jeden genug zu trinken dasein.«

»Normalerweise stehen nachts immer vier Soldaten Wache«, erklärte Esmeralda.

»Dann dürften zehn Flaschen genügen«, stellte Kevin fest. »Zumindest für den Anfang.« Dann grinste er Esmeralda verschmitzt an, die sein Grinsen erwiderte. Er holte tief Luft und öffnete die Tür zum Eßzimmer. Er war gespannt, was die Frauen von seiner Idee hielten.

Kevin drehte sich um und sah auf die Uhr. Es war kurz vor Mitternacht. Er richtete sich auf und setzte sich auf die Bettkante. Dann stellte er den Wecker aus, den er auf Punkt Mitternacht gestellt hatte, und streckte sich.

Sein Plan hatte während des Abendessens eine lebhafte Diskussion ausgelöst. Sie hatten die ursprüngliche Idee verfeinert und zu Ende gedacht und waren sich schließlich einig gewesen, daß das Vorhaben einen Versuch wert war. Nachdem sie alle Vorbereitungen getroffen hatten, hatten sie beschlossen, sich noch ein wenig auszuruhen. Doch obwohl er furchtbar erschöpft war, hatte Kevin kein Auge zugemacht. Er war einfach zu aufgedreht. Außerdem waren die Soldaten immer lauter geworden. Zuerst hatten sie sich nur angeregt miteinander unterhalten, doch seit einer halben Stunde wurden sie zusehends lauter und begannen, ohrenbetäubend und betrunken herumzugrölen.

Esmeralda hatte die beiden Soldatengruppen im Laufe des Abends zweimal besucht. Als sie das erste Mal vom Rathaus zurückgekehrt war, hatte sie verkündet, daß der teure französische Wein so richtig eingeschlagen habe. Nach ihrem zweiten Besuch hatte sie Kevin berichtet, daß von der ersten Lieferung so gut wie nichts mehr übrig sei.

Kevin zog sich schnell im Dunkeln an und schlüpfte auf den Flur. Er wollte auf keinen Fall das Licht anknipsen. Zum Glück schien der Mond relativ hell, so daß er den Weg zu den Gästezimmern mühelos fand. Zuerst klopfte er an Melanies Tür. Er war überrascht, als sie sofort öffnete.

»Ich habe schon auf dich gewartet«, flüsterte sie. »Ich konnte nicht schlafen.«

Dann schlichen sie gemeinsam zu Candace' Tür. Candace war ebenfalls schon angezogen.

Auf dem Weg zur Veranda durchquerten sie das Wohnzimmer, wo sich jeder seine kleine, bereits am Abend gepackte Tasche nahm. Der Blick war zauberhaft exotisch. Vor ein paar Stunden hatte es kräftig geregnet, doch jetzt hingen lediglich ein paar vereinzelte silbrigblaue Schäfchenwolken am Himmel. Der dreiviertelvolle Mond stand hoch am Himmel und tauchte den in Nebelschleier gehüllten Ort in ein etwas unheimlich wirkendes Licht. Die heiße, feuchte Nacht war erfüllt vom lauten Konzert des Urwalds.

Da sie den ersten Part ihres Plans ausführlich besprochen hatten, schritten sie ohne ein weiteres Wort zur Tat. In der hinteren Ecke der

Veranda hatten sie drei Laken zu einem Strick zusammengebunden und an der Balustrade befestigt. Das andere Ende hatten sie unten auf den Boden fallen lassen. Melanie bestand darauf, sich als erste abzuseilen. Sie kletterte flink über das Geländer und ließ sich behende nach unten gleiten. Candace war die nächste. Ihre Erfahrung als Cheerleader kam ihr sehr zugute; auch sie hatte keine Mühe, nach unten zu gelangen.

Kevin schaffte es nicht ganz so problemlos nach unten. Eigentlich wollte er genauso behende wie Melanie über das Geländer hüpfen, doch beim Abseilen stieß er sich zu stark mit den Füßen ab. Als er an die Veranda zurückprallte, verhedderte er sich in den Laken und schürfte sich an der Stuckverzierung die Knöchel auf.

»Alles okay?« flüsterte Melanie. »Ich glaube ja«, erwiderte er.

Der nun folgende Teil ihres Fluchtplans gestaltete sich etwas schwieriger. Im Schatten der Arkade schlichen sie zentimeterweise im Gänsemarsch an der Rückseite des Hauses entlang. Dabei näherten sie sich mit jedem Schritt der Haupttreppe und den Soldaten, deren Stimmen sie deutlich hören konnten. Zur Begleitung ihrer Trinkorgie hatten sie einen Kassettenrecorder angestellt, aus dem leise afrikanische Musik dudelte. Als sie den Unterstand von Kevins Toyota Land-Cruiser erreichten, schlichen sie an der Beifahrertür vorbei zur Frontseite des Wagens. Wie in ihrem Plan genau ausgetüftelt, ging Kevin vorne um das Auto herum, öffnete leise die Fahrertür und stieg ein. Von den betrunkenen Soldaten trennten ihn nur fünf bis sieben Meter; sie befanden sich auf der anderen Seite einer von der Decke des Unterstands herabhängenden Reetmatte. Kevin löste die Handbremse und legte den Leerlauf ein. Dann sah er zu den Frauen herüber und gab ihnen ein Zeichen, daß sie anfangen sollten zu schieben.

Zuerst rührte sich das schwere Fahrzeug nicht vom Fleck. Doch als Kevin wieder ausstieg, seine Beine gegen das Fundament des Hauses stemmte und mit aller Kraft mitschob, setzte sich der Wagen langsam in Bewegung und rollte aus dem Unterstand heraus.

Von der Arkade war es nicht mehr weit bis zum Beginn des Kopfsteinpflasters; um das Regenwasser in Richtung Flußmündung und

weg vom Haus zu leiten, hatte man die Straße leicht abschüssig konstruiert. Als die Hinterräder auf der Straße standen, war es nicht mehr nötig, zu schieben. Kevin merkte, daß der Wagen plötzlich von allein rollte.

»Juhu!« rief er, als das Auto immer schneller wurde. Er lief um den rollenden Wagen herum und versuchte, die Fahrertür zu öffnen, was gar nicht so einfach war, da das Auto inzwischen ganz schön in Fahrt gekommen war. Es rollte etwa in der Mitte der Straße und tendierte leicht nach rechts, hinunter in Richtung Ufer.

Schließlich gelang es ihm, die Tür zu öffnen und mit einem schnellen Satz hineinzuspringen. Als er hinter dem Steuer saß, trat er auf die Bremse und riß gleichzeitig das Lenkrad nach links, um zu verhindern, daß der Wagen von der Straße abkam.

Dann sah er ängstlich zum Haus zurück, um festzustellen, ob die Soldaten etwas bemerkt hatten. Doch die Männer saßen noch immer um den kleinen Tisch herum, auf dem der Kassettenrecorder und ein halbes Dutzend leere Flaschen standen; sie klatschten und stampften ausgelassen zur Musik und hatten von Kevins Manöver mit dem Auto nichts mitbekommen. Er seufzte vor Erleichterung, als Melanie auf den Beifahrersitz kletterte und Candace hinten einstieg.

»Schlagt bloß nicht die Türen zu!« ermahnte Kevin die Frauen. Auch er hatte seine Hand noch immer am Griff, um die Tür einen Spalt offenzuhalten.

Dann nahm er den Fuß von der Bremse. Zuerst tat sich nichts, doch als er sich schwungvoll vor und zurück bewegte, begann das Auto langsam den Hang zum Ufer hinunterzurollen. Während der Wagen zusehends beschleunigte, behielt er im Rückspiegel sein Haus im Auge.

Sie ließen sich noch zwei Straßenblöcke weiterrollen. Hier flachte der Hügel allmählich ab, das Auto rollte aus und kam schließlich zum Stehen. Erst jetzt steckte Kevin den Schlüssel ins Zündschloß und ließ den Motor an. Jeder schlug seine Tür zu.

Als sich ihre Blicke im Halbdunkel des Wageninneren trafen, lächelten sie sich erleichtert an. Ihre Herzen schlugen ihnen bis zum Hals, so aufgeregt waren sie.

»Wir haben es geschafft!« rief Melanie.

»Bis hierher ja«, stimmte Kevin ihr zu.

Er fuhr an und machte zunächst einen großen Bogen um sein Haus. Dann brauste er in Richtung Autowerkstatt davon. »Du scheinst dir ziemlich sicher zu sein, daß die Leute von der Werkstatt uns keine Probleme bereiten«, stellte Melanie fest.

»Absolut sicher bin ich mir natürlich nicht«, entgegnete Kevin. »Aber ich halte es für ziemlich unwahrscheinlich. Die Leute von der Werkstatt leben in Cogo ihr eigenes Leben. Außerdem können wir davon ausgehen, daß Siegfried die Geschichte über unser Verschwinden und Wiederauftauchen geheimgehalten hat. Wenn er im Ernst vorhat, uns den äquatorialguinesischen Behörden auszuliefern, hätte er keine andere Wahl.«

»Hoffentlich hast du recht«, sagte Melanie und seufzte. »Ich frage mich, ob wir uns nicht doch lieber einfach hinter einen der Lastwagen klemmen und versuchen sollten, so schnell wie möglich aus der Zone herauszukommen, anstatt uns auch noch um vier Amerikaner zu kümmern, die wir nicht einmal kennen.«

»Da diese Leute einen Weg gefunden haben, in die Zone hereinzukommen, gehe ich davon aus, daß sie auch einen Plan haben, wie sie wieder rauskommen«, entgegnete Kevin. »Durch das Haupttor sollten wir es wirklich nur im alleräußersten Notfall versuchen.«

Sie bogen auf das Gelände der Autowerkstatt ein, in der wie immer nachts Hochbetrieb herrschte. Das Flutlicht war so grell, daß sie ihre Augen zusammenkneifen mußten. Sie fuhren weiter bis zu dem Bereich, in dem Reparaturen vorgenommen wurden. Kevin parkte hinter einer Bucht mit einer hydraulischen Hebebühne, mit der gerade das Fahrerhaus eines Sattelschleppers hochgefahren worden war. Unter der Hebebühne standen einige ölbeschmierte Mechaniker und kratzten sich am Kopf.

»Wartet hier«, forderte Kevin die Frauen auf und stieg aus. Er ging auf die Männer zu und begrüßte sie. Melanie und Candace beobachteten ihn. Candace drückte ihre Daumen.

»Wenigstens sind sie nicht sofort ans Telefon gestürzt, als sie ihn gesehen haben«, bemerkte Melanie. Die Frauen beobachteten, wie

einer der Mechaniker wegging und durch eine Tür im Inneren der Werkstatt verschwand. Kurz darauf kam er mit einer langen, schweren Kette zurück und überreichte sie Kevin, der unter dem Gewicht beinahe das Gleichgewicht verlor.

Mit einem vor Anstrengung immer röter werdenden Kopf taumelte er zurück zum Toyota. Melanie ahnte, daß er kurz davor war, die Kette fallen zu lassen, und sprang aus dem Wagen, um die Klappe der Ladefläche zu öffnen.

Der Wagen sackte spürbar ab, als er die schwere Kette hineinfallen ließ.

»Ich hatte zwar um eine schwere Kette gebeten«, brachte Kevin hervor. »Aber so schwer sollte das Ding nun auch wieder nicht sein.«

»Was hast du ihnen denn erzählt?« fragte Melanie.

»Ich habe gesagt, daß dein Auto im Matsch steckengeblieben ist«, erwiderte Kevin. »Sie haben nicht einmal mit der Wimper gezuckt. Allerdings haben sie uns auch keine Hilfe angeboten.« Sie stiegen wieder ein und fuhren zurück in Richtung Cogo.

»Bist du sicher, daß unser Plan funktioniert?« fragte Candace vom Rücksitz.

Auf dem letzten Stück des Weges sagte niemand ein Wort. Sie wußten, daß nun der schwierigste Part begann. Als sie auf den Rathausparkplatz einbogen und Kevin das Licht ausschaltete, knisterte es im Wagen förmlich vor Spannung. Der als Armeeposten dienende Raum war hell erleuchtet. Als sie näher kamen, hörten sie Musik. Die Soldaten hörten wie ihre Kollegen afrikanische Musik, doch im Gegensatz zu ihnen hatten sie den Kassettenrecorder bis zum Anschlag aufgedreht.

»Auf so eine Party hatte ich gehofft«, sagte Kevin und fuhr in einem großen Bogen von hinten an das Gebäude heran. Im Schatten der Arkade konnte er so gerade die Lichtschächte des unterirdischen Gefängnisses erkennen.

Etwa zwei Meter vor dem Gebäude brachte er den Wagen zum Stehen und zog die Handbremse an. Wie gebannt starrten die drei hinüber zu dem Raum, in dem sich der Armeeposten befand, doch sie konnten weder Soldaten noch sonst irgend etwas ausmachen. Von

ihrem Blickwinkel aus sahen sie auf ein unverglastes Fenster. Die Fensterläden waren hochgeklappt und an der Decke der Arkade eingehakt. Auf dem Fensterbrett standen etliche leere Weinflaschen.

»Jetzt oder nie«, sagte Kevin.

»Können wir irgendwie helfen?« fragte Melanie.

»Nein«, erwiderte Kevin. »Bleibt besser hier.« Kevin stieg aus und schlüpfte unter den nächsten Bogen, um zunächst im Schatten der Arkade ein wenig Schutz zu suchen. Die Musik war markerschütternd laut. Am meisten fürchtete er, daß irgend jemand aus dem Fenster blicken würde. Dann würde man ihn sofort entdecken; es gab nichts, wohinter er sich hätte verstecken können.

Er sah in den Lichtschacht hinab und erkannte die vergitterte Öffnung. Hinter den Gitterstäben war es stockdunkel. In der Zelle war nicht der Hauch eines Lichtschimmers zu erkennen. Er kniete sich hin und beugte sich mit dem Kopf über die Öffnung des Lichtschachts. Dann ging er mit dem Gesicht so nah wie möglich an die Gitter heran und rief: »Hallo! Ist da jemand?«

»Nur wir Touristen«, erwiderte Jack. »Wollen Sie uns zu der Party einladen?«

»Wie ich gehört habe, sind Sie Amerikaner«, fuhr Kevin fort. »Durch und durch«, entgegnete Jack.

Plötzlich hörte Kevin auch noch andere Stimmen aus der Dunkelheit, doch er konnte kein Wort verstehen. »Sie haben sich in eine äußerst gefährliche Situation gebracht«, erklärte Kevin.

»Ach tatsächlich?« fragte Jack. »Wir dachten, so würden alle Besucher von Cogo behandelt.«

Mit wem auch immer er da sprach, sinnierte Kevin, er würde sich mit Sicherheit blendend mit Melanie verstehen. »Ich versuche jetzt, die Gitterstäbe aus der Verankerung zu reißen«, erklärte Kevin. »Sind Sie alle in einer Zelle?«

»Nein. In der Zelle links daneben sitzen zwei hübsche junge Ladies.«

»Okay«, sagte Kevin. »Ich versuche es zuerst mit diesem Gitter.«

Er stand auf, holte die Kette und kehrte zurück zum Schacht. Dort ließ er sie herunter und ließ das Ende durch die Stäbe hindurchglei-

ten.

»Schlingen Sie die Kette ein paarmal um einen der Gitterstäbe, und haken Sie das Ende fest!« rief Kevin.

»Das gefällt mir«, entgegnete Jack. »Erinnert mich an einen alten Western.«

Zurück am Toyota hakte Kevin die Kette in die Abschleppöse seines Wagens ein. Dann ging er zurück zum Schacht und zog vorsichtig an der Kette. Wie er feststellte, war sie um den mittleren Gitterstab geschlungen und fest verhakt.

»Sieht gut aus«, stellte er fest. »Mal sehen, was passiert.« Er stieg ins Auto und legte den niedrigsten Gang des Allradantriebs ein. Dann drehte er sich um, sah durch die Heckscheibe und fuhr ganz langsam an, um die Kette zunächst nur zu straffen.

»Okay, es geht los!« sagte er dann zu Melanie und Candace und trat aufs Gaspedal. Der Hochleistungsmotor mußte sein Äußerstes geben, doch Kevin hörte davon nichts. Das Aufheulen des Motors ging in dem wilden Sound einer beliebten Rockgruppe aus Zaire unter. Plötzlich machte der Wagen einen Satz nach vorn. Kevin trat schnell auf die Bremse. Hinter sich hörte er trotz der Musik ein ohrenbetäubend lautes Geschepper. Es klang, als ob jemand mit aller Kraft einen Bordstein auf eine Feuerleiter geschmettert hätte.

Kevin und die Frauen zuckten zusammen und sahen ängstlich zu dem Fenster hinauf, hinter dem die Soldaten feierten. Zu ihrer Erleichterung sah niemand nach, woher der grauenvolle Lärm gekommen war.

Kevin sprang aus dem Auto, um nachzusehen, ob das Gitter tatsächlich herausgerissen war. Doch bevor er den Schacht erreichte, stieß er um ein Haar mit einem großen, äußerst kräftigen Schwarzen zusammen, der ihm entgegenkam.

»Gute Arbeit, das muß man Ihnen lassen! Mein Name ist Warren, und das ist Jack.« Jack war inzwischen neben Warren getreten.

»Ich bin Kevin.«

»Okay«, sagte Warren. »Am besten setzen Sie ein Stück zurück. Wir müssen versuchen, auch das Gitter in dem anderen Schacht herauszureißen.«

»Wie sind Sie denn so schnell da rausgekommen?« fragte Kevin.

»Ganz einfach«, erwiderte Warren. »Sie haben doch den ganzen Rahmen rausgerissen.«

Kevin stieg ins Auto und setzte langsam zurück. Jack und Warren hatten die Kette bereits wieder richtig befestigt.

»Es hat geklappt!« rief Melanie begeistert. »Gratuliere!«

»Es hat wirklich besser funktioniert, als ich dachte«, gestand Kevin.

Kurz darauf klopfte jemand gegen die Heckscheibe des Wagens. Kevin drehte sich um und sah, daß einer der Männer ihm ein Zeichen gab, loszufahren.

Er wandte die gleiche Technik an wie beim ersten Mal. Er trat das Gaspedal etwa genauso stark durch, und kurz darauf gab es den gleichen Ruck - allerdings leider auch das gleiche ohrenbetäubende Scheppern. Diesmal kam ein Soldat ans Fenster.

Kevin rührte sich nicht vom Fleck und hoffte inständig, daß sich auch die beiden Männer, die er gerade kennengelernt hatte, nicht bewegten. Der Soldat setzte sich eine Flasche an den Mund und stieß dabei mehrere leere Flaschen vom Fensterbrett. Sie zersplitterten auf dem Bürgersteig. Dann drehte der Soldat sich unvermittelt um und verschwand im Raum. Kevin stieg aus und sah, wie die beiden Männer zwei Frauen aus dem anderen Lichtschacht zogen. Als sie sie oben hatten, stürmten die vier zum Auto. Kevin eilte hinter den Wagen, um die Kette zu lösen, doch wie er feststellte, kümmerte sich Warren bereits darum.

Sie stiegen ein, ohne ein weiteres Wort zu wechseln. Jack und Warren quetschten sich ganz hinten auf die Notsitze, Laurie und Natalie setzten sich zu Candace auf die Mittelbank.

Kevin legte den ersten Gang ein, warf einen letzten Blick auf das Fenster, hinter dem die Soldaten feierten, und fuhr los. Erst als sie den Rathausparkplatz verließen, wagte er, das Licht anzuschalten.

Ihre Flucht war für jeden von ihnen ein berauschendes Erlebnis gewesen: Kevin, Melanie und Candace freuten sich, daß sie Siegfrieds Wächtern entkommen waren, die vier aus New York waren überwältigt und erleichtert, daß man sie aus dem Gefängnis befreit hatte. Nachdem sie sich gegenseitig kurz vorgestellt hatten, sprudelten die

ersten Fragen aus ihnen hervor. Zuerst redeten alle durcheinander.

»Jetzt hört mal alle her!« rief Jack. Er hatte Mühe, sich über das Geplapper hinweg verständlich zu machen. »Man versteht ja kein Wort, wenn alle gleichzeitig reden. Wie wär's, wenn immer nur einer etwas sagt?«

»Okay«, sagte Warren. »Aber ich rede als erster! Ich möchte euch dreien danken, daß ihr uns da rausgeholt habt!«

»Dem kann ich mich nur anschließen«, fügte Laurie hinzu. Als sie das Zentrum hinter sich gelassen hatten, bog Kevin auf den Parkplatz des Supermarktes ein, wo noch etliche andere Autos standen. Er brachte den Wagen zum Stehen und schaltete das Licht aus.

»Bevor wir über alles andere reden«, stellte er fest, »sollten wir klären, wie wir aus Cogo verschwinden können. Viel Zeit haben wir nicht. Wie wollten Sie denn nach Ihrem ursprünglichen Plan hier wegkommen?«

»Mit dem Boot, mit dem wir auch gekommen sind«, erklärte Jack. »Und wo ist das Boot jetzt?« fragte Kevin.

»Hoffentlich da, wo wir es versteckt haben«, erwiderte Jack. »Wir haben es unter dem Pier auf den Strand gezogen.«

»Ist es groß genug für uns alle?« wollte Kevin wissen. »Auf jeden Fall«, erwiderte Jack.

»Super!« rief Kevin aufgeregt. »Genau darauf hatte ich gehofft. Dann können wir auf direktem Weg nach Gabun fahren.« Er sah sich schnell um und startete den Motor. »Jetzt können wir nur beten, daß sie das Boot noch nicht entdeckt haben!«

Er verließ den Parkplatz und fuhr in Richtung Uferstraße, wobei er einen großen Bogen um das Rathaus und sein eigenes Haus machte.

»Wir haben allerdings ein Problem«, sagte Jack. »Man hat uns unser Geld und unsere Pässe abgenommen.«

»Uns geht es auch nicht viel besser«, entgegnete Kevin. »Wir haben zwar etwas Geld und ein paar Reiseschecks, aber unsere Pässe wurden ebenfalls konfisziert, als sie uns heute nachmittag unter Hausarrest gestellt haben. Mit uns hatten sie das gleiche vor wie mit Ihnen: Sie wollten uns den äquatorialguinesischen Behörden übergeben.«

»Und?« fragte Jack. »Wäre das ein Problem gewesen?« Kevin lach-

te einmal kurz und trocken auf. Vor seinem inneren Auge sah er bereits ihre Schädel auf Siegfrieds Schreibtisch stehen.

»Das wäre in der Tat ein Problem gewesen. Es hätte ein schnelles Scheinverfahren gegeben, und dann wären wir von einem Erschießungskommando hingerichtet worden.«

»Das gibt's doch gar nicht!« rief Warren. »In diesem Land gilt es als Kapitalverbrechen, sich in die Angelegenheiten von GenSys einzumischen«, erklärte Kevin. »Und der Zonenmanager ist derjenige, der darüber entscheidet, ob sich jemand eingemischt hat oder nicht.«

»Ein Erschießungskommando?« wiederholte Jack entsetzt.

»Ja«, entgegnete Kevin. »Die Armee kennt sich mit Hinrichtungen gut aus. In den vergangenen Jahren hat sie ziemlich oft üben dürfen.«

»Dann stehen wir ja noch tiefer in Ihrer Schuld, als wir dachten«, staunte Jack. »Ich hatte keine Ahnung, daß uns so ein Schicksal geblüht hätte.«

Laurie sah aus dem Seitenfenster. Erst jetzt wurde ihr bewußt, wie ernsthaft ihr Leben in Gefahr gewesen war. Und sie waren noch längst nicht in Sicherheit! Ihr lief ein kalter Schauer den Rücken herunter.

»Wieso haben sie euch denn eigentlich auf dem Kieker?« fragte Warren.

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte Melanie. »Unsere auch«, fügte Laurie hinzu.

»Eine Frage vorab«, schaltete Kevin sich ein. »Sind Sie wegen Carlo Franconi hier?«

»Jetzt haut's mich aber um!« rief Jack. »Sind Sie Hellseher? Ich kann es gar nicht fassen! Woher wissen Sie das? Und was machen Sie eigentlich hier in Cogo?«

»Ich persönlich?« fragte Kevin zurück. »Sie alle drei«, erwiderte Jack.

Kevin, Melanie und Candace sahen sich an, um sich zu verständigen, wer als erster antworten sollte.

»Wir haben alle mit demselben Projekt zu tun«, erklärte Candace. »Ich spiele nur eine ziemlich unbedeutende Rolle. Ich bin Intensivschwester und gehöre zu einem Transplantationsteam.«

»Ich bin Reproduktionstechnologin«, sagte Melanie. »Ich stelle das Rohmaterial zur Verfügung, damit Kevin sein magisches Werk verrichten kann, und wenn er das getan hat, sorge ich dafür, daß aus seinen Kreationen auch tatsächlich etwas entsteht.«

»Ich bin Molekularbiologe«, erklärte Kevin und seufzte, als ob er seine Berufswahl bedauern würde. »Jemand, der die Grenzen überschritten und einen prometheischen Fehler begangen hat.«

»Moment!« rief Jack dazwischen. »Das wird mir zu literarisch! Ich habe zwar schon mal von Prometheus gehört, aber im Augenblick ist mir entfallen, was es mit ihm auf sich hatte.«

»Prometheus war ein Titan der griechischen Mythologie«, erklärte Laurie. »Er hat Zeus das Feuer geraubt und es der Menschheit gebracht.«

»Und ich habe unabsichtlich einigen Tieren das Feuer gebracht«, fuhr Kevin fort. »Ich muß irgendwo beim Übertragen der Chromosomenabschnitte einen Fehler gemacht haben. Es muß bei der Transposition des kleinen Arms von Chromosom 6 von einer Zelle auf eine andere passiert sein, also in unserem Fall bei der Übertragung von einer Spezies auf eine andere.«

»Sie haben menschliche Chromosomenabschnitte herausgelöst und sie Affen eingesetzt«, stellte Jack fest.

»Ich habe sie in die befruchtete Eizelle eines Affen eingesetzt«, stellte Kevin klar. »Genauer gesagt, in die befruchtete Eizelle eines Bonobos.«

»Was Sie gemacht haben«, fuhr Jack fort, »könnte man also als die maßgeschneiderte Kreation einer perfekten Organtransplantationsquelle für ein bestimmtes Individuum bezeichnen.«

»Ganz genau«, stimmte Kevin zu. »An so etwas hatte ich anfangs allerdings nicht im geringsten gedacht. Bis ich hier anfing, hat mich immer nur die Forschung interessiert. Aber dann ist jemand auf mich zugekommen und hat mich damit geködert, daß man das in meiner Entdeckung steckende Wirtschaftspotential nutzen müsse, und so bin ich hier gelandet.«

»Das ist ja der Wahnsinn!« rief Jack. »Klingt genial und eindrucksvoll, aber auch ein bißchen unheimlich.«

»Unheimlich ist noch stark untertrieben«, entgegnete Kevin. »Es ist eine beispiellose Tragödie. Das Problem ist nämlich, daß ich zu viele menschliche Gene in die Eizellen der Bonobos übertragen habe. Ich habe aus Versehen eine Rasse von Frühmenschen kreiert.«

»Meinen Sie eine Art Neandertaler?« fragte Laurie.

»Primitiver«, erwiderte Kevin. »Eine Frühstufe in der Entwicklung des Menschen, die ein paar Millionen Jahre vor dem Neandertaler existiert haben muß. Aber immerhin sind unsere Kreaturen clever genug, um Feuer zu machen, Werkzeuge herzustellen und miteinander zu kommunizieren.«

»Und wo befinden sich diese Kreaturen?« fragte Laurie besorgt.

»Sie sind auf einer Insel hier in der Nähe«, erklärte Kevin. »Bisher durften sie dort ein relativ friedliches Leben führen. Aber damit hat es nun leider ein Ende.«

»Warum denn?« wollte Laurie wissen. Vor ihrem geistigen Auge konnte sie sich diese Frühmenschen genau vorstellen. Höhlenmenschen hatten sie schon als Kind fasziniert. Kevin resümierte die gesamte Geschichte; er begann mit den Rauchwolken und erzählte dann, wie Melanie, Candace und er auf die Insel gelangt, von den Affen gefangen genommen und zwei Tage später befreit worden waren. Er berichtete auch, welch grausiges Schicksal den Tieren blühte; daß sie nämlich, weil sie zu menschlich waren, den Rest ihres Lebens dazu verdammt sein würden, in winzigen Betonzellen vor sich hin zu vegetieren.

»Das ist ja furchtbar!« empörte sich Laurie. »Klingt in der Tat katastrophal«, stimmte Jack ihr zu. »Was für eine Geschichte!«

»Mit einer neuen Menschenrasse dürfte unsere Welt wohl kaum fertig werden«, bemerkte Warren. »Wir haben doch jetzt schon genug Probleme.«

»Wir sind gleich auf der Uferstraße«, verkündete Kevin. »Hinter der nächsten Biegung ist der Platz vor dem Pier.«

»Dann halten wir besser hier an«, empfahl Jack. »Bei unserer Ankunft patrouillierte vor dem Anleger ein Soldat.« Kevin fuhr an den Straßenrand und schaltete das Licht aus. Damit die Klimaanlage nicht auch ausging, ließ er den Motor laufen. Jack und Warren stie-

gen hinten aus dem Wagen und eilten los. An der Ecke blieben sie stehen und lugten vorsichtig in Richtung Anleger.

»Gibt es hier noch andere Boote, falls unseres nicht mehr da ist?« fragte Laurie. »Ich fürchte nein«, erwiderte Kevin.

»Kann man Cogo denn nur durch das Haupttor verlassen?« bohrte sie weiter. »Oder gibt es noch einen anderen Weg?«

»Das ist der einzige Weg«, erklärte Kevin. »Ach du liebe Güte«, äußerte Laurie betroffen. Jack und Warren kamen schnell zurück. Kevin kurbelte das Fenster herunter.

»Wir haben einen Soldaten gesehen«, erklärte Jack. »Kann sein, daß er schläft. Besonders aufmerksam scheint er jedenfalls nicht zu sein. Aber wir müssen uns wohl trotzdem um ihn kümmern. Am besten bleibt ihr im Auto.«

»Selbstverständlich«, erwiderte Kevin. Solche Aufgaben überließ er nur zu gerne den anderen. Wäre er allein gewesen, hätte er nicht gewußt, was er hätte tun sollen. Jack und Warren verschwanden hinter der Kurve. Kevin kurbelte das Fenster wieder hoch. Laurie sah Natalie an und schüttelte den Kopf.

»Es tut mir so leid, daß wir euch in diese Situation gebracht haben. Dabei hätte ich es ja ahnen können. Jack hat eine Vorliebe dafür, sich in Schwierigkeiten zu bringen, wo auch immer er gerade ist.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, entgegnete Natalie.

»Es ist doch nicht deine Schuld. Außerdem sieht ja schon wieder alles viel besser aus als noch vor fünfzehn oder zwanzig Minuten.«

Jack und Warren kamen erstaunlich schnell zurück. Jack hielt eine Pistole in den Händen, Warren ein Maschinengewehr. Sie öffneten die hintere Tür des Toyotas und stiegen ein.

»Gab es Probleme?« fragte Kevin.

»Nein«, erwiderte Jack. »Er war äußerst entgegenkommend. Allerdings kann Warren, wenn er es darauf anlegt, auch sehr überzeugend wirken.«

»Gibt es neben der Chickee Hut Bar einen Parkplatz?« fragte Warren.

»Ja«, erwiderte Kevin.

»Dann sollten wir da hinfahren«, schlug Warren vor. Kevin setzte

ein Stück zurück und bog erst rechts und an der nächsten Ecke links ab. Am Ende des Blocks fuhr er auf einen großen asphaltierten Parkplatz. Direkt vor ihnen befand sich die Silhouette der Chickee Hut Bar. Hinter der Bar erstreckte sich das breite, im Mondlicht schimmernde Flußdelta. Kevin fuhr bis vor die Bar und brachte den Wagen zum Stehen.

»Wartet hier«, sagte Warren. »Ich sehe nach, ob das Boot noch da ist.« Mit dem Gewehr in der Hand sprang er aus dem Wagen und verschwand hinter der Bar. »Er ist ganz schön flink«, bemerkte Melanie. »Und wie!« entgegnete Jack.

»Ist das, was man da auf der anderen Seite des Flusses sieht, schon Gabun?« wollte Laurie wissen.

»Ja«, erwiderte Melanie.

»Wie viele Kilometer mögen das sein?« fragte Jack.

»Einmal gerade rüber etwa zweieinhalb«, erwiderte Kevin. »Aber wir sollten versuchen, nach Cocobeach zu gelangen. Das sind knapp sieben Kilometer. Von da aus können wir uns mit der amerikanischen Botschaft in Libreville in Verbindung setzten. Die wird uns bestimmt helfen können.«

»Wie lange brauchen wir nach Cocobeach?« fragte Laurie.

»Ich schätze, etwas mehr als eine Stunde«, erwiderte Kevin. »Das hängt natürlich davon ab, wie schnell das Boot ist.« Warren kehrte zurück und kam an das Auto. Kevin kurbelte sein Fenster wieder herunter.

»Alles bestens«, sagte Warren. »Das Boot ist noch da.«

»Hurra!« riefen alle im Chor und stiegen aus. Kevin, Melanie und Candace nahmen ihre Taschen aus dem Kofferraum.

»Ist das Ihr gesamtes Gepäck?« scherzte Laurie.

»Ja«, erwiderte Candace.

Warren führte die Gruppe hinter die verdunkelte Bar, von wo aus ein paar Stufen zum Strand hinunterführten. »Am besten legen wir einen Schritt zu, bis wir hinter der Stützmauer sind«, drängte Warren und gab den anderen zu verstehen, daß sie ihm zügig folgen sollten.

Da es unter dem Anleger ziemlich düster war, kamen sie nur langsam voran. Außer dem leisen Plätschern der Wellen hörten sie ein

paar große Krebse davonhuschen und in ihren Löchern im Sand verschwinden.

»Wir haben Taschenlampen dabei«, sagte Kevin. »Sollen wir sie anmachen?«

»Lieber nicht«, erwiderte Jack. »Wir sollten kein Risiko eingehen.« Kaum hatte er das gesagt, da prallte er auch schon gegen das Boot. Er vergewisserte sich kurz, ob es noch immer einigermaßen seetauglich war, und forderte die anderen auf, einzusteigen und sich im Heck niederzulassen. Als alle saßen, wurde der Bug spürbar leichter. Jack lehnte sich gegen das Boot und begann zu schieben.

»Achtung, die Querbalken!« rief er den anderen zu, als er ebenfalls ins Boot sprang.

Wann immer sie an einem der Holzpflöcke vorbeiglitten, griffen sie danach und zogen das Boot auf diese Weise langsam voran. Sie brauchten nur ein paar Minuten, bis sie das Ende des Piers und den Beginn des Schwimmdocks erreichten. Sie schwenkten das Boot zur Seite und glitten hinaus auf das offene, im Mondlicht glitzernde Wasser. Es gab nur vier Paddel. Außer den drei Männern bestand Melanie darauf, eins zu übernehmen.

»Wir sollten mindestens hundert Meter vom Ufer weg sein, bevor wir den Motor starten«, erklärte Jack. »Sonst erwischen sie uns am Ende doch noch.«

Sie blickten zurück auf das friedlich daliegende Cogo mit seinen weißgetünchten, in Nebelschleier gehüllten Häusern, die im silbrigen Mondlicht schimmerten. Der den Ort säumende Dschungel verbreitete ein faszinierendes mitternachtsblaues Licht. Die Ränder der dichten Vegetation sahen aus wie riesige heranrollende Wellen, die kurz davor waren, zu brechen.

Das nächtliche Dschungelkonzert wurde immer leiser. Bald war nur noch das gluckernde Geräusch der durch das Wasser fahrenden Paddel oder ein gelegentliches Kratzen entlang der Schiffsplanken zu hören. Eine Weile sagte niemand ein Wort. Das Herzrasen ließ allmählich nach, sie atmeten fast wieder normal. Endlich herrschte Ruhe, um nachzudenken und sogar um sich zu sehen. Vor allem die Neuankömmlinge waren fasziniert von der atemberaubenden Schön-

heit der afrikanischen Nachtlandschaft. Allein die Größe war überwältigend. In Afrika schien alles irgendwie gewaltiger zu sein, sogar der Nachthimmel.

Kevins Gefühle schwankten. Auf der einen Seite war er erleichtert, daß er Siegfried und seinen Leuten entkommen war und sogar noch anderen bei der Flucht hatte helfen können, doch auf der anderen Seite quälte es ihn nun noch mehr, daß er seine Bonobo-Schimären einem so furchtbaren Schicksal überlassen sollte. Es war schon falsch genug gewesen, sie überhaupt zu kreieren, doch daß sie nun den Rest ihres Lebens in winzigen Käfigen würden fristen müssen, verstärkte seine Schuldgefühle um ein Vielfaches.

Nach einer Weile zog Jack sein Paddel aus dem Wasser und warf es ins Boot. »Zeit, den Motor anzulassen«, verkündete er und kippte den Außenbordmotor nach hinten ins Wasser.

»Einen Moment noch«, unterbrach ihn Kevin. »Ich habe eine Bitte. Eigentlich habe ich zwar kein Recht, Sie zu fragen, aber es ist mir sehr wichtig.«

Jack, der sich gerade über den Benzintank gebeugt hatte, richtete sich wieder auf. »Schießen Sie los! Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Sehen Sie die Insel da hinten?« fragte Kevin und zeigte in Richtung Isla Francesca. »Da sind die Bonobos, von denen ich Ihnen erzählt habe. Sie sind in Käfige eingesperrt, und die Käfige stehen alle in der Nähe einer Brücke, die zum Festland hinüberführt. Ich würde nichts lieber tun, als hinzufahren und sie zu befreien.«

»Und was würde das bringen?« fragte Laurie. »Viel, wenn ich sie dazu bewegen könnte, die Brücke zu überqueren«, erwiderte Kevin.

»Würden Ihre Freunde aus Cogo sie nicht sofort wieder einfangen?« hakte Jack nach.

»Sie würden die Tiere niemals finden«, erklärte Kevin. Er erwärmte sich immer mehr für seine Idee. »Sie würden einfach verschwinden. Von diesem Teil Äquatorialguineas aus gibt es in Richtung Inland über Tausende von Kilometern hinweg nichts als unberührten Regenwald. Zu dem riesigen Dschungelgebiet gehören auch Teile von Gabun, Kamerun, Kongo und der Zentralafrikanischen Republik. Insgesamt beläuft sich das Gebiet auf etwa zweieinhalb Millionen

Quadratkilometer, große Teile davon sind absolut unerforscht.«

»Du meinst, wir sollen sie einfach sich selbst überlassen?« fragte Candace.

»Ja«, erwiderte Kevin. »Genau das meine ich. Dann haben sie zumindest eine Chance, und ich glaube sogar, sie kommen durch! Immerhin sind sie ziemlich einfallsreich. Denkt doch mal an unsere Vorfahren! Sie haben es sogar geschafft, die Eiszeit zu überleben. Das war mit Sicherheit schwieriger, als sich im Regenwald durchzuschlagen.«

Laurie warf Jack einen Blick zu. »Ich finde die Idee gut.« Jack sah zu der Insel hinüber und fragte, in welcher Richtung Cocobeach liege.

»Es ist ein Umweg«, gestand Kevin. »Aber so weit ist es auch nicht. In zwanzig Minuten sind wir da.«

»Und was ist, wenn Sie die Tiere freilassen und sie auf der Insel bleiben?« wollte Warren wissen.

»Dann könnte ich mir zumindest sagen, daß ich es versucht habe«, erwiderte Kevin. »Ich muß es einfach tun.«

»Warum eigentlich nicht?« sagte Jack. »Ich finde die Idee auch gut. Was meint ihr anderen?«

»Also ich brenne schon darauf, einen von diesen Affen zu sehen«, erwiderte Warren.

»Worauf warten wir noch?« rief Candace begeistert.

»Ich bin auch dafür, sie zu befreien«, meldete sich Natalie.

»Eine Superidee!« stimmte auch Melanie zu. »Aufgeht's!« Jack zog ein paarmal an der Schnur, und der Motor donnerte los. Er übernahm das Ruder und steuerte auf Isla Francesca zu.

Kapitel 23
10. März 1997, 1.45 Uhr
Cogo, Äquatorialguinea

Siegfried hatte denselben Traum schon hundertmal geträumt, und von Mal zu Mal hatte er ihm ein bißchen mehr zugesetzt. In dem Traum näherte er sich einer Elefantenkuh und ihrem Jungen. Eigentlich wollte er die beiden lieber in Ruhe lassen, aber er konnte sich dem Wunsch seiner Kunden, eines Ehepaars, nicht widersetzen. Die Frau wollte unbedingt so nah wie möglich an das Elefantenbaby heran. Bevor er sich mit dem Ehepaar an die Elefantenmutter und ihr Junges heranpirschte, hatte er etliche seiner Spürhunde losgejagt, die sie von allen Seiten vor drohenden Gefahren warnen sollten. Doch als im Norden plötzlich ein riesiger Elefantenbulle auftauchte, nahmen die Spürhunde ängstlich Reißaus. Sie suchten so schnell sie konnten das Weite. Das schlimmste an ihrer Feigheit aber war: Sie wiesen Siegfried nicht auf die drohende Gefahr hin.

Der riesige, durch das Unterholz stürmende Elefant verursachte einen Lärm wie ein heranrollender Güterzug. Seine gellenden Schreie wurden immer lauter. Als er gerade zum Angriff ansetzen wollte, wachte Siegfried auf. Er war schweißgebadet.

Keuchend rollte er sich herum, setzte sich auf die Bettkante und schob das Moskitonetz ein wenig zur Seite. Auf dem Nachtschränkchen stand ein Glas Wasser. Er nahm einen Schluck. Das schlimmste an diesem Alptraum war, daß er sich wirklich zugetragen hatte. Immer wieder durchlebte er nachts seinen schrecklichen Jagdunfall, bei dem ihm der Elefant seinen rechten Arm verstümmelt und sein Gesicht ruiniert hatte. Noch auf der Bettkante sitzend, um sich zu beruhigen, registrierte er plötzlich, daß er den ohrenbetäubenden Lärm gar nicht geträumt hatte. Er kam von draußen. Wenige Sekunden später war ihm klar, woher der Krach rührte: Irgendwo schepperte aus einem billigen Kassettenrecorder laute, westafrikanische Musik.

Siegfried warf einen Blick auf die Uhr. Wütend stellte er fest, daß

es zwei Uhr nachts war. Wer, zum Teufel, konnte so unverschämt sein und mitten in der Nacht einen derartigen Lärm veranstalten?

Als ihm bewußt wurde, daß der Lärm von der Grünfläche direkt vor seinem Haus zu ihm drang, stand er auf und ging hinaus auf die Veranda. Überrascht und bestürzt stellte er fest, daß die Musik aus Kevin Marshalls Haus plärrte. Er registrierte auch, wer für den Spektakel verantwortlich war: die Soldaten, die das Haus bewachen sollten!

Wie ein Stromschlag durchzuckte ihn plötzlich ein Anfall von Wut. Er stürmte zurück in sein Schlafzimmer, wählte die Nummer von Cameron und wies den Sicherheitschef an, sich umgehend mit ihm bei Kevin zu treffen. Dann knallte er den Hörer auf und zog sich an. Bevor er das Haus verließ, schnappte er sich seinen alten Jagdkarabiner.

Er marschierte schnurstracks über den Rasen. Je näher er Kevins Haus kam, desto lauter wurde die Musik. Im Lichtstrahl einer nackten Glühbirne sah er die Soldaten. Zu ihren Füßen standen unzählige leere Weinflaschen. Zwei der Soldaten sangen laut zur Musik und spielten dazu wild gestikulierend auf irgendwelchen Phantasieinstrumenten, die anderen beiden schienen bereits vornüber gekippt zu sein. Als Siegfried die weinselige Runde erreichte, kam Cameron bereits die Kopfsteinpflasterstraße entlanggejagt und brachte den Wagen vor Kevins Haus zum Stehen. Er stieg aus und knöpfte sich im Gehen das Hemd zu. Als er die betrunkenen Soldaten sah, war er sichtbar entsetzt.

Er wollte gerade zu einer Entschuldigung ansetzen, doch Siegfried ließ ihn nicht ausreden. »Vergessen Sie Ihre Erklärungen und Entschuldigungen!« fuhr er ihn an. »Laufen Sie nach oben, und sehen Sie nach, ob Mr. Marshall und seine beiden Freundinnen in ihren Betten liegen!«

Cameron salutierte, indem er kurz seine Hutkrempe antippte, und stürzte die Treppen hinauf. Siegfried hörte, wie er gegen die Türen donnerte. Kurz darauf gingen im gesamten Wohn- und Schlafbereich die Lichter an. Siegfried musterte die Soldaten und schäumte vor Wut. Sie hatten nicht einmal gemerkt, daß sie von Cameron und ihm Besuch bekommen hatten.

Cameron kehrte zurück. Er war kreideweiß und schüttelte den Kopf. »Sie sind nicht da.«

Siegfried bemühte sich, seine rasende Wut so gut es ging im Zaum zu halten, um überhaupt noch denken zu können. Es war schier unglaublich, wieviel Inkompetenz ihm hier entgegenschlug.

»Was ist mit dem Land-Cruiser?« fuhr er Cameron an.

»Ich sehe sofort nach«, erwiderte Cameron und stürmte los, diesmal direkt an den singenden Soldaten vorbei. Er war im Nu zurück. »Der Toyota ist auch weg.«

»Na wunderbar!« stellte Siegfried sarkastisch fest und schnippte mit den Fingern in die Richtung, in der Cameron seinen Wagen geparkt hatte.

Siegfried nahm auf dem Beifahrersitz Platz, Cameron setzte sich hinters Steuer.

»Alarmieren Sie Ihren gesamten Sicherheitstrupp!« befahl Siegfried. »Kevins Auto muß so schnell wie möglich gefunden werden! Rufen Sie auch die Wachen am Haupttor an, und stellen Sie sicher, daß die drei die Zone nicht verlassen haben! Und bringen Sie mich sofort zum Rathaus.«

Cameron bog um den Block und erledigte umgehend die beiden Anrufe. Da die Nummern in seinem Autotelefon gespeichert waren, mußte er nicht einmal die Hände benutzen. Er raste mit Vollgas in Richtung Norden.

Als sie sich dem Rathaus näherten, war die offizielle Suche nach Kevins Auto bereits in vollem Gange. Die Wachen am Haupttor hatten Cameron beruhigen können, das Fahrzeug hatte das Tor bisher nicht passiert. Beim Einbiegen auf den Parkplatz hörten sie laute Musik.

»Oje!« brachte Cameron nur hervor.

Siegfried sagte erst mal gar nichts und versuchte, sich innerlich darauf vorzubereiten, was ihn nun womöglich erwartete. Vor dem Gebäude brachte Cameron den Wagen zum Stehen. Dabei fiel das Scheinwerferlicht auf einige Überreste der Gitterstäbe, die durch die Gegend geflogen waren, als Kevin sie samt Verankerung aus der Wand gerissen hatte. Sie sahen auch die Kette, die zu einem Haufen

zusammengerollt in der Ecke lag.

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!« brachte Siegfried mit bebender Stimme hervor. Mit seinem Karabiner bewaffnet stieg er aus. Obwohl er das Gewehr nur mit seiner gesunden Hand halten konnte, war er ein guter Schütze. In rascher Folge feuerte er drei Kugeln ab, wovon jede eine der drei leeren Weinflaschen auf dem Fensterbrett vor dem Dienstraum der Soldaten traf und sie in tausend Scherben zerfetzte. Doch die Musik dröhnte unverändert laut weiter. Siegfried umklammerte das Gewehr und ging zu dem Fenster hinüber, hinter dem sich der Dienstraum der Soldaten befand. Auf dem Tisch stand ein Kassettenrecorder, der bis zum Anschlag aufgedreht war. Die vier Soldaten waren teils auf dem Boden, teils auf den klapprigen Sesseln zusammengesackt und schliefen.

Siegfried hob sein Gewehr und drückte ab. Der Kassettenrecorder flog vom Tisch. Plötzlich herrschte absolute Ruhe. Dann ging er zurück zu Cameron.

»Rufen Sie den Oberst der Garnison an, und berichten Sie ihm, was hier vorgefallen ist! Teilen Sie ihm mit, daß ich darauf bestehe, daß diese Männer vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Außerdem soll er umgehend eine Wagenladung neuer Soldaten rüberschicken!«

»Jawohl, Sir!« erwiderte Cameron.

Siegfried trat unter die Arkade und betrachtete das aus dem Lichtschacht der Gefängniszelle herausgerissene Gitter. Es war handgeschmiedet. Als er in den Schacht hinabsah, sah er sofort, warum sich die Verankerung so leicht hatte lösen lassen. Der Mörtel zwischen den Ziegeln bestand nur aus trockenem Sand. Um nicht die Beherrschung zu verlieren, ging er zu Fuß um das Gebäude herum zum Vordereingang des Rathauses. Als er gerade um die letzte Ecke bog, sah er auf der Straße sich rasch nähernde Scheinwerferlichter. Das Auto bog auf den Parkplatz. Mit quietschenden Reifen stoppte der Streifenwagen des Sicherheitsdienstes neben Camerons Wagen; heraus sprang der Offizier vom Dienst.

Siegfried fluchte verhalten vor sich hin, während er auf den Mann zuging. Nachdem nun Kevin, die Frauen und die Amerikaner verschwunden waren, war das Bonoboprojekt ernsthaft gefährdet. Sie

durften auf keinen Fall entkommen!

»Mr. Spallek!« rief Cameron. »Wir haben gute Nachrichten. Offizier O'Leary glaubt, daß er den Wagen von Kevin Marshall vor zehn Minuten gesehen hat. Wenn Sie wollen, fahren wir sofort hin und überprüfen, ob er es wirklich war.«

»Wo?« fragte Siegfried.

»Auf dem Parkplatz neben der Chickee Hut Bar«, erklärte O'Leary. »Der Wagen ist mir bei meiner letzten Streife aufgefallen.«

»Haben Sie auch irgendwelche Menschen gesehen?«

»Nein, Sir! Keine Menschenseele.«

»Auf dem Platz ist doch rund um die Uhr ein Soldat postiert«, stellte Siegfried fest. »Haben Sie ihn gesehen?«

»Wenn ich darüber nachdenke, nein, Sir!« erwiderte O'Leary.

»Was soll das heißen - wenn ich darüber nachdenke?« brüllte Siegfried den Offizier an. Soviel Unfähigkeit auf einem Haufen konnte er nur schwer ertragen.

»Wir achten nun einmal nicht besonders auf die Soldaten«, erklärte O'Leary.

Siegfried ließ seinen Blick in die Ferne schweifen und versuchte ein weiteres Mal, seine Wut unter Kontrolle zu halten, indem er sich zwang, sich auf die vom Mond angestrahlte dichte Vegetation und die Schönheit der Umgebung zu konzentrieren. Allmählich wurde er ruhiger und gestand sich widerwillig ein, daß er selbst den Soldaten ebenfalls so gut wie nie Beachtung geschenkt hatte. Sie waren einfach da, ohne daß sie irgendeinen vernünftigen Zweck erfüllten; ein Preis, den man zahlen mußte, wenn man mit den äquatorialguinesischen Behörden ins Geschäft kommen wollte. Aber warum stand Kevins Auto an der Chickee Hut Bar? Plötzlich begann es ihm zu dämmern.

»Hat man festgestellt, wie die Amerikaner nach Cogo gelangt sind?« wandte er sich an Cameron.

»Ich fürchte nein«, erwiderte Cameron.

»Haben Sie nach einem Boot suchen lassen?« fragte Siegfried. Cameron sah O'Leary an, der nur zögerlich mit der Sprache herausrückte. »Ich wußte nichts davon, daß wir nach einem Boot suchen soll-

ten.«

»Sie haben doch um elf Uhr Hansen abgelöst«, wies Cameron ihn zurecht. »Hat er Sie bei der Übergabe nicht davon in Kenntnis gesetzt, daß Sie nach einem Boot suchen sollen?«

»Mit keinem Wort, Sir«, erwiderte O'Leary. Cameron schluckte und sagte an Siegfried gewandt: »Ich werde der Sache nachgehen und Sie später informieren.«

»Mit anderen Worten«, brüllte Siegfried los, »hat also niemand nach einem verdammten Boot gesucht! Ich komme mir allmählich vor wie im Kasperltheater, nur daß ich über die Witze weiß Gott nicht lachen kann!«

»Ich habe meinen Leuten ausdrücklich den Befehl erteilt, nach einem Boot Ausschau zu halten«, versuchte Cameron sich zu rechtfertigen.

»Befehle zu erteilen, reicht eben nicht, Sie Idiot!« brüllte Siegfried. »Sie tragen die Verantwortung für Ihre Abteilung. Also haben Sie dafür Sorge zu tragen, daß Ihre Anordnungen auch ausgeführt werden!«

Er schloß für einen Moment die Augen und biß die Zähne zusammen. Er hatte also beide Gruppen verloren. Jetzt konnte er nur noch den Oberst des Armeepostens in Acalayong anrufen und ihn für den unwahrscheinlichen Fall in Alarmbereitschaft versetzen, daß die Flüchtenden dort anlegen würden. Doch Siegfried war nicht sehr optimistisch. Wäre er selbst auf der Flucht, würde er auf jeden Fall direkt nach Gabun übersetzen.

Plötzlich riß er die Augen wieder auf. Ihm war noch ein anderer Gedanke durch den Kopf geschossen - und zwar ein viel beunruhigenderer.

»Ist auf Isla Francesca eine Wache postiert?« fragte er. »Nein, Sir. Sie haben nicht darum gebeten.«

»Und an der Brücke auf der Festlandseite?« bohrte Siegfried weiter.

»Da hatten wir Soldaten postiert, bis Sie angeordnet haben, sie abzuziehen«, erwiderte Cameron.

»Wir brechen sofort auf!« befahl Siegfried und stürmte auf Camerons Auto zu. In diesem Moment kamen drei Fahrzeuge die Straße

entlanggerast und bogen auf den Parkplatz ein. Es waren Armeejeeps. Sie fuhren auf die beiden anderen Wagen zu und hielten an. Alle drei Jeeps waren vollgepackt mit Soldaten, die bis an die Zähne bewaffnet waren.

Oberst Mongomo sprang aus dem ersten Jeep. Im Gegensatz zu seinen schlampig wirkenden Untergebenen trug er eine tadellos sitzende Militäruniform, an der etliche Orden prangten. Obwohl es stockfinstere Nacht war, hatte er eine Sonnenbrille auf der Nase. Als er Siegfried sah, salutierte er steif und meldete sich zu Diensten.

»Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie sich um diese betrunkenen Soldaten kümmern könnten«, sagte Siegfried beherrscht und zeigte auf den Armeeposten. »Offizier O'Leary wird Sie zu der anderen Gruppe führen, die sich ebenfalls hat vollaufen lassen. Und dann weisen Sie bitte einen der Jeeps an, uns zu folgen. Wir können die Soldaten und ihre Feuerkraft unter Umständen gut gebrauchen.«

Kevin gab Jack zu verstehen, daß er langsamer fahren solle. Jack drosselte den Motor, woraufhin das Boot sofort an Geschwindigkeit verlor. Sie waren gerade in die enge Durchfahrt zwischen Isla Francesca und dem Festland eingelaufen. Da die Wipfel der beide Ufer säumenden Bäume ineinanderragten und ein Dach bildeten, war es auf einmal erheblich dunkler als auf dem offenen Wasser.

Kevin befürchtete, daß sie sich in dem Seil verheddern könnten, mit dem das Futterfloß zur Insel herübergezogen wurde. Er hatte Jack davon erzählt, so daß er vorbereitet war.

»Ist ganz schön unheimlich hier«, bemerkte Laurie.

»Hört mal, wie laut die Tiere sind«, sagte Natalie.

»Was Sie jetzt hören, sind hauptsächlich Frösche«, erklärte Melanie. »Sie stoßen Balzsignale aus.«

»Direkt vor uns kommt es!« rief Kevin. Jack nahm das Gas weg und zog den Außenbordmotor aus dem Wasser.

Im nächsten Moment hörten sie das Seil unter dem Boden entlangschaben. Das Boot glitt problemlos darüber hinweg.

»Am besten benutzen wir wieder die Paddel«, schlug Kevin vor. »Es ist nicht mehr weit. Bei der Dunkelheit können wir sonst leicht

gegen Baumstämme stoßen. Die treiben hier haufenweise im Wasser herum.«

Als sich der dichte Dschungel ein wenig lichtete und sie sich der Brücke näherten, schien der Mond wieder so hell, daß sie gut sehen konnten.

»O nein!« rief Kevin. Er stand im Bug. »Die Brücke ist nicht ausgefahren. So ein Mist!«

»Kein Problem«, beruhigte ihn Melanie.

»Ich habe den Schlüssel noch immer in der Tasche.« Sie hielt einen im Mondlicht blitzenden kleinen Schlüssel hoch. »Als ob ich es geahnt hätte, daß wir ihn noch irgendwann brauchen werden.«

»O Melanie!« rief Kevin begeistert. »Du bist einfach klasse! Ich dachte schon, daß all unsere Mühe umsonst war.«

»Eine ausfahrbare Brücke, für die man einen Schlüssel braucht?« fragte Jack entgeistert. »Ist ja unglaublich, wieviel High-Tech es hier draußen im Dschungel gibt!«

»Auf der rechten Seite kommt gleich ein kleiner Anleger«, rief Kevin. »Da können wir das Boot festmachen.« Jack stand im Heck und paddelte ein paar Schläge zurück, um den Bug in Richtung Insel einzuschwenken. Kurz darauf stießen sie sanft gegen eine Holzplanke.

»Alle mal aufgepaßt«, begann Kevin und holte noch einmal tief Luft. Er war sichtbar nervös. Obwohl ein solches Benehmen völlig untypisch für ihn war, wollte er in dieser Nacht etwas Großartiges wagen und den mutigen Retter spielen. »Ich schlage folgendes vor: Ihr bleibt alle im Boot - zumindest vorerst. Ich habe absolut keine Ahnung, wie die Tiere auf mich reagieren. Sie sind unglaublich stark, deshalb ist es nicht ungefährlich, sie freizulassen. Aber aus Gründen, die ihr ja alle kennt, bin ich bereit, das Risiko einzugehen. Allerdings will ich unter keinen Umständen jemand anders in Gefahr bringen. Ich denke, so ist es das Vernünftigste.«

»Vernünftig mag es sein«, wandte Jack ein. »Aber ich glaube trotzdem, daß Sie Hilfe benötigen werden.«

»Außerdem ist es ja nicht etwa so, daß wir uns nicht verteidigen könnten«, fügte Warren hinzu und zeigte auf sein AK-47.

»Bitte lassen Sie unter allen Umständen die Finger von der Waffe!«

bat Kevin. »Das gilt auch, wenn ich in eine brenzlige Situation gerate. Ich möchte, daß ihr hierbleibt und wartet. Wenn es gefährlich wird, haut ihr ab.«

Melanie stand auf. »Ich bin auch nicht gerade unbeteiligt an der Entstehung dieser Kreaturen. Deshalb helfe ich dir, sie zu befreien - ob du einverstanden bist oder nicht, basta.« Kevin sah sie wütend an.

»Keine Widerrede«, stellte sie klar und sprang aus dem Boot.

»Klingt nach einer Party«, bemerkte Jack und erhob sich, um Melanie zu folgen.

»Setzen Sie sich sofort wieder hin!« fuhr Melanie ihn streng an.

»Fürs erste findet die Party nur für Kevin und mich statt.« Jack gehorchte und nahm wieder Platz. Kevin kramte seine Taschenlampe hervor und folgte Melanie, die auf dem Anleger wartete.

»Wir beeilen uns«, versprach er. Als erstes mußten sie sich um die Brücke kümmern. Wenn sie es nicht schafften, sie auszufahren, war der Plan hinfällig, ganz egal, wie die Tiere reagierten. Kevin steckte den Schlüssel in den Schlitz und drehte ihn auf »on«. Dann drückte er den grünen Knopf und hielt die Luft an. Fast gleichzeitig hörte er, wie auf der Festlandseite ein batteriebetriebener Elektromotor ansprang. Wie in Zeitlupe schob der Teleskop-Mechanismus die Brücke hinaus über den düsteren Fluß. Kurz darauf schob sie sich auf den Betonpfeiler auf der Inselseite. Kevin kletterte hinauf, um sich zu vergewissern, daß sie auch fest auf dem Stützpfeiler auflag. Auch als er kräftig rüttelte, ließ sich die Brücke keinen Deut bewegen. Zufrieden verließ er die Brücke wieder und steuerte zusammen mit Melanie auf den Waldrand zu. Sie konnten die im dunklen Schatten der Baumriesen stehenden Käfige zwar nicht erkennen, aber sie wußten schließlich, wo sie sich befanden.

»Hast du eine bestimmte Strategie vor Augen, oder sollen wir sie alle auf einmal rauslassen?« fragte Melanie, während sie die Lichtung überquerten. Kevin leuchtete ihnen mit der Taschenlampe den Weg, so daß sie einigermaßen sahen, wohin sie traten.

»Ich habe mir überlegt, daß wir vielleicht mein Double, also Bonobo Nummer eins, ausfindig machen sollten«, erwiderte Kevin. »Im Gegensatz zu mir ist er schließlich ein Anführertyp. Wenn wir ihn

dazu bringen könnten, die Brücke zu überqueren, würden die anderen ihm unter Umständen folgen.« Er zuckte mit den Achseln. »Oder hast du eine bessere Idee?«

»Nein«, gestand Melanie. »Jedenfalls nicht im Augenblick.« Die Käfige standen nebeneinander in einer langen Reihe. Da einige der Affen schon seit mehr als vierundzwanzig Stunden in ihren beengten Gefängnissen hockten, stank es penetrant. Kevin und Melanie schritten die Reihe ab und leuchteten in jeden einzelnen Käfig. Die Tiere wachten sofort auf. Einige drehten sich um und preßten ihre Gesichter gegen die Rückwand, um ihre Augen vor dem Lichtstrahl zu schützen. Andere harrten standhaft aus; im grellen Licht der Taschenlampe hatten sie rotblitzende Augen.

»Wie willst du ihn denn erkennen?« fragte Melanie.

»Vielleicht trägt er immer noch meine Uhr«, erwiderte Kevin.

»Aber die Chance ist wohl eher gering. Wahrscheinlich müssen wir ihn anhand seiner furchtbaren Narbe identifizieren.«

»Ist es nicht seltsam, daß Siegfried und er beinahe die gleiche Narbe haben?« bemerkte Melanie.

»Ich kann es nicht ertragen, wenn du auch nur den Namen von diesem Ungeheuer erwähnst«, entgegnete Kevin. »Mein Gott! Sieh mal!« rief er plötzlich und richtete den Strahl der Taschenlampe auf das schrecklich vernarbte Gesicht von Bonobo Nummer eins. Anstatt ihren Blicken auszuweichen, starrte er sie herausfordernd an.

»Wir haben ihn!« rief Melanie.

»Bada«, sagte Kevin und klopfte sich auf die Brust, wie er es bei den Bonobo-Weibchen gesehen hatte, als Melanie, Candace und er zu der Höhle hinaufgebracht worden waren. Bonobo Nummer eins legte den Kopf schräg zur Seite und runzelte die Stirn. »Bada«, wiederholte Kevin.

Langsam hob der Bonobo den Kopf. Dann klopfte er sich ebenfalls auf die Brust und rief ebenso deutlich wie Kevin »Bada«. Kevin sah Melanie an. Sie waren beide geschockt. Sie hatten zwar vorsichtig versucht, sich mit Arthur zu verständigen, doch die Situation war so vollkommen anders gewesen, daß sie sich nicht einmal sicher gewesen waren, ob sie tatsächlich eine Art Kommunikation zustande ge-

bracht hatten. Was sie jetzt erlebten, haute sie schier um.

»Atah«, sagte Kevin. Dieses Wort hatten die Bonobos ziemlich oft benutzt. Bonobo Nummer eins hatte es unter anderem gebrüllt, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Vermutlich bedeutete es so viel wie »komm!«. Bonobo Nummer eins zeigte keine Reaktion. Kevin wiederholte das Wort und sah Melanie an. »Ich habe keine Ahnung, was ich sonst sagen soll.«

»Ich auch nicht«, entgegnete Melanie. »Laß uns doch einfach die Käfigtür öffnen. Vielleicht reagiert er dann. Wie soll er auch schon ›kommen‹, wenn er hinter Gittern sitzt?«

»Gar nicht dumm«, bemerkte Kevin und schob sich an Melanie vorbei zur rechten Seite des Käfigs. Voll ängstlicher Erwartung löste er das Schnappschloß und öffnete die Tür. Sie traten einen Schritt zurück. Kevin richtete den Strahl seiner Lampe nun nicht mehr auf das Gesicht seines Doubles, sondern auf den Boden. Nach kurzem Zögern kam der Bonobo aus seinem Käfig getrottet und richtete sich zu voller Größe auf. Er sah zuerst nach links, dann nach rechts und richtete sein Augenmerk schließlich wieder auf Kevin und Melanie. »Atah«, sagte Kevin noch einmal und ging dabei einen Schritt zurück. Melanie folgte ihm.

Bonobo Nummer eins machte einen Schritt nach vorn und streckte sich wie ein Athlet beim Aufwärmtraining. Um besser gehen zu können, drehte Kevin sich um und forderte sein Double mit einem wiederholten »Atah« dazu auf, ihm zu folgen. Ohne seine Miene zu verändern, ging der Bonobo hinter den beiden her.

Kevin führte ihn bis zur Brücke. Dort angelangt, kletterte er hinauf und rief ein weiteres Mal »Atah!«. Zögernd kletterte der Bonobo den Betonpfeiler hinauf. Kevin ging rückwärts bis zur Mitte der Brücke. Vorsichtig wagte Bonobo Nummer eins sich ebenfalls auf die Brücke vor, wobei er immer wieder nervös nach rechts und links sah. Als nächstes probierte Kevin etwas aus, das sie ebenfalls noch nicht an Arthur getestet hatten. Er setzte mehrere Worte aus der Bonobo-Sprache zusammen. Dabei verwendete er das Wort »Sta«, das einer der Bonobos benutzt hatte, als er Candace den toten Affen schenken wollte; außerdem das Wort »Zit«, mit dem Bonobo Nummer eins die

Gruppe dazu gebracht hatte, zur Höhle zu gehen; und schließlich »Arak«, was mit ziemlicher Sicherheit soviel wie »weg« bedeutete.

»Sta zit arak!« rief Kevin. Zur Betonung seiner Worte spreizte er die Finger und bewegte seine Hände immer wieder vom Körper weg, ahmte also die Geste nach, die Candace im OP beobachtet hatte. Er hoffte inständig, daß seine aneinandergereihten Worte in etwa soviel bedeuteten wie: »Du geh weg!« Er wiederholte den Satz und zeigte gleichzeitig mit dem Finger nach Nordosten, die Richtung, in der sich der endlose Regenwald erstreckte.

Auf den Fußballen stehend, streckte sich Bonobo Nummer eins und musterte über Kevins Schulter hinweg vorsichtig die dunkle Silhouette des Festlanddschungels. Dann drehte er sich um und sah in die Richtung, in der die Käfige standen. Seine Arme weit von sich streckend, brachte er eine Folge von Lauten hervor, die Kevin und Melanie noch nie gehört hatten und die sie auch nicht mit einer bestimmten Aktivität der Bonobos in Verbindung bringen konnten.

»Was er uns wohl sagen will?« fragte Kevin, als der Bonobo gerade in die andere Richtung sah.

»Ich kann mich auch irren«, erwiderte Melanie leise, »aber ich glaube, er will uns auf seine Artgenossen in den Käfigen hinweisen.«

»Oh, mein Gott!« stammelte Kevin. »Dann hat er mich ja womöglich verstanden! Komm, wir lassen noch mehr Tiere frei!« Kevin machte einen Schritt nach vorn. Der Bonobo nahm die Bewegung sofort wahr und drehte sich um. Kevin zögerte. Die Brücke war etwa drei Meter breit, und er hatte Angst, dem Affen zu nahe zu kommen. Er erinnerte sich nur zu gut daran, mit welcher Leichtigkeit der Bonobo ihn schon einmal an den Beinen gepackt und durch die Luft geschleudert hatte. Kevin musterte das Gesicht des Affen, doch er konnte nicht erkennen, ob sein Double ihm gerade gut oder schlecht gesonnen war. Statt dessen überkam ihn ein weiteres Mal das schaurige Gefühl, daß er einen hautnahen Einblick in die Evolutionsgeschichte hatte. »Was ist los?« fragte Melanie.

»Er ist so schreckhaft«, erwiderte Kevin. »Ich weiß nicht, ob ich an ihm vorbeigehen soll oder lieber nicht.«

»Bitte fang jetzt nicht wieder mit diesem Spielchen an, bei dem ver-

liert, wer sich zuerst bewegt«, ermahnte ihn Melanie. »Denk daran, wir sind in Eile.«

»Okay«, seufzte Kevin. Er holte tief Luft und ging auf der äußersten Kante der Brücke ganz langsam um den Bonobo herum. Der Affe beobachtete ihn aufmerksam, rührte sich aber nicht vom Fleck.

»Mein Gott, kostet mich das Nerven!« stöhnte Kevin, als er den Brückenpfeiler hinunterkletterte.

»Wollen wir ihn hier zurücklassen?« fragte Melanie. Kevin kratzte sich am Kopf. »Ich weiß nicht. Wenn er hierbleibt, animiert er die anderen womöglich, auch zur Brücke zu gehen, aber andererseits ist es vielleicht besser, wenn er uns begleitet.«

»Wir können ja einfach losgehen«, schlug Melanie vor. »Dann kann er selbst entscheiden.« Melanie und Kevin brachen auf und waren froh, als sie sahen, daß Bonobo Nummer eins sofort von der Brücke hinabstieg und ihnen folgte.

Da sie wußten, daß Candace und die anderen Amerikaner warteten, beeilten sie sich. An den Käfigen angelangt, öffnete Kevin ohne zu zögern die erste Tür, Melanie die zweite. Die Tiere kamen sofort heraus und tauschten ein paar Laute mit Bonobo Nummer eins aus. Kevin und Melanie öffneten die nächsten beiden Käfige.

Innerhalb weniger Minuten war ein Dutzend Bonobos frei; sie liefen umher, streckten sich und unterhielten sich in ihrer Laut- und Gebärdensprache.

»Ich glaube, unser Plan funktioniert«, stellte Kevin fest. »Wenn sie auf schnellstem Wege hätten die Flucht ergreifen wollen, wären sie längst im Wald verschwunden. Ich glaube, sie spüren irgendwie, daß sie die Insel verlassen müssen.«

»Vielleicht sollte ich Candace und unsere neuen Freunde holen«, schlug Melanie vor. »Zum einen könnten sie das Schauspiel dann mit ansehen, und zum anderen könnten sie uns helfen, die Befreiungsaktion zu beschleunigen.«

»Gute Idee«, stimmte Kevin ihr zu und ließ seinen Blick an der langen Reihe von Käfigen entlangschweifen. Es waren mehr als siebzig.

Während Melanie in der Dunkelheit der Nacht verschwand, nahm

er sich die nächsten Käfige vor. Dabei fiel ihm auf, daß Bonobo Nummer eins immer an seiner Seite blieb, um seine jeweils neu befreiten Artgenossen zu begrüßen. Als Kevin ein halbes Dutzend weiterer Tiere befreit hatte, trafen Melanie und der Rest der Gruppe ein. Beim Anblick der Affen war ihnen erst etwas bange zumute, und sie wußten nicht, wie sie reagieren sollten. Die Tiere ignorierten die Neuankömmlinge einfach; um Warren machten sie allerdings einen großen Bogen. Er hatte das Maschinengewehr mitgebracht, und Kevin vermutete, daß die Affen es für das Betäubungsgewehr hielten.

»Sie sind so ruhig«, staunte Laurie. »Irgendwie kommen sie mir unheimlich vor.«

»Sie sind deprimiert«, erklärte Kevin. »Entweder stehen sie noch unter dem Einfluß der Beruhigungsmittel, oder sie haben ihre Gefangenschaft noch nicht verwunden. Aber Sie sollten nicht zu nahe an sie herangehen. Im Moment wirken sie zwar friedlich, aber sie sind unglaublich stark.«

»Können wir irgendwie helfen?« fragte Candace. »Öffnet einfach die Türen der Käfige«, erwiderte Kevin. Zu siebt hatten sie im Nu alle Käfige geöffnet. Als auch der letzte Bonobo sein Gefängnis verlassen hatte und in die Nacht herausgetreten war, gab Kevin den anderen zu verstehen, daß sie sich langsam in Richtung Brücke begeben sollten. Bonobo Nummer eins, der Kevin nicht von der Seite gewichen war, klatschte laut in die Hände, wie er es auch getan hatte, als er Kevin und den Frauen am Rande des Sumpfgebietes zum ersten Mal begegnet war. Dann brüllte er ein paar heisere Laute in die Nacht und ging hinter den Menschen her. Die anderen Bonobos folgten ihm friedlich.

Ohne Zwischenfall führten Kevin und seine sechs Begleiter den Zug der einundsiebzig transgenen Bonobos über die Lichtung bis hin zur Brücke. Dort angelangt, traten sie zur Seite. Bonobo Nummer eins blieb vor dem Stützpfeiler stehen. »Sta zik arak!« forderte Kevin sein Double noch einmal auf, wobei er wieder die Finger spreizte und die Hände mehrmals von seiner Brust wegbewegte. Dann zeigte er in Richtung Festland, wo sich die unerforschten Weiten Zentralafrikas erstreckten.

Bonobo Nummer eins neigte noch einmal kurz den Kopf und sprang dann mit einem Satz auf den Pfeiler. An sein Volk gewandt brüllte er ein letztes Mal ein paar Laute in die Nacht. Dann kehrte er Isla Francesca den Rücken und überquerte die Brücke zum Festland. Die Gruppe seiner Artgenossen folgte ihm.

»Ich komme mir vor wie bei einem Massenexodus«, scherzte Jack.

»Spar dir deine blasphemischen Bemerkungen«, wies Laurie ihn mit einem Zwinkern zurecht. Dabei mußte sie sich eingestehen, daß er nicht ganz unrecht hatte. Sie war selbst von Ehrfurcht ergriffen, so faszinierend war das einzigartige Schauspiel, das da vor ihren Augen abrollte. Wie von magischer Hand geführt, verschwanden die Tiere leise im düsteren Dschungel. Gerade noch waren sie nervös über die Brücke gelaufen, ein paar Sekunden später waren sie bereits wie Wasser, das von einem Schwamm aufgesogen wird, wie vom Erdboden verschluckt. Die sieben blieben noch eine Weile regungslos stehen. Schließlich brach Kevin das Schweigen.

»Ich bin wirklich froh, daß sie die Insel verlassen haben«, seufzte er. »Vielen Dank, daß ihr mir geholfen habt. Vielleicht fällt es mir jetzt ein bißchen leichter, meine Schuldgefühle zu verarbeiten. Eigentlich hätte ich diese Kreaturen natürlich niemals erschaffen dürfen!« Mit diesen Worten trat er an den Pfeiler und drückte den roten Knopf. Mit einem leisen Quietschen fuhr die Brücke wieder ein. Sie wandten sich um und gingen langsam zum Anleger, wo sie ihr Boot festgemacht hatten.

»Das war wirklich mit Abstand der kurioseste Umzug, den ich je gesehen habe«, sagte Jack.

Auf halber Strecke blieb Melanie plötzlich stehen und rief: »O nein! Seht mal!«

Sie zeigte auf den Waldrand jenseits des Flusses. Alle Blicke richteten sich sofort auf die Stelle. Durch das Dickicht hindurch erkannten sie die Scheinwerferlichter etlicher Autos. Die Fahrzeuge manövrierten gerade den schmalen, zur Brücke führenden Pfad hinunter.

»Wir dürfen auf keinen Fall zu unserem Boot!« rief Warren. »Dann sehen sie uns sofort.«

»Aber hier können wir auch nicht bleiben«, stellte Jack klar.

»Los!« brüllte Kevin. »Zurück zu den Käfigen!« Sie drehten sich um und rannten so schnell sie konnten auf den Dschungelrand zu. Kaum hatten sie sich hinter den Käfigen verkrochen, da tauchten die Scheinwerferlichter der nach Westen abbiegenden Fahrzeuge die Rodung auch schon in gleißendes Licht. Plötzlich stoppten die Autos, ohne daß jedoch die Motoren und die Scheinwerfer abgestellt wurden.

»Äquatorialguinesische Soldaten«, flüsterte Kevin.

»Und Siegfried«, fügte Melanie hinzu. »Den erkenne ich sogar auf diese Entfernung. Außerdem sehe ich den Streifenwagen von Cameron McIvers.«

Auf einmal wurden sie von einem Suchscheinwerfer angestrahlt. Erst schwenkte der grelle Scheinwerfer die Reihe der Käfige entlang, dann bewegte er sich hinüber zum Flußufer. Plötzlich war das Boot, mit dem sie gekommen waren, hell angeleuchtet.

Obwohl sie mindestens fünfzig Meter von Siegfried und seinen Leuten entfernt waren, hörten sie die Männer aufgeregt über ihre Entdeckung reden.

»Sieht gar nicht gut für uns aus«, stellte Jack fest. »Jetzt wissen sie, daß wir auf der Insel sind.«

Wie aus heiterem Himmel ratterte plötzlich eine Maschinengewehrsalve durch die Nacht.

»Worauf schießen sie denn bloß?« fragte Laurie.

»Ich fürchte, sie ballern auf unser Boot«, erwiderte Jack. »Dann kann ich meine Kaution wohl abschreiben.«

»Mir ist jetzt gar nicht nach deinen blöden Witzen zumute!« klagte Laurie.

Auf einmal erschütterte eine Explosion die Stille der Nacht. Der auflodernde Feuerball erhellte die Szenerie für einen Augenblick und warf einen hellen Lichtschein auf die Soldaten.

»Das muß der Benzintank gewesen sein«, stellte Kevin fest. »Damit können wir das Boot getrost vergessen.« Ein paar Minuten später wurde der Suchscheinwerfer ausgestellt. Das erste Fahrzeug machte eine Kehrtwende und fuhr den Pfad hinauf in Richtung Cogo.

»Hat irgendjemand eine Ahnung, was da vor sich geht?« fragte

Jack.

»Sieht so aus, als ob Siegfried und Cameron in die Stadt zurückfahren«, erklärte Melanie. »Da sie wohl wissen, daß wir auf der Insel sind und nicht entkommen können, wägen sie sich wahrscheinlich in Sicherheit.«

Plötzlich gingen auch die Suchscheinwerfer des zweiten Fahrzeugs aus. Mit einem Mal war die gesamte Umgebung stockfinster. Sogar der Mond hatte aufgehört zu scheinen; er stand ganz tief am westlichen Horizont.

»Irgendwie fand ich es ja besser, als wir noch eine Ahnung hatten, wo diese Typen waren und was sie gerade vorhatten«, bemerkte Warren.

»Wie groß ist die Insel eigentlich?« fragte Jack.

»Gut neun Kilometer lang und dreieinhalb Kilometer breit«, erwiderte Kevin. »Aber…«

»Sie machen ein Lagerfeuer«, fuhr Warren dazwischen. Zuerst sahen sie nur ein paar vereinzelte goldene Funken am Brückenpfeiler auf der anderen Seite aufsteigen, doch schon bald flackerte ein richtiges Feuer, an dessen Rand sie die wie Gespenster aussehenden Soldaten umherhuschen sahen.

»Ist das nicht nett?« sagte Jack. »Sieht aus, als würden sie es sich richtig gemütlich machen.«

»Was tun wir denn jetzt?« fragte Laurie verzweifelt.

»Solange die Soldaten am anderen Ende der Brücke auf der Lauer liegen, haben wir keine große Wahl«, erwiderte Warren. »Soweit ich erkennen kann, sind es sechs.«

»Hoffen wir vor allem, daß sie nicht rüberkommen!« sagte Jack stirnrunzelnd.

»Das werden sie erst bei Einbruch der Morgendämmerung«, vermutete Kevin. »Im Dunkeln werden sie es niemals wagen. Ist aus ihrer Sicht auch gar nicht nötig. Sie gehen schließlich davon aus, daß wir auf der Insel festsitzen.«

»Vielleicht sollten wir zum Festland rüberschwimmen?« schlug Jack vor. »Es dürften kaum mehr als zwölf bis vierzehn Meter sein, und wie es aussieht, gibt es so gut wie keine Strömung.«

»Ich bin kein guter Schwimmer«, wandte Warren ein. »Das hab' ich dir vorher gesagt.«

»Außerdem wimmelt es hier überall von Krokodilen«, gab Kevin zu bedenken.

»O nein!« rief Laurie. »Und das sagen Sie uns jetzt erst?«

»Aber wir müssen nicht schwimmen!« fuhr Kevin fort. »Ich hoffe es zumindest. Wenn wir Glück haben, ist das Boot, mit dem Melanie, Candace und ich auf die Insel gelangt sind, noch da, wo wir es festgemacht haben. Es ist groß genug für uns alle.«

»Super!« rief Jack. »Wo ist es?«

»Da steht uns eine kleine Wanderung bevor«, erwiderte Kevin. »Nach meiner Schätzung müßten es etwa zwei Kilometer sein, aber wenigstens gibt es einen gerade erst freigeschlagenen Weg.«

»Klingt nach einem Parkspaziergang«, witzelte Jack.

»Wie spät ist es jetzt?« fragte Kevin. »Zwanzig nach drei«, erwiderte Warren. »Dann haben wir nur noch eineinhalb Stunden bis zum Anbruch der Dämmerung«, erklärte Kevin. »Wir sollten uns sputen.«

Was Jack im Scherz als Parkspaziergang bezeichnet hatte, entpuppte sich für alle sieben als eine der schlimmsten Torturen ihres Lebens. Da sie ihre Taschenlampen auf den ersten zwei- bis dreihundert Metern lieber nicht anknipsen wollten, staksten sie planlos durch die Finsternis. Es war, als würde ein Blinder ein paar andere Blinde führen. Nicht ein einziger Lichtstrahl drang in das Innere des Dschungels. Es war so dunkel, daß es keinen Unterschied machte, ob sie die Augen geöffnet oder geschlossen hielten.

Kevin ging voran und versuchte, den Weg zu ertasten. Doch er vertat sich ständig, so daß sie dauernd zurückgehen mußten, um den Pfad wiederzufinden. Wohl wissend, was für Tiere den Dschungel bewohnten, hielt er jedesmal die Luft an, wenn er seine Hand oder seinen Fuß in die Dunkelheit vorstreckte.

Die anderen staksten schlangenartig im Gänsemarsch hinter ihm her; jeder hatte die Hände auf die Schultern der unsichtbaren Person vor sich gelegt. Jack hatte anfangs noch versucht, die Situation zu verharmlosen, doch nach einer Weile versagte selbst ihm sein ansonsten so kesses Mundwerk. Von allen Seiten schnatterten, zirpten,

brüllten und zwitscherten lauthals die nachtaktiven Urwaldtiere, hin und wieder gellten Schreie durch die Nacht. Allmählich steigerte sich die Furcht der sieben Fliehenden fast ins Unerträgliche.

Als sie es endlich für sicher genug hielten, die Taschenlampen anzuknipsen, kamen sie etwas zügiger voran. Gleichzeitig lief es ihnen aber jetzt kalt den Rücken herunter, als sie sahen, wie viele Schlangen und Insekten sich am Wegesrand tummelten; vor allem schauderte es sie, weil sie ein paar Minuten zuvor nicht einmal geahnt hatten, was für gefährliche Tiere sich in ihrer unmittelbaren Nähe aufhielten.

Schließlich erreichten sie das Sumpfgebiet in der Nähe des Lago Hippo. Als sie aus dem dunklen Wald heraustraten, hellte sich am östlichen Horizont bereits der Himmel auf. Eigentlich hatten sie gehofft, das Schlimmste nun hinter sich zu haben, doch sie hatten sich zu früh gefreut. Die Nilpferde waren zum Grasen aus dem Wasser gekommen. Im Halbdunkel der beginnenden Dämmerung wirkten sie riesig.

»Sie sehen vielleicht nicht so aus, aber sie sind wahnsinnig gefährlich«, warnte Kevin seine Freunde. »Jedes Jahr werden jede Menge Menschen von Nilpferden getötet.« Sie machten einen großen Bogen um die grasenden Kolosse, doch als sie sich dem Schilf näherten, wo sie ihr kleines Kanu wiederzufinden hofften, mußten sie ganz nah an zwei gewaltig großen Exemplaren vorbei. Zunächst schien es so, als würden die Tiere ihnen nur schläfrig hinterhersehen, doch dann stürmten sie plötzlich ohne jede Vorwarnung los. Zum Glück rasten sie in Richtung See, wobei sie einen ohrenbetäubenden Tumult verursachten. Jedes der mehrere Tonnen wiegenden Tiere zog eine breite Spur hinter sich her, als es durch das Schilf ins Wasser trampelte. Für einen Augenblick hielten sie alle vor Angst die Luft an.

Ein paar Minuten später hatten sie sich soweit von dem Schock erholt, daß sie weitergehen konnten. Der Himmel wurde immer heller, und sie wußten, daß sie keine Zeit zu verlieren hatten. Der Marsch hatte viel länger gedauert als geplant.

»Gott sei Dank, es ist noch da!« rief Kevin, als er sich einen Weg durch das Schilf bahnte und das kleine Kanu entdeckte. Sogar die

Styropor-Kühlbox stand noch da, wo sie sie zurückgelassen hatten.

Doch nun tauchte das nächste Problem auf: Sie kamen zu dem Schluß, daß es viel zu gefährlich war, in dem winzigen Kanu sieben Leute zu befördern. Nach einer aufgeregten Debatte entschieden sie, daß Jack und Warren im Schilf warten sollten, bis Kevin ein zweites Mal mit dem Kanu zurückkam. Die Warterei war die reinste Hölle. Der Himmel wurde immer heller und kündigte bereits den direkt bevorstehenden Sonnenaufgang an, was wiederum bedeutete, daß jeden Moment die Soldaten aufkreuzen konnten. Außerdem überlegten sie voller Sorge, was sie tun sollten, wenn das Motorboot nicht mehr da war. Wenn Jack und Warren sich nicht gegenseitig nervöse Blicke zuwarfen, sahen sie voller Unruhe auf ihre Uhren oder versuchten, sich vor den unersättlichen Insekten zu retten. Hinzu kam, daß sie der totalen Erschöpfung nahe waren. Als sie schon befürchteten, daß den anderen irgend etwas Furchtbares zugestoßen sein mußte, tauchte Kevin mit einem Mal am Rande des Schilfs auf und kam leise auf sie zugepaddelt. Es erschien ihnen wie ein Wunder. Warren kletterte in das Kanu, Jack folgte ihm.

»Ist mit dem Motorboot alles in Ordnung?« fragte Jack besorgt.

»Zumindest war es noch da«, erwiderte Kevin. »Den Motor habe ich nicht ausprobiert.«

Sie paddelten rückwärts aus dem Schilf und steuerten auf den Rio Diviso zu. Dummerweise wimmelte es überall von Nilpferden und Krokodilen, so daß sie den Tieren ständig ausweichen und dadurch die doppelte Wegstrecke zurücklegen mußten. Kurz bevor sie in die im Dickicht versteckte Mündung des bis an die Ufer mit Dschungelpflanzen bewachsenen Flusses hineinglitten, sahen sie in der Ferne ein paar Soldaten über die Lichtung schleichen.

»Ob sie uns wohl gesehen haben?« fragte Jack.

»Man kann nie wissen«, erwiderte Kevin. »Wenn wir es schaffen, dann mit Ach und Krach«, stellte Jack fest.

Für die Frauen entpuppte sich die Warterei als genauso schlimme Nervenprobe wie zuvor für Jack und Warren. Als das kleine Kanu endlich in Sicht kam, weinten sie vor Erleichterung. Ihre letzte Sorge galt dem Außenbordmotor. Jack willigte ein, daß am besten er sich

darum kümmerte, weil er als Jugendlicher häufig an ähnlichen Motoren herumgebastelt hatte. Während er seinen Check vornahm, paddelten die anderen schon los, um das große Boot aus dem Schilf heraus ins offene Wasser zu manövrieren.

Jack drückte die Pumpe, um Benzin einzuspritzen, stieß ein Stoßgebet gen Himmel und zog an der Schnur. Stotternd sprang der Motor an. In der morgendlichen Stille verursachte er ein unglaubliches Getöse. Jack strahlte Laurie an, die ihm zum Zeichen des Triumphs den Daumen entgegenreckte.

Jack gab Vollgas und steuerte direkt nach Süden. Am Horizont sahen sie bereits die grüne Küstenlinie von Gabun.

Epilog
18. März 1997, 15.45 Uhr
New York City

Lou Soldano sah auf die Uhr und ließ seine Polizeimarke aufblitzen, um in den Zollbereich der internationalen Ankunftshalle des Kennedy Airports vorgelassen zu werden. Der Verkehr im Midtown Tunnel war dichter gewesen, als er erwartet hatte, und jetzt hoffte er, daß er noch rechtzeitig kam, um die zurückkehrenden Weltreisenden in Empfang zu nehmen. Er wandte sich an einen der Flughafengepäckträger und fragte, auf welchem Band das Gepäck des Air-France-Fluges ankommen würde.

»Ganz am Ende«, erwiderte der Gepäckträger und zeigte einen langen Flur entlang.

Hab' ich wieder ein Glück, fluchte Lou vor sich hin und rannte los. Nach ein paar Schritten wurde er langsamer und schwor sich zum millionsten Mal, mit dem Rauchen aufzuhören. Als er sich dem letzten Band näherte, sah er sofort, wohin er mußte. Auf dem Monitor prangte in großen Buchstaben AIR FRANCE. Um das Band drängelten sich jede Menge Menschen. Er entdeckte die Gruppe sofort. Obwohl sie ihm alle den Rücken zuwandten, erkannte er Laurie an ihrem Haar. Er quetschte sich zwischen den anderen Passagieren hindurch und zwickte sie in den Arm. Sie drehte sich entrüstet um, doch als sie ihn erkannte, umarmte sie ihn so überschwenglich, daß er rot wurde.

»Ist ja gut«, brachte Lou lachend hervor. »Du zerquetscht mich ja.«

Laurie ließ ihn los, damit er Jack und Warren die Hände schütteln konnte. Natalie bekam ein Küßchen auf die Wange. »Hattet ihr eine schöne Reise?« fragte Lou. Man sah ihm an, wie aufgeregt er war.

Jack zuckte mit den Achseln und sah Laurie an. »War schon okay«, erwiderte er unverbindlich.

»Ja, es war ganz okay«, stimmte Laurie zu. »Leider haben wir nicht viel erlebt.«

»Ach tatsächlich?« fragte Lou. »Das wundert mich aber. Nach Afrika zu fliegen und nichts zu erleben - also wirklich! Ich war ja noch nicht da, aber ich hab' da so einiges gehört.«

»Was haben Sie gehört?« wollte Warren wissen. »Zum Beispiel, daß es dort viele Tiere geben soll«, erwiderte Lou.

»Und das soll alles sein?« fragte Natalie. Lou zuckte beschämt mit den Schultern. »Ich denke schon. Jede Menge Tiere und das Ebolavirus. Aber ich sagte ja schon, ich war noch nie da.«

Jack konnte nicht mehr an sich halten und mußte laut loslachen. Die anderen fielen mit in das Gelächter ein.

»Was wird hier eigentlich gespielt?« fragte Lou. »Wollt ihr mich auf den Arm nehmen?«

»Ja«, erwiderte Laurie. »Unsere Reise war phantastisch! Der erste Teil hat uns ganz schön Nerven gekostet, aber nachdem wir knapp mit dem Leben davongekommen waren und es über die Grenze nach Gabun geschafft hatten, haben wir uns den Rest der Zeit prima amüsiert.«

»Habt ihr denn nun Tiere gesehen?« wollte Lou wissen.

»Mehr als du dir vorstellen kannst«, erwiderte Laurie. »Siehst du«, sagte Lou. »Das sagt einfach jeder, den man fragt. Vielleicht sollte ich auch mal nach Afrika fahren.« Als alle ihr Gepäck hatten, passierten sie den Zoll und gingen durch die Halle zum Ausgang. Lous nicht gekennzeichneter Polizeiwagen stand am Bürgersteig.

»Eine der wenigen Vergünstigungen, die man als Polizist hat«, erklärte er.

Sie packten die Taschen in den Kofferraum und stiegen ein. Laurie setzte sich auf den Beifahrersitz. Lou hatte die Ausfahrtsstraße kaum verlassen, als sie auch schon im dichten Verkehr feststeckten.

»Und wie ist es dir so ergangen?« fragte Laurie. »Bist du mit dem Franconi-Fall vorangekommen?«

»Ich dachte schon, ihr würdet gar nicht mehr danach fragen«, klagte Lou. »Dabei ist so viel passiert. Ihr macht euch gar kein Bild! Das Bestattungsinstitut Spoletto war ein absoluter Volltreffer. Im Moment stehen die Mafiosi Schlange, um in das Zeugenschutzprogramm aufgenommen zu werden. Sogar gegen Vinnie Dominick

wurde Anklage erhoben.«

»Klasse!« staunte Laurie. »Und was ist mit diesem finsteren Angelo Facciolo?«

»Der sitzt im Knast«, erwiderte Lou. »Wir haben ihn wegen der Entführung von Franconis Leiche drangekriegt. Das ist zwar erst mal nicht viel, aber denk dran - Al Capone haben sie wegen Steuerhinterziehung festgenagelt.«

»Hast du auch rausgefunden, wer der Informant im Gerichtsmedizinischen Institut war?« fragte Laurie.

»Ja, die Sache ist auch geklärt«, erwiderte Lou. »Es war Vinnie Amendola. Mit seiner Hilfe konnten wir Angelo wegen des Leichenraubes festnageln. Vinnie wird gegen ihn aussagen.«

»Dann war es also tatsächlich Vinnie?« sagte Laurie. In ihrer Stimme schwang eine Mischung aus Selbstbestätigung und Bedauern mit.

»Dann ist ja klar, warum er in der letzten Zeit immer so seltsam war«, fügte Jack vom Rücksitz hinzu.

»Und dann gab es noch eine überraschende Wendung«, fuhr Lou fort. »Es gibt nämlich noch jemanden, der ziemlich dick in der Geschichte mit drinhängt. Offenbar ist er zur Zeit außer Landes. Wenn er zurückkommt, wandert er direkt in den Knast. Er soll für den Mord an einem Teenager, einer gewissen Cindy Carlson aus Jersey, verantwortlich sein. Wir gehen davon aus, daß Franco Ponti und Angelo Facciolo das Mädchen im Auftrag von diesem Kerl um die Ecke gebracht haben. Er heißt Dr. Raymond Lyons. Hat von euch vielleicht schon mal jemand den Namen gehört?«

»Nie gehört«, erwiderte Jack.

»Ich auch nicht«, fügte Laurie hinzu.

»Er hat irgend etwas mit Organtransplantationen zu tun«, erklärte Lou. »Daran wart ihr doch so interessiert. Aber darüber können wir ja später reden. Jetzt will ich erst mal etwas über den ersten Teil eurer Reise hören. Was hat euch denn so viele Nerven gekostet?«

»Ich glaube, für die Geschichte mußt du uns zum Essen einladen«, stellte Laurie klar. »Das ist nämlich eine etwas längere Erzählung.«

Glossar

BONOBO: Ein Menschenaffe, der 1933 als eigene Art klassifiziert wurde. Er ist mit dem Schimpansen verwandt, läuft gelegentlich aufrecht und lebt ausschließlich in einem bestimmten Gebiet von Zaire. Man schätzt die Population auf weniger als zwanzigtausend Individuen.

CHROMOSOM: Ein längliches Gebilde im Kern einer Zelle, das DNA enthält. Menschen und Menschenaffen besitzen dreiundzwanzig Chromosomenpaare, also insgesamt sechsundvierzig Chromosomen.

CROSSING OVER: Der Austausch von Chromosomenteilen zwischen Chromosomenpaaren während der Meiose.

DNA: Eine Abkürzung für desoxiribonucleid acid, auf deutsch Desoxiribonukleinsäure (DNS); enthält die genetische Information.

ENDOTHELISIERUNG: Die Heilung der inneren Oberfläche von Blutgefäßen durch Zellen, die diese Oberflächen auskleiden.

FORENSISCHE MEDIZIN: Ein Teilgebiet der Pathologie, das die Wissenschaft der Pathologie mit dem Zivil- und Strafrecht verbindet.

GEN: Eine funktionelle Einheit der Erbmasse, die aus einer DNA-Sequenz besteht, die auf einer speziellen Stelle des Chromosoms liegt.

GENOM: Die gesamte genetische Ausstattung eines Organismus. Das menschliche Genom besteht aus ungefähr hunderttausend Genen.

GRANULOM: Eine geschwulstähnliche Neubildung aus verschiedenen spezialisierten Zellen als Folge einer chronischen Entzündung.

HISTOKOMPATIBILITÄT: Gewebeverträglichkeit, das heißt Organe oder Gewebe zweier oder mehrerer Organismen können untereinander ausgetauscht werden, ohne daß es zu einer Abstoßungsreaktion kommt (zum Beispiel bei eineiigen Zwillingen).

HOMOLOGE CHROMOSOMEN: Chromosomen, die im Hinblick auf ihre Gene und ihre sichtbare Struktur gleich sind, zum Beispiel die beiden Chromosomen eines Chromosomenpaars.

HOMOLOGE TRANSPOSITION: Der Austausch entsprechender Teile von DNA zwischen homologen Chromosomen.

LYMPHOKINE: Immunologisch aktive Hormone, die durch bestimmte Immunzellen, die Lymphozyten, produziert werden.

MEIOSE: Eine spezielle Art der Zellteilung, die während der Bildung der Geschlechtszellen (Eizellen und Spermien) auftritt; die dabei entstehenden Geschlechtszellen verfügen nur über den halben Chromosomensatz. Bei Menschen hat jede Geschlechtszelle dreiundzwanzig Chromosomen.

MITOCHONDRIEN: Sich selbst vermehrende Einheiten in Zellen, die Energie produzieren.

MITOCHONDRIALE DNA: Die für die Vermehrung der Mitochondrien notwendige DNA. Mitochondrien werden nur von der Mutter vererbt.

MEROZOIT: Ein Stadium im Lebenszyklus mancher Parasiten, das diesen Organismen ermöglicht, sich innerhalb des Wirts zu verbreiten und zusätzliche Zellen zu infizieren.

PARASIT: Ein Organismus, der in oder auf einem anderen Organismus (oder Wirt) lebt. Ein Parasit nutzt dem Wirt nicht, meistens schadet er ihm eher.

PARASITOLOGIE: Ein Zweig der Biologie, der sich mit Parasiten beschäftigt.

PATHOLOGIE: Ein Zweig der Medizinwissenschaft, der sich mit der Ursache, dem Fortschreiten, den anatomischen Auswirkungen und den Folgen einer Krankheit beschäftigt.

REKOMBINANTE DNA: Ein zusammengesetztes DNA-Molekül, das im Labor aus DNA von verschiedenen Quellen gebildet wurde.

REKOMBINATIONS-DNA-TECHNOLOGIE: Das Verfahren, DNA zu trennen, herzustellen und Teile von DNA oder Genen neu zu kombinieren.

RIBOSOMALE PROTEINE: Die Proteine, die ein Ribosom bilden. Die DNA, die für diese Proteine kodiert, ist für jede Art spezifisch und wird benutzt, um die Herkunft von Gewebe herauszufinden; zum Beispiel, um zu bestimmen, ob es sich bei bestimmtem Blut um menschliches Blut oder Blut einer bestimmten Tierart handelt.

RIBOSOM: Der Zellbestandteil, der für die Bildung sämtlicher zellulärer Proteine zuständig ist.

SCHIMÄRE: In der griechischen Mythologie ein Mischwesen aus einem Löwen, einer Ziege und einer Schlange. In der Literatur ist eine Schimäre ein Phantasiewesen: eine unmögliche Mischung. In der Biologie ist eine Schimäre ein Organismus, der genetisch unterschiedliche Zellen enthält. In der Genetik ist eine Schimäre ein DNA-Molekül, das aus DNA verschiedener Spezies besteht.

TRANSGEN: Ein Organismus, dessen Genom ein oder mehrere Gene einer anderen Art enthält (zum Beispiel Schweine, denen man menschliche Gene hinzugefügt hat, um die Transplantation ihrer Herzklappen auf den Menschen zu erleichtern).

XENOTRANSPLANTAT: Ein Organ oder Gewebe, das einer Art entnommen und in eine andere Art transplantiert wurde. Im allgemeinen handelt es sich bei einem Xenotransplantat um ein tierisches Organ oder Gewebe, das einem Menschen übertragen wurde (zum Beispiel Herzklappen von Schweinen).

ZENTROMER: Ein spezieller Teil eines Chromosoms, der bei der Verdoppelung des Chromosoms während der Zellteilung eine wichtige Rolle spielt.